This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

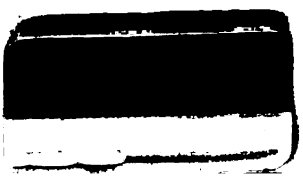
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin



System

der Wissenschaft.

Ein philosophisches Encheiridion.

Von

Dr. Karl Rosenkranz,

Dr. der Theologie und ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg.

Königsberg, 1850.

Verlag der Gebrüder Borntträger.

PRINTED IN GERMANY

268653
AUG 21 1928
BE
R72

Einleitung.

AUG 21 1928

Dem, der an einen Gegenstand, ihn zu erkennen, herantritt, pflegt eine Einleitung angenehm und erwünscht zu sein. Sie wird ihn, so stellt er sich vor, sanft und gleichsam unvermerkt einweihen. Ohne große Anstrengungen zu machen, hofft er durch sie des wesentlichsten Gehaltes einer Sache sich zu bemächtigen, und dann, als im Allgemeinen orientirt, mit leichterem Verständniß sich an das Besondere heranwagen zu können.

Wo aber sollte eine solche Einleitung willkommener sein, als gerade bei einem Gegenstande, der das mißliche Vorurtheil, nahezu der schwierigste zu sein, mit sich bringt, bei der Philosophie? Die Literatur bestätigt diese Erwartung, denn sie ist ungemein reich an solchen Büchern, die dem Geist eine allmälige, unschwere Einführung in den Tempel der Wahrheit und Gewißheit verheißen.

Auffallend aber ist sogleich die Thatsache, daß fast alle diese Bücher ohne sonderlichen Werth sind, daß sie meistens von subalternen Köpfen für Nützlichkeitszwecke verfaßt werden, daß sie von jenen wohlweisen Naturen ausgehen, die sich bei der breitspurigen Verständigkeit ihres Lehrtalents in der didaktischen Bevormundung Anderer gefallen.

Aus unserer Deutschen philosophischen Literatur lassen sich, jedoch glücklicher Weise einige classische protreptische und isagogische Schriften nennen. Ich rechne dahin Kant's Prole-

gomena zur Kritik der reinen Vernunft; Schelling's jedes empfängliche Gemüth begeisternde Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums und Herbarts mit seinem pädagogischen Tact geschriebene Einleitung in die Philosophie. Bei den Engländern würd' ich Bacon's Schrift de augmentis scientiarum; bei den Franzosen des Descartes Meditationen über die Methode, bei den Niederländern Spinoza's Tractatus de emendatione intellectus dahin ziehen. Von der Aristotelischen Philosophie würde ich die Kategorieen mit der Hermeneutik, von der Platonischen den Theätetos als solche in den Begriff und das Studium der Philosophie einleitende bezeichnen.

Diese Schriften sind, nach meiner Meinung, Jedem zu empfehlen, der mit der Philosophie sich propädeutisch bekannt machen will. Sie enthalten die wichtigsten Gedanken, auf die es ankommt, sie enthalten sie in würdiger, classischer, gedrängter Form, ohne jene rhetorische hin und her reflectirende Verweitläufigung, mit welcher die Mittelmäßigkeiten ihrer sauren Pflicht, deutlich zu werden, ein Genüge zu thun streben. Im Gefühl der innern Unsicherheit häufen die Gutmeinenden Worte auf Worte, Citat auf Citat, um den Leser mehr zu verwirren, als aufzuklären.

Aber diese Erfolglosigkeit liegt in der Sache begründet, weil man sich eine falsche Aufgabe stellt, deren Lösung unmöglich ist.

Um nämlich die Wahrheit zu gestehen, so kann auch eine Einleitung in die Philosophie doch nicht umhin, von der Philosophie zu handeln. Die gewöhnlichen Einleitungen aber wollen zwar in die Philosophie einführen, allein die eigentliche Speculation, das wirkliche Philosophiren vermeiden. Sie gerathen daher in einen Widerspruch und beschäftigen sich, um

gründlich die Sache zu umgehen, mit tausend andern Dingen, nur nicht mit Philosophie.

Jene oben genannten classischen Schriften unterscheiden sich eben dadurch von ihnen, daß sie mit der Philosophie Ernst machen und vom Leser das Denken fordern. Diese Forderung ist unerläßlich. Wie soll man wohl Jemand in die Philosophie einleiten, der kein Bedürfniß dazu hat, dem das Denken noch nicht in den Sinn gekommen?

Alles Einleiten aber wird mehr oder weniger folgende Puncte zu berühren haben:

1) den Begriff des Bewußtseins, wie es sich auf den Standpunct der Vernünftigkeit stellt, denn die Philosophie soll die Wissenschaft der Vernunft, nicht die der bloßen Erfahrung oder des bloßen Verstandes sein;

2) den Begriff der verschiedenen Formen der theoretischen Intelligenz, denn die Philosophie soll sich als Denken von den Stufen der Vorstellung und des Gefühls unterscheiden;

3) den Begriff der Formen des Denkens selber als Begriff, Urtheil und Schluß, weil in ihnen sich alle Entwicklung des Wissens bewegen muß, worin auch immer der besondere Inhalt bestehe;

4) den Begriff der Eintheilung der Wissenschaft nach den höchsten Principien, denn von der Philosophie aus sollen alle Wissenschaften ihre organische Gliederung empfangen;

5) den Begriff des Standpunctes, auf welchem die Wissenschaft gerade zur Zeit sich befindet, um Bürgschaft zu leisten, daß die Darstellung in der That dem Bedürfniß der Gegenwart entspreche und ein wahrhaftes Resultat aller ihr vorangegangenen Vermittelungen sei.

Dieſe fünf Puncte ſind in den oben angeführten Schriften folgendermaaßen erledigt:

ad 1) der Begriff des Bewußtſeins, wie es ſich durch Vermittelung der Skepſis zur unbefangenen Freiheit des vernünftigen Denkens erhebt, iſt in den Meditationen des Descartes mit aller Friſche der originellen Entdeckung für immer geſchildert; Herbart hat für dies Moment das Studium des Sextus Empirikus empfohlen, allein ich halte dieſen für Anfänger zu ſchwer, weil er bereits eine große Vertrautheit mit der Geſchichte der Griechiſchen Literatur vorausſetzt;

ad 2) der Begriff des Stufenganges der Intelligenz von der Meinung bis zum Denken, wie es in ſeinem Begriff mit der Sache ſich Eines weiß, iſt im Platoniſchen Theätetos vortrefflich dargelegt; zur Erläuterung dienen die denſelben Punct betreffenden Bücher der Republik, die von der philoſophiſchen Methode handeln; von den Modernen aber iſt hier des Spinoza Tractatus de emendatione intellectus zu nennen, der den Unterſchied des Vorſtellens und Denkens, der inadäquaten und der adäquaten Idee unvergleichlich ſchön auseinanderſetzt;

ad 3) der Begriff der logiſchen Formen findet für Anfänger in den Anfangsſchriften des Ariſtoteliſchen Organons, namentlich in der Schrift περὶ ἑρμηνείας, noch immer ſeinen unterrichtendſten Anhalt, theils weil hier noch zugleich auf die grammatiſche Geſtaltung des Logiſchen Rückſicht genommen iſt, theils weil auch unſere dermalige formale Logik das Beſte, was ſie zu geben vermag, dem Ariſtoteles entnommen hat; nächſtdem ſind Kant's herrliche Prolegomena hieher zu ziehen, beſonders wegen des von ihm eingeführten Unterſchiedes von Verſtand und Vernunft;

ad 4) der Begriff der Eintheilung der Wissenschaften, das encyklopädische Moment der Erkenntniß, ist von Baco psychologisch, von Schelling aus der Idee des Absoluten heraus entwickelt worden. Baco hat aus der Phantasie, dem Gedächtniß und der Vernunft, Schelling aus der Duplicität des Absoluten im Realismus und Idealismus die Eintheilung abgeleitet. Beide Denker compensiren daher einander. Baco's interessant geschriebenes Werk de augmentis scientiarum Lib. IX. hat auf die Genealogie der Wissenschaften einen unermeßlichen Einfluß geübt, der noch jetzt fortwirkt, ohne daß man sich oft der Quelle bewußt ist; Schellings kurze aber enthusiastische Uebersicht in der Methode des akademischen Studiums concentrirt den Blick zu einer erhabenen Anschauung der Wissenschaft;

ad 5) der Begriff der historischen Einleitung in die Philosophie ist einer der geläufigsten und auch wirklich, beim ersten Anlauf, natürlichsten. Allein er ist doch mit großen Schwierigkeiten verbunden, als es, obenhin besehen, den Anschein hat, denn er ist ohne Kritik unmöglich, falls er einen gründlicheren Erfolg haben soll. In unserer Zeit ist er, namentlich auch für die mündliche akademische Darstellung, fast stereotyp geworden. Man hat vornämlich die Geschichte der Deutschen Philosophie seit Kant oder seit Leibnitz so behandelt. Soll einmal historisch eingeleitet werden, so ist jedoch Schelling Recht zu geben, daß man alsdann wenigstens mit Descartes anfangen müsse.

Von allen Büchern nun, die zugleich zu dem Zweck einer Einleitung in die Philosophie geschrieben sind, (denn die bisher genannten können einleiten, sind aber nicht in dieser Tendenz hervorgebracht) scheint mir nur das Herbart'sche nennenswerth. Es enthält alle hier aufgezählten Elemente: zuerst die

skeptische Orientirung, die Auseinandersetzung mit dem gemeinen Bewußtsein, die formale Logik, die encyklopädische Schreibung und zwischendurch eine quellenmäßige Berücksichtigung der Geschichte der Philosophie. Man kann ein entschiedener Gegner des Herbart'schen Standpunctes sein und doch das Verdienst dieses Buchs für die Schulung der philosophischen Novizen gern anerkennen.

Diese Schriften also scheinen mir als wirklich hodegetische zu empfehlen würdig, vor andern aber, die sich als solche aufdrängen, scheint mir eher zu warnen nöthig, da sie mehr ablenken, als einführen, mehr verdunkeln, als erhellen, mehr verengen als erweitern und doch die Einbildung erzeugen, man wisse, wenn man von ihrem eklektischrhetorischen Mahl genossen, wirklich Philosophie.

Indem ich nun hier ein System der philosophischen Wissenschaft aufstelle, könnte man dazu eine recht große Einleitung erwarten. Sofern dieselbe jedoch die Motive der Art und Weise meiner Bearbeitung enthalten müßten, erlaube ich mir, auf die Erläuterungen zu verweisen, in denen ich bei wichtigern Puncten immer auch diejenigen meiner Schriften absichtlich angeführt habe, in welchen dieselben eine tiefere Vorbegründung oder weitere Ausführung erhalten haben. Ich hielt mich dazu verpflichtet, damit das Publicum sich überzeugen könne, daß es in diesem System nicht eine eilfertige Construction, sondern ein reiflich erwogenes, nach allen Seiten lange vorbereitetes Werk empfängt, das vielleicht, so unvollkommen es sei, einiger Dauer fähig ist.

In dieser Darstellung nun habe ich im Ausdruck zwar der wissenschaftlichen Strenge nichts vergeben, wohl aber nach möglichster Deutlichkeit und sogar — mit Schüchternheit bekenn' ich es — nach Schönheit gestrebt, soweit solche mit der Para-

graphenform eines Compendiums überhaupt unthunlich ist. Ich sehe nicht ein, warum Lehrbücher das Vorrecht haben sollen, nicht in gutem Deutsch geschrieben zu sein. Mit diesem Streben nach anmuthender Klarheit habe ich für die Versöhnung der Philosophie mit den sogenannten Fachwissenschaften wieder einen Schritt vorwärts zu thun gesucht, da die Wissenschaft am Ende doch nur Eine und die Philosophie nur die einfachste, geläutertste Form des Wissens überhaupt ist.

Gerade aber weil ich hier ein ganzes System gebe, wird das Einleiten überflüssig, da es einleuchtend sein muß, daß alle wesentlichen, oben aufgezählten Puncte innerhalb der systematischen Entwicklung selber ihre organische Erledigung finden müssen.

Ich begnüge mich deshalb, hier diejenigen Abschnitte anzugeben, die man studiren muß, um das zu haben, was man von einer Einleitung wünscht.

ad 1) Was also zunächst den Begriff des Bewußtseins anbetrifft, so ist er in der Phänomenologie des Geistes §. 616 — 631 abgehandelt.

ad 2) Der Begriff der verschiedenen Formen des erkennenden Bewußtseins, die sogenannten erkenntnißtheoretischen Momente, sind dargestellt unter dem Begriff des theoretischen Geistes §. 635 — 651.

ad 3) Die Beschreibung der logischen Formen überhaupt ist in der Logik §. 184 — §. 235 gegeben. Hierzu ist denn aber freilich, um aus dem Formalismus herauszukommen, die Ideologie §. 236 — 88 als die Lehre vom Princip, von der Methode und dem System hinzuzunehmen.

ad 4) Die Eintheilung der Wissenschaft zieht sich durch das ganze System hin, findet aber ihre erste Begrün-

bung am Ende des Begriffs der logischen Idee in dem Abschnitt §. 284—88: das System ein Schluß von Schlüssen.

Die Eintheilung der Philosophie kann nur die alte Trichotomie der Vernunft, der Natur und des Geistes sein. Die Alten nannten sie Dialektik, Physik, Ethik. Diese Theilung läßt man sich auch willig gefallen. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß man die Unterschiede der Trichotomie doch auch wieder als Einheit zu setzen hat. Man kann nun im Allgemeinen sagen: das Absolute, als Vernunft, ist sowohl Natur als Geist. Allein die Vernunft ist als solche ein Abstractum. Die Vernunft als sich auf sich selbst beziehende, als reine, wie wir sie alsdann nennen, ist unmittelbar unpersönlich; persönlich ist sie nur mittelbar, als Prädicat des denkenden Geistes. Dieser Begriff ist in der ganzen Wissenschaft der schwierigste. Er ist es, dessen Erkenntniß das eigentlich speculative Element ausmacht. Weil nun das Logische allem Realen immanent ist, so sprechen wir auch von der Vernunft in der Natur und im Geist, in der Geschichte. Das ist auch ganz richtig. Allein der Ausdruck praktische Vernunft scheint unpraktisch, weil er die Voraussetzung einer theoretischen Vernunft macht. Dem theoretischen Geist setzt sich nun zwar der praktische gegenüber, allein die theoretische Vernunft würde eben nichts als die logische Idee überhaupt sein, so wie die praktische nichts als die Idee des Guten oder des Willens überhaupt. Ich habe mich daher auch gehütet, den Begriff der praktischen Vernunft in die logische Idee hineinzuziehen, die, noch vollkommen neutral, weder vom Guten noch vom Bösen, als Gutem und Bösem weiß. Im vorigen Jahrhundert, in der Wolff'schen und Kant'schen Philosophie sprach man so, weil man den Begriff des Geistes noch nicht gefaßt hatte und an die alte scholastische Terminologie gewöhnt war. Jetzt, wo

wir den Zusammenhang des Begriffs der Vernunft mit dem Begriff des Geistes einsehen, können wir solcher Abstractionen entbehren oder müssen mindestens wissen, was wir dabei zu denken haben. Wir müssen jetzt sagen: der Geist, als das Absolute, hat Vernunft und erschafft die Natur.

Wegen der Terminologie aber die Philosophie, wie es wohl in Einleitungen geschieht, gleichsam zu entschuldigen, halt' ich für unwürdig. Ohne eine Terminologie, ohne ein ihrer Aufgabe entsprechendes eigenthümliches Sprachgebiet, ist keine Wissenschaft möglich, also auch nicht die Philosophie. Für die Bestimmtheit der Begriffe ist sie ein wesentliches Bedürfniß, enthält aber auch, woran so wenig gedacht wird, in ihrem Vorrath die Erinnerung an die Hauptmomente der Bildung der Wissenschaft, gegenwärtig und ist schon in dieser Hinsicht ein unschätzbares Fermentum Cognitionis. In den übrigen Wissenschaften läßt man sich ohne Bedenklichkeit die Terminologie gefallen, die denn doch oft kraus genug ist, nur bei der Philosophie wird man heiklig und spröde. Es ist aber auf solche Ansprüche der Bequemlichkeit gar keine Rücksicht zu nehmen. Die Trägheit möchte allerdings die Philosophie heut zu Tage gern nur in einem geistreichen Dämmer, in einem halbdenkenden fast niemto betreiben. Sie möchte, unter grünschattigem Laubdach, am glitzernden Quell, auf weiche Polster gedehnt, nachträumend dem blauen Gekräusel des Cigarrendampfes, zu gleicher Zeit Bajaderen in üppigen Tänzen vor sich schauen, Nachtigallen schlagen hören, Champagnerschaum schlürfen, die neueste Zeitung lesen — und doch, Alles zu gleicher Zeit, ohne sonderliches Studium recht philosophisch, recht absolut gebildet sein.

Weshalb die Geschichte der Philosophie diesmal hier noch keine weitere Berücksichtigung und Ausführung gefunden,

iſt am Ende der Erläuterungen geſagt. Wie ich mir denke, daß eine Geſchichte der Philoſophie zu dieſem Syſtem die empiriſchen Propyläen erbauen könnte, das, geſteh' ich, würde mich nöthigen, ſelber eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben. Von den Gründen dazu liegt ein Hauptgrund in der abweichenden Eintheilung, die ich von der Weltgeſchichte überhaupt machen zu müſſen glaube. Andere Gründe hier anzuführen, würde zu weitläufig ſein. Ich will nur den Einen andeuten, daß mir es ſcheint, als ob man dem Mittelalter noch immer nicht die rechte Stellung, Auffaſſung und Behandlung in den Geſchichten der Philoſophie, die wir beſitzen, habe zu Theil werden laſſen. Die Theologen ſind hier ſchon weiter als die Hiſtoriker der Philoſophie, aber die Theologen haben natürlich beſchränktere Zwecke. Etwas Aehnliches läßt ſich von der ſogenannten Orientaliſchen Philoſophie ſagen, in deren Darſtellung ſich noch immer Elemente fortſchleppen, die zur Zeit Brucker's vollgültig waren, nunmehr aber gänzlich antiquirt ſind. Am Fleißigſten hat man neuerdings die Geſchichte der Deutſchen Philoſophie ſeit Kant beſchrieben. Aber auch dieſe Geſchichte iſt zum Theil ſchief und unrichtig behandelt, weil man die Geſchichte der Franzöſiſchen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts bei uns gegenwärtig theils zu wenig kennt, theils mit Vorurtheil betrachtet, während unſere Denker im vorigen Jahrhundert auf das Emſigſte von den Franzoſen (außer von den Engländern) lernten. Es iſt ſonderbar, was wir Deutſche für hypergründliche Menſchen ſind. So hat Braniß eine Geſchichte der Deutſchen Philoſophie von Kant bis jetzt begonnen, deren erſter bisher einziger Theil von den Chineſen bis Abälard reicht! Unglaublich, aber buchſtäblich wahr. So will Röth uns eine Geſchichte der Abendländiſchen Philoſophie geben — und der erſte, übrigens höchſt intereſſante und mit

lebendigem Reiz geschriebene Band behandelt die Orientalischen Religionssysteme und den Reflex derselben in der Hellenischen Mythologie! Gegen solche Untersuchungen an sich habe ich gewiß nichts, allein die Art ihrer Combination mit einer particulären Aufgabe scheint mir eine gewisse Unklarheit zu verrathen und diesen Ausschreitungen und Schwankungen gegenüber würde ich mich nur durch eine positive Leistung geltend machen können. —

Eine vorzügliche Schwierigkeit sucht man für das Studium der Philosophie immer in dem Anfang derselben. Auch über diesen aber muß das System selber Rechenschaft geben, denn es muß anfangen und muß seinen Anfang rechtfertigen. Ich verweise deshalb auf §. 10 und 11, weil mir die dort gemachte Unterscheidung des subjectiven, objectiven und absoluten Anfangs diejenige zu sein scheint, welche den Verlegenheiten, die der Anfang zu bereiten pflegt, am einfachsten ein Ende zu schaffen fähig scheint. Man muß wissen, von welchem Anfang die Rede sein soll. Der Philosophirende oder der im Begriff zu philosophiren Stehende will und soll anfangen. Dies ist ein ganz anderer Anfang, als der des Systems selber, sofern dann unter Anfang der erste, folglich quantitativ umfassendste, qualitativ inhaltloseste Begriff verstanden werden muß. Und von diesem Anfang, dem Begriff des Seins als der totalen Abstraction des abstractesten Denkens, ist der Anfang einer Philosophie zu unterscheiden, sofern darunter ihr Realprincip, also Materie, Geist u. dgl. verstanden wird. Wie vulgär ist doch die Vorstellung, daß die Hegel'sche Philosophie ein Logotheismus oder rationeller Purismus sei, weil sie, allerdings logisch und rationell, mit dem Begriff der logischen Idee anfängt, dieser ihren ersten Theil ausmacht, während doch ihr absolutes Princip, nach welchem sie in der Idee

ſchichte der Philoſophie ponderirt werden muß, der Begriff des abſoluten Geiſtes iſt.

Was aber die Quälerei des philoſophiſchen Studiums mit der Sorge betrifft, wie es doch anzuſtellen, daß man die reine Philoſophie, die Philoſophie ohne Beinamen ſich aneigne, ſo iſt dieſe Angſt nur ein Beweis, daß man von Philoſophie noch nichts verſteht. Die reine Philoſophie, die Philoſophie ohne Beinamen ſchreitet eben durch die ganze Geſchichte der Philoſophie, durch alle Syſteme, wie ſie aus dem Mutterſchooß der Weltgeſchichte geboren worden, als die ſich immer verjüngende und vervollkommnende Wiſſenſchaft hindurch. Die Kraft aber der an und für ſich unendlichen Wiſſenſchaft iſt die Verendlichung; die rechten Philoſophieen ſind die, welche geſtorben und doch, in der Mnemoſyne des Geiſtes, unſterblich ſind. Das Ideal iſt nicht ein todtes, fertiges Werk, das den ſpätern Geſchlechtern nichts zu thun übrig ließe, denn es wird nie eine letzte Philoſophie geben, oder die Geſchichte ſelber müßte aufhören. Das Ideal realiſirt ſich in den relativ beſchränkten Philoſophieen und auch die Philoſophie einer Epoche kann dem abſtracten Poſtuliren der beſten, der einzig möglichen Philoſophie gegenüber ausrufen:

Sage, was ſind die gediegenen, kalten
Göttinnen, welche die Ewigkeit drückt,
Gegen die blühenden, weichen Geſtalten,
Welche der Reiz der Vergänglichkeit ſchmückt?

Von der Furcht aber, als ob die Menſchheit jemals das Intereſſe für Wiſſenſchaft verlieren könne und ihr höchſtes Ziel in die Zufriedenheit ſetzen müſſe, in einem Phalanſterium Wohnung, Kleidung und Nahrung garantirt zu finden, will ich ſchweigen. Ich will nicht leugnen, daß mich während der letztern zwei Jahre zuweilen Momente der tiefſten Traurigkeit,

der bängſtlichſten Melancholie ergriffen haben, in denen ich augenblicklich unſere Civiliſation auf das Spiel geſetzt glaubte. Ein furchtbarer Widerſpruch geht durch unſere Zeit und manifeſtirt ſich in den ſchrecklichſten Kämpfen. Aber den Glauben an die Menſchheit dürfen wir darüber nicht verlieren. Wenn es wahr iſt, daß wir aus der Geſchichte nichts lernen, nämlich in dem Sinn, daß z. B. Völker und Fürſten weiſer werden, ſo iſt es doch nicht wahr, daß wir nicht aus ihr lernten, wie der Gott in der Menſchheit, wenn die Phariſäer und Bergewaltiger ihn einmal irgendwo wieder höhniſch an das Kreuz geſchlagen, aus jeder Höllenfahrt wieder zur Himmelfahrt durchbricht. Dieſen Glauben wird und kann die Gattung nie aufgeben. Idee und Geſchichte vereinigen ſich, ihn uns zu lehren. Das lebende Geſchlecht kann ſich einmal todtkrank erſcheinen, allein es iſt ja nur eine Phaſe der Menſchheit und Europa oder Frankreich, Italien und Deutſchland ſind ja nicht die Welt. Der Greis fröſtelt und träumt von ſeiner Jugend mit ohnmächtiger Erinnerung:

O ſagt mir nichts von jenen Tagen,
Mir war's, als ſollt' ich Meer und Land
Auf einer Fingerſpitze tragen,
Allmächtiger, als Gottes Hand!

So war ihm und nun iſt ihm nicht mehr ſo. Aber ſeinem Sohn, ſeinem Enkel ſtrömt das Blut eben ſo friſch durch die Adern und hüpft in gleich titaniſchem Uebermuth durch die Pulſe und ſie blicken in die Zukunft, eine Welt im Buſen.

Der finſtere Schatten, den ich allerdings über unſere Zeit auch in der Wiſſenſchaft oft mit bleichen Lippen und hohlen Augen glaube hinſtarren zu ſehen, erſcheint mir wie jener Lehrling zu Sais, von dem unſer großer Schiller gedichtet hat. Jünglinge, Knabenmänner, mehr keck, als kühn, mehr

ungeduldig, als emsig, mehr neugierig, als forschlustig, mehr trotzig, als besonnen, mehr selbstgenügsam, als voll Pietät, stürmen fort, das Gewand der großen Göttin zu lüften. Beifall berauscht sie, indem die Menge ihrem Wagniß als einem Heldenthum zujubelt. Aber wenn sie ihr verwegenes Attentat vollführt, sehen wir sie, vom Zorn der keuschen Göttin getroffen, unfruchtbar in sich zusammensinken. Sie sind zu stolz, um offen zu sein, allein wir errathen, daß sie in ihrer ironischen Vereinsamung sich heimlich, wie jener Lehrling, zurufen:

Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.

Die Philosophie als die speculative d. h. die Nothwendigkeit ihrer Begriffe logisch beweisende Wissenschaft der Idee ist 1) Philosophie der Vernunft; 2) der Natur; 3) des Geistes.

1) Die Idee als Vernunft setzt das Sein als Denken in der Allgemeinheit des ideellen Begriffs;

2) die Idee als Natur setzt das Denken als Sein in der Besonderheit der materiellen Realität;

3) die Idee als Geist setzt das Sein als das Denkende und das Denken als das fürsichseiende in der Einzelheit der sich frei wissenden Subjectivität.

In jeder dieser Gestalten ist die Idee Totalität, allein nur als Vermittelung der Unterschiede der Idee zur Einheit ist die Idee absolutes System und die Wissenschaft ihr begriffliches Abbild; ein Abbild, das, seiner Tendenz nach absolut, als empirische Erscheinung relativ und nur approximativ ist.

Inhaltsanzeige.

(Die Zahlen bedeuten die Paragraphen.)

Erſter Theil.

Die Vernunft: die Wiſſenſchaft der logiſchen Idee (Dialektik).

Erſte Abtheilung.

Das Sein: Metaphyſik.

Erſter Abſchnitt.

Das Sein: Ontologie.

A. Qualität 10.

I. Sein.

1) Sein 13.

2) Nichtſein 14.

3) Werden 15.

II. Daſein.

1) Qualität 17.

a) Realität 18.

b) Reellität 19.

c) Etwas und Anderes 20.

2) Endlichkeit 21.

a) Endlichkeit überhaupt 22.

b) Grenze 23.
c) Schranke 24.
3) Unendlichkeit 25.
a) Schrankenlosigkeit 26.
b) Fortgang in's Unendliche 27.
c) Affirmative Unendlichkeit 28.
III. Fürsichsein 33.
1) Eins 34.
2) Viele Eins 37.
3) Bewegung des Eins und der Vielen 39.

B. Quantität.
I. Reine Quantität 45.
II. Quantum.
1) Einfaches Quantum 50.
2) Quantitativer Progreß oder die Reihe und der Exponent 52.
3) Quantitativer Proceß 57.
III. Grad.
1) Extenſive Größe 64.
2) Intenſive Größe 65.
3) Graduelle Größe 66.

C. Modalität.
I. Specifiſches Quantum 68.
II. Maaßverhältniß 75.
III. Indifferenz des Seins gegen den Wechſel ſeiner Maaßverhältniſſe.

Zweiter Abſchnitt.

Das Weſen: Aetiologie.

A. Grund 85.
I. Grund an ſich 86.
1) Identität 87.
2) Unterſchied 88.
a) Unbeſtimmter Unterſchied oder Verſchiedenheit 89.
b) Beſtimmter Unterſchied oder Gegenſatz 90.

c) Proceß des Unterſchiedes in ſeiner Auflöſung oder der Widerſpruch und die Harmonie 91.
3) Grund 96.
a) Formeller Grund 97.
b) Reeller Grund 98.
c) Vollſtändiger Grund 99.
II. Exiſtenz 100.
III. Ding 106.
1) Ding an ſich 107.
2) Eigenſchaften des Dinges 109.
3) Auflöſung des Dinges 113.
B. Erſcheinung 117.
I. Geſetz der Erſcheinung 118.
II. Inhalt der Erſcheinung 122.
1) Selbſtgeſtaltung des Weſens 123.
2) Materie und Form 124.
3) Form als der Inhalt 128.
III. Wechſelverhältniß 131.
1) Das Ganze und ſeine Theile 132.
2) Die Kraft und ihre Aeußerung 135.
3) Das Innere und das Aeußere 138.
C. Wirklichkeit 140.
I. Reale oder gemeine Wirklichkeit 141.
II. Formale Wirklichkeit oder Möglichkeit 144.
1) Unbeſtimmte Möglichkeit 145.
2) Beſtimmte Möglichkeit 146.
3) Pragmatiſche Möglichkeit 147
III. Abſolute Wirklichkeit oder Nothwendigkeit 148.
1) Subſtantialität 150.
2) Cauſalität 152.
a) Identität von Urſach und Wirkung oder der Cauſalproceß 153.
α) Der mechaniſche Proceß 156.
β) Der dynamiſche Proceß 157.
γ) Der organiſche Proceß 158.

b) Das Subſtrat 160.
c) Cauſalnexus 162.
3) Reciprocität 164.

Dritter Abſchnitt.

Der Zweck: Teleologie.

A. Der Zweck 171.
B. Das Mittel 172.
C. Die Ausführung 177.

Zweite Abtheilung.

Der Begriff: Logik.

A. Begriff: Noetik.
I. Allgemeinheit 188.
II. Beſonderheit 190.
III. Einzelheit 192.

B. Urtheil: Dianoetik.
I. Urtheil an ſich 195.
II. Unterſchied des Urtheils von ſich 201.
1) Urtheil der Inhärenz 202.
2) Urtheil der Subſumtion 207.
3) Urtheil der Relation 209.
III. Auflöſung des Urtheils oder das modale Urtheil 215.

C. Schluß: Syllogiſtik.
I. Inhärenzſchluß 223.
II. Subſumtionsſchluß 226.
1) Schluß der Empirie oder der Einheit 227.
2) Schluß der Induction oder der Vielheit 228.
3) Schluß der Analogie oder der Allheit 230.
III. Relationsſchluß 231.

Dritte Abtheilung.

Die Idee: Ideologie.

A. Princip 238.
I. Realprincip 239.
II. Idealprincip 240.
III. Idealrealprincip 241.

B. Methode 245.

C. System 260.
I. System an sich 265.
II. Wirklichkeit des Systems der Idee als Begriff und als Realität 264.
1) Das Chaos und das Localsystem 266.
2) Die Oscillation und die Compensation 279.
3) Die Einzigkeit und die Centralisation 276.
III. Uebergang: das System ein Schluß von Schlüssen 284.

Zweiter Theil.

Die Natur: Philosophie der Natur (Physik).

Einleitung 289.
I. Entstehung unseres Wissens von der Natur überhaupt 291.
II. Gestaltung unseres Wissens von der Natur zum System 298.
III. Verhältniß der Natur als System zum System der Wissenschaft überhaupt 303.
Eintheilung 309.

Erste Abtheilung.

Die Materie: Mechanik.

Eintheilung 310.

Erster Abschnitt.

Der Formalmechanismus.

A. Raum.
I. Die Ausdehnung 313.
II. Die Gestaltungselemente des Raums 316.
1) Punct 317.
2) Linie 318.
3) Ebene 321.
III. Die Raumfiguren 322.
1) Winkel 323.
2) Figur 326.
a) Geradlinigte Figur 328.
b) Krummlinigte Figur 331.
3) Mathematischer Körper 332.
a) Geradflächner 333.
b) Krummflächner 335.
B. Zeit 338.
I. Ewigkeit 339.
II. Der Moment 340.
III. Die Zeitdimensionen 341.
C. Ort 342.
I. Bewegung 343.
II. Geschwindigkeit 344.
III. Maaß der Richtung der Bewegung 345.

Zweiter Abschnitt.

Der Realmechanismus 347.

A. Der Aether und das Atom 349.
B. Die Masse und der Stoß 352.
C. Die Leere und der Fall 355.

Dritter Abschnitt.

Der absolute Mechanismus 358.

A. Die Gestalt des kosmischen Individuums 361.
B. Die Bahngestalt 363.
C. Die Gestalt der Bewegung 367.
1) Fallrotation 368.
2) Einfache Achsendrehung 371.
3) Doppelte Achsendrehung 374.

Zweite Abtheilung.

Die Kraft: Dynamik.

Erster Abschnitt.

Die mechanische Individualisirung.

A. Specification der Materie 382.
B. Cohäsion 383.
I. Mechanischer Zusammenhang 384.
II. Elasticität 385.
III. Unterschied des Aggregatzustandes 386.
C. Auflösung der Cohäsion 388.
I. Klang 392.
II. Wärme 395.
III. Licht 399.
1) Latentes Licht 400.
2) Freies Licht 401.

a) Absorption des Lichts 402.
b) Reflexion des Lichts 403.
c) Lichtbrechung 404.
3) Farbigtes Licht 405.

Zweiter Abschnitt.

Die Polarität.

A. Die magnetische Polarität 412.
1) Begründung der magnetischen Polarität 413.
2) Linearitendenz 414.
3) Dualität der magnetischen Polarität 415.

B. Die elektrische Polarität 416.
1) Unterschied der positiven und negativen Elektricität 417.
2) Elektrischer Proceß 418.
3) Blitzfunke 419.

C. Die chemische Polarität 420.
1) Der chemische Stoff 421.
2) Chemischer Proceß 426.
3) Chemisches Product 427.

Dritter Abschnitt.

Der meteorologische Proceß.

A. Physikalische Einzigkeit jedes kosmischen Individuums 430.

B. Zusammenhang der mechanischen Bestimmtheit des kosmischen Individuums mit seiner physikalischen 432.

C. Elementarischer Proceß der Erde 433.
I. Luftproceß 434.
1) Temperaturgürtel 437.
a) Polarzone 438.
b) Aequatorialzone 439.
c) Gemäßigte Zone 440.

2) Isothermen 441.
3) Wind 442.
II. Waſſerproceß 443.
1) Meer 444.
2) Niederſchlag 445.
3) Gewitter 446.
III. Feuerproceß 447.

Dritte Abtheilung.

Das Leben: Organik.

Einleitung 450.
I. Geſtaltungsproceß 456.
1) Grundriß der Geſtalt 457.
2) Maaßverhältniß der Geſtalt 458.
3) Erſcheinung des Lebens in der Geſtalt 459.
II. Lebensproceß 460.
III. Gattungsproceß 463.
1) Individuelle Periode 464.
2) Generiſche Periode 466.
3) Univerſelle Periode 467.

Erſter Abſchnitt.

Der geologiſche Organismus.

A. Das Mineral 470.
I. Erz 472.
II. Stein 476.
III. Salz 481.
B. Die Schicht 483.
I. Der Aggregatzuſtand 484.
II. Die Geſtalt der Schicht 485.
III. Die Lagerung 486.

C. Die Gestalt der Erdoberfläche 493.
I. Die Factoren der Erdoberflächengestaltung 493.
1) Der orographische Factor 493.
2) Der hydrographische Factor 497.
3) Der organographische Factor 499.
II. Das landschaftliche Profil 500.
III. Die individuelle Plastik der Erdoberfläche 504.
1) Die Osthemisphäre 507.
a) Die Insularformation 508.
b) Die Continentalformation 509.
c) Die Peninsularformation 510.
2) Die Westhemisphäre 511.

Zweiter Abschnitt.

Der vegetabilische Organismus.

A. Die Form der Pflanze überhaupt 517.
B. Der Lebensproceß der Pflanze 522.
C. Die Gestaltabänderungen des vegetabilischen Typus 527.

Dritter Abschnitt.

Der animalische Organismus.

A. Die Gestalt des Thiers 532.
I. Das Leben und seine Systeme 533.
1) Die Reproduction 534.
2) Die Irritabilität 537.
3) Die Sensibilität 538.
II. Die äußere Gliederung der Thiergestalt 540.
III. Die individuelle Modification der Gestalt 544.
B. Der Lebensproceß des Thiers 548.
I. Die theoretische Assimilation 549.
II. Die praktische Assimilation 553.
III. Der Gattungsproceß 557.

C. Die Gestaltsveränderungen des animalischen Typus 560.
I. Die Malakozoen 561.
II. Die Arthrozoen 562.
III. Die Osteozoen 563.

Dritter Theil.

Der Geist: Philosophie des Geistes.

Einleitung 564.

Erste Abtheilung.

Der subjective Geist: Psychologie.

Erster Abschnitt.

Die Individualität: Anthropologie.

A. Der Naturgeist 581.
I. Natürliche Qualitäten 582.
1) Die tellurische Bestimmtheit 583.
2) Die Stammeigenheit 584.
3) Die singuläre Naturbestimmtheit 586.
II. Natürliche Veränderungen 590.
1) Die geschlechtliche Metamorphose 591.
2) Die Altersstufen 592.
3) Schlaf und Wachen 593.
III. Das Empfinden 594.
1) Das Empfinden überhaupt 595.
2) Die Besonderung des Empfindens 596.
3) Das Selbstgefühl 597.
B. Der Traumgeist 598.
I. Das Träumen 599.
1) Der Traumschlaf 600.
2) Das Traumwachen 601.
3) Das Schlafwachen 602.

II. Die Selbstbestimmung und die Selbstentfremdung 603.
III. Die Gewohnheit 611.

C. Die Naturſymbolik des Geiſtes 614.

Zweiter Abſchnitt.

Die Subjectivität: Phänomenologie.

A. Bewußtſein 619.
1) Sinnliche Gewißheit 620.
2) Wahrnehmen 621.
3) Geſetzfindendes und gebendes Bewußtſein 622.

B. Selbſtbewußtſein 623.
1) Das Selbſtloſe 624.
2) Das Ich 625.
3) Das Selbſt und das Selbſt 626.

C. Vernünftiges Selbſtbewußtſein 629.

Dritter Abſchnitt.

Die Perſönlichkeit: Pneumatologie.

A. Der theoretiſche Geiſt 635.
I. Anſchauen 636.
II. Vorſtellen 637.
1) Erinnerung 638.
2) Phantaſie 639.
3) Gedächtniß 642.
III. Denken 644.
1) Verſtändiges Denken 648.
2) Reflectirendes Denken 649.
3) Speculatives Denken 650.

B. Der praktiſche Geiſt 652.
I. Praktiſches Gefühl 653.

II. Die Besonderung des praktischen Gefühls 654.
1) Begierde 655.
2) Neigung 656.
3) Leidenschaft 657.
III. Die Glückseligkeit 658.
C. Der freie Geist 659.

Zweite Abtheilung.

Der objective Geist: Ethik oder praktische Philosophie.

Erster Abschnitt.

Das Gute 663.
A. Der Wille als Gesetz 664.
B. Die Willkür 671.
C. Die Freiheit 682.
1) Die Autonomie 684.
2) Die Autokratie 686.
3) Die Autarkie 687.

Zweiter Abschnitt.

Die Moralität 690.
A. Die Pflicht 691.
I. Die Handlung 692.
1) Die Freiwilligkeit 693.
2) Der Vorsatz 694.
3) Die Absicht 695.
II. Die Pflicht 696.
1) Der reale Pflichtunterschied 697.
a) Die Selbstpflicht 698.
b) Die Socialpflicht 699.
2) Der formale Pflichtunterschied 700.
III. Die Pflichtcollision 701.

B. Die Tugend 701.
I. Das System der Tugenden 701.
II. Die Askese 706.
III. Der Charakter 710.
C. Das Gewissen 714.

Dritter Abschnitt.

Die Sittlichkeit.
A. Das singuläre Recht 724.
I. Das Recht an sich 727.
1) Persönliche Freiheit 728.
2) Eigenthum 729.
3) Vertrag 730.
II. Das Unrecht 733.
III. Die Strafe 734.
B. Das particuläre Recht 736.
I. Die Familie 740.
II. Die bürgerliche Gesellschaft und die Gemeinde 747.
1) Die Gesellschaft überhaupt 748.
2) Die besondern Functionen der Gesellschaft 749.
a) Das Bedürfniß und die Arbeit 750.
α) Das Bedürfniß 751.
β) Die Arbeit und ihre Bedingung 754.
γ) Die Theilung der Arbeit 757.
b) Das Gesetz und das Gericht 760.
α) Das Recht als Gesetz 761.
β) Das Dasein des Gesetzes 764.
γ) Das Gericht 767.
c) Das Wohl und die Polizei 771.
3) Die Gemeinde 774.
III. Der Staat 780.
1) Die gesetzgebende Gewalt 785.
2) Die Regierungsgewalt 786.
3) Die Souverainetät 788.

C. Das universelle Recht und die Weltgeschichte 797.
I. Der Nationalstaat 798.
1) Der Staat der passiven Völker 799.
a) Der patriarchalische Staat 800.
b) Der Kastenstaat 802.
c) Der Klosterstaat 803.
2) Der Staat der activen Völker 804.
a) Der Kriegerstaat 804.
b) Der priesterliche Agriculturstaat 805.
c) Der Gewerb- und Handelsstaat 806.
3) Der Staat der freien Individualität 807.
a) Der Staat der ästhetischen Individualität 808.
b) Der Staat der praktischen Individualität 809.
c) Der Staat der ritterlichen Individualität 810.
II. Der theokratische Staat 811.
1) Die Jüdische Theokratie 812.
a) Das Mosaische Judenthum 814.
b) Das Talmudische Judenthum 815.
2) Der Islam 816.
III. Der Humanitätsstaat 817.

Dritte Abtheilung.

Der absolute Geist: Theologie.

Erster Abschnitt.

Das Schöne und die Kunst.

A. Das Schöne 826.
I. Das Schöne an sich 827.
II Das Häßliche 830.
III. Das Komische 831.
B. Die Kunst 834.
I. Das Ideal 835.
II. Der Styl 838.
III. Das Kunstwerk 842.

C. Das System der Künste 813.
I. Plastik 844.
II. Musik 845.
III. Poesie 846.

Zweiter Abschnitt.

Das Heilige und die Religion.

A. Der religiöse Proceß 849.
I. Der subjective Proceß 850.
II. Der objective Proceß 853.
III. Der absolute Proceß 854.

B. Die religiöse Phänomenologie 855.

C. Das System der Religionen 862.

Dritter Abschnitt.

Das Wahre und die Wissenschaft 868.

Erſter Theil.

Die Vernunft.

Die Wiſſenſchaft der logiſchen Idee.

Dialektik.

§. 1.

Der Inhalt der Wiſſenſchaft der logiſchen Idee iſt der Begriff des Syſtems der reinen Vernunft im abſtracten Elemente des Denkens. Das von jeder beſondern Beſtimmung der Natur wie des Geiſtes abſtrahirende, und inſofern vorausſetzungsloſe, Denken begreift ſich ſelbſt als das eben ſo abſtracte, nur ideelle Sein. Das Denken iſt ſich ſelber das Sein.

Weil das Denken, ſich auf ſich ſelbſt beziehend, ſich als Sein ſetzt, jedoch nicht umgekehrt das Sein, welches nicht Denken iſt, ſich das Denken als Prädicat zu ſetzen vermag, ſo hat das Denken an ſich, durch ſeine Superiorität über dem Sein, auch die — ideelle — Priorität vor demſelben. Dem Denken kommt nicht nur das Sein zu, ſondern es ſelber iſt es auch, welches ſich von ſich als Sein unterſcheidet.

Wenn geſagt worden, daß dieſe Beſtimmungen ſchlechthin ideell zu nehmen ſeien, ſo heißt dies: als reine Begriffsbeſtimmungen; als ſolche, worin die Kategorien des Raums und der Zeit und ihrer endlichen Verhältniſſe nicht einzumiſchen ſind. Wir nennen das Denken reines Denken, ſofern es ſich ſelbſt genügt und in und für ſich, ohne äußerliche Vermittelung und Beziehung, thätig iſt.

§. 2.

Das Denken unterſcheidet ſich von ſich ſelbſt als Sein. Dies Sein iſt ſomit an ſich ſelbſt der Begriff des Denkens. Das abſtracte Denken iſt daher zwar an ſich mit dem als es ſelber von ihm für ſich geſetzten Sein identiſch, allein eben ſo iſt es zugleich da ſich ſelbſt als Denken beſtimmt. Die Wahrheit des Unterſchiedes des Denkens von ſich als Sein iſt folglich die eigene

Aufhebung dieſes Unterſchiedes, der Begriff der Einheit des Denkens mit ſich als dem Sein, alſo in einem höheren Ausdruck, der Einheit des Begriffs und ſeiner Realität. Dieſe Einheit iſt der Begriff der Idee.

Als Begriff, als ideelle Exiſtenz, iſt er von den Realgeſtalten der Idee, von der Natur und vom Geiſt unterſchieden und erſcheint gegen ihre concrete Fülle und Mannigfaltigkeit als ein Abſtractum des ſubjectiven Denkens. In ſich ſelbſt aber iſt er abſolut durch ſich beſtimmt, mit der Natur wie mit dem Geiſt von gleicher Nothwendigkeit und darum auch von gleicher Würde.

Im Syſtem der Wiſſenſchaft macht er als das Reich der reinen Vernunft die Bedingung für den Begriff der Natur und des Geiſtes aus, als welche ohne ihn nicht zu denken ſind. Das Realprincip des Denkens aber, ſein Cauſalgrund, iſt der Geiſt als der denkende. Der Geiſt iſt als Subſtanz vernünftig; die Einheit und Totalität der Selbſtbeſtimmungen des abſtracten Denkens wird durch ihn als ſein ideelles Abbild geſetzt. Sie machen die reine Vernunft aus.

§. 3.

Die Wiſſenſchaft der reinen Vernunft hat daher:

1) den Begriff des Seins;

2) den Begriff des Denkens;

3) den Begriff der Idee

als den der ſich ſelbſt vermittelnden Einheit des Denkens und des Seins zu entwickeln.

Sie zerfällt demnach in drei beſondere Wiſſenſchaften, welche, in Uebereinſtimmung mit der geſchichtlichen Bildung der Wiſſenſchaft, Metaphyſik, Logik und Ideologie genannt werden können.

1) Die Metaphyſik iſt die Wiſſenſchaft vom Begriff des abſtracten, nur gedachten Seins, wie es unmittelbar reines Sein iſt, das ſich nur auf ſich bezieht und in ſofern das den Grund ſeiner Exiſtenz in ſich tragende Weſen iſt, welches als Zweck ſeinen Begriff realiſirt.

2) Die Logik iſt die Wiſſenſchaft vom Begriff des abſtracten Denkens, welches ſich auf die ihm inwohnenden Beſtimmungen als ſolche hinrichtet und nicht nur davon abſieht, wie dieſelben in der Natur und im Geiſt überhaupt, ſondern auch, wie ſie im Proceß der ſubjectiven Intelligenz exiſtiren. Begriff, Urtheil und Schluß ſind nicht blos ſubjective oder objective, vielmehr abſolute Formen.

3) Die Ideologie endlich iſt die Wiſſenſchaft vom Begriff des abſtracten Begriffs der Idee als der Einheit des Begriffs und ſeiner Realität. Sie iſt der Begriff der Idee als Princip, Methode und Syſtem und damit zugleich die Wiſſenſchaft von der Kunſt der wiſſenſchaftlichen Beweisführung.

Die Beſtimmungen der Metaphyſik ſind Kategorien des Seins; die der Logik Momente des Begriffs; die der Ideologie kanoniſche Regulative. Die Alten nannten den Inbegriff aller hier angegebenen Beſtimmungen Dialektik.

Erſte Abtheilung.

Das Sein.

Metaphyſik.

Eintheilung.

§. 4.

Die metaphyſiſchen Kategorien ſind, als die ſelbſt abſtracten Beſtimmungen des abſtracten Seins, Momente der Idee als logiſcher. Sie ſind daher mit den im beſondern Sinn logiſchen, ſo wie mit den ideologiſchen der allgemeinen Gattung nach homogen.

Z. B. Der Begriff der Qualität als ſolcher iſt nicht der Begriff irgend *einer* Qualität, weder einer natürlichen noch geiſtigen, ſondern der Qualität ſchlechthin. Wegen ſolcher Abſtraction und Allgemeinheit iſt er mit den logiſchen und dialektiſchen Beſtimmungen im Element der gleichen Idealität und Ideellität. Z. B. der Begriff der Allgemeinheit ſelber iſt als ſolcher auch nicht der Begriff irgend *einer* Allgemeinheit, vielmehr der Allgemeinheit ſchlechthin. Der eine dieſer Begriffe iſt an ſich ſo abſtract, als der andere. Worin nichts deſto weniger, bei ſolcher Identität, der Unterſchied des Methaphyſiſchen vom Logiſchen liegt, das zeigt ſeine eigene Entwickelung und Auflöſung.

§. 5.

Wegen der nur ideellen Exiſtenz, welche die metaphyſiſchen Kategorien haben, ſofern ſie in ihrer Reinheit für ſich gedacht werden, muß man ſie nicht als an ſich ſeiende Weſenheiten, als *kosmogoniſche Mächte vorſtellen*.

Der Begriff der Urſache z. B. exiſtirt als ſolcher nur im Element des abſtracten Denkens; als wirkliche dagegen iſt die Urſache nothwendig die Thätigkeit einer concreten Subſtanz.

§. 6.

Das Metaphyſiſche iſt jedoch, weil keine gnoſtiſche Potenz, keineswegs ein nur ſubjectiver Begriff in der Weiſe, daß es nur ein fictives Vehikel der Intelligenz zur Auffaſſung des Seienden wäre, ſondern im Realen hat es als deſſen abſolute Form objective Exiſtenz und iſt in ihm mitgeſetzt. Seine ſpecifiſche Beſtimmtheit dagegen hat das Reale nur durch ſich ſelber und kann dieſelbe aus dem Logiſchen ſchlechterdings nicht abgeleitet werden.

§. 7.

Die Eintheilung der Metaphyſik ergibt ſich aus ihrem Begriff als die abbrevirte Beſchreibung deſſelben, denn das abſtracte Denken ſetzt ſich:

1) unmittelbar als Sein;
2) als den ſeine Exiſtenz vermittelnden Grund oder als Weſen;
3) als das mit ſeiner Urſächlichkeit in ſich ſelbſt zurückkehrende Weſen oder als Zweck.

§. 8.

So ergeben ſich drei beſondere Wiſſenſchaften: die Ontologie; die Aetiologie und die Teleologie. Folgerechterweiſe ſollte die zweite dieſer Wiſſenſchaften die Weſenlehre, Griechiſch alſo die Ouſiologie heißen. Dieſer Name iſt aber ungebräuchlich und würde als fremd auffallen. Aetiologie iſt ein üblicher, vorzüglich noch in der Medicin heimiſcher Ausdruck, der inſofern für den Begriff der Lehre vom Weſen angemeſſen erſcheint, als ſich derſelbe im Begriff der Subſtanz und ihrer Cauſalität vollendet.

Erſter Abſchnitt.

Das Sein.

Ontologie.

Eintheilung.

§. 9.

Das Sein iſt:

1) unmittelbar, in ſich, beſtimmt. In dieſer an und für ſich grundloſen Beſtimmtheit iſt es **Qualität**. Das Sein iſt aber nicht nur die mit dem Daſein von etwas ſchlechthin identiſche Grenze, ſondern es hat auch:

2) durch ſeinen Unterſchied ſowohl von anderm Daſein, als von ſich ſelbſt eine gegen ſeine einfache Beſtimmtheit gleichgültige Grenze an ſich, die **Quantität**. Qualität als die innere und Quantität als die äußere Grenze ſind demnach nur entgegengeſetzte Abſtractionen des Seins, welches in Wahrheit zugleich, indem qualitativ, auch quantitativ, indem quantitativ, auch qualitativ beſtimmt iſt. Qualität kann nur als Beſtimmtheit eines Quantums exiſtiren und Quantität iſt nur möglich als das Quantum irgend eines Quale. Die Einheit des Unterſchiedes der qualitativen und quantitativen Einfachheit iſt daher:

3) die **Modalität** als der wirkliche Begriff des Seins. Die Abgrenzung eines Daſeins nach Innen wie nach Außen ſind in der Realität eine und dieſelbe Exiſtenz. Indem alſo actu nur durch ihre Qualität ſpecificirte Quanta ſich auf einander beziehen, ſo iſt dies Doppelverhältniß als Einheit das Maaß, welcher Ausdruck hier, in der Metaphyſik, nicht die Moralität des Ge-

kennens von Seiten ſeiner objectiven Gewißheit, auch nicht blos den Maaßſtab für etwas, ſondern die dem Sein an ſich inwohnende Beſtimmtheit bezeichnet, nach welcher etwas quantitativ gerade ſo groß iſt, weil es zugleich qualitativ ſo beſtimmt iſt, und nach welcher etwas qualitativ gerade ſo beſtimmt iſt, weil es nämlich zugleich quantitativ gerade ſo groß iſt. Bei einer anderen Qualität würde ſich auch die Quantität, bei einer andern Quantität auch die Qualität ändern.

A.

Qualität.

§. 10.

Die beſondern Wiſſenſchaften haben gegenſeitig an einander ihre Vorausſetzungen. Die Philoſophie als die univerſelle und abſolute Wiſſenſchaft ſoll Nichts vorausſetzen. Dieſe Vorausſetzungsloſigkeit kann nicht heißen, mit dem abſoluten Nichts anzufangen, weil von dieſem als dem Nihil negativum weiterzuſchreiten unmöglich iſt. Vielmehr enthält ſie die poſitive Forderung an das Denken, nur mit ſich ſelbſt und aus ſich anzufangen. Das freie Denken ſetzt in ſeiner Selbſtbeſtimmung nichts Anderes, als nur ſich voraus, weil es ſich ſelber das Sein iſt.

§. 11.

Für den Begriff des Anfangs der Philoſophie iſt daher der Unterſchied des ſubjectiven, objectiven und abſoluten auseinanderzuhalten.

1) Der ſubjective Anfang beſteht darin, daß der Philoſophirende durch die Bildung ſeines Bewußtſeins zu dem Bedürfniß, der Fähigkeit und dem Entſchluß des reinen, nichts außer ſich vorausſetzenden Denkens gekommen ſein muß.

2) Der objective Anfang ist derjenige Begriff, mit welchem die Philosophie als System beginnt. Dieser Begriff muß selbst der Anfang der organischen Totalität aller Begriffe sein. Er darf sich daher keinen Begriff voraussetzen, der noch allgemeiner und noch inhaltsärmer wäre.

3) Der absolute Anfang der Philosophie ist auch ihr Ende, der Begriff des Realprincips des Universums. Dieser höchste aller Begriffe ist die factische Voraussetzung aller andern, die er actu in sich schließt. Für das Erkennen erscheint dieser Begriff als Resultat aller übrigen und diese folglich als seine ihm vorangängige Vermittelung. An sich jedoch ist er als das Ende der Philosophie, worin sie sich ausdenkt, das sie alle setzende Princip. — Es ist ein gewöhnlicher Fehler theologisirender Philosophen, mit ihm schon anzufangen. Eine einfache Ueberlegung reicht hin, den Begriff Gottes als den schwersten, weil umfassendsten, zu erkennen.

§. 12.

Das unmittelbare Sein ist:

1) Sein überhaupt;

2) bestimmtes, von anderm Sein unterschiedenes, oder Dasein;

3) als gegen die in ihm, wie in anderem Dasein sich gleichgültig verhaltende ausschließende Beziehung auf sich und Anderes, Fürsichsein oder Eins.

I.

Sein.

Sein überhaupt ist 1) die Allgemeinheit des Seins an sich, welche 2) für sich das Nichtsein jeder Bestimmung enthält; 3) aber sich mit dieser Bestimmung der Negation der Bestimmtheit zum Werden aufhebt, in dessen Begriff sowohl das Sein als das Nichtsein in der Weise liegt, daß jedes dieser Momente unmittelbar das andere an sich hat.

1) Sein.

§. 13.

Sein an sich ist, als Begriff, die Abstraction von jeder Bestimmtheit. Was im Denken das Aufheben jedes Unterschiedes, das Setzen der Unterschiedlosigkeit des Daseins vom Dasein ausmacht, das ist nichtsdestoweniger an sich. Das bloße Ist, an dem jede andere Bestimmtheit getilgt ist, ist. Es ist in aller Bestimmtheit, denn jede, worin sie auch bestehe, ist. Der Baum, der Stein, der Stern, die Blume, das Thier u. s. w., jede dieser Existenzen, wie unendlich an sich von einander verschieden, sind identisch darin, zu sein. Die Leerheit des Gedankens des Seins überhaupt ist in dem Sein als Sein zugleich der wirkliche Inhalt. In der Abwesenheit aller Prädicate ist das Sein das reine Sein, das eben nur erst Sein, nichts Anderes ist.

Unter Sein, dessen Bestimmtheit die Prädicatlosigkeit, darf daher noch nicht das Absolute nach seiner Vollendung verstanden werden. Wohl aber ist das Sein auch eine, und zwar die unvollkommenste, anfänglichste Bestimmung des Absoluten. Sein ist die Bestimmung, die jedem Sein, also auch dem absoluten, inhärirt. Was jedoch das Absolute sei, das ist mit der Tautologie: das Sein ist das Sein, noch nicht gesagt.

2) Nichtsein.

§. 14.

Der Begriff der Inhaltslosigkeit des reinen Seins für sich ist daher das Nichtsein irgend einer Bestimmtheit oder das Nichts. Nichts überhaupt ist nicht die Vernichtung eines Seins, sondern absolute Bestimmungslosigkeit. Das reine Sein ist insofern von dem reinen Nichts nicht unterschieden, hat vielmehr an diesem sein Prädicat. Erst in dem Unterscheiden des Daseins vom Dasein wird das Nichtsein zum relativen Nichts, d. h. die Bestimmung des Unterschiedes überhaupt, oder der Ausdruck des Mangels einer Bestimmtheit.

Weder das reine Sein, noch das reine Nichts können als solche in der Form eines besondern Daseins existiren, also auch nicht zur Anschauung kommen, also auch nicht vorgestellt, also nur im abstracten, nämlich von der Mannigfaltigkeit des Concreten abstrahirenden Denken erreicht werden. Das ungebildete Bewußtsein schiebt daher, wenn es die Identität des reinen Sein und Nichts aussprechen hört, die Vorstellung des besondern Daseins unter und findet es dann mit Recht abgeschmeckt, daß ein Etwas zugleich da und nicht dasein soll; eine Absurdität, welche nicht dem speculativen Denken, nur seiner Verzerrung durch das von der Sinnlichkeit ungereinigte Vorstellen zufällt.

3) Werden.

§. 15.

Das Sein wie das Nichts sind daher nur scheinbar Gegensätze, die sich schlechthin widersprechen. Vielmehr sind sie an sich durch die Bestimmtheit der Bestimmungslosigkeit identisch. Als positive ist diese Identität der Begriff des Seins, welches zugleich Nichtsein, des Nichtseins, welches zugleich Sein ist. Diese Einheit ist der Begriff des Werdens. Das Werden ist weder nur Sein, noch nur Nichtsein, weil es sowohl Sein als Nichtsein ist und weil das Sein an sich entweder nur als reines Sein oder als reines Nichts sich bestimmt.

Das Werden ist mithin nicht eine äußerliche Zusammensetzung des Seins und Nichtseins, sondern der wahrhafte Begriff beider, weil es eben so sehr ist als nicht ist und weil das Sein wie das Nichtsein, für sich selbst genommen, nur abstracte Momente des Werdens sind. Aus Nichts, als bloßem Nichts, wird Nichts, aber aus Sein, als bloßem Sein, wird auch nichts. Nur was ist, kann werden, sofern das Sein zugleich die offene, noch unbestimmte Seite des Nichtseins an sich hat.

Das Sein als reines Sein wird nicht, denn es ist; das Nichts als reines Nichts wird nicht, denn es ist nicht; aber das sein eigenes Nichtsein sowohl setzende als aufhebende Sein oder, was dasselbe, das sein eigenes Sein sowohl setzende als

aufhebende Nichtsein wird. In dem Werden iſt alſo der Unterſchied des Seins und des Nichtſeins untrennbar. Für das Werden eines beſtimmten Daſeins erſcheint der Uebergang vom Nichtſein zum Sein als Entſtehen, der Uebergang vom Sein zum Nichtſein als Vergehen. An und für ſich aber iſt das Entſtehen eben ſowohl ein Vergehen, als das Vergehen ein Entſtehen. Inſofern jedoch das Werden in der Unruhe ſeines perennirenden Doppelüberganges ſich zugleich in jedem Moment als ſich ſelbſt gleich ſetzt, iſt es Gewordenſein. Das vom Sein ſich unterſcheidende Sein iſt das Daſein; das Daſein iſt das Werden, aber als Reſultat.

Alles iſt Sein; Alles iſt Nichts; Alles iſt Werden, ſind daher drei gleich wahre und gleich unwahre Abſtractionen, welche die Tiefe des Denkens ſchon zu erſchöpfen ſcheinen, während ſie erſt ſeine äußerſte Oberfläche bilden.

II.

Daſein.

§. 16

Der Begriff des Werdens iſt nicht der einer Abwechſelung zwiſchen Sein und Nichtſein, ſondern der eines raſtloſen Veränderns, das ſich als Sein gleich bleibt und die Ungleichheit des Nichtſeins vom Sein in ſich ſelbſt zurücknimmt. Als ſein eigenes Reſultat, als das Herausſetzen des Unterſchiedes des Seins von ſich ſelbſt ſo, daß das Nichtſein zum Daſein eines andern Daſeins wird, iſt das Werden Beziehung auf ſich ſelbſt. Das Daſein iſt daher: 1) als poſitives Qualität; 2) als negatives endlich; 3) als Negation ſeiner Negation unendlich.

1) Qualität.

§. 17.

Das Daſein als das qualitativ beſtimmte iſt a) einfach; in dieſer ſeiner Einfachheit hat es ſeine Realität; b) als real

ist es für anderes Dasein das seinen Unterschied als Unterschied setzende oder hat es Reellität; c) so für sich und dadurch für Anderes seiend ist es Etwas.

a) Realität.

§. 18.

Das Dasein ist das Sein, wie es sich vom Sein als an sich seiend unterscheidet. Sein Ansichsein ist in sich ohne Unterschied oder einfach. Durch die in sich einfache Bestimmtheit oder Qualität unterscheidet es sich eben vom Sein überhaupt, dessen Begriff ohne alle weitere Bestimmtheit ist, als die, keine besondere zu haben. Das Dasein dagegen ist die Besonderung des allgemeinen Seins. Durch die in sich einfache Bestimmtheit als ein Was hat das Dasein Realität d. h. die Kraft der unmittelbaren Selbstunterscheidung von der abstracten Ununterschiedenheit des Seins.

Weil Qualität die unmittelbare Bestimmtheit des Sonderseins ist, so ist es ganz richtig, daß unmittelbar nicht gesagt werden kann, was das Was sei. Diese Unsagbarkeit hört aber auf, sobald der Begriff einer Qualität in dem Zusammenhange ausgesprochen wird, in welchem sie mit andern Qualitäten steht. So wenig eine Qualität für sich als das, was sie ist, ausgesprochen werden kann, eben so wenig kann die einfache Bestimmtheit, durch welche ein Dasein gerade dies qualitative ist, in der Darstellung ihres Begriffs durch die Sprache nach ihrer Unmittelbarkeit wieder erscheinen. Die Wissenschaft kann daher einerseits nicht erklären, was eine Qualität sei, wenn unter Erklären das vermittelungslose Bestimmen verstanden wird; und anderseits kann sie nicht sagen, was eine Qualität sei, wenn unter Sagen die sinnlich unmittelbare identische Reproduction des Daseins verstanden wird. Das Wort gelb sieht nicht gelb aus; das Wort Ursache bringt nichts hervor; das Wort Wasser ist nicht naß u. s. w.

b) Reellität.

§. 19.

Das Daſein unterſcheidet ſich alſo nicht blos vom abſtracten Sein, vielmehr auch vom Daſein. Es iſt nicht blos Daſein überhaupt, ſondern als qualitativ iſt es beſtimmtes Daſein und damit ein anderes gegen anderes. Der Begriff des Nichtſeins beſtimmt ſich hier zu dem Begriff des Andersſeins. Die Realität iſt es, durch welche ein Daſein gegen ein anderes zugleich reell iſt d. h. ſeinen Unterſchied als ein Andersſein gegen das Andersſein bewährt. Was keine Realität, alſo keine Qualität, keine eigenthümliche Beſtimmtheit hat, das vermag auch nicht, in Verhältniß zu Anderem, reell zu ſein. Die Reellität iſt die nach Außen hin erſcheinende Realität.

c) Etwas und Anderes.

§. 20.

Das Daſein als ein Daſeiendes iſt folglich in Beziehung auf ſich real, in Beziehung auf Anderes reell. Als dieſe Einheit iſt das Daſeiende ein Etwas. Im Begriff des Etwas liegt zugleich der Begriff des Andern, aber das Andere iſt an ſich auch ein Etwas d. h. ein in ſich qualitativ beſtimmtes, von anderm Daſein ſich unterſcheidendes Daſein, für welches das Etwas, gegen welches es reell iſt, ſelber ein Anderes iſt. Ein Etwas hat vor dem andern als Etwas nichts voraus. Das eine iſt ſo gut als das andere an ſich beſtimmtes Daſein. Durch das Unterſcheiden des Etwas vom Etwas iſt daher das Daſeiende endlich, weil es ſich, indem auf ſich, zugleich auf Anderes bezieht, ohne daß dieſe Beziehung zunächſt eine andere Bedeutung hätte, als eben nur die Unterſcheidung als einfachen Unterſchied auszudrücken.

2) Endlichkeit.

§. 21.

Das Etwas iſt durch ſeine unmittelbare Urſprünglichkeit wie durch ſein Verhalten nach Außen endlich, denn gerade, weil es dieſe Qualität hat, gerade, weil es ſich von anderm Daſein unterſcheidet, ſchließt es jenes andere Etwas eben ſo von ſich aus, als es umgekehrt von dieſem ausgeſchloſſen wird. Das Etwas iſt daher a) endlich überhaupt; b) durch ſeine Qualität begrenzt; c) in Beziehung auf anderes Daſein beſchränkt.

a) Endlichkeit überhaupt.

§. 22.

Ein Daſeiendes iſt ein anderes gegen Anderes. Für ſich, ganz unmittelbar, iſt ſeine Qualität α) ſeine Beſtimmung; ſeine Realität vergleicht ſich mit dem Begriff ſeiner Qualität ſelber. Die Beſtimmung iſt das Verhältniß des Daſeins zu ſich überhaupt nach ſeiner Qualität. Was ein Daſein für eine Beſtimmung hat, zeigt es β) in ſeiner Beſchaffenheit nach Außen hin durch die Art und Weiſe, wie ſeine Qualität in der Berührung mit anderm Daſein ſich darſtellt. Die Qualität des Etwas an ſich bleibt dieſelbe, allein in der Beziehung auf andere Qualitäten erſcheint erſt, was ſie an ſich iſt. Weil etwas in ſich ſo und ſo beſtimmt iſt, zeigt es ſich in Verhältniß zu Anderem ſo und ſo beſchaffen. Seine Beſtimmung und ſeine Beſchaffenheit ſind folglich im Grunde daſſelbe; ſie ſind γ) ſeine Beſtimmtheit als die unmittelbare Wurzel aller Verendlichung. Wo ein Etwas aufhört, fängt eben ein anderes an. Nur durch ſeine Beſtimmtheit iſt Etwas endlich, weil es nur durch ſie von Anderem ſich unterſcheidet.

Je weniger Qualitäten etwas hat, um ſo mehr fällt die Negation ſeines Daſeins überhaupt mit der Negation ſeiner einen ſeiner Beſtimmtheiten zuſammen; je mehr, deſto weniger.

b) Grenze.

§. 23.

Die Qualität iſt daher die dem Etwas immanente Grenze, über welche daſſelbe nicht hinaus kann, ohne nicht ſich ſelber zu vernichten. Die Grenze kommt an das Etwas nicht von Außen heran, ſondern fällt mit der einfachen Beſtimmtheit des Daſeins ſelber zuſammen. Die Qualität iſt einerſeits poſitiv, allein auf der andern Seite enthält ſie negativ die dem Etwas durch ſeine Eigenheit nothwendige, von ihm als Daſeiendem unabtrennbare Beſchränktheit.

c) Schranke.

§. 24.

Geht ein Etwas über eine ſeiner Beſtimmtheiten hinaus, ohne daß es damit ſich vernichtet, ſo iſt dieſelbe nicht ſeine abſolute, nur ſeine relative Qualität. Es erhält ſich dann, indem es dieſe Beſtimmtheit aufhebt. Und es hebt ſie nur auf, weil es ſeiner wahren Qualität nach dieſelbe in ſeiner Totalität zum Moment herabſetzt. Das Was der Beſtimmtheit geht alſo nicht verloren, ſondern wird in der Einheit des durch ſich ſelbſt erweiterten Ganzen erhalten. Die Negation der Beſtimmtheit iſt folglich nicht das Setzen ihres Nichtſeins, ſondern nur das Sezzen ihres Nichtſeins als Grenze. Die aufhebliche und aufgehobene Grenze iſt nicht Grenze, nur Schranke. Die Grenze, als mit der Qualität des Etwas unmittelbar identiſch, kann nicht negirt werden, ohne nicht die Negation des Etwas überhaupt in ſich zu ſchließen; die Schranke dagegen kann negirt werden, weil das Etwas an ſich ſchon ſeiner Beſtimmung nach über dieſelbe hingreift. Sie als Qualität iſt nur ein relativer Zug der abſoluten Qualität des Daſeienden.

Inſofern das Daſeiende durch ſich ſelbſt den Trieb hat, ſeine Schranken aufzuheben und ſeine Beſtimmung zu erfüllen, ſetzt es dieſelben in ſich zu Stufen ſeiner Entwicklung herab. Das Verhältniß des Etwas zu ſeiner Beſtimmung nennen wir auch ſchon Sollen.

Die Endlichkeit des Daſeins kann alſo zwar ihre Schranken, nicht aber ihre Grenze aufheben. Inſofern aber die Endlichkeit in beiden Beſtimmungen das Andersſein unmittelbar an ſich ſelbſt hat, iſt dieſe ihre Negation der Begriff der Unendlichkeit.

3) Unendlichkeit.

§. 25.

Das reine Sein und ſein Prädicat, das reine Nichts, heben ſich im Werden auf. Das Werden ſetzt ſich als Daſein. Das Daſein iſt unmittelbar in ſich einfach; durch dieſe einfache Beſtimmtheit iſt es als qualitativ von anderem Daſein unterſchieden und durch dies Unterſcheiden iſt es endlich. In Bezug auf ſich ſelbſt hat es an ſeiner Qualität ſeine Grenze und an ihr nach Außen ſeine Schranke. Die Unendlichkeit des Daſeins iſt daher a) nur die Schrankenloſigkeit, das Nichtvorhandenſein einer Beſtimmtheit; b) der Fortgang von einer Beſtimmtheit zu einer andern, ohne daß dieſer Fortgang ein durch ſich ſelbſt beſtimmtes Ende hätte; c) die Bewegung des Daſeins über ſeine Schranken hinaus, um in ſich wieder als Einheit zurückzukehren, ſo daß es als das ſeine Schranken wie ihre Ueberwindung ſelbſt erzeugende im ſteten Anderswerden doch kein qualitativ Anderes wird, vielmehr ſich gleich bleibt.

a) Die Schrankenloſigkeit.

§. 26.

Das Daſein iſt unendlich, ſofern es die noch unbeſtimmte Möglichkeit der Beſtimmung iſt. Es kann ſich beſtimmen, es kann beſtimmt werden. Allein es hat ſich noch nicht beſtimmt; es iſt noch nicht beſtimmt worden. Dieſes Freiſein von der Beſtimmtheit iſt in der That unendlich, allein dieſe Unendlichkeit iſt nur die abſtracte des Mangels der Beſtimmtheit. Sie iſt die

leere Unendlichkeit, deren ganzer Inhalt die Unbestimmtheit, die Möglichkeit der oder vielmehr irgend einer Bestimmtheit ist. Diese Nichtbeschränkung ist aber an sich selbst unwahr, weil dem Dasein an sich anderes Dasein gegenübersteht. Die Beziehung von Etwas zu Etwas ist daher die Weitergestaltung der Unendlichkeit.

b) Der Fortgang in's Unendliche.

§. 27.

Das an sich endliche Dasein bezieht sich auf anderes; dies bezieht sich wieder auf anderes; dies bezieht sich wieder auf anderes und so in's Unendliche fort. Hier ist die Unbestimmtheit als einfache Nichtbeschränkung allerdings aufgehoben, denn es ist eine Beschränkung gesetzt, ein Verhalten von Dasein zu Dasein, allein eben die Beziehung wird wieder aufgehoben, um sich wieder zu erneuern, und dies nur, um sich wieder aufzuheben, um sich wieder zu erneuern u. s. w. Indem also die Schranke aufgehoben wird, wird sie auch wieder gesetzt; die Schrankenlosigkeit tritt mit dem Aufheben der Schranke ein, aber nur, um eine neue Schranke eintreten zu lassen. Der Progreß in's Unendliche kann daher, weil ihm an sich die Selbstbeschränkung fehlt, die Endlosigkeit genannt werden. Der Inhalt wie die Form sind für ihn in allem Anderswerden dieselbe Tautologie. Der Fortgang von Bestimmung zu Bestimmung ist nothwendig, allein diese Nothwendigkeit wird gleichgültig, weil die Veränderung in sich selbst ohne Beschränkung ist, aus welchem Grunde diese Unendlichkeit auch den Namen des potentia infinitum oder der schlechten Unendlichkeit erhalten hat. Das Dasein als Etwas ist aber auch die Möglichkeit, in dem Hinausgehen über sich, in der Beziehung auf Anderes seine Selbstbestimmung zu erhalten, d. h. zugleich, indem es eine seiner Schranken aufhebt, in sich zurückzugehen und in der Beziehung auf sich zu beharren. Dieser Proceß ist der der wahren Unendlichkeit.

c) Die affirmative Unendlichkeit.

§. 28.

Das abſtract Unendliche iſt nur die Abweſenheit aller Beſchränkung; der ohne Ende fortlaufende Uebergang von Schranke zu Schranke iſt nur die negative Unendlichkeit; das ſich ſelbſt beſchränkende, von ſeinen Schranken befreiende und in dieſer Thätigkeit ſich gleich bleibende Daſein iſt dagegen das actu infinitum, das wirkliche, nämlich in ſeinem Wirken Unendliche.

Endlichkeit und Unendlichkeit ſind Wechſelbeſtimmungen. Wird die Endlichkeit als eine Gattung des Daſeins geſetzt, welche für ſich beſtehe, gegenüber der Unendlichkeit, ſo iſt dies undenkbar. Die Endlichkeit als Endlichkeit ſteht nur der Endlichkeit entgegen, nicht der Unendlichkeit, denn die Unendlichkeit enthält ja die Endlichkeit als ein Moment ihrer ſelbſt in ſich. Vermöchte die Endlichkeit ſich gegen die Unendlichkeit als ein für ſich beſtehendes Daſein feſtzuhalten, ſo würde die Unendlichkeit ſelbſt nur eine Endlichkeit ſein.

§. 29.

Das Endliche ſetzt ſich das Unendliche als das Daſein voraus, durch welches es ſelber geſetzt wird. Das Endliche, d. h. das Beſchränkte, das gegen Anderes Andere, ſetzt urſprünglich nicht ſich ſelber, ſondern iſt das im Unendlichen von demſelben geſetzte. Die Entgegenſetzung des Endlichen gegen das Unendliche, als wenn dies außerhalb des Endlichen, iſt eine Abſtraction, welche ſich unter dem Endlichen wie unter dem Unendlichen eben nur zwei verſchiedene Etwas vorſtellt.

§. 30.

Die eine Seite, das Endliche, ohne die andere, das Unendliche, zu ſetzen, und umgekehrt, iſt unwahr, allein die Einheit des Unendlichen mit dem Endlichen iſt deshalb nicht ſo zu verſtehen, als wenn der Unterſchied des Endlichen vom Unendlichen nicht zugleich ein wirklicher wäre. Das Endliche als ſolches bleibt immer in der Beſtimmung, nur eines der Momente

des Unendlichen auszumachen und nur geſetzt zu ſein, nicht urſprünglich ſich ſelbſt zu ſetzen.

§. 31.

Hieraus folgt, daß, wenn von einem Hervorgange des einen aus dem andern die Rede ſein ſoll, nur das Endliche aus dem Unendlichen hervorzugehen vermag, nicht aber das Unendliche aus dem Endlichen, denn das äußere Zuſammenfaſſen noch ſo vieler Endlichkeiten würde zum Reſultat immer wieder nur eine Endlichkeit haben können, allein nimmer im Stande ſein, die Selbſtbeſtimmung hervorzubringen, die erſt das wirklich Unendliche iſt.

§. 32.

Das wahrhaft Unendliche geht daher nur aus ſich ſelbſt hervor, verendlicht ſich, indem es ſich beſtimmt, hebt jedoch dieſe, ſeine eigene Beſtimmung, ſelbſt wieder auf und geht aus allen ſeinen Unterſchieden, indem es ſie erzeugt, zugleich in ſich als Einheit derſelben zurück. Das Endliche als ſolches wird ein anderes, indem es ſich aufhebt. Das actu Unendliche verändert ſich in ſich, ohne in dieſem Uebergehen von einer Beſtimmtheit zur andern ſich ſelbſt aufzuheben. Sein Anderswerden iſt inſofern ein Schein. Das Unendliche verliert ſich alſo nicht in ſeinem Anderswerden, ſondern entwickelt ſich darin und geht in dem Endlichen, zu welchem es ſich von ſich unterſcheidet, nicht mit einem Fremden, nur mit ſich ſelbſt zuſammen. Das Endliche iſt eben ſowohl die Wahrheit des Daſeins des Unendlichen, als das Unendliche die Wahrheit des Daſeins des Endlichen.

III.

Das Fürſichſein.

§. 33

Das Daſein als das von anderem Daſein durch ſeine Beſtimmtheit ſich unterſcheidende, ſich von ſeinen eigenen Unterſchie-

den unterscheidende und sie als ihre sie setzende Einheit sich unterwerfende Etwas ist für sich, was es ist. Das Dasein hat, logisch genommen, die Bedeutung der Besonderung des allgemeinen Seins; das Fürsichsein hat die Bedeutung der Vereinzelung desselben als Selbstbeziehung des Daseins auf sich. 1) Unmittelbar ist das Fürsichsein des Daseins das Ausschließen jedes andern Daseins von sich; allein dieses Ausschließen, das sich als Eins setzen, ist 2) unmöglich, ohne sich auf das andere Dasein zu beziehen, welches, selber für sich seiend, das es von sich ausschließende Dasein ausschließt. So ist jedes Etwas ein Eins und ist nicht nur Ein Eins, sondern viele. 3) Die vielen Eins verhalten sich daher untereinander zunächst ausschließend. Weil aber jedes an sich dasselbe ist, was die andern, so setzt es auch diese Identität als eine Ansammlung der Vielen, die an sich unbestimmt, gegen sich selbst so gleichgültig ist, wie an sich das Eins gegen das Eins.

1) Das Eins.

§. 34.

Das Dasein als für sich seiendes ist unmittelbar Eins. Es begrenzt sich selber und ist in dieser Selbstständigkeit gegen seine eigene Qualität wie gegen die von anderem Dasein vollkommen gleichgültig. Nicht auf die Qualität kommt es dem Eins an, nur auf das Fürsichsein als solches.

§. 35.

Das Eins ist als Eins untheilbar. Es ist nichts, als die alles Andere ausschließende Beziehung auf sich. Alle Unterschiede, die es in sich hat, läßt es in diese Einfachheit aufgehen. Dies abstracte Fürsichsein ist eigentlich das, was man unter dem Wort Atom denken sollte.

§. 36.

Das Eins darf daher nicht mit dem Begriff der Einheit und dem der Einzelheit verwechselt werden. Es hat, wie zuvor

bemerkt worden, die Bedeutung des Einzelnen innerhalb des Begriffs des Seins. Auch ist es Einheit sowohl in dem Sein, daß es alle seine qualitativen Unterschiede in sich zusammenfaßt, als in dem numerischen, ein einfaches Quantum zu sein. Allein von solchen Bestimmungen ist hier noch gar nicht die Rede. Einheit ist das Resultat der Vereinung Unterschiedener und Einzelheit ist die subjective Form, zu welcher das Allgemeine und Besondere sich zuspitzen. Eins aber ist das ganz nackte, gegen alle Prädicatbestimmung wie gegen alle Subsumtion gleichgültige Fürsichsein des Etwas. Einzigkeit endlich ist die qualitativ bestimmte Ausschließlichkeit eines Eins gegen bestimmte andere Eins als ihm ungleichen.

2) Viele Eins.

§. 37.

Das Dasein als Eins hat unmittelbar das Dasein des nicht für sich seienden Daseins an sich. Das Eins, als sich auf sich beziehend, schwebt daher gleichsam in der passiven Leerheit des allgemeinen Seins.

§ 38.

Allein in Wahrheit existirt das Eins nicht blos als Ein Eins, sondern, weil das Dasein sich in der Verendlichung des Etwas doch wieder in sich als unendliche Beziehung auf sich reflectirt, so existirt noch ein Eins, und noch Eins u. s. w. in's Unendliche hin. Dieses Setzen des Eins ist dessen Vielheit oder vielmehr Vielheit schlechthin. Ein Ableiten des Vielen aus dem Eins ist unmöglich. Wenn man sich so ausgedrückt hat, als entstehe die Vielheit aus der Einheit, so hat man unter diesen Ausdrücken andere logische Formen, wie Einheit und Unterschied, oder metaphysische, wie Substanz und Attribut, verstanden. Das Eins schließt sich mit seinem Indifferentismus gegen alles Andersein und gegen alles andere Dasein rücksichtslos in sich ab. Die Vielen entstehen zwar an sich, allein als Viele sind sie eben da. Die Frage, wie erzeugt sich das Viele aus dem Eins, ist eben so

unkritisch, als die, wie geht das Endliche aus dem Unendlichen hervor. Das Endliche geht, wenn man einmal so sprechen will, aus dem Unendlichen hervor, weil es selbst ein Moment des Unendlichen ist und das Viele entspringt aus dem Eins nicht durch einen mystischen Proceß des einzelnen Eins, sondern die Daseienden Etwas, in ihrer unbestimmten Unendlichkeit, sind als für sich seiende viele Eins.

3) Die Bewegung des Eins und der Vielen.

§. 39.

Das Eins ist gegen jedes Eins ausschließend. Ausschließen aber kann es nur, sofern es selbst wieder von jedem Eins ausgeschlossen wird; dies negative Verhalten der Eins untereinander ist also gegenseitig.

§. 40.

Die Ausschließlichkeit verkehrt sich daher an sich selbst in ihr Gegentheil, in die Beziehung des Eins auf das Eins. Das Ausschließen ist nicht ein Setzen des Ausgeschlossenen als eines gar nicht Seienden, vielmehr als des nothwendig Vorausgesetzten, ohne dessen Dasein das Ausschließen selbst unmöglich wäre. Da nun jedes Eins an sich jedem Eins gleich ist, so ist, wie die Ausschließung, so auch die Beziehung eine gegenseitige.

§. 41.

Im Begriff des Eins liegt folglich eine Doppelbewegung, erstens die des Auseinandergehens der vielen Eins, indem jedes sich für sich von allen übrigen in sein Fürsichsein zurückzieht: die Zerstreuung der Vielen; zweitens die des Zusammengehens der vielen Eins, indem jedes an sich mit allen übrigen als Eins identisch ist und mit ihnen sich als Vielheit zusammenzusetzen vermag: die Ansammlung der Vielen, die mit verschiedenem Namen als Summe, als Reihe, als Haufen, als Aggregat u. dergl. bezeichnet wird.

§. 42.

Der Begriff des Auseinandergehens wie des Zuſammengehens der Eins exiſtirt in realen Eins auch als eine reale Bewegung. Es iſt jedoch zweckmäßig, in der Beſchreibung dieſes Unterſchiedes des Eins von ſich als eins und als Vieles nur ſolche Ausdrücke, wie Zerſtreuung und Sammlung, zu gebrauchen, da andere Bezeichnungen, wie Repulſion und Attraction, leicht verführen können, das metaphyſiſche Element in das phyſikaliſche, den Begriff des ideellen Eins in die Vorſtellung des materiellen Atoms hinüberzuſpielen und der logiſchen Entwicklung eine hypoſtaſirende Genealogie unterzuſchieben.

§. 43.

Der Begriff des Daſeins, als deſſen, was in ſeinem Fürſichſein als ſolchem auf anderes Daſein ſich bezieht, alſo ſeine Grenze nicht nur in ſich, vielmehr eben ſo in Anderem, außer ſich, hat, iſt der Begriff der Quantität.

B.

Quantität.

§. 44.

Das Daſein iſt an ſich qualitativ geſtimmt; als ſolches aber iſt es in der Möglichkeit, für ſich zu ſein und als für ſich ſeiendes wird ſeine Qualität in die Beziehung auf ſich aufgehoben. Die äußerliche, gegen ihre Veränderung gleichgültige Grenze iſt die der bloßen Größe. Dieſe iſt: 1) reine Quantität, der Begriff der gegen ihren Unterſchied gleichgültigen Unterſchiedloſigkeit des Daſeins; 2) die unbeſtimmte Größe hebt ſich in der beſtimmten, im Quantum auf; 3) das Quantum aber iſt nicht bloßes Quantum als abſtracte Größe, ſondern das Quantum

eines Quale; die quantitative Veränderung des Quantums enthält daher zugleich ein qualitatives Verhältniß. Dieſe Beziehung der Qualität auf ſich als Quantität iſt der **Grad**, denn in dieſem vergleicht das Quantum ſich mit dem Quantum nach dem Unterſchied der Größe der Qualität.

I.

Die reine Quantität.

§. 45.

Das Daſein als fürſichſeiendes iſt an ſich ſelbſt quantitativ. Der Begriff der Quantität als der äußerlichen Grenze iſt in ſeiner Allgemeinheit der Begriff des Daſeins, welches in ſich ohne Grenze iſt. Es iſt nach allen Seiten hin der ſchlechten Unendlichkeit offen. Es iſt überall in ſich eben ſo ſehr die Möglichkeit der Begrenzung als die Gleichgültigkeit gegen dieſelbe und daher ſowohl die Möglichkeit der Aufhebung der Grenze, wenn ſie geſetzt wird, als auch wieder der Gleichgültigkeit gegen die Aufhebung.

Dieſe Beſchreibung der reinen Größe iſt zwar die eines Abſtractums, nämlich der Indifferenz des Daſeins gegen ſeine äußere Begrenzung, keineswegs jedoch die Beſchreibung eines Abſtractums, welches etwa nur im abſtracten Denken, nicht aber in der Realität der Erſcheinung exiſtirte. Die reine Quantität exiſtirt vielmehr in allem Daſein, welches in ſich und deshalb auch nach Außen unendlich iſt. So iſt es z. B. mit dem Raume, mit der Zeit, mit dem intelligibeln Raum des Bewußtſeins, mit der Actuoſität des Willens u. drgl. der Fall. Die Qualität der Exiſtenz der reinen, in ihrer Grenze unbeſtimmten Größe, iſt in jedem dieſer Fälle eine andere, allein die gegen ihre Grenze gleichgültige Unendlichkeit iſt in jedem dieſelbe.

Solche einfache Beſtimmungen gehen ſchon über den Kreis der gemeinen Empirie hinaus, die nur den Fetiſch des Sinnlichen kennt und den Fehlſchluß macht, daß, weil freilich das Sinnliche wahrnehmbar, auch alles Wahrnehmbare ſinnlich ſein

müſſe. Außerhalb der Erfahrung liegt aber die reine Quantität gar nicht ſo, als wenn nicht das eigentliche Element derſelben, die Gleichgültigkeit der Größe gegen die Grenze, eben an dieſer und an ihrer Aufhebung ergriffen werden könnte. So erweitert ſich der Raum für die Erfahrung in's Unendliche; hinter Sternen entdecken ſich neue Sterne. So kann das Subject Object auf Object ohne alle Grenze in ſich aufnehmen u. ſ. w.

§. 46.

Die reine Quantität iſt aber in ihrer Gleichgültigkeit gegen ihre Grenze überall in ſich die Möglichkeit der Beziehung auf ſich, des Setzens ihres Fürſichſeins, des Zuſammenſchluſſes in ſich als Eins. Aus der Gleichgültigkeit gegen ihre Grenze ſchlägt ſie in das Setzen einer Grenze um. Das Eins iſt die poſitive Negation der unendlichen Unbeſtimmtheit der bloßen Größe. Dieſe Unterbrechung iſt der Begriff der ſogenannten **discreten** Größe.

§. 47.

Weil aber das Eins als der ideelle Unterſchied der reinen Größe von ſich überall in ihr geſetzt werden kann, ſo hebt ſich auch das Eins überall wieder in die Einheit und Gleichheit der Größe überhaupt auf. Dies Aufgehen des Eins in den allgemeinen Zuſammenhang der Größe iſt der Begriff der ſogenannten **continuirlichen** Größe.

Es iſt richtig bemerkt worden, daß discrete und continuirliche Größe nicht verſchiedene Arten von Größen ſeien, ſondern, daß dieſelbe Größe ſowohl als discret, wie als continuirlich geſetzt werden kann; als discret, ſofern ſie als für ſich ſeiender Unterſchied; als continuirlich, ſofern ſie als Aufhebung des Unterſchiedes zur Einheit und Gleichheit des Daſeins erſcheint.

So iſt z. B. der einzelne Punct im Raum eine discrete, für ſich ſeiende Größe; ſofern er aber mit andern Puncten in einer Linie, Ebene ſich als Eines ſetzt, iſt er eine continuirliche Größe.

§. 48.

Die reine Quantität verhält ſich alſo gegen ihre Gleichgültigkeit durch die Diskretion negativ, hebt aber eben ſo dieſe Unterſcheidung durch ihre Continuität wieder auf und kehrt durch ſie in die Einheit mit ſich zurück, die jedoch nicht mehr die allgemeine, ſondern die beſtimmte, oder das Quantum iſt.

II.

Das Quantum.

§. 49.

Die reine Quantität hebt ſich im Quantum auf, d. h. iſt ihm immanent und ſetzt ſich als beſtimmtes Daſein, als eine irgend wie beſtimmte Größe. Wenn gefragt wird, wo das Quantum als ein reales herkomme, ſo läßt ſich dieſe Frage nur nach der Beſchaffenheit des qualitativen Elementes beantworten, dem das Quantum angehört, ob alſo das Quantum ein phyſiſches, ob es ein pſychiſches u. ſ. w. Aus dem Begriff der reinen Quantität an ſich entſteht kein Quantum, denn dieſer Begriff iſt eine Abſtraction, allein aus dem qualitativ beſtimmten Etwas, Materie, Leben, Wille, Gedanke, erzeugen ſich die Beſonderungen, die in ihrer Aeußerlichkeit Quanta gegen einander ſind. Das Quantum iſt 1) einfaches Quantum; 2) durch das Verhältniß von Quantum zu Quantum entſteht der quantitative Progreß, der eine Reihe bildet, die an ſich ohne Schranke iſt; 3) die Wahrheit dieſes Fortgangs iſt der Begriff der Größe ſelbſt, wie er dem Quantum einwohnt und an demſelben durch das poſitive oder negative Aufheben ſeiner Grenzen zur Erſcheinung kommt. Dies iſt der quantitative Proceß, der in ſeiner Unendlichkeit zwar nicht an die Größe, wohl aber an die Qualität des Daſeins gebunden iſt.

1) Das einfache Quantum.

§. 50.

Die reine Quantität hebt ſich im Quantum auf, heißt, wie zuvor geſagt worden, ſie ſetzt ſich als beſtimmte Größe, die nicht allein durch ſich, ſondern auch durch diejenigen Quanta gemeſſen wird, von denen ſie ſich unterſcheidet. Im Unterſchied von der allgemeinen Quantität iſt das Quantum eben nur ein Eins; ſeine nähere Beſtimmung empfängt es durch ſeine Beziehung auf andere Quanta.

Das Eins macht deshalb das Princip aller quantitativen Beſtimmungen aus; das Eins, mit ſeinem Gegenſatze der Unbeſtimmtheit, der Nullität. Das Eins iſt die Urzahl, die Null iſt die Unzahl im Sinn des Nichtdaſeins einer quantitativen Begrenzung.

§. 51.

Das einfache Quantum ſchließt das Weſen der Quantität überhaupt in ſich. Es iſt gleichgültig gegen ſeine Grenze. Mag dieſelbe vermehrt oder vermindert werden, ſo iſt es nicht nur noch immer Quantum, ſondern zeigt gerade in der Indifferenz gegen dieſe Veränderung die Natur der Quantität, die nur äußerliche Grenze und obenein die Gleichgültigkeit gegen dieſe Grenze zu ſein.

2) Der quantitative Progreß oder die Reihe und der Exponent.

§. 52.

Das Quantum hat ſeine beſtimmte Grenze außer ſich in andern Quantis. Dem Quantum ſteht das Quantum gegenüber. Die Beziehung von Quantum zu Quantum iſt zunächſt nur die ganz äußerliche, daß jedes, wie das andere, Quantum iſt. In dieſer Identität bildet der Fortgang von Quantum zu Quantum eine Reihe, die in ſich eines Princips der Abſchließung ermangelt, folglich in's Endloſe fortlaufen kann.

§. 53.

Wer in sich selbst kann die Reihe sehr verschieden bestimmt sein. Das Verhältniß von Quantum zu Quantum kann das Moment der Discretion oder der Continuität zur Grundlage haben, oder auch mit beiden abwechseln. Von Seiten der Discretion erscheinen die Glieder der Reihe als einzelne Eins, als eine Anzahl von Quantis; von Seiten der Continuität erscheinen sie als in einanderschwindende Momente Eines Daseins, als Einheit.

§. 54.

Das Verhältniß, in welchem zwei Quanta zu einander stehen, kann wiederum nur einen quantitativen Ausdruck finden. Sie, als Factoren, erzeugen aus sich das Quantum, das sich zu jedem von ihnen auf gleiche Weise verhält, den Exponenten.

§. 55.

Der Unterschied, in welchem das Quantum zum Quantum steht, ist allerdings selbst ein quantitativer, der aber als solcher zugleich ein qualitativer nicht des unmittelbaren Daseins, sondern der Größe ist, nämlich der Unterschied der Gleichheit und Ungleichheit. Auf ihm beruhet die Mannigfaltigkeit der Größe als gerader und ungerader, als ganzer und gebrochener, als rationaler und irrationaler u. s. w.

Aus diesen Unterschieden entwickelt sich durch die Vermittelung der Beziehung der Größe auf sich als Anzahl und Einheit, so wie ihrer unmittelbaren Bestimmtheit als positiver oder negativer, das System der quantitativqualitativen Bestimmungen des Begriffs der abstracten Größe, welches man die Theorie der Zahlen oder das Zahlengebäude genannt hat. Mit dem Raum und mit der Zeit hat diese Wissenschaft unmittelbar gar nichts zu thun.

§. 56.

Das Quantum ist innerhalb der Reihe sowohl durch das ihm unmittelbar vorangehende, wie durch das ihm zunächst fol-

gende bestimmt. Es ist die Mitte gerade dieser Quanta, welche ihrerseits eben so sehr durch es selber bestimmt sind. Als das dritte z. B. ist ein Quantum nur gesetzt, sofern es nicht das zweite, nicht das vierte ist. Das zweite ist aber auch nur insofern das zweite, als ihm das dritte folgt, das vierte das vierte nur, als ihm das dritte vorangeht. Zugleich ist dem Quantum, dem es in dieser Reihe wesentlich ist, das dritte zu sein, eben diese Bestimmtheit als Etwas überhaupt ganz unwesentlich und kann es daher in einer anderen Reihe, in dem Progreß einer andern Vermittelung, eine ganz andere Stelle einnehmen.

So consequent deshalb auch eine Zahlenreihe je nach ihrer Basis innerhalb ihrer Progression ist, so darf man dieselbe doch nicht ohne Weiteres auf concrete Existenzen übertragen, als müßten diese ein congruentes Abbild des an sich richtigen quantitativen Progresses liefern, denn in der Wirklichkeit machen sich auch alle qualitativen Mächte geltend und bewirken Abänderungen der Reihenfolge.

Die Seiten des Exponenten einer Reihe können, als Quanta, sich ändern, er selbst aber sich gleich bleiben, theils so, daß die Veränderung der Reihen eine positiv oder negativ gleichmäßige ist; theils so, daß die eine Seite sich gleich bleibt, während die andere sich verändert; theils so endlich, daß in congruenter Symmetrie der Vermehrung der einen Seite die Verminderung der andern entspricht. Die Grundform der Structur der Reihen bleibt immer die Aeußerlichkeit der Bestimmung des Quantums, nach welcher zwei Quanta, die jedes für sich einem dritten Quantum gleich sind, unter einander selbst gleich sind.

3) Der quantitative Proceß.

§. 57.

Das Quantum, als bestimmtes, bezieht sich auf ein anderes; dies abermals u. s. w., ein Fortgang, der in's Endlose ausläuft. Aber das Quantum bezieht sich auch auf sich selber und kann seine eigene Grenze in's Unendliche hin sowohl positiv als negativ aufheben.

§. 58.

Geht die Größe über ihre Grenzen continuirlich bis zu einem solchen Umfang hinaus, daß darüber nicht eine noch weitere Ausdehnung oder Vermehrung gesetzt werden kann, so erreicht sie ihr größtes Quantum, ihr Maximum.

§. 59.

Geht die Größe von ihrer unmittelbaren Grenze continuirlich bis zu einem solchen Umfang zurück, daß über ihn hinaus eine noch engere Zusammenziehung oder Verminderung nicht gesetzt werden kann, so erreicht sie ihr kleinstes Quantum, ihr Minimum.

§. 60.

Wird das Quantum auf solche Weise vermehrt oder vermindert, so liegt darin allerdings eine Unendlichkeit, nämlich des steten Aufhebens der Grenze bis zum Maximum und Minimum. Allein die quantitative Unendlichkeit als solche besteht in der absoluten Negation aller Begrenzung. In dieser Bestimmung soll das Quantum als Maximum nicht in die reine Quantität aufgehen, so wie als Minimum nicht in das reine Nichts sich auflösen. Es soll noch immer als ein fürsichseiendes Quantum sich erhalten.

§. 61.

Das Maximum wie das Minimum sind als endliche Größen bestimmte Quanta. Als unendlich sollen sie noch bestimmte Quanta sein, machen aber die Bestimmung unmöglich. Das Verhältniß des Ueberganges eines Quantums zu einem andern, das Zwischenreich der approximativen Vermehrung oder Verminderung, die fließende Grenze (Fluxion), das Ergreifen eines Unterschiedes, der keiner mehr ist (Differentiale), die Unmöglichkeit, für eine ganz bestimmte Quantität doch kein endliches Quantum angeben zu können, dies ganz besonders ist es, was man unter quantitativer Unendlichkeit zu verstehen pflegt.

Das Polygon von unendlich vielen Seiten ist ein ganz bestimmtes Quantum; wenn es aus dem Radius und dessen fortgesetzter Halbirung entsteht, so sagen wir, daß es endlich mit dem Kreise zusammenfalle, sofern die Vervielfältigung der Seiten in's Unendliche gesteigert wird. Das Polygon von unendlich vielen Seiten ist endlich, denn es ist ja in den Kreis eingeschlossen und doch ist es unmöglich, die Anzahl seiner Seiten zu bestimmen, weil dieselbe eben unendlich ist. Diese Unendlichkeit der vielen Seiten hat zwischen sich und zwischen der Kreislinie noch einen Unterschied, der wirklich ist und der doch, indem das Polygon sein unsagbares Maximum erreicht, zu einem eben so unsagbaren Minimum wird. Diese Differenz, die so gut als Nichts mehr unterscheidet, ist unendlich.

Erst der Begriff der Unendlichkeit hat die Wissenschaft der Größe zu der bewundernswürdigen Tiefe und leichtbeweglichen Technik erhoben, deren sie sich erfreuet. Durch ihn ist es möglich geworden, das Entgegengesetzte auf entgegengesetzte Weise als identisch zu setzen, z. B. der Kreis fällt in seiner Peripherie als Minimum mit dem Centrum zusammen; wird aber die Peripherie als Maximum gesetzt, so fällt das Centrum mit der Peripherie zusammen; es wird gleichgültig, wo es gesetzt wird: centrum ubique, peripheria nusquam.

§. 62.

Der quantitative Proceß bringt also das Wesen der Größe gerade durch ihre Unendlichkeit recht zur Erscheinung. Der quantitative Progreß setzt nur erst die in's Unbestimmte verlaufende Beziehung von Quantum zu Quantum, als einem immer andern. Der quantitative Proceß hebt diese sich immer wieder erzeugende Aeußerlichkeit der Grenze in das Quantum selber auf, verlegt es in die Beweglichkeit seiner eigenen Grenze und läßt die Bestimmung derselben als positiv wie negativ unendliche vollkommen gleichgültig werden.

Der quantitative Proceß existirt eben so wirklich, als das Quantum überhaupt und der quantitative Progreß. Allein empirisch wird er zugleich durch die Eigenheit der Größe bedingt,

deren Process er ist. Das Quantum ist als reales nur ein qualitatives. Die Unendlichkeit als Aufhebung der äußeren Grenze wird deshalb durch die Qualität selber wieder verendlicht. Es ist z. B. gewiß, daß ein sich entbindendes Gas seine Grenze immer weiter ausdehnt, daß es die Tendenz hat, sich in's Unendliche nach allen Seiten auszuschwellen, allein diese Tendenz wird eben durch seine Qualität wieder negirt, weil es vermöge derselben zu andern Gasen u. s. w. ein inneres Verhältniß hat, mit ihnen sich vermischt, neutralisirt u. dergl.

Das Quantum, sofern es als Quantität der Qualität sich bestimmt, ist der Grad.

III.

Der Grad.

§. 63.

Was in aller quantitativen Veränderung des Quantums sich in der Gleichheit mit sich erhält, ist seine Qualität. Das Anderswerden der äußerlichen Grenze hat wenigstens zunächst noch nicht den Anschein, als alterirte es die ursprüngliche Eigenheit des Daseins. Aber durch die Vermittelung der quantitativen Differenz der Qualität tritt diese zu sich selbst in das Verhältniß einer *verschiedenen Qualität*. Nicht die Qualität an sich wird hier eine andere, wohl aber das Quantum ihrer Bestimmtheit. Sie hat ein Maximum, wie ein Minimum, über welche hinaus sie auf *umgekehrte Weise* sich auflöst.

1) Die extensive Größe.

§. 64.

Die Unterschiede zwischen dem Minimum und Maximum sind an sich *fließende* und doch ist jedes Moment als solches für sich ein ganz bestimmtes. Es ist, quantitativ genommen, das so und so viele, welches an den Nachbarmomenten vorwärts und rückwärts seine ganz bestimmte Voraussetzung hat. Nach

dieſer Seite zu iſt es die *extenſive* Größe. Das extenſive Quantum hat in andern Quantis außer ſich die Bedingung ſeiner Größe. Das Quantum, welches ſich als ein in ſich vielfaches Daſein zu einer Reihe von Quantis beſtimmt, ſetzt ſeine Unterſchiede als *Anzahl*.

2) Die intenſive Größe.

§. 65.

In dem Quantum des Quantums iſt aber zugleich die Qualität deſſelben auf eine qualitativ beſtimmte Weiſe geſetzt, welche nur quantitativ durch Vergleichung mit den übrigen quantitativen Momenten als eben ſo viel quantitativen Unterſchieden ausgedrückt werden kann, weil in der That dieſe Unterſchiede noch keineswegs die urſprüngliche Eigenheit des Daſeins überhaupt ändern. Dieſes einfache Inſichſein des Quantums, dieſe Beziehung durch ſeine Quantität auf ſeine Qualität iſt die Größe als *intenſive*. Die intenſive Größe vergleicht die Stärke der Qualität, die extenſive die Kraft des Umfanges.

Die extenſive Größe wird nach der Anzahl der Momente ohne weitere Reflexion ausgeſprochen. Man ſagt von ihr, ein Daſein *habe* ſo und ſo *viel* Grade. Der Unterſchied der Qualität *von ſich als Qualität* kommt hierbei nicht in Betracht. Die extenſive Größe läuft an den Momenten eines Quantums als *an ſich gleichen* Beſtimmungen fort. Die extenſive Größe entbehrt alſo des Rückganges in ſich ſelbſt. Dieſe iſt das Weſen der intenſiven, welche das Quantum als Einheit in ſich zuſammenfaßt. Man ſagt, etwas ſei der *ſo und ſo vielte* Grad eines Daſeins der dritte, vierte u. ſ. f.

3) Die graduelle Größe.

§. 66.

Daſſelbe Daſein iſt es alſo, welches einerſeits ſich als extenſive Größe beſtimmt. Beides heißt nichts Anderes, als daß

hier die Quantität der Quantität einer Qualität, hier die Quantität der Qualität geſetzt wird. Im Grade vergleicht ſich das Quantum mit ſich nach ſeiner Quantität und Qualität.

Das Eigenthümliche dieſes Begriffs iſt das quantitative Erſcheinen des Quale, das qualitative Erſcheinen des Quantums; das Erſcheinen der einen Beſtimmung an der andern.

Eben deshalb aber ſind die extenſive wie die intenſive Größe einander gleich. Die Extenſion iſt an ſich mit der Intenſion identiſch. Damit z. B. Etwas der zehnte Grad eines Daſeins ſei, muß daſſelbe zehn Grade haben. Etwas iſt nur ſo groß, als es ſtark iſt und es iſt gerade nur ſo ſtark, als es groß iſt. Nur ein Schein iſt, wenn Inhalt und Umfang ſich nicht decken. Es gehört dann zur Realiſirung ihrer an ſich ſeienden Gleichheit Zeit. Das Verhältniß der Intenſion zur Extenſion iſt daher nicht als ein cauſales aufzufaſſen, daß, weil etwas ſo ſtark, es auch ſo groß ſei, ſondern Intenſion und Extenſion ſind nur die unmittelbar identiſchen Momente deſſelben Daſeins. Indem etwas ſo groß iſt, hat es ſogleich dieſe Beſtimmtheit und umgekehrt.

Für die Ermittelung des Grades eines Daſeins exiſtiren freilich oft große Schwierigkeiten. Damit die intenſive Stärke von Etwas auch extenſiv zur Erſcheinung komme, bedarf es oft der Zeit und des Raums. Die Breite, in welche ein Daſein ſich auszulegen vermag, kann oft erſt allmälig zur Erſcheinung gelangen und es iſt daher ſogar das gewöhnliche Schickſal des Intenſivſten, ſo lange es für das oberflächliche Urtheil ſich noch nicht in die Oberfläche verbreitert hat, verkannt zu werden. Z. B. die genialſten Schriften haben zuerſt oft keinen Verleger finden können; ſpäter ſind ſie in zahlloſen Exemplaren gedruckt, in alle Sprachen überſetzt, in den mannigfachſten Zuſammenhängen erwähnt u. ſ. w. Allein dieſe extenſive Größe reicht doch gerade nur ſo weit, als ihre intenſive: ihr Geiſt.

Die Einheit der Extenſion iſt daher an ſich ſchon ein anderer Begriff, als der der nur graduellen Verſchiedenheit, nämlich der Begriff des Daſeins, wie es, als Einheit ſeiner quali-

tativen und quantitativen Beſtimmtheit, durch die Veränderung der einen zugleich eine Veränderung der andern hervorbringt oder ſich verändert. Als Einheit ſeiner Qualität und Quantität, als beide in ſich zu Momenten herabſetzend, iſt es das Maaß ſeiner Exiſtenz.

C.

Die Modalität.

§. 67.

Das Sein iſt in ſeiner Wahrheit für ſich ſeiendes, qualitatives Etwas; das Etwas iſt in ſeiner Wahrheit, indem durch ſich nach ſeinem Inſichſein, zugleich nach Außen beſtimmt. Dieſe Grenze iſt veränderlich und in dieſer Veränderlichkeit erhält ſich die qualitative Beſtimmtheit nach ihrer Identität. Allein die Qualität iſt an ſich ſelbſt das quantitativ, die Quantität an ſich ſelbſt das qualitativ beſtimmte Daſein. Das von der Quantität getrennt ſein ſollende Quale exiſtirt eben ſo wenig, als das von der Qualität getrennt ſein ſollende Quantum. Beide Begriffe ſind als ſolche Abſtracta; in concreto exiſtirt nur die Untrennbarkeit beider Beſtimmungen, denn keineswegs ſind ſie ununterſcheidbar, als wenn die Sonderung der Quantität von der Qualität eigentlich der Ueberfluß eines kurzſichtigen Irrthums wäre. Das Maaß iſt die Einheit der Qualität und Quantität, wie dieſelbe zugleich die Beziehung beider Momente in ſich ſchließt; ſo iſt das Sein nun 1) das ſpecifiſche Quantum; 2) das Verhältniß von Maaß zu Maaß; 3) die Indifferenz des Seins gegen den Wechſel der Maaßverhältniſſe.

I.

Das specifische Quantum.

§. 68.

Das Quantum als specifisches ist das zugleich seiner Qualität nach bestimmte Quantum. Erst so ist es das wirkliche, nicht blos das von seinen Unterschieden abstrahirende Eins.

§. 69.

Da im specifischen Quantum die Qualität und Quantität als Eines gesetzt sind, so sollte jedes Dasein jedem andern, worin dies eben so der Fall, gleich sein. Dies Seinsollen der Gleichheit ist der Begriff der Regel.

§. 70.

Allein mit der Gleichheit kann innerhalb ihrer auch eine Ungleichheit hervortreten, welche das Dasein anders, als es sein sollte, erscheinen läßt. Diese Abweichung ist die Ausnahme von der Regel. Die Regel wird durch sie nicht absolut negirt, nur relativ verlassen. Die Ausnahme hat Existenz und einen Sinn nur, sofern sie sich die Gleichheit als das Maaß ihrer Bestimmtheit voraussetzt. Insofern sagt man richtig, daß durch die Ausnahme die Regel bestätigt werde.

§. 71.

Der Grund der Ausnahme von der Regel ist die Specification oder die Modification d. h. diejenige Veränderung, welche die Qualität oder Quantität eines Daseins oder beide nur in einem Moment, nur relativ, nicht aber in der Hinsicht ändert, daß dadurch ein schlechthin anderes Dasein entstünde.

§. 72.

Von Seiten der Qualität ist die Modification diejenige Modalität, welche wir die Art und Weise oder das Wie nennen. Sie ändert nicht die Qualität an und für sich, noch weniger die

Quantität, aber sie ist eine das specifische Quantum anders qualificirende Bestimmung desselben; z. B. der andere Ton, mit welchem dieselben Worte gesprochen werden u. dergl.

§. 73.

Von Seiten der Quantität ist die Modification diejenige Modalität, welche das specifische Quantum nur durch die Differenz eines Quantums ändert, die in Verhältniß zu ihm den Werth nur eines Minimums hat. Wir betrachten sie daher, obwohl sie ein Dasein unzweifelhaft verändert, doch als gleichgültig; z. B. wenn an einer Million hundert Eins fehlen oder wenn sie zu ihr hinzukommen, so ist das ein gegen das übrige Quantum verschwindender Unterschied.

§. 74.

Ist aber die Modification eine zugleich qualitative und quantitative, so steht sie auf dem Sprunge, das specifische Quantum in seinem Dasein selbst aufzuheben. Die Modification, so lange sie nur die anders accentuirende Umstimmung oder nur äußerliche Aenderung eines Momentes, ist das an sich unerschöpfliche Spiel der relativen Veränderung innerhalb des substantiellen Grundverhältnisses. Die identische Veränderung dagegen der Qualität und Quantität wird zur wesentlichen Modification, die wir daher auch die durchgreifende nennen.

Um sie daher in einem bestimmten Fall zu beurtheilen, muß man die verschiedenen Beziehungen, deren ein und dasselbe specifische Quantum fähig ist, genau unterscheiden. Denn werden einem Dasein die Bedingungen entzogen, unter denen seine Qualitäten als Beschaffenheiten sich geltend machen können, so sind diese freilich an sich, was sie sind, ihr Werth aber wird ein schlechthin anderer. Und eben so, wenn die Größe eines Daseins durch ein Zuviel oder Zuwenig nicht dem Verhältniß entspricht, unter dessen Maaß allein es seine Bestimmung erfüllen kann, so ist es gleichfalls entwerthet.

II.

Das Maaßverhältniß.

§. 75.

Das ſpecifiſche Quantum tritt mit dem ſpecifiſchen Quantum in Verhältniß. Dies Verhältniß drückt ſich als Exponent ſelbſt in der Form eines ſpecifiſchen Quantums aus, welches das Maaß des Verhältniſſes iſt. Aeußerlicher Weiſe erſcheint daſſelbe als Maaß für Etwas, als Maaßſtab, immanenter Weiſe iſt es die durch die Einheit der Qualität und Quantität in einem Daſein geſetzte Selbſtbegrenzung deſſelben. Das äußerliche Maaß, der Maaßſtab, iſt zwar relativ, jedoch nicht ſchlechthin willkürlich, ſondern muß, als Längenmaaß, als Hohlmaaß, Gewichtmaaß, als Ideal u. ſ. w. eine dem zu meſſenden Inhalt ſpecifiſch adäquate Analogie haben. Das immanente Maaß iſt für ſich ſelbſtſtändig und bleibt der gleiche Exponent ſeiner variablen Coefficienten. Es enthält diejenige Einheit der Qualität und Quantität, ohne welche das ſpecifiſche Quantum ſelbſt gar nicht ſein könnte, was es iſt.

In der mechaniſchen und phyſikaliſchen Natur iſt dieſe Maaßbeſtimmtheit am Beſten; in der organiſchen Natur wird ſie ſchwankender; in der Welt des Geiſtes iſt ſie überall vorhanden, wo die Natur die unmittelbare Baſis ſeiner Verwirklichung ausmacht; in den Sphären aber, wo der Wille, von der Natur ſich losreißend, eine eigene Welt der Freiheit ſich erſchafft, werden die Verhältniſſe incommenſurabel.

§. 76.

Die Beſonderung des Maaßverhältniſſes iſt 1) die Neutralität; 2) die Verwandtſchaft; 3) die Periodicität.

§. 77.

1) Neutral iſt dasjenige Daſein, welches, als reale Exiſtenz, die Beziehung zweier andern ſpecifiſchen Quantums in ſich zuſammenſchließt, ſo daß ſeine Vereinigung mit dem einen oder

dem andern das Verhältniß derſelben ſofort ändern würde. Wirklich neutral kann daher nicht ſein, was nicht die Selbſtſtändigkeit anderer Quanta durch ihre Gleichſetzung in ſein eigenes Daſein aufzulöſen vermag. Neutralität iſt nicht Indifferenz, ſondern der für ſich als ſpecifiſches Quantum exiſtirende Exponent des Maaßverhältniſſes zweier andern.

Die Neutraliſation iſt daher die reelle Vergleichung eines Maaßes mit andern Maaßen. Nach verſchiedenen Seiten tritt es ſeinerſeits mit einem verſchiedenen Quantum ein, um ſich mit einem anderen ſpecifiſchen Quantum auszugleichen und in dieſer Ausgleichung ſetzt es ſich mit dem andern Maaß in eine Einheit, welche für ſich als ein ſelbſtſtändiges Daſein erſcheint.

§. 78.

2) Wie die Neutralität geſetzt, ſo kann ſie auch wieder aufgehoben werden, entweder durch einfache Zurücknahme des Maaßes in ſeine iſolirte Selbſtſtändigkeit oder durch die poſitive Verbindung deſſelben mit einem andern Maaße.

Die Neutralität hebt ſich auf, ſobald das ſpecifiſche Quantum ein anderes findet, mit dem es durch die urſprüngliche Beſtimmtheit ſeiner Qualität wie ihrer Quantität an ſich Ein Ganzes ausmacht.

Dieſe Nothwendigkeit, daß das Daſein die Einheit, die an ſich zwiſchen ihm und einem andern exiſtirt, auch zu ſetzen ſucht, nennen wir metaphoriſch die Verwandtſchaft. Inſofern ein Daſein aus Verbindungen heraustritt, welche nur einzelne ſeiner Seiten in Anſpruch nehmen, um ſich mit einem andern Daſein zu vereinigen, worin es nach mehren oder nach allen ſeinen Beziehungen aufgeht, ſprechen wir auch ſogar von Wahlverwandtſchaft, als ob gleichſam ein freiwilliges Verlaſſen der niedern, ein willkürliches Aufnehmen der höhern Syntheſe ſtattfände, während in ſolchem Wechſel nur das dem Daſein immanente Maaß zur Erſcheinung kommt.

§. 79.

3) Das Verhältniß eines Daſeins zu ſich ſelbſt nach der ihm inwohnenden Maaßbeſtimmtheit erzeugt in der Durchdringung ſeiner Schwankungen die Periodicität als eine organiſche Folge der Darſtellung ſeiner Unterſchiede. Die Veränderung des Maaßes an ſich als Act des Werdens iſt allerdings als quantitative eine in den einzelnen Momenten unmerkliche, allein dieſe Allmäligkeit kann einen Punct erreichen, wo ſie abbricht. Die Entwicklung macht dann, über dies negative Moment hinausſchreitend, einen Sprung. Wird an der Entwicklung das Moment der Vermittelung überhaupt aufgefaßt, ſo gibt es allerdings keinen Sprung im Werden (non datur saltus in natura); wird aber auf den durch die Vermittelung geſetzten Unterſchied reflectirt, ſo iſt derſelbe nicht blos ein quantitativer, ſondern zugleich ein qualitativer (datur saltus in natura). Das Daſein ſteigert ſich nicht blos, ſondern wird, indem es ſich ſteigert, auch ein der Qualität nach anderes; — wie z. B. in der organiſchen Natur die Pflanze nicht blos ein vollkommnerer Kryſtall, das Thier nicht blos eine vollkommnere Pflanze iſt, wie das Schlafen nicht blos ein geringeres Wachen, das Wachen nicht blos ein vermindertes Schlafen u. ſ. w.

Mit dem Abſprung in eine andere Grundbeſtimmung hört aber innerhalb eines und deſſelben Subſtrates keineswegs die Continuität der quantitativen Differenz auf, ſondern zugleich iſt die neue Beſtimmung diejenige, welche auch der Größe nach die zur unmittelbar vorangehenden nächſte bildet, ſo daß zwiſchen beiden nicht noch ein anderes ſpecifiſches Quantum in der Mitte liegt.

Allein eben die neu eintretende Beſtimmtheit kann innerhalb deſſelben Subſtrates auf die Identität mit derjenigen Grundbeſtimmung zurückgehen, welche die qualitative Einheit des ihr vorangegangenen quantitativen Stufenganges ausmacht und kann, indem ſie dieſen innerhalb ihrer ſpecifiſchen Einheit der Form nach auf gleiche Weiſe wiederholt, ein harmoniſches Correlat zu den übrigen Reihen bewirken, deren Anzahl durch die allgemeine

Natur des in dieſen kleinen Maaßſyſtemen ſich darſtellenden Subſtrates bedingt wird. Dieſe gleichförmige Rückkehr des an ſich nämlichen Vorganges innerhalb deſſelben Subſtrates auf verſchiedenen qualitativ geforderten Grundpuncten, welche unter ſich in ununterbrochener quantitativer Steigerung zuſammenhängen, hat man die Knotenreihe von Maaßverhältniſſen genannt, wohin aber nicht nur, was man gewöhnlich anführt, die Dröhnen des Zahlengebäudes, die Octaven der Tonreihe, ſondern überhaupt alle Periodicitätsverhältniſſe der unorganiſchen, organiſchen und pſychiſchen Natur gehören.

III.

Die Indifferenz des Seins gegen den Wechſel ſeiner Maaßverhältniſſe.

§. 80.

Die quantitative Aenderung einer Qualität ſcheint alſo in der Allmäligkeit ihres Vermehrens oder Verminderns zunächſt nichts zu verändern. Erreicht ſie aber das Extrem des Maximums oder Minimums, ſo verändert ihre Aenderung auch die Qualität von Etwas. Die Quantität iſt inſofern das gefährliche Element der Täuſchung, deſſen im An- oder Abwachſen unmerkliches Werden nicht ſogleich ahnen läßt, wie, ſobald die Grenze des Maaßes erreicht iſt, ein Bruch des ganzen Daſeins mit ſich eintreten muß. So lange die Quantität noch hinter dem Grade zurück iſt, der die durchgreifende Veränderung bedingt, iſt ſich noch Alles gleich; im Augenblick aber, daß die Quantität vollkommen erſättigt iſt, ſchlägt auch die Qualität plötzlich um. Durch eine Reihe ſolcher Verhältniſſe entſteht eben eine Knotenlinie von relativ ſelbſtſtändigen Maaßen, wie im Zahlenſyſtem, wie in der Periodicität des Umlaufs der Himmelskörper und aller von ihr abhängigen Bewegungen, wie in der Specification der chemiſchen Verwandtſchaften, wie in der Metamorphoſe der Pflanzen und Thiere, in der Folge der Lebensalter u. ſ. w.

§. 81.

Hieraus folgt, daß das Maaß nur relativ verloren gehen kann, weil, indem es ſich aufhebt, ſogleich ein anderes ſich wiedererzeugt. Die Maaßloſigkeit, als Uebermaaß oder Unmaaß, iſt daher nur der formell chaotiſche, reell ſchöpferiſche Moment des Ueberganges zur Conſtituirung eines andern Maaßes oder des Zurückganges zur Reſtituirung deſſelben Maaßes. Das Maaß von Etwas kann mithin zwar verloren gehen, ſtellt ſich jedoch durch die Nothwendigkeit des beſtimmten Verhältniſſes zwiſchen der Qualität und Quantität des Daſeins immer wieder her — la force des choses. Abſolute Maaßloſigkeit iſt aus dieſem Grunde als das reine Nichts Alles verkehrender Anarchie auf die Dauer unmöglich, und, was ſo erſcheint, iſt nur der Durchgang zur Neubildung eines Maaßes in dem an ſich gleichen Subſtrate.

§. 82.

Das Sein an ſich iſt deshalb gegen die Veränderung der Maaßverhältniſſe gleichgültig, denn wie immer dieſelbe auch hin und her ſchwanke, ſo müſſen doch die Factoren der Qualität und Quantität abſoluter Weiſe ihre Einheit bewahren, ſo daß, wenn die eine Qualität abnimmt, die ihr entgegengeſetzte zunimmt und umgekehrt. Das Werden der einen iſt alſo an ſich immer das Werden der andern, und, indem dieſe dem Culminationspunct von jener als durch ihn vermittelt folgt, hält ſich das Ganze im Gleichgewicht. Der Wechſel, zu periodiſchen Intervallen geordnet, verläuft ſich innerhalb der Differenz des Seins an ſich gegen ſeine Differenzen.

§. 83.

Die als relative Maaßloſigkeit geſetzte Ungleichheit kann alſo, weil ſie ſich ſelbſt wieder zur Maaßbeſtimmtheit aufhebt, dem Beſtehen des Ganzen nichts anhaben. Als ſolche Indifferenz, die ſich nur auf ſich nach ihren formalen Unterſchieden bezieht, iſt das Sein das Weſen.

Zweiter Abschnitt.

Das Wesen.

Aetiologie.

§. 84.

Die Einheit der Qualität und Quantität ist das Maaß. Ein Dasein kann empirisch eben sowohl hinter seinem Maß zurückbleiben, als dasselbe überschreiten. Die Veränderung der Quantität eines Etwas wird endlich auch zu einer Veränderung seiner Qualität, so daß nicht das kahle Nichts, vielmehr eine andere Qualität eintritt, die sogar der Rückfall in eine frühere, schon überschritten gewesene sein kann. Aus jedem Untergange stellt das Maaß sich wieder her, weil die ursprüngliche Einfachheit des Daseins durch alles Verändern am Ende doch nicht verändert werden kann. Diese Gleichgültigkeit gegen den Wechsel der Veränderung seiner Factoren ist erst der wahrhafte Begriff des Seins, mit welchem es als stets werdender Progreß unaufhörlich in seine eigene Unendlichkeit zurückkehrt. Als formelle Unterscheidung von sich und als in diesem Unterschied sich setzende Beziehung auf sich ist das Sein Wesen.

Die Bestimmungen des Wesens sind nicht reale Veränderungen des Seins, nicht ein Anderswerden der Qualität und Quantität, sondern das Wesen bleibt als Sein in dieser Hinsicht sich gleich und seine Unterschiede sind ein Anderswerden nur der Verhältnisse des Daseins. Dies ist es, was man sagen will,

wenn man die Momente des Begriffs des Weſens Reflexionsbeſtimmungen nennt. Sie reflectiren ſich in einander; die eine iſt nur, ſofern die andere iſt; jede hat die ihr entgegengeſetzte an ſich. Gegen die unmittelbare Beſtimmtheit des Seins ſcheinen daher die Beſtimmungen des Weſens nichts zu ſein, weil ſie, was ſie ſind, nur als Beziehung des Seins ſind. Und doch iſt die Berufung auf das Weſen von Etwas der gewöhnlichſte Kanon, mit welchem ſich das Denken beruhigt, ſobald es über die Auffaſſung des bloßen Seins hinausgeht. Das Denken kommt erſt hierin zu ſich ſelber. Es beginnt darin, ſeiner Entäußerung im Sein ſich zu entäußern. Das Sein geht als Weſen in ſich zurück und das Denken ebenfalls.

Das Weſen iſt 1) Weſen an ſich; es iſt der Grund ſeiner ſelbſt; 2) als Grund ſetzt es ſich: es erſcheint; 3) in der Erſcheinung iſt es aber daſſelbe, was es als Weſen iſt und in ſolcher Einheit ſeiner ſelbſt als des ſetzenden Grundes und wiederum ſeiner ſelbſt als der Erſcheinung, worin es als das Innere ſich ſelbſt zum Aeußeren wird, iſt es die Wirklichkeit.

A.

Der Grund.

§. 85.

Das Sein als Weſen d. h. als Beziehung auf ſich, iſt, was es iſt, nicht blos an ſich (ſo iſt es eben Sein) ſondern auch durch ſich. In der unmittelbaren Einheit mit ſich iſt es 1) der Grund ſeiner ſelbſt überhaupt; 2) ſetzt es ſich als beſtimmtes Daſein — als Exiſtenz; 3) iſt es als geſetztes Daſein, ein actu für ſich ſeiendes, ein exiſtirendes, in welcher relativen Selbſtſtändigkeit wir es Ding nennen.

I.

Der Grund an ſich.

§. 86.

Als Grund, d. h. als ſich ſelbſt ſetzend, iſt das Weſen 1) mit ſich identiſch; 2) aber unterſcheidet es ſich zugleich von ſich als dem ſich ſelbſt gleichen und iſt ſo 3) in der Einheit der Identität und ihres Unterſchiedes der Grund derſelben.

1) Die Identität.

§. 87.

Das Weſen iſt unmittelbar das Sein, wie es ſich auf ſich ſelbſt bezieht. So iſt es nothwendig ſich gleich. Es iſt als Beziehung auf ſich daſſelbe, was es an ſich iſt. Die Gleichheit iſt daher auch die durchgängige.

Sie enthält a) nichts Anderes, als nur die Beziehung des Seins auf ſich. Dieſe Gleichheit des Weſens mit ſich iſt die abſtracte d. h. die von den Unterſchieden abſehende, welche in dem Weſen als Sein an ſich ſchon geſetzt ſind. Dieſe gegen das Andersſein im Sein gleichgültige Dieſelbigkeit iſt es, die vorzugsweiſe unter Identität verſtanden wird. Sie iſt die Einerleiheit. Allein b) enthält das Sein an ſich Unterſchiede, nämlich der Qualität, der Quantität, der Modalität. Das Weſen iſt alſo in ſeiner Identität die Möglichkeit, innerhalb derſelben, in ihrer Continuität, ſich von ſich als unterſchieden zu ſetzen. Der Unterſchied, als der eigene Unterſchied, zu welchem das Weſen ſich in ſeinem Sein fortbeſtimmt, iſt die concrete Identität, die Einheit. Als abſtract iſt die Identität die Nurgleichheit; *το ταυτον*, als concret iſt ſie die Gleichheit des Weſens mit ſich in ſeinen Unterſchieden, die Sichſelbſtgleichheit, *το ἐν διαφερουν ἑαυτῳ*.

2) Der Unterſchied.

§. 88.

Die Wahrheit der Identität iſt der Unterſchied des Weſens von ſich ſelbſt. Das Weſen iſt die Aufhebung des Wechſels der Maaßverhältniſſe und iſt daher in ſich unterſchieden. Der Unterſchied iſt das Andersſein überhaupt. Aber das Andersſein, wie es ſich in ſich qualitativ, quantitativ und modaler Weiſe unterſcheidet, wird als Unterſchied auf die Identität bezogen. So iſt es a) der unbeſtimmte Unterſchied, der nichts, als die Nichtidentität im Allgemeinen ausdrückt; b) der beſtimmte Unterſchied, der die Beziehung der Identität auf ſich als der von ſich ſelbſt unterſchiedenen enthält. In dieſer Form wiederholt ſich im Begriff des Unterſchiedes der Unterſchied der abſtracten Identität von der concreten.

a) Der unbeſtimmte Unterſchied oder die Verſchiedenheit.

§. 89.

Der unmittelbare Unterſchied iſt der des unmittelbaren Andersſeins, wie daſſelbe an ſich gegen ſein Bezogenwerden vollkommen gleichgültig iſt. Wie alles Daſein in abstracto mit ſich identiſch iſt, ſo iſt auch alles Daſein von jedem andern Daſein, nur weiles nicht das andere iſt, unterſchieden. Nichts iſt einander gleich, weil jedes Etwas als ein fürſichſtehendes nicht in die andern Etwas aufgeht.

Aus dem bloßen Andersſein des einfachen Daſeins erzeugt ſich ſchon die ungeheure Mannigfaltigkeit, die uns als Erſcheinung in Erſtaunen verſetzt und welche doch noch nichts weiter iſt, als Verſchiedenheit. Jedes Daſein, wenn es auch einem andern der Gattung nach gleich iſt, iſt ihm doch ſchon darin ungleich, daß es eben überhaupt als ein für ſich ſeiendes da iſt. Darin liegt, daß es dem Raum, der Zeit, der pragmatiſchen Verkettung nach ein eigenes, ja einziges, ſo nicht noch Einmal exiſtirendes iſt.

b) Der bestimmte Unterschied oder der Gegensatz.

§. 90.

Der unmittelbare Unterschied ist, weil er keinen andern Inhalt hat, als den, daß ein Dasein mit einem andern nicht identisch ist, unbestimmt. Die Beziehung, in welche das Dasein tritt, geht nicht von ihm aus; sie wird ihm gegeben, bleibt ihm zufällig und äußerlich. Der bestimmte Unterschied vermittelt sich durch die Identität als Einheit der innerhalb ihrer selbst sich entgegengesetzten Bestimmungen. Die eine Bestimmung schließt die ihr entgegengesetzte schon an sich in sich ein, so daß sie gar nicht ohne dieselbe gesetzt werden kann.

Die Bestimmungen, die sich einander entgegengesetzt sind und insofern sich gegen einander als *positiv* und *negativ* verhalten, sind an sich in Verhältniß zur Identität einander gleich. Es ist *dasselbe* Wesen, welches in einer jeden von ihnen sich setzt. Ungleich sind sie nur in Verhältniß zu einander. Und selbst diese Ungleichheit ist nur die *Umkehrung* des einen in das andere, die Reflexion der Beziehung, welche sie durch die ihnen als solche *gleiche Mitte* des in ihnen identischen Wesens auf einander haben.

Diese Reflexion geht durch alle Momente des Begriffs des Wesens hindurch. Das Wesen ist die eben so wohl positive als negative Identität seiner sich entgegengesetzten Extreme. Der Magnetismus z. B. ist derselbe Magnetismus, sowohl im Südpol als im Nordpol. Die Pole sind nicht ihrer Indifferenz, dem ihnen gleichen Centrum, sie sind nur als Südpol und Nordpol sich einander entgegengesetzt. Jeder Pol ist positiv, denn er ist eine affirmative Bestimmung des Wesens des Magnetismus; negativ ist er nur in Beziehung auf seinen ihm entgegenstehenden Pol. Positiv und negativ sind kein besonderes Sein, sie sind nichts an sich, sie sind nur Reflexionsbestimmungen.

Der Unterschied des Unterschiedes als des Gegensatzes vom Unterschied als der Verschiedenheit besteht also darin, daß hier das Andere *jedes* andere Dasein überhaupt sein kann, dort aber

das Andere ſein Anderes ſelbſt beſtimmt und jede wechſelnde, zufällige Beziehung von ſich ausſchließt.

c) Der Proceß des Unterſchiedes in ſeiner Auflöſung oder der Widerſpruch und die Harmonie.

§. 91.

Die Entgegenſetzung als ſolche iſt zwar die eigene Beziehung des Weſens auf ſich in ſeinen Extremen, allein dieſe Beziehung iſt an ſich ruhig, denn ſie iſt die einfache, nothwendige Unterſcheidung, zu welcher das Weſen ſich aus ſich beſtimmt.

§. 92.

Die Ruhe der Entgegenſetzung hebt ſich auf, ſobald das eine Extrem mit ſeinem andern in derſelben Beziehung zuſammentrifft. Das Gleiche verhält ſich alsdann zum Gleichen negativ. Im Gegenſatz verhält ſich jedes ſeiner Extreme poſitiv und negativ zugleich. Wenn aber das Weſen ſich als Daſein verdoppelt und nun die gleiche Beſtimmung des einen mit der gleichen des andern in der gleichen Beziehung ſich berührt, ſo wird der Gegenſatz zum Widerſpruch. Der Südpol und Nordpol des Magnetismus ſind ſich einander entgegengeſetzt, widerſprechen ſich aber nicht; Südpol dagegen und Südpol, einander berührend, ſind gegen einander negativ und ſtoßen einander gegenſeitig ab. Nach der formalen Identität muß der abſtracte Verſtand hier die Einheit des Gleichen mit dem Gleichen erwarten und es erfolgt das Gegentheil.

§. 93.

Der Nichtwiderſpruch eines Begriffs mit ſich iſt als Kriterium der Wahrheit aufgeſtellt worden. Dies hat den ganz richtigen Sinn, daß das Weſen an und für ſich mit ſich identiſch iſt. Wird aber das Nichtſeinſollen des Widerſpruchs ſo genommen, als ob ſeine Exiſtenz überhaupt unmöglich, als ob ſie nur ein unſer Bewußtſein täuſchender Schein oder vielmehr eine Täuſchung unſeres Bewußtſeins mit einem von ihm ſelbſt hervor-

gebrochtem Schein wäre, ſo iſt dies falſch. Der Widerſpruch kann allerdings nicht das Kriterium der Wahrheit ſein, nämlich in dem Sinne, daß, was ſich widerſpricht, wahr ſein müßte. Wir nennen das contradictoriſche Verhalten des Prädicates zu ſeinem Subject abſurd; ein viereckter Zirkel, ein hölzernes Eiſen u. dergl. ſind ſolche Widerſprüche. Allein hieraus folgt keineswegs, daß nicht, was an ſich ein Widerſpruch iſt, doch zur Exiſtenz gelange. Z. B. ſetzen die Mathematiker die Peripherie des unendlichen Kreiſes einer geraden Linie gleich — was für den abſtracten Verſtand eine Abſurdität iſt. So iſt der verrückte Menſch abſurd, er iſt ein Widerſpruch mit ſeinem Weſen und doch exiſtirt dieſer Widerſpruch, denn dieſer Menſch, deſſen Weſen die Vernunft, iſt actu doch nicht vernünftig, ſondern das Gegentheil. Die abſtracte Identität, a iſt a, iſt ſo wenig der Kanon der Wahrheit, als der abſtracte Unterſchied, daß A nicht B iſt.

§. 94.

Der Widerſpruch erzeugt ſich alſo aus der thätigen Entgegenſetzung der an ſich Gleichen, die ſich auf ein Drittes als das ihnen ſelbſt gleiche Weſen beziehen. Wir nennen dieſe Entzweiung die Colliſion und die Unruhe des gerade durch ſeine weſentliche Identität gegen einander geſpannten Daſeins ihren Conflict. Der Widerſpruch der Collidirenden kann ſich auflöſen, weil es daſſelbe Weſen iſt, auf welches ſie ſich beziehen und deſſen Macht ſie gegen einander treibt. Wegen der relativen Freiheit des Daſeins aber iſt es möglich, a) daß zwei mit einander collidirende Exiſtenzen im Conflict ſich einſeitig oder gegenſeitig vernichten, ohne daß der Widerſpruch, der ſie bewegte, ſich zur Verſöhnung auflöſt; oder b) daß an die Stelle der Verſöhnung der Extreme die Abſchwächung, die Abſtumpfung, die quantitative Ausgleichung ſtatt der qualitativen Durchdringung tritt. Wir pflegen dieſe äußerliche Beruhigung, die den Kampf nur verſteckt und zurückhält, das juste milieu zu nennen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß dieſe Pſeudoauflöſung des Widerſpruchs mit ſeiner wahren verwechſelt, wohl gar wiſſentlich und gefliſſentlich als dieſelbe geprieſen wird.

c) Die wahrhafte Auflöſung iſt die Selbſtauflöſung des Widerſpruchs, indem die Extreme ſich negativ durch einander hindurch bewegen und in dieſem Durchgang den Schein negiren, der ſie im Daſein als ſich entgegengeſetzte einander entfremdet. Die Unterſchiede des einen Daſeins vom andern verſchwinden mit dieſem Proceß nicht in Nichts, ſondern heben ſich zu Momenten derjenigen Einheit auf, welche ſie beide zu ſich heranzieht und ihnen die Richtung ihrer Bewegung gibt. Der Conflict reinigt ſie von der Falſchheit in ihrem Gegenſtoß, befreiet ſie von ihrer Befangenheit gegen einander und ſetzt ihre Einheit als eine harmoniſche d. h. als eine ſolche, in welcher die als Extreme ſich negativ ausſchließenden Exiſtenzen ſich zur freien Einheit vereinigen.

§. 95.

Der Unterſchied wird alſo zum Gegenſatz, wenn die Beziehung der Unterſchiedenen von ihnen ſelber als eine negativ wechſelſeitige geſetzt wird; der Gegenſatz wird zum Widerſpruch, wenn ſeine Extreme aus der an ſich ruhigen Beziehung auf einander zur thätigen Entzweiung miteinander übergehen. Wirkliche Entzweiung iſt nur möglich, wo die ſich Entgegengeſetzten an ſich, ihrem Weſen nach, daſſelbe ſind. Das nur Verſchiedene, z. B. der Mond und das Federmeſſer, kann ſich nicht widerſprechen. Der Conflict der Entzweiung iſt der Proceß, durch welchen die Extreme ſich von der falſchen Anmaaßung befreien, ſelbſt das Ganze an und für ſich zu ſein. Nach ihrem identiſchen Urſprung aus demſelben Weſen iſt jedes dem andern gleich. Indem ſie nun ſich negativ gegen einander kehren, treffen ſie, im Unterſchied von einander, doch auf das in ihnen Gleiche. Dieſe Gleichheit alſo iſt es, die, nicht dem Weſen, aber der Beziehung nach, im Conflict der Extreme zur Ungleichheit wird. Ein ſolches Verhältniß iſt das der Colliſion. In ihr findet der Kampf zwiſchen den an ſich gleichen Elementen, Körpern, Beſtimmungen, Formen, Proceſſen, Individuen ſtatt, die ſich eben kraft dieſer Gleichheit von einander abſtoßen, ſo daß Schwere und Schwere, Macht und Macht, Leben und Leben, Freiheit und Freiheit mit einander ringen. Die Spannung im Conflict der Collidirenden

iſt daher die Anſtrengung, im andern ſich ſelbſt zu vernichten, was nun wohl dem äußerlichen Daſein, nicht aber dem Weſen nach möglich iſt, das vielmehr durch die Vermittelung des Kampfes die Einheit der Extreme als Reſultat hervorbringen muß. Die Unterſchiedenen gehen in ihre Einheit zu Grunde.

3) Der Grund.

§. 96.

Das Weſen iſt alſo der Grund als die negative Identität der Entgegengeſetzten, die im Kampf als ſeine vorerſt verborgene Erregerin aushält und in der Verſöhnung aus ihm für ſich hervortritt. Der Grund iſt daher ſelbſt a) von Seiten der abſtracten Identität der formelle; b) von Seiten des abſtracten Unterſchiedes der reelle; c) als Einheit der Identität und des Unterſchiedes der vollſtändige.

a) Der formelle Grund.

§. 97.

Der Grund enthält zunächſt die Identität ſeiner ſelbſt und deſſen, was er begründet. So iſt er als bloße Form der Reflexion des Daſeins in ſich als Weſen der formelle, der tautologiſche Grund. — Nichts in der That iſt häufiger, als dies Begründen, das nichts zu begründen ſcheint. Und doch iſt es im Begriff des Grundes berechtigt und keineswegs ein Product nur der ſubjectiven Unbeholfenheit oder Schwäche der Intelligenz. Die Sache begründet in der That ſich ſelbſt. Das Mangelhafte des tautologiſchen Begründens liegt nur darin, daß das Daſein nicht von ſeinem Weſen unterſchieden wird.

b) Der reelle Grund.

§. 98.

Jedes Daſein iſt als ein von jedem andern Daſein verſchiedenes der mannigfachſten Beziehung fähig. Jede dieſer Bezie-

hungen kann als Grund des Daſeins angeſehen werden. Der Unterſchied des einen Daſeins vom andern wird in die Identität aufgehoben, daß das eine als Grund das Daſein des andern als Folge vermittle. Im Grunde hat hiernach Alles ſeinen Grund in Allem, ſofern nur irgend eine Brücke der Beziehung von einem Daſein zum andern geſchlagen werden kann. Je größer der qualitative Unterſchied des einen Daſeins vom andern iſt, je weiter das eine vom andern abliegt, um ſo gründlicher ſcheint es als Weſen das Daſein zu begründen. Der Verſtand, der durch den Realgrund, durch das Andere des Anderen, am Beſten zu erklären glaubt, liebt daher, die entfernten Gründe, die rationes remotiores, als die wahren anzuſehen.

c) Der vollſtändige Grund.

§. 99.

Das Andere, worauf das Daſein als auf ſeinen Grund zurückgeht, iſt wahrhafter Weiſe ſein Weſen. Wenn der tautologiſche Grund in das Daſein zurückfällt, wenn der ſogenannte Realgrund um ſo beſſer ſcheint, je weniger er mit der Sache ſelbſt zuſammenfällt und je mehr er deshalb Vermittelungen erfordert; ſo macht der vollſtändige Grund das Daſein, welches als Grund eines andern geſetzt wird, nur zur Vorausſetzung, ſich als Weſen zum Daſein zu bringen.

Der vollſtändige Grund iſt alſo das Weſen ſelber. In ihm verſammeln ſich alle Seiten, die vereinzelt als Grund eines Daſeins aufgezählt werden; ob dies, auch dies, auch dies u. ſ. w. als Grund einer Folge wirklich angeſehen werden kann, das entſcheidet ſich erſt durch das Weſen als Grund. Das Weſen ſelber iſt es, welches als Grund ſich in die Exiſtenz überſetzt.

II.

Die Exiſtenz.

§. 100.

Die Exiſtenz iſt Daſein, allein nicht blos das Daſein des Seins, ſondern das Daſein des Seins als Weſen. Das Weſen

iſt daher im Verhältniß zu ſeinem Daſein ſelber die unbedingte Exiſtenz. — Weil es aber als Grund die eigene Vorausſetzung ſeines Daſeins iſt, ſo iſt dies das bedingte Daſein, welches allerdings relativ in Bezug auf ein anderes Daſein wiederum den Werth der Unbedingtheit erhalten kann. Das Daſein, welches die Bedingung für die Exiſtenz eines andern ausmacht, kann gegen dieſe Beſtimmung an ſich vollkommen gleichgültig ſein. Für ſich kann es als exiſtirend durch ein anderes Daſein bedingt ſein; inſofern aber von ihm wieder ein anderes Daſein abhängt, iſt es in dieſer Rückſicht unbedingt und ſelber Bedingung.

§. 101.

Ein Daſein tritt aus dem Schooße des Weſens nicht eher in die Exiſtenz, als bis alle Bedingungen für ſeinen Hervorgang in dieſelbe erfüllt ſind.

So lange noch eine derſelben ungeſetzt iſt, bleibt es in der unmittelbaren Einheit mit dem Weſen zurückgehalten. Es iſt an ſich da, allein es iſt nicht als geſetztes, auf das Weſen als ſeinen zureichenden Grund ſich beziehendes Daſein da.

Abſtrahirt ein Daſein von einer der Bedingungen, durch deren Vermittelung es ſich als Exiſtenz ſetzt, ſo gefährdet es dieſelbe durch dieſen Mangel und kann in die Ununterſchiedenheit mit ſeinem Weſen als einfaches Daſein zurückgeworfen werden. Der rechte Ort, die rechte Zeit, die Gunſt des rechten Momentes einer Entwickelung ſind daher weſentliche Bedingungen für die Geburt der Exiſtenz.

Abſtrahirt kann dafür nur von ſolchen Bedingungen werden, die nicht zum Reſſort des Weſens gehören. Sie ſind nachzuholen oder durch Surrogate zu erſetzen. Von ihnen kann ſich das Weſen in der Kraft ſeiner Selbſtbeſtimmung vorläufig dispenſiren.

§. 102.

Das Vorausſetzen der Bedingungen iſt an und für ſich die eigene Thätigkeit des Weſens, das an ihnen kein fremdes Daſein hat, vielmehr in ihnen, ſofern es ſich als Grund in die Exiſtenz ſetzt, mit ſich ſelbſt zuſammengeht. Die Vielheit und

Verſchiedenheit der Bedingungen heben in der Einheit des Weſens ſich als deſſen eigene Momente auf, woraus folgt, daß, ſobald ſie vollſtändig und reif ſind, das Weſen als Grund in die Exiſtenz ſich überſetzen muß. Es iſt ein und derſelbe Act, der von Seiten des Daſeins, als des die Exiſtenz bedingenden, als deſſen Zurückgang in das Weſen, von Seiten des Daſeins des Weſens, welches ſich die Bedingungen zum Daſeinkönnen vorausſchickt, als deſſen Hervorgang in die Exiſtenz erſcheint.

§. 103.

Exiſtenz nennen wir alſo das Daſein des Weſens, welches die Vermittelung ſeiner ſelbſt in ſich aufgehoben hat. Die Vermittelung reihet die Exiſtenz in den unendlichen Progreß des Ueberganges von Daſein zu Daſein ein. Das Exiſtiren iſt daher weſentlich nur als Thätigkeit des Weſens, als Proceß möglich und inſofern drückt ſich die Sprache ganz richtig aus, wenn ſie von einem Behaupten der Exiſtenz redet. Sie beſteht, ſo lange ſie beſteht, den Kampf für ihr Daſein.

§. 104.

Dem Begriff des Weſens nach kann ein Daſein vollkommen möglich ſein. Iſt aber von ſeiner Exiſtenz die Rede, ſo handelt es ſich auch um den Kreis der Bedingungen, durch welche hindurch allein es geſetzt werden kann, und welche mithin zugleich das Kriterium ſeines Hervorgehens in die Exiſtenz ſind.

Dies iſt der Unterſchied, welchen die Griechen als das ὅτι und διότι ἐστι, die Scholaſtiker als den des quid und quod esse bezeichnet haben. Daß etwas exiſtirt, hat zuletzt ſeinen Grund immer nur in ſeinem Weſen. Weil es dies und nichts Anderes in ſich iſt, darum iſt es auch überhaupt. Sonſt wäre es gar nicht da. Z. B. die Frage nach der Exiſtenz Gottes beantwortet ſich nur aus dem Begriff ſeines Weſens. Oft überraſcht uns der Eintritt eines Weſens in die Exiſtenz. Das Daſein des Weſens hatten wir nicht bezweifelt; wohl aber, daß es ſich ſchon als Daſein ſetzen könnte. Unterſuchen wir dann ſeinen Hervorgang näher, ſo entdecken wir gewöhnlich, daß in der

That alle Bedingungen dazu ſchon vorhanden geweſen. Was wir Untergang einer Exiſtenz nennen, iſt nur die negative Seite an dem Hervorgang einer andern. An und für ſich unmöglich iſt die Exiſtenz des Nichts als ſolchen, weil das Nichts immer nur als das negative Moment in der Bewegung des Werdens zu exiſtiren vermag. Das Unweſen exiſtirt, aber es exiſtirt nicht als ein für ſich ſelbſtſtändiges Daſein, ſondern als die negative Reflexion des negativen Daſeins des Weſens.

§. 105.

Als in ſeiner Exiſtenz ſich als Totalität aller ſeiner Beſtimmungen auf ſich ſelbſt beziehend, iſt das Weſen das Ding und hat ſeine Unterſchiede als ſeine Eigenſchaften.

III.

Das Ding.

§. 106.

Das Weſen, der Grund der Exiſtenz, iſt ſelber grundlos. Um aber in die Exiſtenz zu treten, macht es ſeine Unterſchiede zu eben ſo vielen Vorausſetzungen, deren jede, als ſelbſt geworden, eine gegen die andere an ſich gleichgültige Exiſtenz ausmacht. Dieſe von ihm ſelbſt vorausgeſetzten Exiſtenzen faßt das Weſen in ſich zur Einheit zuſammen, ſobald ſie ihrerſeits als Bedingungen ſeiner Exiſtenz vollſtändig ſind und es ſeinerſeits ſich actu als Grund beſtimmt. Iſt das Weſen in die Exiſtenz getreten, ſo können ſie entweder kraft ihrer weſentlichen Einheit zuſammenwirken oder auch wieder, ſofern ſie nur Durchgangspuncte für die Entwicklung des Weſens waren, in ihr Fürſichſein, in ihre Gleichgültigkeit gegen einander, zurückfallen. Exiſtenz iſt alſo das Daſein, wie es ſich auf ſein Weſen als ſeinen Grund bezieht. Das Exiſtirende ſelbſt nennen wir Ding.

Dieſer Ausdruck iſt ein ſehr viel gebrauchter, weil er nicht blos das einfache Daſein, ſondern das als Daſein geſetzte Weſen bezeichnet. Wir nennen daher nicht blos einen Stein, ein Ge-

räth u. dgl. ein Ding, ſondern wir wenden dieſe Kategorie auf Alles an. Wir ſprechen von göttlichen und menſchlichen Dingen und Carteſius nebſt Spinoza ſcheueten ſich nicht, von der res cogitans zu reden. Das Ding iſt 1) das als ein Eins geſetzte exiſtirende Weſen, deſſen Unterſchiede 2) ſeine Eigenſchaften ſind, kraft deren 3) ſeine Exiſtenz ſich auflöſen kann.

1) Das Ding an ſich.

§. 107.

Das exiſtirende Weſen iſt in ſich reflectirt. Es iſt für ſich Eins. Als Eins iſt es die Summe aller ſeiner Unterſchiede. Es faßt ſie in ſich als ihre gemeinſchaftliche Mitte zuſammen.

§. 108.

Was es iſt, iſt es in der That nur in dieſen ſeinen Unterſchieden. An ſich, abgeſehen von ihnen, iſt es nur die leere Einheit. Das ſogenannte Ding an ſich iſt daher ein bloßes Abſtractum und doch iſt es richtig, daß ein Ding immer noch ein Ding iſt, wenn auch eine oder mehre der Beſtimmungen, die in ihm als ſeine Unterſchiede geſetzt ſind, fehlen. Dies Ding aber iſt es dann nicht mehr, denn, um dieſes zu ſein, müßte es eben dieſe Beſtimmungen haben. Würden aber alle Beſtimmungen von ihm fortgenommen, ſo würde es damit ſelbſt aufgehoben. Abſtrahirt man daher von den Unterſchieden des Exiſtirenden, ſo iſt es ebenfalls richtig, daß, was dann das Ding an ſich ſei, zu ſagen unmöglich iſt, denn der Reſt, der nach jenem Abzuge bleibt, iſt nichts Anderes, als nur der Begriff des Dinges an ſich, aber keine concrete Exiſtenz.

2) Die Eigenſchaften des Dinges.

§. 109.

Das wahrhafte Ding an ſich ſind die Unterſchiede, welche das Weſen in ſeiner Exiſtenz ſetzt. Dieſe Unterſchiede ſind das dem Ding Eigene, wodurch es dies Ding iſt. Sie ſind ſeine

Eigenſchaften. Ihrer Unmittelbarkeit nach ſind dieſelben nichts Anderes, als Qualitäten, Quantitäten, Modalitäten. Inſofern ſie aber als ein Eins zuſammengefaßt ſind, machen ſie die Eigenſchaften gerade dieſes Dinges aus. Das Ding iſt ſeine Eigenſchaften. Wir ſagen jedoch, es *hat* Eigenſchaften, um das Reflexionsverhältniß auszudrücken, worin es zu ſich als weſentliches Sein ſteht.

§. 110.

Daß für das Abſtractum des Dinges an ſich nach dem Weglaſſen aller Beſtimmungen nur die Unbeſtimmtheit übrig bleibt, iſt nicht zu verwundern. Das Ding als wirkliches verhält ſich aber zu ſeinen Beſtimmungen ſo, daß es eben in ihrem Ineinanderſein für ſich exiſtirt. Sie, als verſchiedene, *durchdringen* ſich ſo, daß, wo die eine, auch die andere iſt. Indem ein Stück Gold z. B. dies Gewicht hat, hat es auch dieſe Form, auch dieſe Farbe, auch dieſe Größe u. ſ. w. Gewicht, Form, Farbe, Größe, ſind ſeine Eigenſchaften, und dieſe Eigenſchaften, ohne welche dies Ding nicht dies Ding, nämlich dies Stück Gold, wäre, ſind in ihm als *untrennbare* Einheit, ſo daß das Daſein der einen *zugleich* das der andern iſt.

§. 111.

Als Einheit ſeiner Eigenſchaften iſt das Ding ihre gleichgültige Mitte. Als Eigenſchaften aber ſind ſie gegen einander gleichgültig. Daß z. B. dies Stück Gold gerade dieſe Größe hat, iſt ein gegen das Goldſein, gegen die Farbe des Goldes u. ſ. w. völlig gleichgültige Beſtimmtheit. Oder daß das Gold gelb iſt, hat in der abſtracten Vergleichung wiederum mit ſeinem Gewicht gar keinen Zuſammenhang u. ſ. w. *Verſchiedene* Dinge können, *einzeln* genommen, *dieſelben* Eigenſchaften haben.

§. 112.

Die Eigenſchaften greifen inſofern als eigenthümliche Selbſtſtändigkeiten über das einzelne Ding hinaus. Sie exiſtiren in mehren Dingen. Das eine, ein ganz anderes, ſtimmt doch mit

einem andern etwa in dieſer oder jener Eigenſchaft überein und inſofern iſt das Beſtehen des Dinges überhaupt an ihr Beſtehen gebunden. Ohne daß dieſe Materien an ſich exiſtirten, könnte nicht eine ſolche Einheit, als dies Ding, exiſtiren.

3) Die Auflöſung des Dinges.

§. 113.

Das Ding iſt, was es iſt, durch ſeine Eigenſchaften. Eben durch dieſe bezieht es ſich aber auf andere Dinge und deren Eigenſchaften. Dieſe Beziehung iſt nicht nur die des bloßen Andersſeins, der unbeſtimmten Verſchiedenheit, ſondern auch die des beſtimmten Unterſchiedes und des Widerſpruches. Die Dinge weiſen daher nicht blos durch ihre Eigenſchaften über ſich hinaus, ſie greifen auch durch dieſelben actu in einander ein. Die Eigenſchaften, durch welche ein Ding für ſich beſteht, ſind es zugleich, wodurch es ſich der Wechſelbeziehung mit andern Dingen eröffnet.

§. 114.

In dieſem Verhältniß hebt ſich die Selbſtſtändigkeit des Dinges auf. Der Proceß der Auflöſung der Exiſtenz eines Dinges leitet ſich durch die Eigenſchaften deſſelben ein. Wenn auch etwa nur eine Seite des Dinges angegriffen wird, ſo iſt doch damit auch, weil das Ding die gemeinſchaftliche Mitte aller Materien ausmacht, aus denen es beſteht, die Totalität ſeiner Exiſtenz bedrohet. Das Ineinanderſein der Eigenſchaften bahnt der Auflöſung mit dem Eindringen der Negation in eine Beſtimmtheit den Zugang zu allen. Die Oxydation z. B. eines Stücks Eiſen verändert zunächſt das chemiſche Verhalten des Stoffs, damit aber auch Farbe, Gewicht, Form u. ſ. w.

§. 115.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß wir die Kategorie der Dingheit ſehr weit ausdehnen. Sie wird daher für Verhältniſſe, in denen das Exiſtirende durch ſeine Selbſtbeſtimmung in ſich thätig iſt, mithin ſeine Unterſchiede ſelbſt erzeugt und die erzeug-

ten frei in ſich zurücknimmt, unzureichend. Wir ſprechen wohl von den Eigenſchaften eines Talentes, eines Volkes, eines Charakters, ja von den Eigenſchaften Gottes, allein in ſolchen freien Exiſtenzen kann die Auflöſung nicht in der Weiſe ſich vollziehen, daß ein äußerliches Verſchwinden der Exiſtenz überhaupt damit verknüpft wäre, ſondern die Auflöſung der Exiſtenz iſt hier nur die Selbſterneuung derſelben oder eine Veränderung der Bildung. Das Daſein erhält ſelbſt die Flüſſigkeit ſeiner Unterſchiede.

§. 116.

Die Exiſtenz löſ't ſich auf, aber das Weſen als der Grund der Exiſtenz bleibt in dieſem Proceß ſich gleich. Aus ihm können andere Exemplare derſelben Dingheit wieder hervorgehen. Sie ſind die ſterbliche Seite des in ſich unendlichen Weſens. Es iſt daher ein bloßer Schein, als wenn mit der Aufhebung der Exiſtenz auch das Weſen an ſich aufgehoben würde. Das Weſen unterſcheidet ſeine Exiſtenz von ſich als ſeine Erſcheinung.

B.

Die Erſcheinung.

§. 117.

Das Weſen ſetzt ſich als Exiſtenz; die Exiſtenz ſetzt ſich als ein Exiſtirendes; das Exiſtirende führt ſich aber durch die Auflöſung ſeiner Exiſtenz in ſeinen Grund, in das gegen ſeine Exiſtenz freie Weſen zurück. So iſt die Exiſtenz zur Erſcheinung des Weſens geworden. Das Daſein, welches an ſich nicht iſt, der Schein, iſt das Verhältniß, worin das Weſen zu ſich als Exiſtenz ſteht, inſofern es ſich von ſeiner Exiſtenz unterſcheidet, dieſe aber von ihm weſentlich gar nicht unterſchieden iſt. Der Unterſchied iſt nicht ein Unterſchied des Seins, alſo kein qualitativer, quantitativer, modaler, ſondern ein Unterſchied der Reflexion.

Das Wesen ist es, welches erscheint. Für die Werthbestimmung hat die Erscheinung deshalb eine Doppelnatur. Einerseits, nach ihrer Identität mit dem Wesen, steht sie diesem gleich; anderseits, als von ihm unterschieden, und als durch das Wesen gesetzt, ist sie ihm ungleich und ihm untergeordnet. In der Erscheinung erreicht das Wesen erst recht seine Realität, aber im Verhältniß zum Wesen als dem Grunde, aus welchem die Erscheinung hervorgeht, sagen wir, daß etwas nur eine Erscheinung sei und betonen damit den Proceß seines Entstehens und Vergehens.

Das Wesen bleibt sich 1) gleich, während seine Erscheinung sich nothwendig verändert; 2) in der Gestaltung der Erscheinung macht es daher den bleibenden Inhalt aus, so, daß es 3) die stete Verkehrung in sein eigenes Gegentheil wird. So ist es 1) das Gesetz, 2) der Inhalt, 3) das absolute Reflexionsverhältniß seiner als der Erscheinung.

I.

Das Gesetz der Erscheinung.

§. 118.

Das Wesen an sich als das sich durch sich selbst auf sich beziehende Sein ist sich selbst gleich. Die Existenz des Wesens dagegen, worin es sich als Dasein setzt, ist nothwendig als werdende sich ungleich.

§. 119.

Sie ist ungleich: 1) weil mit der Vereinzelung der Existenz zugleich die Verschiedenheit des unmittelbaren Andersseins in Raum und Zeit verbunden ist; ungleich 2) weil sie als ein Werden sich in sich selbst verändert; ungleich 3) weil sie eine nach allen Seiten hin von andern Existenzen abhängige ist. Sie erzeugt sich in der Mitte eines Zusammenhanges, dessen einzelne Momente die Existenz von wieder andern Erscheinungen ausmachen, die sich gegenseitig theils hemmen, theils fördern, und den Platz des flüchtigen Bestehens sich streitig machen.

§. 120.

In dieser unendlichen Mannigfaltigkeit liegt der ewig junge Reiz der Erscheinung, aber in diesem auf und ab schwebenden Wechsel verändert sich das Wesen als solches nicht. Erscheinung drängt sich auf Erscheinung, jede anders als die andere, und doch ist das Wesen einer jeden unveränderlich dasselbe. Es versteht sich von selbst, daß dies immer von dem Reich der Erscheinungen eines und desselben Wesens gilt, denn sonst würde man die Identität mißverstehen. Z. B. alle magnetischen Erscheinungen in ihren zahllosen Abweichungen sind Erscheinungen eben des Magnetismus als ihres Wesens; alle Verbrechen aber sind Erscheinungen ihres Wesens, des bösen Willens u. s. w.

§. 121.

Die Welt der Gesetze und die Welt der Erscheinungen verhalten sich also nur scheinbar in entgegengesetztem Verhältniß, jene als das ruhige — weil nur gedachte — Urbild, diese als das unruhige — weil reale — Abbild des Urbildes. Das Wesen ist das in allen seinen Erscheinungen gegenwärtige Gesetz. Es ergeben sich also folgende Momente: 1) die Identität des Wesens und seiner Erscheinung; 2) der unwesentliche Unterschied der Erscheinung von der Erscheinung, der aber für die Erscheinung als Erscheinung wesentlich ist; 3) die innere Uebereinstimmung der Mannigfaltigkeit der Phänomene mit der Einfachheit des Gesetzes als des wahrhaften Noumens. Das Wesen ist also der Inhalt der Erscheinung.

II.

Der Inhalt der Erscheinung.

§. 122.

In seiner Erscheinung setzt sich das Wesen als ein durch den Unterschied der Erscheinung von der Erscheinung beschränktes. Diese Beschränkung ist seine Form. 1) Unmittelbar ist dieselbe die Selbstgestaltung der Existenz des Wesens als Erscheinung;

2) die Gestaltung des als Materie vorausgesetzten Wesens; 3) die Einheit mit dem Wesen als ihrem Inhalt.

1) Die Selbstgestaltung des Wesens.

§. 123.

Das Wesen ist es, welches sich selbst als Grund in die Existenz einführet. Mit diesem Hervorgang in das Dasein als Dasein ist die Sonderung der Existenz von der Existenz unmittelbar verbunden und diese Unterscheidung ist zunächst die Form. An und für sich ist daher in der Welt der Erscheinung nichts ohne Form, weil das Wesen gar nicht in die Existenz eingehen kann, ohne nicht zugleich sich selbst zu gestalten.

2) Materie und Form.

§. 124.

Insofern jedoch das Wesen, indem es sich als Existenz setzt, nach verschiedenen Seiten hin seinen Unterschied von andern Existenzen verschieden auszudrücken vermag, kann es gegen diesen möglichen Wechsel der Form als die Materie erscheinen, welche gestaltet wird und als passiver Stoff gegen die active Form sich verhält.

§. 125.

a) Die Form ist, als Voraussetzung für das Wesen, selbst eine Erscheinung. Sie muß für dasselbe, dem sie als ihrem Stoff eingebildet werden soll, *angemessen*, und der Stoff also in der Form, die er schon ganz unmittelbar hat, für die ihm einzubildende Form *empfänglich* sein.

§. 126.

b) Die Angemessenheit der Form für den Stoff, die Empfänglichkeit des Stoffs für die Form drücken nichts Anderes, als die *Gleichgültigkeit* des Wesens gegen die Formveränderung aus, die ihm scheinbar von Außen *gegeben* wird. Marmor z. B. hat von vorn herein die seinem Wesen nothwendige

Form, dies krystallinische Gefüge, diese Farbe u. s. w. Wird nun der Marmorblock zu einer Statue gestaltet, so ist diese Form eine ihm als Marmor ganz gleichgültige. Seine ursprüngliche Form wird dadurch nicht verändert. Wie zu dieser Statue, hätte er auch zu einer andern verarbeitet werden können oder auch, statt zu einer Statue, zu einer Säule u. s. w. Allein diese Gleichgültigkeit der Materie gegen ihre Form hat an der Materie selbst ihre Grenze. Das Wasser z. B. kann nicht so gestaltet werden, wie der Marmor u. s. w.

§. 127.

c) Die Form als solche erscheint der Materie gegenüber als selbstständig, sofern sie derselben sich einbildet. Allein diese Selbstständigkeit ist nichts Anderes, als die Existenz desselben Wesens in einer andern Materie. Als bloße Vorstellung hat die Form nur denselben Werth, wie die Vorstellung, ihr in diesem oder jenem Material eine Existenz zu schaffen. Wohl aber verändert sich die Form durch die Verschiedenheit des Materials und erzeugt eine Umstimmung in der Erscheinung des Wesens. Es ist von dieser Seite nicht gleichgültig, in in welcher Materie die Form zur Darstellung gelangt. Man vergleiche die Statue des Vaticanischen Apollo mit ihren Nachbildungen in Gyps, Bronze und andern Massen, so wird man wohl überall dieselbe Form — und doch überall einen andern Apollo finden.

3) Die Form als der Inhalt.

§ 128.

Das Wesen behauptet also seine Selbstständigkeit, denn es zeigt sich, daß weder der Stoff gegen die Form, noch die Form gegen den Stoff vollkommen gleichgültig ist, auch wenn sie zunächst als gegeneinander freie Voraussetzungen auftreten. Die Gleichgültigkeit bezieht sich nur einerseits auf die Vielheit verschiedener, von ihm unabhängiger Formen, welche derselbe Stoff annehmen; anderseits auf die Vielheit verschiedener Stoffe, in

welche ein und dieselbe Form sich einlassen kann. Und doch verändert sich selbst innerhalb dieses gleichgültigen Verhältnisses der Ausdruck der Erscheinung. Das Wesen macht sich seine Form selbst zum Inhalt, so daß es, indem es in die Existenz tritt, zugleich den Act seiner individuellen Sonderung vollzieht. Die Form, als die äußere Unterscheidung der Erscheinung von der Erscheinung, wird eben insofern selbst der Inhalt, als ohne sie das Wesen sich nicht als Existenz setzen kann.

§. 129.

Nur relativ kann deshalb von einem formlosen Inhalt oder von einer inhaltlosen Form die Rede sein. Der Inhalt für sich kann nur als die Abstraction von einer Form gelten, deren er, kraft seiner ursprünglichen, ihm nach seiner Wesenheit immanenten Form, auch fähig ist; und die Form für sich kann nur als die Abstraction von einem Inhalt gelten, mit welchem sie sich, kraft ihrer Eigenthümlichkeit, auch zu erfüllen vermag. Aber ein schlechthin gestaltloser Stoff oder eine schlechthin gehaltlose Form würde nur das Nichts selber sein. Der sogenannte rohe Stoff setzt durch seine Qualität der scheinbaren Gleichgültigkeit der Formen, die er als reale Möglichkeit in sich aufnehmen kann, eben so gut eine Grenze, als die sogenannte leere Form durch ihre Individualität der scheinbaren Gleichgültigkeit der Stoffe, denen sie sich einzubilden vermag. Wenn die Form so oft als ein Ueberfluß angesehen wird, so ist das ein Irrthum. Nur relativ, sei es im Verhältniß zur Materie, oder im Verhältniß zu einer andern Form, kann sie als eine untergeordnete Bestimmung genommen werden.

§. 130.

Ein Wesen ist, was es ist, als Erscheinung, nur in der Bestimmtheit seiner Form, weil sie dessen selbstgesetzte Schranke ist. Beide Begriffe, Inhalt und Form, sind an und für sich untrennbar von einander und gehen durch sich selbst in einander über. Diese Identität ist auch dann vorhanden, wenn das Negative den Inhalt der Form ausmacht. Simulirt das Negative

die Form des Positiven, so wird eben in das Scheinen der Erscheinung doch der Verrath eines widersprechenden Innes sich einmischen.

III.

Das Wechselverhältniß.

§. 131.

Das Wesen ist das sich immer gleiche Gesetz seiner wechselnden Erscheinung und der identische Inhalt ihrer wandelbaren Form. Es ist daher im Verhältniß zu sich selber die Auflösung zwischen sich als Grund und zwischen sich als Erscheinung. Der Unterschied des Wesens von sich selber wechselt die entgegengesetzten Bestimmungen so, daß es an sich gegen den Wechsel der Beziehung gleichgültig ist und doch ihn hervorzubringen nicht aufhören kann. Das Wesen ist 1) das Ganze aller seiner Theile; die Theile für sich sind selbst wieder Ganze; das Ganze ist Ganzes nur in seinen Theilen und diese sind Theile nur in ihrer Einheit als dem Ganzen. Als Ganzes ist es 2) der productive Grund, der, als das Prius der Theile, diese setzt. Es ist die Kraft, welche sich in dem Unterschied der Theile äußert. Als diese Kraft bleibt es 3) das Innere, das im Aeußern sich darlegt. Das Innere ist das Wesen, wie es sich auf sich selbst bezieht und das Aeußere ist dasselbe Wesen, wie es sich, in Beziehung auf Anderes, von sich selbst unterscheidet.

1) Das Ganze und seine Theile.

§. 132.

Das Wesen, an sich Eines, setzt sich in seinem Erscheinen als ein von sich unterschiedenes. Als Einheit seiner Unterschiede ist es ihr Ganzes und seine Unterschiede sind, ihm gegenüber, seine Theile.

§. 133.

a) Das Ganze als das Wesen an sich, welches seine Unterschiede setzt, ist aber, als seine Theile, eben es ist Ganzes nur,

sofern es Theile hat. b) Jeder Theil ist für sich ein Ganzes und das Ganze der Theile kann wieder Theil eines noch umfassenderen Ganzen sein. Dort entsteht eine in's Unbestimmte gehende Theilbarkeit, hier eine eben so in's Unbestimmte laufende Zusammensetzbarkeit. c) Die Theile sind, sofern sie selbst Ganze sind, gegen das Ganze gleichgültig. Eben so gleichgültig sind sie gegeneinander, sofern jeder ein Ganzes ist. Allein Theile sind sie doch nur innerhalb des Ganzen und unter Voraussetzung der andern Theile.

§. 134.

Das Verhältniß des Ganzen und seiner Theile ist deshalb das Wechselverhältniß der absoluten Reflexion der nothwendigen und doch gleichgültigen Beziehung. Es ist das Verhältniß der nur äußerlichen, insofern zufälligen Ordnung. Ist das Wesen einmal durch die Existenz in die Erscheinung getreten, so kann es sich dieser Bestimmtheit nicht entziehen, wiewohl es an sich der Grund ist, daß solche Unterschiede überhaupt existiren.

2) Die Kraft und ihre Aeußerung.

§. 135.

Jedes Wesen fasst als Ganzes seine Theile in sich zusammen und ist die Möglichkeit ihrer Vermehrung oder Verminderung. Als das Insichsein des Wesens, welches seine Unterschiede einfach in sich geschlossen hält, ist es die Kraft. Die Kraft ist nicht eine neue Qualität des Daseins oder ein apartes Wesen, sondern das Wesen selber, wie es sich als Erscheinung aus sich als dem Grunde setzt und in seinem Erscheinen als Gesetz und Inhalt und Totalität desselben thätig ist. Abgesehen von der Thätigkeit nennt man das Wesen wohl die schlummernde, oder verborgene, oder gar todte Kraft. Diese Ausdrücke bezeichnen jedoch nur eine Abstraction, die an sich unwahr ist, denn zu erscheinen ist der eigene Trieb des Wesens und das Wesen selber ist ganz unmittelbar die Kraft, die immer sich zu zeigen bereit ist.

§. 136.

Die Erſcheinung des Weſens als Kraft ſetzt ſich die Erregung voraus. Die Bedingung, daß die Erſcheinung des Weſens ſich als Kraft äußere, iſt alſo ſelbſt eine andere Erſcheinung, welche das Inſichſein des Weſens herauskehrt, indem ſie daſſelbe durch ihre Berührung in die Enge bringt. Die ſogenannte follicitirende und die follicirte Kraft verhalten ſich gegeneinander als poſitiv und negativ. Die eine Exiſtenz verkehrt ſich in die andere. Jede ſchlägt in die ihr entgegengeſetzte um und dieſer Umſchlag ſelber im Spiel der Kräfte iſt ihre Aeußerung.

§. 137.

Ihre Aeußerung — im Plural; ihre Aeußerung im Singular, denn an und für ſich iſt in der erregenden wie in der erregten Kraft daſſelbe Weſen, im Grunde alſo nur die identiſche Kraft thätig. Wo in zwei Exiſtenzen nicht eine an ſich ſeiende Homogeneität des Weſens vorhanden iſt, da kann es auch nicht zu ihrer Erregung kommen und ſie bleiben gleichgültig gegen einander. Als Erſcheinung theilt ſich das Weſen in eine Doppelexiſtenz (Centrifugal- und Centripetalkraft; Attractiv- und Repulſivkraft; Contractiv- und Expanſivkraft u. ſ. w.), aber dieſe Theilung iſt ein Schein, der ſich in ihrer wechſelſeitigen Erregung vernichtet.

3) Das Innere und das Aeußere.

§. 138.

Das Weſen als Kraft hebt ſich alſo als das Innere zu ihrer Erſcheinung als ſeinem Aeußern auf. Das Innere wie ſein Aeußeres ſind daſſelbe Weſen. Die Unterſcheidung ſcheint deshalb überflüſſig und iſt doch weſentlich, weil das Weſen, indem es erſcheint, einerſeits, ſofern es Grund iſt, ſich auf ſich zurück bezieht: ſo iſt es das Innere; anderſeits, ſofern es ſich als Exiſtenz ſetzt und damit auf andere Exiſtenzen ſich richtet: ſo iſt es das Aeußere.

§. 139.

Alle Bestimmungen, welche sich für den Begriff des Uebergangs des Wesens in die Erscheinung überhaupt schon ergeben haben, wiederholen sich hier, nämlich daß das Innere einfach, das Aeußere mannigfach, jenes dunkel, dieses offenbar sei u. s. w. Ein Schein ist es dabei, wenn das Innere über das Aeußere gesetzt wird. Das Aeußere ist nicht schlechter als das Innere, denn es ist dies selber, nur mit der bestimmten Richtung auf Anderes. Nur insofern das Innere sich erhält, während seine Entäußerungen vorübergehen können, darf es relativ höher gestellt werden. Ein Nurinneres aber, das gar nicht zu einem Aeußeren sich verkehrte, wäre ein eben solches Nichts, als ein Nuräußeres, das nicht auf ein Inneres als seinen Träger zurück, ginge.

Die durch die Selbstgestaltung des Inhalts vermittelte Einheit des Wesens und der Erscheinung als der Identität des Innern mit seinem Aeußeren ist der Begriff der Wirklichkeit. Man kann nicht sagen, wo das sogenannte Innere gegen das Nuräußere anfangen sollte, außer ganz relativ in Bezug auf einen bestimmten Punct. Immer kommt man wieder auf ein Inneres, von ihm auf ein Aeußeres, von diesem wieder auf ein neues Inneres und so fort in stetem Wechsel. Von der Rinde des Baumes als seinem Aeußern kommt man auf den Bast als sein Inneres; von da zum Holze, vom Holz zum Mark u. s. w. Die Zellen sind wieder gegen den Zellensaft das Aeußere und dieser endlich der flüssige Raum selbst, das Innere alles Innern: das spermatische Pflanzenwesen. Was noch eben als eine Innerlichkeit galt, schlägt zu einer Aeußerlichkeit um. Die Entgegensetzung des Innern gegen das Aeußere bezieht sich nur auf die Möglichkeit der Veränderung.

Ein besonders gedankenloser Mißbrauch wird mit dem Wort: das Innerste getrieben. Mit ihm vermeint man oft das Letzte gesagt zu haben. Möglich ist dies auch, allein es kommt, wie bei allen Worten, auf die nähere Bestimmung an, gerade wie bei der entgegenstehenden Phrase, die von der äußerlichen

Schaale mit Wegwerfung spricht. Das Innerste der Erde z. B. ist an sich nicht besser, als ihre äußerste Schaale. Es sind Steine, Lehm, Sand, Gase u. s. w., gerade dasselbe, was wir auf ihrer Oberfläche finden, die aber, im Unterschied vom „unerforschten, geheimnißvollen" Kern, der Mutterschooß des organischen Lebens ist. So ist das „innerste Gemüth" eines Menschen nicht verschieden von seinen äußerlichen Betragen und seinen Handlungen u. dergl. m.

C.

Die Wirklichkeit.

§. 140.

Als Erscheinung wird das Wesen zu dem Widerspruch, daß es, indem es sich in die Existenz setzt, gegen dieselbe, weil es sich als den productiven Grund von ihr als der vorübergehenden Manifestation unterscheidet, auch wieder gleichgültig ist, so wie innerhalb der Erscheinung die besondern Momente ebenfalls, während sie an sich wesentlich Eines sind, doch bis zur Gleichgültigkeit gegen einander sich vereinzeln können. Das Ganze bleibt noch ein Ganzes, wenn auch einer oder mehre Theile von ihm genommen werden. Der Theil, vom Ganzen getrennt, macht wieder ein für sich selbst theilbares Ganze aus. Die Theile sind Theile nur in ihrer Coexistenz und zugleich gegen diese für sich gleichgültig.

Insofern nun das Wesen nicht nur die negative Identität aller Unterschiede seiner Erscheinung oder formelle Einheit als Ganzes, sondern auch positive Identität ist, wird es zur Kraft, welche, indem sie sich äußert, als Grund der Aeußerung sich erhält, so daß sie sich an sich gleichbleibt, obwohl sie als Wesen in ihre Entäußerung selbst übergeht. Daß die Kraft durch ihre Gegenkraft erregt wird, ist nur ein anderer Ausdruck für

die Selbsterregung des im Wesen enthaltenen Gegensatzes, die für ihre Initiative an ein von ihr scheinbar unabhängiges Dasein anknüpfen kann. Die erregende und die erregte Kraft sind dasselbe Wesen in der Form verschiedener Existenzen, welche eben durch das Spiel ihres Antagonismus ihre Gleichheit miteinander beweisen.

Die Kraft hebt sich also in ihrer Aeußerung auf und das Wesen als das Innere ist eben deshalb mit seinem Aeußern identisch. Inneres und Aeußeres sind Wechselbegriffe. Das Innere ist ein solches nur, sofern es sich als ein Aeußeres setzt, denn ohne diese Beziehung, als Nurinneres, würde es das Wesen an sich sein, das sich noch nicht zur Existenz bestimmt hätte. Umgekehrt hat das Aeußere am Innern seine Voraussetzung und ein Nuräußeres, das nicht Erscheinung eines Wesens wäre, kann gar nicht existiren. Das Innere wie das Aeußere ist jedes selber das Ganze. Das Innere ist in seinem Aeußern actu da, weil das Aeußere wesentlich nichts Anderes, als die Darstellung des Inneren ist und nur relativ, sofern dasselbe Wesen verschiedene Formen der Manifestation zu haben vermag, kann das Innere vom Aeußern abstract unterschieden werden. Die Ausdrücke: Innerlichkeit und Aeußerlichkeit beziehen sich nur auf den Begriff des Gemüths und dürfen mit dem Begriff des Innern und Aeußern, wenn sie ihm auch verwandt sind, nicht gleich genommen werden.

Die ungetrennte Einheit des Innern mit dem Aeußern ist das Wesen als die Wirklichkeit. Wie die Qualität und die Quantität nur die beiden für sich abstracten Momente des Seins bilden, so auch ist das Wesen als Grund und als Erscheinung nur die Voraussetzung für den wahrhaften Begriff des Wesens als der Wirklichkeit. Diese ist 1) unmittelbar die reale als die Einheit des Wesens und seiner Erscheinung; 2) die formale, als die Unterscheidung des Wesens von seiner Erscheinung mit der Beziehung von jenem zum Uebergang in diese; 3) die absolute als die sich selbst vermittelnde Einheit des Wesens mit seiner Erscheinung, welche die Möglichkeit des Unterschiedes von sich ausschließt.

I.

Die reale Wirklichkeit
oder
die gemeine Wirklichkeit.

§. 141.

Die Wirklichkeit als die Einheit des Wesens mit seiner Erscheinung ist die reale, d. h. das nicht blos an sich als Wesen, sondern auch als bestimmte Existenz, als sich mit seinem Innern erfüllendes Aeußere, vorhandene Sein.

§. 142.

Was daher nicht das Wesen als Grund hat, das kann auch nicht erscheinen. Es ist an sich unwirklich und deshalb unmöglich. Das Unwesen wie das Unwesentliche haben an dem Wesen ihren Grund und sind insofern wirklich und möglich. Das Unmögliche, scheinbar als das Wirkliche gesetzt, ist immer nur das Wirkliche selber in einer unsern Verstand überraschenden Verbindung. Entdeckt sich der Schein, der uns als Realität sich vorgaukelt, so lachen oder — weinen wir darüber.

§. 143.

Das Wirkliche ist in seiner Realität die gemeine Wirklichkeit d. h. diejenige, welche jeder Erscheinung zukommt, welches immer auch ihr Inhalt sei. Sie ist daher, in ihrer Vereinzelung zufällig, weil das Wesen an sich, wie es sich als diese Existenz gesetzt hat, sich auch nicht als diese, sondern als eine andere hätte setzen können.

II.

Die formale Wirklichkeit
oder
die Möglichkeit.

§. 144.

Was an sich wirklich ist, das ist auch möglich. Möglich sein ist die Bezeichnung für das Verhältniß, in welchem die Wirklichkeit zu sich selber steht, sofern sie sich von sich als Wesen und Erscheinung unterscheidet. Das Mögliche ist daher 1) das unbestimmte, daß irgend ein Wesen in irgend einer Weise sich manifestiren kann; 2) das bestimmte, daß ein bestimmtes Wesen in einen bestimmten Form sich manifestirt; 3) das prägmatische, daß für den Hervorgang eines bestimmten Wesens zur Existenz in einer bestimmten Form auch alle Bedingungen gesetzt sind.

1) Die unbestimmte Möglichkeit.

§. 145.

Wäre nicht die Wirklichkeit, so wäre die Möglichkeit gar nicht. Das Wirkliche ist das Maaß des Möglichen. Ob etwas möglich sei, heißt nichts Anderes, als ob es zur Wirklichkeit werden kann. Alles, was wirklich ist, das ist auch möglich. Daß Alles möglich ist, was sich nicht widerspricht, ist insofern ganz richtig, als das Wesen den Grund der Existenz ausmacht und das Wesen an und für sich mit sich identisch ist. Wird aber die Möglichkeit nicht in Bezug auf ihre Realisirung bestimmt, so kann sie als eine bloße Möglichkeit eben so gut unmöglich sein. Es ist möglich, daß heute die Sonne scheint; es ist eben so gut möglich, daß es heute regnet. Es ist möglich daß dieser Kranke heute stirbt; es ist eben so gut möglich, daß derselbe heute nicht stirbt. Es ist möglich, daß aus einem Knaben einst ein großer Mann werde; es ist möglich, daß derselbe Knabe ein ganz gewöhnlicher Mensch wird. u. s. w. u. s. w.

Der eine dieſer Fälle widerſpricht ſich an ſich ſo wenig, als ſein Gegentheil. Was iſt nicht Alles in abstracto möglich!

2) Die beſtimmte Möglichkeit.

§. 146.

Die unbeſtimmte Möglichkeit nennen wir auch die bloße, weil ſie gleichſam von den Mitteln ihrer Realiſirung entblößt iſt. Erſt, wenn die Möglichkeit ſich beſtimmt, wird ſie zur wirklichen. Es muß die Unmöglichkeit ihres Gegentheils geſetzt werden. Unmöglich kann etwas ſein a) weil es an und für ſich abſurd, weil es der Widerſpruch nicht blos des Begriffs mit ſeiner Realität, ſondern der Widerſpruch des Begriffs mit ſich ſelbſt iſt, wie ein hölzernes Eiſen, ein viereckter Zirkel u. ſ. w.; oder b) weil es der Widerſpruch des Begriffs mit ſeiner Realiſirung iſt, ſo daß ganz die Sache an und für ſich nicht unmöglich wäre, ſie es aber jetzt und hier iſt. Es muß alſo die beſtimmte Form geſucht werden, in welcher das Weſen als Erſcheinung ſich in die Exiſtenz ſetzen könnte.

3) Die pragmatiſche Möglichkeit.

§. 147.

Die unbeſtimmte Möglichkeit als die phantaſtiſche ſetzt Alles als möglich. Die beſtimmte Möglichkeit ſetzt nicht Alles, ſondern nur dasjenige als möglich, was nicht unmöglich iſt. Das Nichtunmögliche iſt aber das Wirkliche und das Wirkliche iſt das Weſen, wie es ſich als Erſcheinung ſetzt. Die Erſcheinung iſt durch das Weſen als ihr Geſetz und ihren Inhalt beſtimmt. Aber als Erſcheinung iſt ſie nicht nur durch das Weſen als ihr Inneres, ſondern auch durch die Exiſtenz der andern Erſcheinungen beſtimmt. Durch dieſe wird die Art und Weiſe bedingt, wie die an ſich beſtimmte Möglichkeit ſich als concrete Wirklichkeit geſtaltet. Den Zuſammenhang der Erſcheinungen, wie ſie in der Wirklichkeit einer Erſcheinung als Reflexe ſich vereinigen, pflegen wir den pragmatiſchen zu nennen.

Die Möglichkeit als pragmatiſche hat zu ihrem Inhalt die gemeine Wirklichkeit und iſt inſofern auch noch zufällig, weil ſie bei einer Veränderung der von ihr als Bedingung vorausgeſetzten Exiſtenzen ſelbſt wieder eine andere hätte ſein können. Daß die Erſcheinungen unter ſich gerade ſo und nicht anders zuſammenhängen, iſt der Grund, daß die beſtimmte Möglichkeit ſich gerade als dieſe Wirklichkeit geſtaltet; daß aber kein anderer Zuſammenhang exiſtirt, erſcheint ſelber grundlos und nur dies iſt das Zufällige der an ſich vollkommnen nothwendigen Wirklichkeit. Gerade dieſe Möglichkeit verwirklicht ſich, weil das Weſen, indem es in die Erſcheinung tritt, gerade dieſe und keine anderen Bedingungen für ſeine Exiſtenz antrifft. Eine Secunde, ein Tag, eine Linie, ein Zoll, ein Wort, ein Stein, eine Hunde, ein Blutfleck, eine Stunde u. ſ. w., dies Eine reicht gerade hin, im Zuſammentreffen mit dieſen Umſtänden, dieſen Dingen, dieſen Perſonen und Begebenheiten eben dieſe und keine andere Wirklichkeit zu erzeugen. Warum mußte es doch ſo kommen? So fragt der abſtracte Verſtand, weil es ſcheint, als wenn mit einer kleinen, ganz winzigen Veränderung es ganz anders hätte kommen können. Nur zufällig ſcheint gerade eine ſolche Verbindung eingetreten zu ſein. Allein dieſe Möglichkeit iſt die Täuſchung der bloßen Möglichkeit. Das Weſen arbeitet in dem ſcheinbaren Durcheinander der Exiſtenzen, ſich zur Wirklichkeit durchzuſetzen. Es hängt ſich mit zartem, dem gemeinen Auge unſichtbarem Geſpinnſt, auch an das Geringfügigſte und verwandelt das Entgegengeſetzte in das Entgegengeſetzte. Was es ergreift, inficirt es mit ſich. Es gibt für das Weſen keinen Zufall, weil es, das nothwendige, der relativ grundloſen Exiſtenz die Kraft ſeiner Urſprünglichkeit mittheilt.

III.

Die absolute Wirklichkeit
oder
die Nothwendigkeit.

§. 148.

Die formale Wirklichkeit kehrt als pragmatische zur realen zurück, indem sie das Wesen als den Grund des Zusammenhanges der Erscheinungen enthüllt, so daß hiedurch endlich die absolute Nothwendigkeit als die Wahrheit der relativen sich aufdeckt. Die Zufälligkeit hebt sich auf, weil die relative Nothwendigkeit in der Coexistenz der Erscheinungen, in der Simultaneität des Nämlichen, in der Succession des Zeitlichen u. s. f. das Nichtanderssein-können von sich ausschließt. Die pragmatische Wirklichkeit ist in der realen Möglichkeit schon da und unterscheidet sich von ihr nur als die Zusammenfassung der einzelnen Wirklichkeiten zu einem andern Verhältniß, welches nunmehr die neue Wirklichkeit ist. Der Grund aber dieser allein wirklichen Möglichkeit ist die absolute Nothwendigkeit, welche an und für sich nicht anders sein kann, als sie ist. Sie ist die Möglichkeit nur ihrer Wirklichkeit. In der Unmöglichkeit ihres Andersseins ist sie insofern grundlos und geht, als der substantielle Grund der relativen Nothwendigkeit, nur in sich, nicht in Anderes zurück.

§. 149.

Die Nothwendigkeit als die absolute Wirklichkeit ist daher:

1) das Wesen, welches sich selbst der an sich grundlose Grund seiner Existenz ist; so nennen wir es Substantialität;

2) als Substanz ist es das Setzen derselben in einem mit ihr zwar wesentlich identischen, aber doch, als Erscheinung von ihr unterschiedenen, für sich seienden Dasein; so nennen wir es Causalität;

3) als Causalität ist es das in seiner Thätigkeit sowohl active als passive Wesen. Als die aus dem Doppelunterschied

des Thuns und Leidens als der Wechſelwirkung mit ſich ſelbſt in ſich zurückkehrende Subſtanz nennen wir es Reciprocität.

1) Die Subſtantialität.

§. 150.

Das Weſen als die einzig nothwendige Wirklichkeit gründet ſich a) nur in ſich ſelbſt. Es beſitzt, wie die Scholaſtiker es ausdrückten, Aſeitas, ein a se esse. Es bedarf, um zu exiſtiren, keines Andern, ſondern bewirkt ſeine Exiſtenz ſelber, in welcher Hinſicht es treffend als der actus purus, als das reine, auf ſich ſelbſt gerichtete Thun bezeichnet iſt. — b) Seine Unterſchiede werden daher von ihm zwar geſetzt, jedoch nur, um ſich wieder aufzulöſen. Sie vermögen, als Beſtimmungen der Subſtanz, kein freies Fürſichſein zu gewinnen. Gegen einander iſt ihr Unterſchied nur der der formellen Verſchiedenheit, die immer daſſelbe Weſen zu ihrem Inhalt hat. Sie ſind nur Accidenzen, welche dem Weſen als ihrer Subſtanz inhäriren. c) Wird das Accidenz im Unterſchied von andern Accidenzen geſetzt, ſo pflegt man es Attribut der Subſtanz zu nennen. Da es das Weſen derſelben auch zu ſeinem eigenen hat, ſo iſt es das relativ Abſolute. Den Unterſchied des Attributes in ſich ſelbſt nennt man den Modus deſſelben. Er iſt ein eben ſo äußerlicher Unterſchied, als der des Attributes, denn ob das Attribut in dieſem oder jenem Modus erſcheint, verändert es nicht in ſich ſelbſt. Wie die Subſtanz gegen den Unterſchied ihrer Attribute, ſo iſt das Attribut als Attribut gegen ſeinen Modus gleichgültig.

§. 151.

Das ſubſtantielle Weſen iſt in ſeinem Beſtehen nur von ſich ſelbſt abhängig. Indem es aber ſich ſelbſt hervorbringt, iſt es auch die Möglichkeit, ſich als eine andere Exiſtenz hervorzubringen. In Verhältniß zu ſich ſelbſt als Einheit ſind ſeine Unterſchiede in ihm verſchwindende. Inſofern es aber ſich in ſich ſelbſt entäußert, ſetzt es in ſich ein anderes Daſein ſo, daß daſſelbe eine von ihm, als ſetzendem, zugleich freie Exiſtenz, ein relativ auch ſelbſtſtändiges Weſen

zu haben vermag. Es unterſcheidet ſich nicht nur von ihm, ſondern das Unterſchiedene unterſcheidet ſich auch von ihm.

Dies iſt der Begriff der Urſächlichkeit. Man kann ſich über die ſeltſame, ſcheinbar widerſprechvolle Art verwundern, wie die Sprache ihn zu beſchreiben gezwungen iſt. Allein es läßt ſich nicht anders thun. Die Schwierigkeit liegt in der Sache.

2) Die Cauſalität.

§. 152.

Zur Cauſalität wird eine Subſtanz, wenn ſie ein von ihrer Macht relativ ſelbſtſtändiges Daſein ſetzt, welches, als geſetztes, ſeiner urſprünglichen Dependenz ungeachtet, fortan ſein eigenes Schickſal zu haben vermag. Nur im Setzen irgend eines von ihr als ſetzendem Weſen für ſich freien Daſeins iſt die Subſtanz „Urſache". Was ſie außerdem als reale Möglichkeit noch anderer Aeußerungen iſt, tritt nicht in das Cauſalverhältniß ein.

Die Urſächlichkeit iſt in ſich a) als Identität der Urſache und Wirkung; b) als durch ein Subſtrat vermittelter Proceß; c) als Regreß und Progreß des Cauſalnexus beſtimmt.

a) Die Identität von Urſach und Wirkung oder der Cauſalproceß.

§. 153.

Die Cauſalität als die Thätigkeit des nothwendigen Weſens iſt als geſetzte oder als Wirkung von ſich als ſetzender oder als Urſache nicht verſchieden. Der Inhalt iſt in beiden Formen der Exiſtenz daſſelbe Weſen.

§. 154.

Dies gilt ſowohl von der Qualität, als von der Quantität und Modalität des Weſens. Wenn geſagt wird, daß eine und dieſelbe Wirkung durch verſchiedene Urſachen hervorgebracht werden könne, ſo kann ſich dies nicht auf die Subſtanz, nur auf

die verſchiedenen Exiſtenzformen beziehen, in denen ſie als die an ſich Eine zu erſcheinen vermag. Daß ſogenannte kleine Urſachen große Wirkungen hervorzubringen vermöchten, iſt daher an und für ſich unmöglich und ein bloßer Schein der Verwechslung eines Momentes mit der Totalität.

§. 155.

Die Subſtanz wirkt nur ſich ſelbſt aus. Der Proceß ihres Wirkens aber erſcheint verſchieden, je nachdem durch ihn α) nur die äußerliche Exiſtenz eines Daſeins verändert wird; oder β) die innere Beſtimmtheit oder endlich γ) die Veränderung nur dahin verändert wird, daſſelbe Weſen in derſelben Form wieder erſcheinen zu laſſen. Wir pflegen dieſen Unterſchied den der mechaniſchen, dynamiſchen und organiſchen Cauſalität zu nennen, wiewohl dieſe Ausdrücke in Anſehung der Natur noch eine beſtimmtere Bedeutung empfangen. Ihre urſprünglich phyſiſche Abſtammung iſt vom Sprachgebrauch metaphyſiſch generaliſirt.

α) Der mechaniſche Proceß.

§. 156.

Die Subſtanz ſetzt die Thätigkeit, welche ſie in ſich ſelbſt iſt, in einem andern Daſein nur als formale Mittheilung, ſo daß in ſeiner Qualification keine Veränderung entſteht. Die Urſache iſt Urſache einer Veränderung, durch welche nur die äußerliche Beziehung des Daſeins ſich verändert. Die Thätigkeit der Subſtanz geht auf ein Daſein nur als an ſich gleichgültige Bewegung über. Dies nimmt die Bewegung in ſich auf, hat ſie als ſeine eigene und iſt inſofern von Außen her, durch den empfangenen Anſtoß, äußerlich verändert.

β) Der dynamiſche Proceß.

§. 157.

Die Subſtanz berührt als mechaniſche Wirkſamkeit nur die Oberfläche des Daſeins, allein ſie kann daſſelbe auch nach ſeiner

innern Bestimmtheit verändern. Nicht als ob sie dessen Wesen zu ändern vermöchte, denn dies ist einmal sich selbst gleich; wohl aber so, daß sie die Erscheinung des Wesens auf eine andere Stufe sei es erhebt oder herunterſetzt. Die Substanz kann eine solche Wirkung nur hervorbringen, sofern sie als die Gegenkraft thätig ist, die in dem andern Dasein an sich vorhandene Kraft zu erregen.

γ) Der organische Proceß.

§. 158.

Der dynamische Proceß verändert das Dasein in sich selbst. Eine solche Veränderung hebt die Fremdheit auf, welche im mechanischen Proceß zwischen Dasein und Dasein als ihre nur äußerliche Beziehung statt findet. Die Substanz bewirkt daher in der Veränderung, welche sie setzt, für sich selbst nur scheinbar etwas Anderes. Sie erzeugt in dem Andern eine reale Veränderung, die aber für sie keine ist, worin sie vielmehr mit sich identisch bleibt. Geht die Substanz mit ihrer Thätigkeit gar nicht auf ein Dasein über, welches sie nicht ursprünglich schon selber ist, so ist die Veränderung, die sie als Ursache setzt, ein Anderswerden nur ihrer selbst und zugleich ein Anderswerden, welches die Form ihrer Existenz beständig auflöst, um sie eben so sehr wieder herzustellen. Die Ursache kehrt in sich wieder zurück. Der mechanische wie der dynamische Proceß sind im organischen nur ihm untergeordnete Momente seiner spontanen Thätigkeit, die von vorn herein ihren festen Kreis beschreibt und nur dasjenige in ihn hineinzieht, was an sich schon mit ihr identisch ist.

§. 159.

Die Existenz, welche eine Substanz sich als ein gegen sie relativ selbstständiges Dasein gibt, um durch sie als wirkende ihren Durchgang zu nehmen und welche mithin ihr an sich homogen sein muß, ist das Substrat.

b) Das Subſtrat.

§. 160.

Die Subſtanz iſt in ihrem Proceß Macht. Macht heißt: ſich urſprünglich ſelbſt zu beſtimmen. Die Macht wird zur Gewalt, indem ſie ein, der Erſcheinung nach, gegen ſie fremdes Daſein ergreift und ſich unterwirft. Sie hebt deſſen relative Selbſtſtändigkeit auf, continuirt ihre Thätigkeit in daſſelbe hinein, durchdringt es mit ſeiner Nothwendigkeit und verwirklicht ſich auf ſeine Koſten.

§. 161.

Dies Daſein, welches die Subſtanz als Urſache erfaßt, nennen wir Subſtrat, oder Mittelurſache, causa instrumentalis. Die Macht der Subſtanz kann in ihrem Drange, ſich als Wirkung zu äußern, allerdings ſehr verſchiedene Exiſtenzen, allein doch nur ſolche ergreifen, die ihrem Weſen nach der ſie unterwerfenden und aufopfernden Macht an ſich ſchon angehören.

§. 162.

Um ſich durchzuſetzen, wirkt die Subſtanz in Anſehung der einzelnen Dinge nur nach ihrer Nothwendigkeit, was wir durch die Prädicate ihrer Blindheit, Schonungsloſigkeit, Unerbittlichkeit, Troſtloſigkeit u. dgl. pathologiſch auszudrücken pflegen. Durch den Stahlſchild der abſoluten Nothwendigkeit dringt keine endliche Waffe.

c) Der Cauſalnexus.

§. 163.

Die Subſtanz wird Urſache; als Urſache ſetzt ſie ſich in der Wirkung. Die Wirkung erſcheint als eine von der Urſache unterſchiedene Exiſtenz und vermag daher ſelbſt wieder Urſache zu werden. Dieſe durch ſie geſetzte Exiſtenz iſt dieſelbe reale Möglichkeit und ſo in's Unendliche fort. So erzeugt ſich nach rückwärts, in Bezug auf die erſte Urſache, ein Regreß; nach vorwärts, in Bezug auf die letzte Wirkung, ein Progreß, worin jedes Daſein ſich immer in die entgegengeſetzte Bedeutung

verkehrt. Dieſer Zuſammenhang, der im Grunde ein nexus rerum omnium cum omnibus iſt, gilt ebenſowohl nach ſeinem Längen- als nach ſeinem Queerdurchſchnitt. Die ſogenannten Seitenverbreitungen der Cauſalität in ihrem Pragmatismus haben die nämliche Subſtanz zu ihrem Inhalt. Die in's Unbeſtimmte auslaufenden Reihen heben ſich in der Einheit der abſoluten Subſtanz auf, weil ſie das Weſen iſt, welches durch ſich ſelbſt exiſtirt und folglich von der ſeiner Erſcheinung angehörigen Vermittelung durch einen äußerlichen Cauſalnexus frei iſt.

Es gibt für den Begriff der Cauſalität manche ſcholaſtiſche Beſtimmungen, auf welche man gern zurückgeht, z. B. cessante causa, cessat effectus; oder ex effectu causa, non ex causa effectus cognoscitur u. dgl. Allein obwohl dieſe Beſtimmungen nicht falſch ſind, ſo ſind ſie doch einſeitig. Aus der Urſache muß z. B. ihre Wirkung erkannt werden, denn ſie vermag keine andere, als die zu haben, welche ihre Subſtanz ausmacht. Nur die Verſchiedenheit der Erſcheinungsform kann einen oberflächlichen Unterſchied begründen z. B. bei einer Schnittwunde, mit welcher Waffe ſie hervorgebracht iſt, ob mit einem Dolch, oder Meſſer, Säbel u. ſ. w. Jene Beſtimmungen laſſen ſich umkehren und ſind dann eben ſo wahr.

3) Die Reciprocität.

§. 164.

Die Cauſalität iſt alſo nicht blos das ſtätige Uebergehen von Urſach zu Wirkung, von Wirkung zu Urſach, ſondern ſie iſt auch Gegenwirkung der Subſtanz gegen ſich ſelbſt. Die nämliche Subſtanz iſt es, welche ſich die Doppelform der ſetzenden und der geſetzten gibt, und, indem ſie ſich ſo von ſich unterſcheidet, das Entgegengeſetzte immer in das Entgegengeſetzte verkehrt. Dieſe Verkehrung iſt auf jeder Seite an ſich immer im Werden begriffen.

§. 165.

Die Action wird zur Reaction, das Thun zum Leiden und umgekehrt. Die Wirkſamkeit erliſcht nicht in dem, was

ſie bewirkt, ſondern geht aus ihrem Geſetztſein in ſich als ſezzende zurück, um abermals ſich wieder als Urſache zu beſtimmen. Der Progreß und Regreß von Urſach und Wirkung hebt ſich in dem Proceß der ſich auf ſich als Urſach und Wirkung ihres ſelbſt zurückbeziehenden Subſtanz auf. Die Linearitendenz des pragmatiſchen Cauſalnexus wendet ſich in die Centralitendenz um, die in ſich ſelbſt zurückläuft.

§. 166.

Die Subſtanz iſt die Macht, welche als active oder cauſale nicht mehr ein Subſtrat ſich vorausſetzt, vielmehr als paſſive ſich für ſich ſelbſt zur Vorausſetzung macht. Die paſſive erſcheint freilich als eine Exiſtenz, der von der Macht Gewalt angethan wird. Aber dies ſogenannte Leiden, der Zuſtand der Unſelbſtſtändigkeit und des Untergehens, iſt die eigene Beſtimmung der Subſtanz und kommt ihr nur ſcheinbar von Außen. Die Paſſivität iſt eben ſo zum Leiden, als die Activität zum Gewaltanthun berechtigt. Das Leiden iſt nur die Form, in welcher ſich die negative Seite der ſubſtantiellen Thätigkeit manifeſtirt und welche an ſich eben ſo ſehr poſitiv iſt. Es iſt wohl zu beachten, daß dieſe Beſtimmungen nicht moraliſche Lehren, ſondern Beſchreibungen der Cauſalität in abstracto enthalten.

§. 167.

Die Subſtanz kann ſich folglich als cauſale nicht äußern, ohne nicht mit ihrer urſachenden Thätigkeit zugleich die Gegenwirkung hervorzurufen. Action und Reaction, Thun und Leiden, Wirken und Gegenwirken entſtehen mit einander und ſind in jedem Punct des mit ſich wechſelwirkenden Weſens identiſch. Die Reaction beginnt nothwendig mit der Action in demſelben Punct, in demſelben Augenblick. Hat ſie, als Erſcheinung äußerlich ſich abzuſcheiden, viel Mittelglieder zu durchlaufen, ſo kann ihre Wahrnehmung vielleicht erſt ſpäter möglich werden, allein ihre Exiſtenz iſt ſchon vor dieſem Act des particulären Hervortretens da.

§. 168.

Die mit ſich in Wechſelwirkung ſtehende Subſtanz verkehrt immer und überall in ſich das Thun in Leiden, das Leiden in Thun. Aus jedem Moment ihrer in ſich antagoniſtiſchen Thätigkeit kehrt ſie in ſich ſelbſt als die Einheit des totalen Proceſſes zurück. Sie ſchlägt ſich in eine Doppelbewegung auseinander, deren ſich widerſprechende Seiten ſich beſtändig durch ſich ſelbſt ineinander auflöſen. Als ſolche Einheit, welche die Unterſchiede des Ganzen eben ſowohl poſitiv ſetzt wie negativ aufhebt, iſt die Subſtanz Subject; Subject vorerſt im metaphyſiſchen, noch nicht im logiſchen oder pſychologiſchen Sinn. Die Wahrheit der Nothwendigkeit iſt die Nothwendigkeit der Freiheit. Das Subject beſtimmt ſich ſelbſt, legt ſeine Subſtanz in relativ gegen einander und von ihm ſelbſt freie Unterſchiede aus, verliert ſich aber nicht in ſolcher Thätigkeit, ſondern bleibt darin bei ſich. Unter Subject und Freiheit iſt hier nur erſt die Selbſtbeſtimmung zu verſtehen, mit welcher die Subſtanz den Schein ihrer Unterſchiede aufhebt und aus ihnen, als ihrem eigenen Andersſein, in ſich zurückgeht. Der metaphyſiſche Ausdruck, mit welchem wir die Unendlichkeit der Selbſtbeſtimmung des Weſens bezeichnen, heißt Zweck.

Dritter Abſchnitt.

Der Zweck.

Teleologie.

§. 169.

Das Sein als das wirkliche Weſen unterſcheidet ſich von ſich ſelbſt als Urſach und Wirkung, ſo daß es, als die Einheit ſeines Thuns und ſeines Leidens, als die Gegenwirkung der Gegenwirkung, im Ganzen ſich ſelbſt gleich bleibt. Als dieſe Einheit der ebenſowohl activen als paſſiven Subſtanz, welche durch die Wechſelwirkung ſich realiſirt, iſt das Weſen der Zweck. Er iſt der Begriff des Weſens, wie es ſich von ſeiner Wirklichkeit ideell unterſcheidet. Er iſt die als Begriff wirkende Urſache. Der Zweckbegriff iſt alſo das wahrhafte Weſen, wie es einerſeits als einfache Subſtanz ſich auf ſich bezieht, anderſeits zugleich als Cauſalität ſich eine von dieſer einfachen Form unterſchiedene Wirklichkeit gibt, in welcher, bei aller Mannigfaltigkeit der empiriſchen Exiſtenz, doch nichts Anderes zum Daſein gelangt, als was an und für ſich ſchon im Begriff geſetzt iſt. Dieſer treibt ſich zur Wirklichkeit. Er iſt die Macht, deren Nothwendigkeit die Erſcheinung, wie zufahren ſie ausſehe, im Innern beherrſcht, ſo daß durch ſie, was oft weit auseinanderzuliegen ſcheint, doch als an ſich identiſch offenbar wird. Das Weſen als Zweck iſt nicht nur Subſtanz, ſondern, als ſolche, indem es mit ſeiner

Thätigkeit nur sich selbst erreicht, Subject, denn der Zweck bleibt in seinem Wirken, also im Setzen seines Unterschiedes als einer von ihm unterschiedenen Realität, mit sich in Uebereinstimmung. Er ist nicht mehr nur ein Uebergehen, wie die Bestimmungen des Seins; nicht nur ein Verhältniß, wie die Reflexionsmomente des Wesens, sondern das absolute Verhältniß der thätigen Rückkehr des Processes in sich selbst. Er ist die ideell und reell nur sich selbst bewirkende, in ihrer Aeußerung nur mit sich zusammengehende Unendlichkeit.

§. 170.

Im Zweckbegriff unterscheidet sich der Begriff 1) des Zwecks von sich 2) als Mittel und 3) als Ausführung. Jedes dieser Momente ist für sich wieder das Ganze, denn ohne die Vermittelung ist der Zweck nur Begriff, während die Idealität des Begriffs nur dadurch Zweck ist, daß er sich gegen sich als bloßen Begriff spannt und sich realisirt. Das Mittel aber muß dem Zweck entsprechen, ist also an sich schon er selbst; und die Ausführung würde gar nicht Ausführung seyn, wenn nicht durch das Mittel der Begriff in ihr Realität empfinge, folglich sie das Ende in den Anfang zurückkehrte. Der ausgeführte Zweck hat gar keinen andern Inhalt, als welcher schon im Begriff des Zwecks existirt.

A.

Der Zweck.

§. 171.

Der Zweck ist der Begriff der Wirklichkeit, die reale Existenz ihrer Idealität. Er wiederholt in sich alle Kategorien des Wesens und ist 1) von Seiten des Grundes der unwesentliche oder unwesentlicher; 2) von Seiten der Erscheinung der reale oder

formale; 3) von Seiten der Wirklichkeit der wirkliche oder unwirkliche, nämlich a) der mögliche, der in seinem Begriff nicht sich selbst widerspricht; b) der real mögliche, der, als Begriff mit sich übereinstimmend, in dieser Wahrheit auch die reale Möglichkeit seiner Vermittelung voraussetzt; c) der nothwendige, der als Begriff nicht nur möglich und für welchen daher nicht nur das ihm identische Mittel an sich bereit ist, sondern dessen Möglichkeit nur als Wirklichkeit zu existiren vermag.

B.

Das Mittel.

§. 172.

Der Zweck setzt sich das Mittel voraus. Dies erscheint an sich als eine von dem Begriff des Zweckes unabhängige Existenz, welche derselbe sich zunächst mechanisch unterordnet.

§. 173.

Diese Unterordnung ist jedoch nur möglich, sofern das Mittel an sich mit dem Wesen des Zwecks identisch ist.

Die Möglichkeit, daß ein und derselbe Zweck durch vielerlei Mittel sich zu realisiren vermöge, ist ein Schein. Der Unterschied der Mittel von einander kann in solchem Fall nur der der gleichgültigen Verschiedenheit sein; in Ansehung der Wirksamkeit, wodurch sie eben Mittel werden, müssen sie übereinstimmen.

§. 174.

Das Mittel kann aber, seiner Qualität oder Quantität nach oder nach beiden, gut oder schlecht sein. Dies ist der Ausdruck für den Grad der unmittelbaren Homogeneität des als Mittel bestimmten Daseins zum Zweck. Ein Mittel, welches begriffsgemäß wäre und den Zweck gar nicht erfüllte, ist gar

kein Mittel. Alle Kategorien des Wesens, die vom Zweck überhaupt gelten, gelten auch vom Mittel.

§. 175.

Das als Mittel wirkende Dasein ist nämlich Mittel nur in der Beziehung, nach welcher es als Ursache thätig ist. Es kann außerdem noch vieler andern Beziehungen fähig sein und kann in ihnen als Mittel wirken. Dies bestimmte Mittel ist es aber nur, insofern es für diesen Zweck sich als Causalität setzt.

§. 176.

Aus diesem Grunde kann Alles nach der einen Seite hin Zweck, nach der andern Mittel werden. Auch das Höchste kann, weil es da ist, in die Bestimmtheit fallen, Mittel zu werden, und das Niedrigste kann für das Höchste als Mittel nothwendig werden.

C.

Die Ausführung.

§. 177.

Der Zweck realisirt sich, indem er seinen Begriff durch das von ihm als Mittel vorausgesetzte Dasein zur Wirklichkeit der Erscheinung bringt.

§. 178.

In dem Proceß der Realisirung kann das Mittel 1) die relative Selbstständigkeit seines Daseins ganz verlieren. Es kann transsubstantiirt werden; d. h. es kann ganz und gar in diejenige Existenz verschwinden, die es vermitteln hilft, wie dies z. B. mit den Nahrungsstoffen für das organische Leben der Fall ist. Oder 2) es kann seine Selbstständigkeit behaup-

ten, ſo daß es, nachdem es als Werkzeug urſachlich thätig geweſen, relativ ſich gleich bleibt und ſich nur abnutzt. Das Werkzeug kann in anderer Beziehung als ein höheres Daſein gegen das erſcheinen, was es bewirkt. Allein als Mittel gilt es nur nach ſeiner Urſächlichkeit. Die übrigen Seiten ſeiner Exiſtenz ſind dagegen gleichgültig. Als Mittel hat es nur den Werth, den es ſich actu erwirbt. Ein Geldſtück, ein Degen, eine Uhr u. ſ. w. können z. B. zugleich kleine plaſtiſche Kunſtwerke ſein, aber dies äſthetiſche Moment hat mit ihnen in der Hinſicht, daß ſie Geld, Degen, Uhr ſind, nichts zu ſchaffen.

§. 179.

Die Ausführung des Zwecks als ſolche beſteht nun darin, daß dasjenige Daſein, welches für ihn ſich als Mittel qualificirt, von ihm auch wirklich als Mittel geſetzt wird. 1) Unmittelbar geſchieht dies durch die Gewalt, mit welcher der Zweckbegriff ſich direct in die Realität überſetzt; 2) mittelbar, indem er indirect zwiſchen ſich und das urſachlich wirkende Mittel ein anderes Daſein einſchiebt, welches als Vermittelung des Mittels wirkt.

§. 180.

Für die Form der Ausführung kommt es auf die Inhaltsbeſtimmung des Zweckes an. Iſt dieſelbe endlicher Natur, ſo wird durch die Ausführung ſelbſt nur ein Mittel erreicht. Im Allgemeinen iſt dies der Begriff der Nützlichkeit. Hier findet in der vermittelnden Beziehung von Daſein zu Daſein ein Progreß in's Unendliche ſtatt und die Zweckmäßigkeit iſt darin nur eine äußerliche.

§. 181.

Iſt aber der Inhalt des Zweckes unendlich, ſo kann er zwar auch auf ein Daſein außer ſich als Mittel bezogen werden, allein ihn als ſolchen geht dieſe Beziehung nichts an. Er iſt dann vielmehr ſich ſelbſt Zweck und bewirkt daher auch nur ſich ſelbſt durch ſich ſelbſt. Er beſitzt alsdann das Mittel ſeiner

Ausführung an ſich ſelbſt und iſt alſo, um zu exiſtiren, nicht mehr von einem Daſein außer ſich abhängig.

§. 182.

Der unendliche, ſich ſelbſt gleiche Inhalt der innern Zweckmäßigkeit iſt ſeine eigene Vermittelung. Dies ſchließt jedoch nicht aus, daß ſeine Erſcheinung während ſeiner Ausführung durch andere Exiſtenzen beſchränkt und verkümmert wird, wie das Leben des Lebendigen, das Erkennen des Denkenden, die Autonomie eines Staates u. ſ. w.

§. 183.

Die Wahrheit des Zweckbegriffs im Reſultat ſeiner Aufhebung iſt deßhalb der ihm immanente Begriff ſelbſt als das ideelle, von aller accidentellen Cauſalität freie, ſich als Subject ſelbſt beſtimmende Weſen, das jedoch hier noch keine andere, denn nur eine abſtract logiſche Exiſtenz hat, nur erſt Begriff des Begriffs zu ſein.

Zweite Abtheilung.

Der Begriff.

Logik.

---

§. 184.

Der Begriff des Zweckes als das in der Wirklichkeit erscheinende Sein bleibt sich in seiner Idealität immer gleich, während die Realität seiner empirischen Existenz wechselt und sich ändert. Der Begriff des Begriffs als solchen ist zunächst abstract d. h. unterschieden vom Sein; allein seine Entwicklung hebt diesen Unterschied auf und zeigt, daß seine Wahrheit die Einheit mit dem Sein ist. Als rein logische ist diese Entwicklung in sich vollkommen selbstständig und von den psychologischen Gestalten des Denkens unabhängig. Der Begriff als solcher ist die Wahrheit des Begriffs des Zweckes und an sich frei von der Geschichte des Bewußtseins. Wenn man sagt, daß die Logik die Wissenschaft der Gesetze des Denkens sei, so liegt das Richtige in diesem Ausdruck, daß das Denken an und für sich seine immanenten, absoluten Selbstbestimmungen habe. Diese Bestimmungen aber, in denen das Denken seiner Form als der Form der Wahrheit gewiß ist, sind zugleich die einfache Seele der Form des Seins. Diese Doppelnatur des Begriffs macht seine Beschreibung so schwierig. Die metaphysischen Kategorien sind als Bestimmungen des Seins auch logische. Die Momente des Begriffs sind als Bestimmungen des Denkens auch Formen des Seins. Der Sprachgebrauch hat nach dieser Seite hin der Bezeichnung des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen die Ausdrücke der Gattung, der Art und des Individuums parallel gestellt, in ihnen die Begriffsmomente auch als seiende zu charakterisiren.

§. 185.

Der Begriff ist die ideelle absolute Form des Seins, und eben deshalb kann auch im Geist jede Stufe des Denkens auf ihn bezogen werden. Was man einen dunklen Begriff nennt, ist nichts Anderes, als das Gefühl; was einen klaren, der sich von andern durch bestimmte Merkmale sondern, nichts Anderes, als die Vorstellung; was endlich einen deutlichen, in welchem das Verhältniß des Inhalts zum Umfang bestimmt sei, nichts Anderes, als der abstracte Gedanke.

Dieser wird mit dem wahrhaften, speculativen Begriff am häufigsten verwechselt, während seine Allgemeinheit, wie wenn man vom Leben, vom Wesen, vom Guten, vom Wahren u. s. f. überhaupt redet, nur ein Moment, der concreten Einheit des sich selbst von sich unterscheidenden Begriffs ist.

§. 186.

Der Begriff bestimmt 1) sich selbst zu seinen Unterschieden, nämlich dem Allgemeinen, Besondern und Einzelnen; 2) setzt er die Beziehung dieser Unterschiede: das Urtheil; 3) hebt er die Differenz des Urtheils wieder in der Totalität seiner Glieder auf. Diese Zurückführung des Unterschiedes in seine ursprüngliche Einheit ist der Schluß.

Die Bewegung dieser Bestimmungen ist auch außer dem Denken als eine reale, an sich seiende, d. h. nicht blos eine Form des Denkens, sondern auch des Seins. Der Begriff ist nicht ein Abstractum nur des Denkens, ein sinnloses Noumen, sondern ist der Dialektik der Phänomene immanent. Das Sein entwickelt seine Existenz im Verlauf derselben. Das Denken hat sie nicht als die nur seinigen. Man kann diese Unterschiede als Wissenschaften die Noetik, die Dianoetik und die Syllogistik nennen.

A.

Der Begriff.

Noetik.

§. 187.

Der Begriff ist die Selbstunterscheidung des Seins von sich als allgemeines, besonderes und einzelnes. Der Zweck ist schon der Begriff des Wesens, aber als in der Form des Seins; der Begriff als solcher ist der Begriff des Zweckbegriffs in ideeller Form, als die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der denkenden Vernunft überhaupt. Als Begriff des Begriffs ist aber auch der Begriff nur erst absolute Form.

I.

Die Allgemeinheit.

§. 188.

Das Allgemeine ist der Begriff des Seins an sich, die in sich als Identität mit sich bestimmte Wirklichkeit, die Beziehung der unbedingten Gleichheit des Seins auf sich.

§. 189.

Das Allgemeine ist aber nicht blos formelle Einheit, sondern die Thätigkeit, sich von sich zu unterscheiden, sich als Einheit zu theilen. Die Einheit und Gleichheit des Seins ohne diesen Selbstübergang zum Unterschied von sich wäre wieder nur das abstracte Sein, oder die Substanz, deren Unterschiede als accidentelle haltungslos sind.

II.

Die Besonderheit.

§. 190.

Das Besondere ist der Unterschied des Allgemeinen von sich selber, wodurch es seinerseits erst die Bedeutung bekommt, auch für sich ein besonderes Moment des Ganzen zu sein, denn, indem das Besondere sich aus ihm als sein eigener Unterschied entwickelt, wird es demselben gegenübergestellt und folglich in dieser Beziehung selbst ein Besonderes. In diesem Verhältniß liegt die Relativität der Bestimmung des Allgemeinen und Besondern, indem ein Allgemeines in Beziehung auf einen höheren Begriff dessen Besonderung, ein Besonderes in Beziehung auf einen niederen Begriff dessen Allgemeinheit sein kann.

§. 191.

Das Besondere setzt sich aber als das Einzelne, über welches, als den Unterschied des Unterschiedes, die Entwicklung nicht weiter hinausgeht, vielmehr, indem sie das Allgemeine und Besondere in sich faßt, actu in sich zurückkehrt.

III.

Die Einzelheit.

§. 192.

Das Einzelne als die concrete Spitze der Entwicklung aller Existenz ist ein Eins, aber nicht blos ein Eins, das nämlich gegen seinen Inhalt gleichgültig ist. Es kann als ein Ding betrachtet werden, dem es wesentlich ist, Eigenschaften zu haben, allein zugleich ist es auch über diese Kategorie, die mit den wesentlichen Eigenschaften unwesentliche vermischt, hinaus und setzt, indem es sich auf sich selbst bezieht, das Allgemeine und Besondere als seine bestimmten Unterschiede.

§. 193.

Alle Entwicklung erreicht erſt dann ihre Vollendung, wenn ſie das Allgemeine als ein für ſich ſeiendes Einzelne ſetzt, welches über alle Unterſchiede übergreift. Das Einzelne iſt das vollſtändige Subject.

B.

Das Urtheil.

Dianoetik.

§. 194.

Die Beziehung der Momente des Begriffs auf einander iſt die Theilung deſſelben: das Urtheil. Das Allgemeine bezieht auf das Beſondere oder Einzelne; das Beſondere auf das Allgemeine oder Einzelne; das Einzelne auf das Beſondere oder Allgemeine. Jede dieſer Beziehungen kann poſitiv oder negativ ſein.

I.

Das Urtheil an ſich.

§. 195.

Der Begriff beſtimmt ein Moment durch das andere. Grammatiſch nennen wir einen ſolchen Zuſammenhang auch Satz; wirkliches Urtheil aber iſt der Satz erſt, inſofern ſeine Momente Begriffsbeſtimmungen ſind. Die ſprachliche Seite, welche das Denken als ſubjectives an ſich hat, gehört der Erſcheinung des Denkens in der Entwicklung des Geiſtes an. In der Wortbildung, Wortfügung ſind die logiſchen Formen an ſich mitgeſetzt, allein die Logik hat es mit den ſelbſtſtändigen Geſtalten des Denkens an und für ſich unmittelbar zu thun, und braucht

nicht den Umweg zu nehmen, sie erst aus der Vermittelung der sprachlichen Modification herauszuschälen.

§. 196.

Dasjenige Moment des Begriffs, welches durch das andere bestimmt wird, ist das Subject.

§. 197.

Dasjenige Moment des Begriffs, durch welches das andere bestimmt wird, ist das Prädicat.

§. 198.

Das bestimmte, wie das bestimmende Moment sind aber Momente desselben Begriffs. In ihm sind sie schon an sich identisch. Insofern aber diese ihre Einheit als reale ausdrücklich gesetzt wird, ist dies die Copula. Das Sein der Copula ist nur die Darstellung der an sich seienden Identität des Subjects mit seinem Prädicat.

§. 199.

Im Verhältniß des Subjects und des Prädicats ist jenes dasjenige, welches für sich zunächst ein bloßer Name ist, der erst an dem Prädicat und von ihm seine Erfüllung bekommt. Um Begriffsbestimmung zu sein, muß das Prädicat, das im erscheinenden Proceß des Denkens zum Subject erst hinzutritt, an sich schon die Selbstbestimmung des Subjects sein. Nur dasjenige Prädicat kann dem Subject wirklich gegeben werden, was sich in ihm an sich findet.

§. 200.

Ein Subject kann aber eben sowohl verschiedene Prädicate haben, als Ein Prädicat verschiedenen Subjecten zugehören. Die Pflanze kann grün sein, eine weiße Blüthe haben, angenehm riechen u. s. w. Die grüne Farbe ist Prädicat nicht nur der Pflanze, auch des Kupferoxyds, des Serpentinsteins, des Alexandrapapageis u. s. w.

II.

Der Unterſchied des Urtheils von ſich.

§. 201.

Das Urtheil unterſcheidet ſich von ſich ſelbſt durch die Art und Weiſe der Beziehung, inſofern die Identität ſich von der Unmittelbarkeit zur Vermittelung der Copula des Prädicats mit dem Subjecte aufhebt. Nach den Beſtimmungen des Seins iſt das Urtheil daher 1) das der Qualität; 2) das der Quantität; 3) das der Modalität.

Inſofern aber das hier entſtehende eigenthümliche Verhältniß des Subjects zu ſeinem Prädicate ausgedrückt werden ſoll, nennen wir dieſe Kategorien hier auch die Inhärenz, die Subſumtion und die objective Relation.

1) Das Urtheil der Inhärenz.

§. 202.

Das Subject iſt mit dem Prädicat als dem ſeinigen unmittelbar identiſch. Es iſt einmal ſo.

§. 203.

Die Beſtimmung des Subjects durch das Prädicat iſt als qualitative: a) poſitiv oder b) negativ oder c) unbeſtimmt.

§. 204.

a) Das Urtheil der Inhärenz iſt poſitiv, wenn irgend eine Beſtimmtheit als wirkliches Prädicat des Subjectes geſetzt wird: das Einzelne iſt dies Allgemeine.

§. 205.

Dieſer Begriff enthält aber ſofort den Mangel an Beſtimmung, daß das Subject nicht nur dies Prädicat hat. Das Urtheil wird daher b) negativ, indem das Prädicat als allgemeines negirt wird. Iſt es aber nicht allgemein, ſo kann es nur ein beſonderes ſein. Das poſitive Urtheil, A iſt B, enthält

an ſich ſchon das negative, A iſt nicht B, ſofern A nämlich C oder D iſt. Iſt dies aber der Fall, ſo iſt die Allgemeinheit von B ſelbſt nur eine Beſonderheit, die mit C, D u. ſ. w. auf gleicher Linie ſteht. Die Roſe z. B., welche nicht roth iſt, iſt eben deshalb gelb oder weiß u. ſ. w. Die Roſe als Roſe, dies abſtracte Subject, iſt an ſich eben ſowohl roth, als gelb, als weiß, als es nicht roth, nicht gelb, nicht weiß iſt.

§. 206.

Der Form nach iſt aber C, das Einzelne nicht ein Beſonderes, nur eben ein Einzelnes, weshalb die qualitative Beſtimmung unbeſtimmt wird. Dieſe Unbeſtimmtheit wird jedoch ſelber zu einer Form des Urtheils. α) Poſitiv iſt dies Urtheil das identiſche, daß das Subject als Prädicat tautologiſch wiederholt und mithin nicht wirklich beſtimmt wird: das bekannte A gleich A. β) Negativ ſchließt das unbeſtimmte Urtheil von dem Subject irgend ein Prädicat aus, beſtimmt alſo wieder nichts. Unendlich wird dies Urtheil inſofern genannt, als das Einzelne, wenn irgend ein Prädicat als ihm nicht inhärirend geſetzt wird, noch unendlich viel andere Prädicate haben kann. In Rückſicht auf dieſe nur negative Begrenzung heißt es auch das limitative.

2) Das Urtheil der Subſumtion.

§. 207.

Das qualitative Urtheil enthält nur die Beziehung des Prädicats auf das Subject, während die Beſtimmung des Subjectes zum Prädicat noch fehlt. Dieſe wird durch das quantitative Verhältniß gegeben, worin das Subject zu dem Prädicate ſteht, ob nämlich nur Ein Subject, ob mehre, ob alle darunter ſubſumirt werden. Hiedurch entſteht das ſinguläre, das particuläre und univerſelle Urtheil.

§. 208.

Durch die Subſumtion wird alſo ſchon eine größere Beſtimmtheit des Urtheils gewonnen; allein das Subject bleibt in

ihm, auch wenn es als die Allheit der vielen Einzelnen gesetzt wird, noch zufällig. Das Prädicat wird indirect zwar durch das Subject näher bestimmt, verliert jedoch den Charakter der zufälligen Beziehung auch noch nicht. Das quantitative Urtheil nimmt das qualitative folgenvermaßen in sich auf: das singuläre Urtheil ist positiv; das particuläre ist positiv und negativ zugleich, denn darin, daß einige Subjecte ein gewisses Prädicat haben, liegt an sich schon das Gegentheil, daß andere es nicht haben — und umgekehrt; das Urtheil der Allheit ist wieder positiv; gewöhnlich gilt dasselbe schon für das Urtheil der Allgemeinheit, während es erst das der bloßen Gemeinschaftlichkeit ist.

3) Das Urtheil der Relation.

§. 209.

Die Unbestimmtheit und Zufälligkeit sowohl des Prädicats als des Subjects hebt sich auf, indem das Verhältniß von Subject und Prädicat zu dem der nothwendigen Einheit wird: a) kategorisch; b) hypothetisch; c) disjunctiv.

§. 210.

a) Kategorisch, indem das Subject die Allgemeinheit und das Prädicat ein derselben von vorn herein immanentes, ihm also kein accidentell, sondern substantiell inhärirendes ist. Hier muß, sobald das Subject existirt, unmittelbar auch das Prädicat existiren. Es drückt dessen Wesen aus. Was aber zunächst als das Wesen genommen wird, ist für die äußere Reflexion selbst noch unbestimmt und die Allgemeinheit insofern nur das sogenannte genus proximum. Der Wallfisch ist ein Säugethier, ist ein kategorisches Urtheil, denn ohne Säugethier zu sein, würde er gar nicht Wallfisch sein können. Der Wallfisch ist 80 bis 100 Fuß lang, ist aber nur ein qualitatives Urtheil u. s. w.

§. 211.

b) Die Identität des Einzelnen mit seiner Allgemeinheit wird im kategorischen Urtheil noch als unmittelbare Wirklichkeit

geſetzt. Wird der Zuſammenhang des Prädicates mit dem Subjecte als ein nothwendiger, als ein Vermitteltſein des Prädicates durch das Subject beſtimmt, ſo entſteht das hypothetiſche Urtheil. Die Einheit von Subject und Prädicat, das unvermittelte Exiſtiren des einen, wenn das andere exiſtirt, ſetzt das Subject wie das Prädicat aus ihrer Selbſtſtändigkeit gegen einander zu Momenten der Einheit herab. Gewöhnlich wird dieſe Form des Urtheils daher als die der Dependenz des Prädicates vom Subjecte, als Folge des Grundes, als Wirkung der Urſache bezeichnet. Es leuchtet ein, daß es überhaupt durch Reflexionsbeſtimmungen veranſchaulicht werden kann.

§. 212.

c) Das Urtheil wird disjunctiv, wenn mit der Einheit des Begriffs der Unterſchied deſſelben, mit dem Unterſchied deſſen Einheit geſetzt wird. Inſofern die Unterſchiede als Momente derſelben Einheit ſich einander gleich ſind, ſind ſie coordinirt, in Bezug auf die Einheit ſelber ſind ſie ihr ſubordinirt. — Zugleich ſind ſie, als demſelben Begriff gleichweſentlich, gegen einander conträr; ſofern ſie aber qualitativ geſonderte Beſtimmungen der Einheit ausmachen, ſind ſie als einzelne ſich contradictoriſch entgegengeſetzt. Das Beſondere ſchließt, als ſolches, das Beſondere von ſich aus, wiewohl es mit ihm, als der nämlichen Allgemeinheit angehörig, der Subſtanz nach identiſch iſt.

§. 213.

α) Nach dem Unterſchiede der Einheit als bloßer Verſchiedenheit iſt das disjunctive Urtheil die gleichgültige Menge der Differenzen, wie ſie aus der empiriſchen Vermiſchung des Daſeins entſpringen. So iſt es als polytomiſches das bloß diſſive Urtheil. — β) Nach der Beſtimmtheit des Unterſchiedes als des poſitiven und negativen iſt die Disjunction die dichotomiſche in zwei einander ſich ausſchließende und zugleich ergänzende Glieder, die als coordinirte mit ihrem Entweder-Oder die Einheit in ſich erſchöpfen. — γ) Endlich nach der Totalität

der Begriffsmomente ist die Disjunction die trichotomische des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen.

§. 214.

Die Form des disjunctiven Urtheils ist demnach theils die negative, daß die Allgemeinheit als solche keine der Besonderheiten ist: das Weder-Noch; theils die positive, der Unterscheidung des Allgemeinen in die Entgegensetzung des Besondern: das Entweder-Oder; theils endlich die concrete Existenz des Allgemeinen als Einheit seiner Unterschiede in dem Besondern und Einzelnen: das Sowohl-Als Auch.

III.

Die Auflösung des Urtheils oder das modale Urtheil.

§. 215.

Das disjunctive Urtheil enthält bereits die Beziehung des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen als eine durch die Einheit des Begriffs gesetzte und aus diesem innern Grunde nothwendige. Die letztmögliche Form des Urtheils, das sogenannte modale Urtheil, entwickelt die Auflösung des Urtheils überhaupt, nämlich die Vermittelung der Inhärenz des Prädicates im Subject durch die Vergleichung des Prädicates mit dem allgemeinen Begriff des Subjectes. Der Inhalt des modalen Urtheils ist daher nicht mehr das Bestimmen einer einzelnen Qualität als Prädicat; nicht das der besondern Quantität des Subjects; nicht die Immanenz des Prädicats in der Begriffseinheit. Alle diese Momente gehen natürlich in das modale Urtheil über; es selbst aber drückt nur das Entsprechen oder Nichtentsprechen des Subjects zu seinem Begriff durch das Prädicat aus: assertorisch; problematisch; apodiktisch.

§. 216.

1) Assertorisch, indem die Uebereinstimmung des Subjectes mit seinem Prädicat noch ohne Angabe des vermittelnden

Prädicats nur erſt in abstracto geſetzt wird und mithin das Geſetztwerden des Gegentheils eben ſo berechtigt iſt.

§. 217.

2) Das aſſertoriſche Urtheil iſt daher an ſich problematiſch, indem die Bedingung geſetzt werden muß, unter welcher jenes Entſprechen als ein nothwendiges erſcheint.

§. 218.

3) Das problematiſche Urtheil hebt ſich dadurch zum apodiktiſchen auf, daß die Beſtimmung, unter welcher das ganze Subject mit der Allgemeinheit ſeines Begriffs nach irgend einer Seite hin als entſprechend geſetzt werden kann, ausdrücklich hinzugefügt wird. Das Prädicat, welches die beſondere Beſchaffenheit des Subjects bezeichnet, tritt alſo in die Copula ein. Dieſe hört als bloße Identität des Seins auf. Ihr Sein wird inhaltsvoll und eben ihr Inhalt vermittelt das allgemeine Prädicat.

§. 219.

Indem alſo der Grund für das Prädicat angegeben wird, iſt das Urtheil nicht nur ein nothwendiges, ſondern in ſeiner Nothwendigkeit auch freies, denn es werden nicht blos zwei Momente des Begriffs durch die Copula als identiſch geſetzt, vielmehr dieſe Einheit durch ein drittes Moment gerechtfertigt und durch ſolche Vermittelung über die Form des Urtheils in demſelben Augenblick hinausgegangen, in welchem ſie ihre höchſte Vollendung, den reinſten Ausdruck objectiver Wahrheit, erreicht.

C.

Der Schluß.

Syllogiſtik.

§. 220.

Der Schluß iſt diejenige Form des Begriffs, die ihn aus der Beziehung nur zweier Momente zur totalen Einheit mit ſich dadurch zurückführt, daß die gegenſeitige Selbſtvermittelung der Begriffsbeſtimmungen geſetzt wird. Alles, was wahr iſt, auch in der Realität der Natur und Geſchichte, iſt es daher nur, ſofern es die Form des Schluſſes hat.

§. 221.

Weil der Schluß aus dem Verhältniß zweier Urtheile als der ſogenannten Prämiſſen ein drittes Urtheil als Concluſion ableitet, in welchem das Subject des Oberſatzes mit dem Prädicat des Subjectes des Unterſatzes durch die Vermittelung einer beiden Subjecten identiſchen Beſtimmung als des ſogenannten terminus medius zuſammengeſchloſſen wird, ſo muß der Schluß in ſeiner Geſtaltung dieſelbe Stufenfolge der Formen, wie das Urtheil, durchlaufen. Er bewegt ſich durch die Veränderung des Prädicates fort zur Veränderung des Subjectes, um mit der Ausgleichung zwiſchen Subject und Prädicat zu enden.

§. 222.

Die Modalität kann jedoch nicht als eine beſondere Schlußform hervortreten, da ſie, als die Vergewiſſerung der objectiven Wahrheit des Urtheils, in den Schluß überhaupt übergegangen iſt. Der qualitative Schluß iſt, ſeiner Geltung nach, aſſertoriſch; der quantitative problematiſch; der relative apodiktiſch.

I.

Der Inhärenzſchluß.

§. 223.

Der Schluß der Inhärenz ſchließt das Subject durch irgend eine ſeiner Qualitäten mit irgend einer Allgemeinheit zuſammen. Welches Moment des Daſeins an dem Subject als deſſen Beſonderheit geſetzt werde, iſt hier eben ſo zufällig, als welche Beziehung dem Beſondern auf das Allgemeine gegeben werde. Inſofern iſt dieſer Schluß völlig formell. Er kann, richtig gebauet, doch ohne Wahrheit ſein.

§. 224.

Weil im Schluß alle Momente ſich gegenſeitig vermitteln, ſo kann ein jedes einmal Mitte und einmal Extrem werden, durch welchen Wechſel die ſogenannten Figuren des Schluſſes entſtehen. Die Grundform des Schluſſes iſt die Vermittelung des Einzelnen durch das Beſondere mit dem Allgemeinen. Auf dieſe erſte Figur können daher auch die andern Figuren zurückgeführt werden. — Die zweite Figur enthält die Vermittelung des Allgemeinen durch das Einzelne mit dem Beſondern; — die dritte die des Beſondern durch das Allgemeine mit dem Einzelnen.

§. 225.

Indem in dieſer letzten Form die beiden Prämiſſen ſchon durch die beiden erſten Formen vermittelt ſind, zeigt ſich, daß ein jedes Moment des Begriffs im Schluß mit dem andern vollkommen gleiche Bedeutung hat. Wird dieſe Gleichheit auch in der Form eines beſondern Schluſſes ausgedrückt, ſo gibt dies den ſogenannten mathematiſchen oder identiſchen Schluß als die vierte, an ſich überflüſſige Galeniſche Figur, daß nämlich zwei Subjecte, die einem dritten gleich ſind, es auch untereinander ſind.

II.

Der Subsumtionsschluß.

§. 226.

Im qualitativen Schluß sind die Bestimmungen nach der Natur des Inhärenzurtheils noch keine dem Subject seinem Wesen nach nothwendig inhärirende. Es sind eben nur Qualitäten, welche in das Verhältniß der Subordination als des Besondern unter das Allgemeine treten. Dieser Unbestimmtheit wird indirect durch den quantitativen Schluß abgeholfen, der die Singularität, Particularität und Universalität in den Schlußformen der Empirie, der Induction und der Analogie entwickelt.

1) Der Schluß der Empirie oder der Einheit.

§. 227.

Der Schluß der Empirie, oder der Allheit, oder der Singularität, schließt, in der ersten Figur, von dem Vorhandensein eines Prädicats in allen bekannten Subjecten auf die Existenz desselben Prädicats in einem einzelnen Subject.

2) Der Schluß der Induction oder der Vielheit.

§. 228.

Der Mangel ist hier die Zufälligkeit der Existenz des Prädicates in diesem Subject d. h. die Richtigkeit des Obersatzes ist abhängig von der Wahrheit des Schlußsatzes. Diesen Mangel hebt die Induction relativ auf, indem sie, in der zweiten Figur, schließt, daß, was vielen Subjecten derselben Allgemeinheit zukomme, auch wohl allen zukomme. Die Einheit der vielen Subjecte drückt jedoch hier nur erst die Gemeinschaftlichkeit der Existenz irgend einer Bestimmung in denselben aus. Die Induction erstrebt allerdings die wesentliche Allgemeinheit durch die Voraussetzung des Ueberganges der Vielheit in die Allheit. Weil sie aber für die Vermittelung derselben noch auf die Einzelnen

als Einzelne zu reflectiren und aus ſolcher Reflexion die Uebereinſtimmung ſämmtlicher Subjecte in Einem Punct zu abſtrahiren hat, ſo iſt ſie eben ſo gut nur problematiſch, als der unmittelbare Schluß der Empirie, welcher die Exiſtenz eines Prädicates in allen einzelnen Subjecten der erſten Prämiſſe vorausſetzt und doch in dem Subject, welches die zweite Prämiſſe darunter ſubſumirt, ſogleich die Ausnahme treffen könnte.

§. 229.

Um den Terminus medius auf den möglichſt engen Kreis zu beſchränken, und durch ſolche Beſchränkung zu verſtärken, ſoll die Induction die Inſtanzen beobachten, d. h. eine Kritik der Subjecte vornehmen, ob ſie auch ohne Widerſpruch als Glieder Einer Reihe angeſehen werden können, welche comparative Analyſe jedoch der Natur der Sache nach unvollſtändig und zufällig bleiben muß, ſo daß die Anzahl der Inſtanzen ſelbſt, nach der verſchiedenen Beziehung des Subjects, in's Unendliche vermehrt werden kann.

3) Der Schluß der Analogie oder der Allheit.

§. 230.

Die Unbeſtimmtheit des Prädicates aufzuheben, tritt die Analogie ein, indem ſie aus der Exiſtenz eines Prädicates, das ſie als dem Subject weſentlich nimmt, den Schluß zieht, daß andere Prädicate, ſofern ſie in dem erſteren an ſich eingehüllt liegen, dem Subject wohl ebenfalls zukommen werden.

Es verſteht ſich, daß für die Vergleichung nicht nur ein Singular, ſondern auch ein Plural ſowohl der Subjecte als der Prädicate ſtatt finden kann.

Auch die Analogie beweiſt daher erſt problematiſch und alle Cautelen der Induction gelten auch für ſie.

III.

Der Relationsſchluß.

§. 231.

Der Inhärenzſchluß als der des Verſtandes und der Subſumtionsſchluß als der der Reflexion ſind noch ohne innere Nothwendigkeit, denn bei dem erſten iſt noch das Prädicat, bei dem zweiten das Subject unbeſtimmt. Die Vernunft befriedigt ſich erſt in dem Schluſſe, in welchem das Subject und das Prädicat durch ſich ſelbſt einen untrennbaren Zuſammenhang haben und die Vermittelung daher nicht blos ein Verhältniß theils des Inhalts, theils des Umfanges, ſondern die den Gliedern des Schluſſes immanente Einheit ausdrückt.

Daß die früheren Schlußformen in dieſe letzte übergehen, verſteht ſich von ſelbſt, darf aber nicht zur Verwechſelung der höhern Form mit der niedrigeren führen. Nach den verſchiedenen Beſtimmungen des Urtheils der Relation iſt dieſer Schluß der kategoriſche, der hypothetiſche und der disjunctive.

§. 232.

1) Der kategoriſche Schluß ſchließt das Einzelne durch das Beſondere mit dem Allgemeinen zuſammen, inſofern das Beſondere hier ein von dem Subject unzertrennliches, ihm durch ſein Weſen inwohnendes, nicht blos accidentelles und tranſitoriſches Prädicat bezeichnet.

§. 233.

2) Der hypothetiſche Schluß ſchließt von der Wirklichkeit eines Moments des Begriffs auf die Nothwendigkeit eines andern.

§. 234.

3) Der disjunctive Schluß endlich ſchließt von der Selbſtunterſcheidung des Allgemeinen in die Begriffsmomente auf die Einheit eines derſelben mit den übrigen und beſtimmt alſo ſelbſt den Umfang des Inhalts nach ſeiner nothwendigen Gliederung.

Uebergang.

§. 235.

Das Sein erhebt ſich im Begriff zur Form der wahrhaften Subjectivität. Subject iſt, was in ſeinen von ihm ſelbſt geſetzten Unterſchieden mit ſich identiſch bleibt. Dies iſt actu das Einzelne. Das Einzelne iſt dem Allgemeinen nur ſcheinbar entgegengeſetzt, vielmehr enthält es daſſelbe zugleich als ſeine Subſtanz in ſich, ſo wie das Allgemeine dies nur dadurch iſt, daß es ſich zum Unterſchiede der Einzelheit entwickelt. Das Allgemeine und das Einzelne reflectiren ſich nicht blos in einander, ſondern ſind jedes ihr Anderes und können deshalb gegenſeitig zu Prädicaten werden. Die Mitte des Einzelnen und Allgemeinen iſt das Beſondere. Die Beziehung dieſer verſchiedenen Beſtimmungen des Begriffs iſt das Urtheil. Da nun alle dieſe Beſtimmungen einerſeits eine durch ſie ſelbſt zuſammengehörige Totalität ausmachen, anderſeits von einander frei ſind, weil jede die andere in ſich einſchließt, ſo iſt der Schluß die Wiederherſtellung des Begriffs zur Einheit mit ſich, indem er die einſeitige Beziehung des Urtheils aufhebt. Der Schluß läßt jedes Moment des Begriffs zu ſeiner Selbſtſtändigkeit gelangen und ſetzt doch zugleich ſeine nothwendige Identität mit den andern.

Im Begriff des vollendeten Schluſſes kehrt daher das Denken durch ſich ſelbſt zur Einheit mit dem Sein zurück, denn die Wahrheit des Schluſſes beſteht ja eben darin, daß er ſeiner Form nach nicht nur ein ſubjectiv Gewiſſes, ſondern auch ſeinem Inhalt nach objectiv Wahres iſt. Dem Inhalt nach iſt nun aber jeder wiſſenſchaftliche Schluß nur Fragment eines größeren Ganzen, in welches er einerſeits durch ſeine Prämiſſen, anderſeits durch ſeinen Schlußſatz eingreift, inſofern die Prämiſſen als Reſultat vermittelt ſind und der Schlußſatz ſelbſt wieder zur Prämiſſe wird. Der Begriff des Schluſſes hebt ſich daher ſelbſt zum Begriff der Idee als der Einheit des Begriffs und ſeiner Realität auf.

Die Idee, ein Schluß von Schlüſſen, iſt, als die Realiſirung ihres Begriffs in der Form des Begriffs, ſich Selbſtzweck.

Dritte Abtheilung.

Die Idee.

Ideologie.

§. 236.

Die Einheit des Begriffs und seiner Realität ist der Begriff der Idee. Sie ist nicht nur sich selber Zweck, sondern sie ist auch der Begriff ihres Wesens. Die Metaphysik als die Wissenschaft des abstracten Seins und die Logik als die Wissenschaft des abstracten Denkens sind ihre Voraussetzung. Das Sein hat seine Wahrheit im Denken, aber das Denken bewährt sich wieder als Sein. Die Realität manifestirt an sich selbst den Begriff als ihren Grund, aber der Begriff ist wahrhafter Begriff, nicht ein blos subjectiver Gedanke, nur dadurch, daß er sich verwirklicht, daß er sich als daseiend setzt. Der Begriff der Idee enthält daher nicht die blos abstracte Einheit des Seins und Denkens, sondern die sich von sich unterscheidende Einheit des Denkens von sich als Denken und Sein. Wenn aber der Begriff der Idee hier gedacht wird, ist er selbst erst insofern abstract, als von der Realisirung des Begriffs der Idee als Natur und als Geist abstrahirt wird. Die Wissenschaft der Idee wiederholt daher die ihr vorausgesetzten Elemente des abstracten Seins und Denkens in sich, indem sie: 1) von Seiten des Seins sich als Princip, als der eigene Ursprung und Zweck ihrer Existenz bestimmt; 2) von Seiten des Denkens sich in der Form des Begriffs als ihre eigene Methode entwickelt; 3) sich in der vollständigen Auslegung aller ihrer Momente als System darstellt. Die Idee ist selber System. Sie führt sich als Princip durch ihre Methode consequent aus und gestaltet sich als organische Totalität.

Der Ausdruck Idee wird aber in mehrfachem Sinn 1) für die Idee als logische überhaupt; 2) sowohl für jede Besonderung innerhalb der logischen Idee, als für deren Concretion gebraucht.

Man ſpricht von der Idee des Zweckes, der Idee der Natur, der Idee des Geiſtes, des Staates, der Tragödie u. ſ. w. 3) Endlich wird der Ausdruck eine Idee nach dem Vorgang des Sprachgebrauchs der Romaniſchen Völker auch für den Begriff einer Vorſtellung oder eines abſtracten Gedankens angewendet. Hier exiſtirt die urſprüngliche Bedeutung des Wortes, das ſchlechthin Allgemeine, durch ſich Seiende zu bezeichnen.

§. 237.

Die Idee iſt ſelber das abſolute, von nichts Anderem abhängige, in ſich unbedingte Sein, welches, als Involution, alle ſeine beſondern Beſtimmungen zur Evolution in ſich ſchließt. Principe nennen wir auch dieſe Beſtimmungen ſelber, ſofern von ihnen als einem an ſich relativen Anfang ausgegangen wird; das Wort Princip wird daher auch mit Grund oder Urſache ſynonym gebraucht; ja, es wird ſogar jede Kategorie z. B. Einheit, Gleichheit, Form u. ſ. w. Princip genannt.

Wie die Idee als Princip ſich ſelber der Inhalt, ſo iſt ſie auch ſelber die Form deſſelben. Sie bewegt ſich in der Form des Begriffs als eine Kette von Schlüſſen, ſo daß ſie in der grundloſen Unmittelbarkeit ihrer Exiſtenz ſich als Einheit mit allen ihren Unterſchieden ſelbſt vermittelt und in ewiger Selbſtverjüngung das immer neue Reſultat ihrer Thätigkeit iſt. Ihre Auslegung iſt daher zwar als Erſcheinung ein in's Unendliche laufender Progreß, allein zugleich kehrt ſie in jedem Punct der Entwicklung in ihre Identität mit ſich zurück und iſt darin der Unruhe des Werdens entnommen. Die Idee als Methode iſt ebenſowohl analytiſch, als ſynthetiſch; ebenſowohl regreſſiv, als progreſſiv. Die Methode als die Form der Selbſtbewegung iſt nicht blos ein Product der Anſtrengung unſeres ſubjectiven Erkennens, ſondern die der Idee ſelbſt inwohnende Geſtalt ihrer Selbſtbeſtimmung.

Als Syſtem iſt die Idee die vollſtändige Darſtellung ihrer als Princip in der Beſtimmtheit der methodiſchen Form. Dieſe Totalität iſt nicht blos eine gewiſſe zweckmäßige Anordnung, ein Arrangement nach einem gewiſſen Geſichtspunct, vielmehr die

nothwendige Gliederung der Idee. Der Begriff aber der ſogenannten reinen Idee und die Realität deſſelben in der ſogenannten gemeinen Wirklichkeit ſind an und für ſich daſſelbe Weſen. Die Macht der Idee durchwirkt mit ihrer Syſtematik auch das bunte Spiel der Erſcheinung und hält es zuſammen.

Die Wiſſenſchaft vom Princip könnte nach dem Vorgang der Alten Stöcheologie oder Archäologie; die von der Methode kann Methodologie; die vom Syſtem Architektonik genannt werden. Der Ausdruck Ideologie iſt allerdings zum Schiboleth einer neueren Franzöſiſchen Schule geworden, welche darunter die Lehre von dem Gange des ſubjectiven Erkennens verſteht. Es iſt jedoch nicht abzuſehen, warum nicht das Wort Ideologie wieder in dem objectiven Sinn genommen werden ſoll, der urſprünglich in ihm liegt. Die Metaphyſik iſt an ſich auch ſchon Ideologie und erreicht den Standpunct der Idee im Begriff des Zweckes als Selbſtzweck, aber erſt im Sein als ſolchen. Die Logik iſt auch ſchon Ideologie und erreicht den Standpunct der Idee im Begriff des Schluſſes, aber erſt im Denken als ſolchen. Die Ideologie iſt die Einheit der Metaphyſik und Logik, der Begriff der Idee als ſolcher. Eben deshalb jedoch wiederholt ſich in ihr als der höheren Stufe der Begriff des Seins und des Denkens, jenes als Princip, dies als Methode und ſie ſelbſt erreicht ſich erſt im Begriff des Syſtems, der daher auf den des Zweckes und des Schluſſes unmittelbar zurückweiſt.

A.

Das Princip.

§. 238.

Als Princip iſt die Idee die Exiſtenz ihrer ſelbſt als der unmittelbaren Einheit des Begriffs und ſeiner Realität. Sie geht als Princip allen ihren Unterſchieden voran und iſt in dieſer nur in ihr gründenden Wirklichkeit das Prius ihrer realen

Möglichkeit. Sie iſt Princip, weil ſie nicht aus Anderem, nur aus ſich ſelber hervorgeht. Sie iſt ſchlechthin und bedarf, um zu exiſtiren, keines andern Stoffes. Eben deshalb finden wir auch in den beſondern Momenten der Idee dieſe Spontaneität, dieſen autogenetiſchen Charakter, dieſe Autarkie der auf ſich beruhenden Selbſtſtändigkeit wieder vor. Das Leben z. B. fängt nur von ſich an und verhält ſich zu ſeinen eigenen Beſtimmungen; keine Mechanik, keine Chemie kann es hervorbringen. Die Freiheit eines Staates exiſtirt nur, ſofern ſie ſich ſelber erzeugt und keinen andern Zweck, als ihr Daſein hat. Die Schönheit eines Kunſtwerkes iſt Schönheit nur, ſofern daſſelbe jede andere Rückſicht von ſich abgeworfen hat u. ſ. w.

Eben darum iſt aber die Idee als Princip auch die abſolute Energie, die nicht nach dem Unmöglichen, nach dem Nichts ſtrebt, ſondern, durch ſich ſelbſt ſich bewirkend, ſich auch in jedem Momente ſelbſt genügt und keiner andern, als nur der eigenen Nothwendigkeit folgt. Das Princip, aus dem Zuſtand der Involution in den der Evolution übergehend, iſt daher conſequent und continuirt ſich bis zur Erſchöpfung ſeiner Möglichkeit durch alle ſeine Unterſchiede.

Die Idee als Princip iſt unbedingt und einfach und der Unterſchied ihrer als Princip wird nur durch die Abſtraction des Denkens vom Sein hervorgebracht. Das Sein als Sein, ſo daß das Denken nicht als Denken im freien Unterſchied für ſich exiſtiren ſoll, iſt das Realprincip; das Denken als Denken, ſo daß das Sein nicht auch als Sein im ſelbſtſtändigen Unterſchied an ſich exiſtiren ſoll, iſt das Idealprincip. Die Wahrheit aber dieſer gegenſeitigen Vereinſeitigung des Seins und Denkens, dieſer falſchen Ausſchließlichkeit des Realen vom Idealen iſt die Einheit des Seins und Denkens ſowohl im Sein, als im Denken, denn das Sein iſt das als Sein geſetzte Denken und das Denken iſt nicht nur, ſondern es iſt ſogar Sein für ſich ſelber. Die Idee iſt weſentlich Realidealismus.

I.

Das Realprincip.

§. 239.

Die Idee iſt die Einheit des Begriffs und ſeiner Realität. Sie iſt als Idealismus Realismus. Realismus als Realismus wird ſie nur inſofern, als das Denken mit dem Sein nicht etwa identiſch geſetzt, ſondern im Sein negirt wird. Das Sein ſoll dann nur als Sein ſein. Denken als Denken ſoll nicht ſein.

Das Realprincip kann in dieſer totalen Abſtraction erſcheinen, allein gewöhnlich erſcheint es in der concreten Geſtalt des Materialismus, der zum Mechanismus, der zum Atomismus wird. Wie auch das Realprincip gewendet werden möge, ſo kann es folgerecht immer nur als Atomiſtik endigen. Unter dem Namen Naturalismus nimmt es einen für die Erregung der Phantaſie günſtigeren Standpunct ein, weil die Conſequenz in dem allgemeinen Bilde der Natur noch verhüllt bleibt. Der Ruf nach der Natur als Erretterin, Erlöſerin ſoll, in oppoſitioneller Hinſicht, oft nichts, als das Bedürfniß der Rückkehr aus der Verbildung und Lüge zur Wahrheit bezeichnen.

II.

Das Idealprincip.

§. 240.

Die Wahrheit des Seins iſt das Denken, weil es an ſich ſelber ſchon Sein iſt und das Sein aus ſich als ſein ihm inhärirendes Prädicat ſetzt. Wird aber das Denken einſeitig iſolirt, ſo daß das Sein von ihm nicht zur Freiheit des Unterſchiedes entlaſſen wird, ſo entſteht der abſtracte Idealismus.

In ſeiner näheren Ausführung geht der Idealismus von der totalen Abſtraction des Denkens als reinen Denkens zum abſtracten Spiritualismus, dieſer zum Dynamismus, die-

ſer zum Monadismus über, weil das Denken als wirkliches doch nur Denken eines Denkenden, alſo eines Subjectes, zu ſein vermag. Die einfache, untheilbare Subſtanz, welche der Realismus im Atom ſich zur Vorausſetzung macht, iſt in ſich unterſchiedlos und unterſcheidet ſich von andern Subſtanzen nur durch ihre Geſtalt, Schwere und Bewegung im concursus atomorum. Die einfache, untheilbare Subſtanz, welche der Idealismus in der Monade ſich zur Vorausſetzung macht, iſt in ſich als Denken thätig, ſtellt ſich ihr ſelber und die andern Monaden vor, unterſcheidet ſich ſelber von ſich und den übrigen Monaden und befindet ſich mit ihnen nothwendig nicht in einem mechaniſchen, ſondern dynamiſchen, ideellen Verhältniß. Die Unterſchiede der Monaden von einander können deshalb nur gradueller der geringeren oder größern Klarheit des Denkens ſein und die reinſte Form der Monade muß das ſich ſelber ſetzende Ich ſein, für welches in ihm nichts, was es nicht ſelber für ſich hervorbringt, zu exiſtiren vermag.

III.

Das Idealrealprincip.

§. 241.

Das Princip des abſtracten Realismus ſo gut, als das des abſtracten Idealismus, haben im Weſen der Idee ihre Berechtigung, weil der Begriff derſelben nicht weniger das Sein, als das Denken, in ſich ſchließt. Das Falſche an ihnen iſt nur, daß der Realismus den Idealismus, dieſer jenen von ſich ausſchließt, denn dieſe Ausſchließung vernichtet das Weſen der Idee, die Einheit des Begriffs und ſeiner Realität zu ſein. Der Realismus läßt das Denken in den Purismus des Seins aufgehen, ſo daß es nicht vom Sein zur Unterſcheidung und zur freien Beziehung auf ſich gelangt; der Idealismus läßt das Sein in den Abſolutismus des Denkens verſchwinden, ſo daß es nicht vom Denken zur Unterſcheidung und relativen Selbſtſtändigkeit in ſich gelangt. Die Idee iſt aber ihrem wahren Begriff eben

ſo ſehr Realismus, als Idealismus. Der Idealrealismus läßt ſich wahrhaft nur, wie bei Ariſtoteles und Hegel, als Begriff des Geiſtes durchführen.

Es iſt jedoch richtig geſagt worden, daß alle ächte Philoſophie Idealismus ſei, ſofern nämlich damit ausgedrückt werden ſoll, daß das Denken das ideelle Prius des Seins ausmache. Der Uebergang des Denkens in das Sein iſt zu begreifen, der des Seins in das Denken nicht. Wäre nicht das Denken an und für ſich das Voraus alles Seins, das von ihm als Sein ſich unterſcheidet, ſo wäre die Welt undenkbar. Der Materialismus ſcheint Alles zu erklären und macht Alles nur um ſo unbegreiflicher. Allein der vernünftige Idealismus iſt eben darum nicht ſo zu verſtehen, als wenn die abſolute Priorität des Denkens nicht auch den Begriff des Seins als ſeine eigene Beſtimmung in ſich ſchlöſſe, als wenn nicht, ſich zu realiſiren, die eigene Nothwendigkeit des Begriffs wäre. Der Geiſt iſt nicht nur an ſich die Wahrheit, ſondern er manifeſtirt dies auch, ſchöpferiſch.

§. 242.

Die Idee als Princip iſt daher ſowohl mit ſich und mit allen ihren Beſtimmungen identiſch, als ſie auch ſich von ſich als Einheit und von allen ihren Unterſchieden unterſcheidet.

Wird die Identität abſtract geſetzt, ſo werden die Unterſchiede zur nichtsbedeutenden Tautologie, zu einem im Grunde überflüſſigen Schein herabgeſetzt. Es entſtehen aus ſolcher Faſſung des Princips ſogenannte Identitätsſyſteme. Um die concrete Identität von der abſtracten in der Terminologie zu unterſcheiden, hat man neuerdings den Ausdruck Monismus eingeführt.

Wird der Unterſchied abſtract geſetzt, ſo wird er zur Beſtimmtheit des Poſitiven und Negativen verfeſtigt. Es entſteht eine Contraposition zweier Principe, die ſich als gegenſeitige Umkehrung in einer parallelen Entwicklung verhalten: der Dualismus. In der Philoſophie iſt das Bedürfniß der Einheit zu fühlbar, als daß ſie nicht durchſchnittlich darauf ausgehen

ſollte, den Dualismus zu vermeiden, allein das Princip ſelber oder die Entwicklung iſt oft mangelhaft und bringt einen unbewußten und ungewollten Dualismus zum Vorſchein. Auf dem Gebiete der Religion und ihrer Phantaſie iſt es anders; hier iſt der Dualismus als bewußtprincipieller häufig, um die Exiſtenz der Welt und des Böſen ſcheinbar zu erklären.

§. 243.

Die Idee als Princip iſt endlich allen ihren Beſtimmungen immanent, denn ſie ſelber iſt es, welche ſie als ihre Unterſchiede ſetzt. Aus dem gleichen Grunde aber iſt ſie auch allen ihren Beſtimmungen transcendent, denn nicht ſie hängt von ihren Unterſchieden, ſondern die Unterſchiede hängen von ihr ab. Sie iſt nicht blos die Summe derſelben, vielmehr ihre lebendige, in ihnen die eigene Fülle auslegende Einheit. Als ihren Beſtimmungen immanent iſt ſie das Prius derſelben und continuirt ſich in ſie hinein; als ihren Beſtimmungen transcendent behauptet ſie auch ihre Superiorität, die Freiheit ihres Unterſchiedes von ihren Unterſchieden.

Es iſt alſo falſch, die Immanenz oder die Transcendenz einſeitig zum Princip zu machen und noch falſcher, dieſen Gegenſatz und ſeine Auflöſung als nur dem religiöſen Gebiet angehörig zu betrachten. Immanenz und Transcendenz ſind Correlate. Als Cauſalität iſt Gott der Welt immanent, aber als ihr Begriff iſt er ihr transcendent.

§. 244.

Weil die Idee an und für ſich nur Eine iſt, ſo kann ſie auch nur ſich ſelber das Princip ſein. Indem ſie ihren Begriff realiſirt und ihre Realität begreift, bleibt ſie mit ſich harmoniſch. Die Identität, wie die Dualität, die einfache Beſtimmtheit, wie die ſymmetriſche Verdoppelung, ſind nur Momente ihrer Totalität. Als Zweck iſt ſie das Sollen, welches, ſich als Sein zu erreichen, a priori in ſich verbürgt hat. Sie iſt Selbſtzweck. Dieſe Bewegung der Idee, ſich als Princip durch eigene

Thätigkeit ihrem Begriff gemäß hervorzubringen, iſt die Form ihrer Exiſtenz, ihre Methode.

B.

Die Methode.

§. 245.

Die Idee iſt als Princip an ſich der Trieb, ſich zu entwickeln. Die Form dieſer Entwicklung iſt die Grenze, welche ſie jedem ihrer Unterſchiede anweiſt. Sie iſt ſelber das Maaß für jedes ihrer Glieder, indem ſie als ideelle Einheit zu einem jeden ſowohl immanent, als transcendent ſich verhält; immanent, denn ſie ſetzt jedes ihrer Glieder als eine nothwendige Geſtaltung ihrer ſelbſt; transcendent, denn ſie geht über jedes derſelben als eine nur beſondere Beſtimmtheit hinaus. Immanenz und Transcendenz ſetzen einander voraus und gehen aus einander hervor; daſſelbe Weſen kann ſich ſowohl immanent als transcendent und beides in verſchiedenen Beziehungen verhalten. Die Idee iſt mithin jedem ihrer Momente an ſich ſowohl activ als paſſiv immanent, denn ſie ſetzt in ihren Unterſchieden ſich ſelbſt und iſt alſo auch in ihnen enthalten; eben ſo aber iſt ſie auch als transcendent zu jedem ihrer Momente in einem activen und paſſiven Verhältniß, denn als Einheit geht ſie über jedes ihrer beſondern Momente hinaus und macht daſſelbe zu einem überſchrittenen. Die Vergangenheit z. B. iſt der Gegenwart immanent, beſtimmt ſie alſo activ; aber dieſe Gegenwart wird ſofort ſelbſt wieder von einer andern überſchritten und zur Paſſivität des Vergangenſeins herabgeſetzt, ſo daß die Gegenwart als werdende die active Rolle übernimmt u. ſ. w. Jeder Verſuch, ein Syſtem der reinen Immanenz als Pantheismus, Akosmismus, Naturalismus, Logotheismus durchzuführen, muß ſich durch die Einſeitigkeit des Princips eben ſo widerlegen, als der entgegenſtehende, ein Sy-

ſtem der reinen Transcendenz als Theismus, abſtracten Creatianismus, Supernaturalismus, Spiritualismus durchzuführen.

§. 246.

Die ebenſowohl poſitive wie negative Einheit der Immanenz und Transcendenz ſetzt das Ganze der Idee als die in ſich vorwärts und rückwärts kreiſende Bewegung, ſo daß das Princip in jeder einzelnen Beſtimmung gegenwärtig iſt, in ihm ſich auf ſich bezieht und im Anfang eben ſo ſchon bis zum Ende vorgreift, wie mit dem Ende in ſich als Anfang zurückgreift. Dieſe Bewegung iſt die Methode der Idee. Wenn ſie nicht an und für ſich exiſtirte, ſo würde das Erkennen ſie nicht beſitzen. Die Idee führt als Methode ſelber den Beweis, daß ſie die Gewißheit ihrer ſelbſt als aller Wahrheit iſt.

Das ſpeculative Erkennen unterſcheidet ſich von der Abſtufe des gewöhnlichen, unwiſſenſchaftlichen Bewußtſeins durch die Methode. Die Methode iſt aber nicht nur eine Form, die das Erkennen ſich ſubjectiv als ein Mittel der beſſern und leichtern, der irrthumloſeren und ſchnelleren Erfaſſung der Wahrheit bereitet, ſondern ſie iſt auch die Form der Thätigkeit der Idee ſelber. Gehörte die Form nur dem Subject an, ſo würde dies einen Hiatus des Erkennens und der zu begreifenden Wirklichkeit begründen. Wie das ſubjective Denken ſich dazu erhebt, ſein Erkennen der Methode zu unterwerfen, das gehört der Wiſſenſchaft des ſubjectiven Geiſtes, der Pſychologie, an. Im Begriff der logiſchen Idee an und für ſich kann von dem Gegenſatz des Sub- und Objects, von dem theoretiſchen Proceß, von dem Suchen nach der Vergewiſſerung der Wahrheit, nicht die Rede ſein, denn hier iſt der Inhalt der Wiſſenſchaft ja nur erſt der Begriff der unperſönlichen Vernunft, der Idee als eines erſt logiſchen Subjectes. Die Methode iſt die Kunſt des wiſſenſchaftlichen Beweiſens, der organiſchen Gliederung der Begriffe, nur deswegen, weil die Evolution der Idee ſelber Methode iſt. Alle Beſtimmungen der logiſchen Idee, Sein, Weſen, Zweck, Begriff, Princip u. ſ. w. exiſtiren auch als Beſtimmungen des ſubjectiven Erkennens. Hieraus folgt aber nicht, daß ſie nicht

auch ihre eigene Selbstständigkeit besäßen, daß sie nicht so, wie sie an und für sich sind, beschrieben werden müßten. Eben so gewiß ist es, daß sie, um als reine Begriffe actu zu existiren, gedacht werden müssen, also als ideelle Existenzen nur in einem denkenden Subject Dasein gewinnen, und doch folgt hieraus nicht, daß sie nicht ihre eigene Nothwendigkeit hätten. So ist es ebenfalls mit der Methode. Weil die Idee in ihrer Bewegung dialektisch ist, darum gibt es eine Wissenschaft der Dialektik; weil die Idee an sich selbst Methode befolgt, darum gibt es eine Methodik.

§. 247.

Die Methode der Idee als die Form ihrer Selbsterzeugung ist genetisch, d. h. sie ist als Form mit dem Inhalt identisch. Der Begriff, ist gesagt worden, sei die Sache selbst. Dies ist richtig, denn wenn der Begriff nicht die Sache zu seinem Inhalt hat, so ist er ohne Wahrheit. Allein jener Ausdruck ist nicht so zu verstehen, als wenn innerhalb des wissenschaftlichen Erkennens die dialektische Genesis in ihrer ideellen Bewegung zugleich die unmittelbare Production der reellen Genesis wäre, als wenn z. B. das Erkennen des wahrhaften Begriffs der Pflanze auch das Hervorbringen natürlicher Pflanzen in sich schlösse. In der Zauberei stellt sich der Wahn einen solchen Zusammenhang vor, der wirklicher Weise nur im göttlichen Schaffen existirt. Gottes Denken ist allerdings ein absolut productives, dessen Idealität sofort in die Realität umschlägt. Der Begriff ist für das Erkennen die Sache selbst in dem Sinn, daß er, sub specie aeterni, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der ewigen Bestimmungen der Idee, abgesehen von den empirischen Modificationen ihrer Erscheinung, in sich faßt.

§. 248.

Die genetische Methode setzt die Einheit der Idee als die sich selbst unterscheidende, so daß das Andersseyn nicht von Außen her aufgenommen wird, sondern die eigene Bestimmung des Be-

griffs ausmacht. Jeder Unterſchied iſt daher, als Setzen der Einheit, an ſich ein poſitives Moment, jedes aber auch, als von der Einheit und den übrigen Momenten ſich unterſcheidend, ſich für ſich ſetzend, ein negatives Moment und die Wahrheit deshalb nur das Ganze. Inſofern nun die Idee als Selbſtbegriff in ihre Unterſchiede ſich zerlegt, löſt ſie ihre Einheit darin auf und ſie verfährt analytiſch. — Inſofern ſie aber als Einheit durch ihre Unterſchiede ſich hindurch continuirt und als Ende in ſich als Anfang zurückkehrt, iſt ſie ſelber die Verknüpfung aller Unterſchiede und verfährt ſie ſynthetiſch. — An und für ſich aber iſt die genetiſche Methode in jedem Punct analytiſch und ſynthetiſch zugleich, denn die Entwickelung iſt eben ſo wohl ein Auseinandergehen der Einheit in den Unterſchied, als dieſes Sichentfalten ein Zuſammengehen zur Einheit der Unterſchiede.

Das ſubjective Erkennen arbeitet die Analyſe wie die Syntheſe der Idee zu einer großen Weitläuftigkeit des Verfahrens aus und es wird gemeinhin ein außerordentlicher Werth auf den Unterſchied der analytiſchen und ſynthetiſchen Methode gelegt. Dieſe Hochachtung der Methode iſt an und für ſich löblich, allein mit dem Dringen auf Methode ſteht der factiſche Zuſtand der Wiſſenſchaften im größten Widerſpruch, denn es gibt ſehr wenig Werke, in denen eine Wiſſenſchaft analytiſch oder ſynthetiſch, noch weniger, in denen ſie genetiſch, mit Bewußtſein über die Methode und mit Gehorſam gegen ſie entwickelt wäre. Nur ungefähr, nach einer ſubjectiven, approximativen Schätzung, pflegt man im erzählenden Ton vom Einfachern zum Zuſammengeſetztern überzugehen.

Jeder Inhalt des Erkennens kann übrigens in einer dieſer drei Formen abgehandelt werden, weil ſie in der That Beſtimmungen der Bewegung der Idee ſind. In der Geſchichte der Wiſſenſchaft folgen ſich die Methoden der verſchiedenen Epochen im naturgemäßen Gange ganz ſo, wie im Begriff; die analytiſche Tendenz bahnt der ſynthetiſchen, die ſynthetiſche der genetiſchen den Weg. Von der Vorausſetzung des Einzelnen, das als ein Gegebenes in ſeine Momente unterſchieden wird, geht

das Erkennen durch das Resultat der Analyse zur Voraussetzung des Allgemeinen über, dessen Erschöpfung durch folgerichtige Ableitung zum Begriff der sich selbst voraussetzenden Idee führt.

§. 249.

Die Selbstbewegung des Begriffs ist, wie die des Universums, eine auf jedem Punct *anfangende*, eine auf jedem in sich *zurückkehrende*. Der dialektische Prozeß wird zu einem Kreis von *Kreisen*, der sich an und für sich in jedem seiner Momente befriedigt. Als *Erscheinung* hat die Idee allerdings den Progreß in's Unendliche an sich, absoluter Weise aber ist sie als die immer sich selbst gleiche von dem Schicksal der gleichgültigen Veränderlichkeit des Werdens frei. Diese Gleichheit ahmt die Wissenschaft nach. Als das formale Abbild der Idee setzt nämlich die Methode jedes Moment sowohl als *unmittelbar*, wie als *vermittelnd* und in seiner Vermittelung *vermittelt*. 1) Als *unmittelbar*, denn jedes ist an und für sich eine *ursprüngliche* Bestimmung der Einen Idee. Wie nun das Dasein der Idee selber sich nicht ableiten läßt, so lassen sich auch ihre Bestimmungen in Betreff der Ursprünglichkeit nicht ableiten. Sie sind, weil sie sind. Sie sind so, unmittelbar. — 2) Als *vermittelnd*, denn jede Bestimmung nicht nur bringt alle übrigen als ihre Voraussetzung hervor, sondern auch alle übrigen bringen die eine als ihre Voraussetzung hervor. — 3) Als *vermittelt*, denn jedes Moment ist ein Resultat nicht blos seiner selbst, sondern wesentlich sowohl des Momentes, aus dessen Werden es sich ergeben, als auch des Momentes, in welches es mit seinem eigenen Werden als in seinen Zweck übergeht. Seine Eigenthümlichkeit ist als ein besonderer Punct der Entwickelungsreihe die *Mitte* zweier anderer Momente und schließt durch diese die *Concurrenz* und *Cooperation aller* übrigen Momente für seine Genesis in ihrem Werden und Entwerden in sich.

§. 250.

Für die Beſchreibung dieſes genetiſchen Proceſſes haben wir verſchiedene Formeln. So iſt das Moment, aus welchem ein anderes als vermittelt hervorgeht, die Baſis oder Bedingung deſſelben und es ſelber das Reſultat. So iſt jenes producirend, dies Product, aber, weil ſelbſt wieder Baſis und Bedingung für das nächſte Moment, iſt es producirendes Product. Das Moment, welches reſultirt, negirt das erſte, aus welchem es herkommt, allein es ſelber wird ſeinerſeits wieder negirt oder vielmehr negirt ſich ſelber. Die Negation iſt Negation der Negation. Die Negativität durchläuft alle Puncte der unendlichen Reihe. So iſt das Spätere die Wahrheit des Früheren; nicht als wenn nicht auch dies an ſich wahr und nothwendig wäre, wohl aber in dem Sinn, daß, was ſeine eigentliche Bedeutung, nicht ſowohl an ihm ſelber, als an dem, was aus ihm reſultirt, zur Erſcheinung kommt.

Es erhellt, daß jedes Moment des Ganzen einen dieſer Werthe, den der Unmittelbarkeit, der Vermittelung oder des Vermitteltſeins, haben kann; welchen aber eines haben muß, das kommt auf den Punct an, der die Initiative bildet. Dieſe Einſicht iſt weſentlich, um einer Menge von leeren Künſteleien und öden Schulſtreitigkeiten zu entgehen. Die Kraft des Beweiſes liegt immer in der Nothwendigkeit der Vermittelung; in dem beſtimmten Fall iſt die Nothwendigkeit immer nur Eine; allein dieſe Einheit iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn nicht ein und daſſelbe zu einem Andern oder zu ſich ſelber in verſchiedener Beziehung eine verſchiedene Vermittelung eingehen könnte. So z. B. iſt die Natur in ihrer Exiſtenz cauſaler Weiſe durch den göttlichen Geiſt vermittelt, aber die Exiſtenz des Geiſtes als des menſchlichen iſt wieder durch die Natur vermittelt. Iſt alſo von dem Verhältniß des Geiſtes zur Natur die Rede, ſo muß die verſchiedene Beziehung geſondert werden, in welcher der Geiſt als Gott und der Geiſt als der endliche zur Natur ſtehen. So iſt es mit dem Verhältniß von Kunſt und Religion, von Familie und Staat u. ſ. w.

§. 251.

Die Dialektik der genetiſchen Methode iſt daher die reale Gerechtigkeit, die jedem Moment der Totalität den ihm in beſtimmter Beziehung zukommenden Werth ertheilt. Als die Negation der Negation ſich affirmirend, iſt ſie die immanente Selbſtkritik, durch welche eine Beſtimmung ſich als nothwendiges Reſultat rechtfertigt, aber auch den Anſpruch einer Beſtimmung widerlegt, in ihrer Vereinzelung ausſchließlich das totale Abſolute zu ſein. — Die Dialektik macht alſo, indem ſie den Gegenſatz, ja den Widerſpruch und ſeine Auflöſung in ſich aufnimmt, eine äußerliche Kritik als Polemik und Apologetik überflüſſig.

§. 252.

Die Dialektik läßt die Unterſchiede frei. Dieſer Ausdruck iſt theils gegen die abſtracte Unterſchiedsloſigkeit der ſogenannten Identitätsſyſteme gerichtet, die den Unterſchied zu einem bloßen Schein verflüchtigen; theils gegen die eben ſo abſtracte Reflexion der Dualitätsſyſteme, welche den Unterſchied nur in der Form der antagoniſtiſchen Spannung ſetzen. Der Unterſchied iſt an ſich ein geſetzter, denn er iſt nicht nur durch die Einheit, ſondern auch durch alle übrigen Unterſchiede vermittelt; allein zugleich ſetzt er auch ſich ſelber und genießt einer relativen Selbſtſtändigkeit. Dieſe Beſtimmtheit erklärt es, wie das relativ niedrigere Moment empiriſch außer und neben dem höhern fortexiſtiren vermag. In dem höhern iſt es ſeinem Weſen nach mitgeſetzt und doch verſchwindet es, wenn das höhere in die Exiſtenz tritt, nicht in Nichts, ſondern erhält ſich. Dem abſtracten Verſtande nach müßte dies als eine Inconſequenz erſcheinen, aber die Idee iſt eben nichts Abſtractes und ſo ſehen wir nicht nur in der Natur, ſondern auch im Geiſt die verſchiedenen Stufen ihrer Entwickelung als ein Nebeneinander fortbeſtehen, ſollten auch manche Stufen nur noch als Petrefacten oder Ruinen ein dauerndes Zeugniß von ſich geben. Obgleich alſo das Chriſtenthum ſchon lange da iſt, ſo exiſtirt doch das Judenthum, das Heidenthum noch immer neben ihm; ob-

ſchon alſo bereits freie Verfaſſungen da ſind, ſo exiſtiren doch noch Despotieen u. ſ. w.

§. 253.

Die Widerlegung innerhalb der genetiſchen Methode hat demnach nicht den Sinn, als ob das, was aufgehoben wird, als ein Widerlegtes überhaupt ein Falſches und in ſich Nichtiges wäre, ſondern ſie iſt nur die Negation der Einſeitigkeit und Unvollendung des Moments gegenüber der ganzen Idee. — Eben ſo hat die Rechtfertigung nicht den Sinn, als ſollte dasjenige Negative, was nicht etwa nur der beſtimmte Unterſchied, ſondern das gegen den Begriff der Idee Negative iſt, nicht wirklich als negativ geſetzt und das Kranke als geſund, das Häßliche als ſchön, das Böſe als gut gerechtfertigt werden. Im Begriff der Freiheit des Unterſchiedes liegt zwar mit Nothwendigkeit der Begriff der Möglichkeit, daß die Erſcheinung der Idee ſich gegen ihr Weſen widerſprechend verhalten kann, nicht aber, daß ſie es ſoll. Häßlichkeit, Krankheit, Schmerz, Verrücktheit, Bosheit können exiſtiren, aber es liegt nicht im Begriff der Idee, daß ſie exiſtiren müſſen; im Gegentheil verhält ſich die Idee gegen ſolche Exiſtenzen als gegen die poſitive Negation der Realität ihres Begriffs ſelber negativ.

§. 254.

Das Negative als die Exiſtenz des Widerſpruchs der Erſcheinung mit ihrem Weſen, der Realität mit ihrem Begriff, iſt nicht 1) das Abſurde als die totale Begriffloſigkeit; 2) auch nicht die Unvollkommenheit, welche im Werden überhaupt, im Uebergang vom relativ Niedrigeren zum relativ Höheren liegt; dieſe relative Unvollendung liegt in der Nothwendigkeit der Entwickelung; die Blüthe kann noch nicht die Frucht, das Lallen des Kindes kann noch nicht das Sprechen, der Gedanke des Zweckes kann noch nicht ſeine Ausführung ſein u. ſ. w. Das Negative im obigen Sinn iſt 3) auch nicht die Negation, welche dadurch entſteht, daß die freigelaſſenen Momente der Idee in ihrer empiriſchen Erſcheinung mit einander in Conflict gera-

then, daß der Blitz einen Baum ſpaltet, daß ein Tiger einen Menſchen frißt, daß ein Erdbeben gerade da die Erdrinde zerreißt, wo eine Stadt gebauet iſt u. ſ. w. Endlich 4) iſt dies Negative auch nicht die Entgegenſetzung, die im Begriff der Idee liegt, wie in der Polarität nicht nur die Pole einander entgegengeſetzt ſind, ſondern auch als gleichnamige dualiſtiſch wirken; wie Jugend und Alter, das Erhabene und Gefällige, das Große und Kleine u. ſ. w. ſolche Entgegenſetzungen ſind.

Dies Negative iſt vielmehr das Nichtſeinſollende und doch Seiende, die poſitive Exiſtenz der Unidee. Dieſer Widerſpruch der Realität mit ihrem Begriff iſt die Erzeugung des Unweſens, die von der Idee nicht nur nicht gefordert, ſondern als ihre Verkehrung verurtheilt, als die Exiſtenz der Begriffswidrigkeit verworfen wird. Dem Nichtſeinſollenden ſteht die ganze Weltordnung entgegen und hemmt es auf jedem ſeiner Schritte.

§. 255.

Das Negative würde ohne das Poſitive unmöglich ſein. Sein Widerſpruch iſt bedingt durch die Vorausſetzung der Harmonie der Idee mit ſich ſelber. Das Negative iſt daher allerdings an ſich das Unvernünftige, an und für ſich Nichtige. Weil es aber ſein Scheinleben aus der Vernunft ernährt, ſo muß es in ſeiner Entwickelung formell der Methode der Vernunft folgen. Sein an und für ſich unvernünftiger Inhalt kann ſich dieſem Zuſammenhange nicht entziehen. Der Schluß als die Form der Vernunft iſt auch der Unvernunft des Negativen nothwendig, weil daſſelbe die Verkehrung der Vernunft und dieſe inſofern noch ſein Inhalt iſt, ohne welchen es gar nicht ſein würde. Aus dieſem Grunde kann es eine Wiſſenſchaft des Alogiſchen, des Irrationalen, eine Wiſſenſchaft des kranken Lebens, des Böſen u. ſ. f. geben.

§. 256.

Die Negativität des Nichtſeinſollenden hat als Erſcheinung dieſelbe Wirklichkeit, wie die Exiſtenz der normalen Actuoſi-

tät der Idee und kann daher äußerlich mit dieſer auf das Engſte verflochten ſein. Die Abnormität kann zur Uſurpation, zur Degradation und zur Monſtroſität werden. In der Idee ſind alle Beſtimmungen einander an ſich gleich, im beſtimmten Verhältniß zu einander jedoch unter- und übergeordnet. Das niedrigere Moment enthält in dieſer Hinſicht das höhere ſchon als Möglichkeit in ſich. In ſeiner Erſcheinung können daher bereits Ankündigungen des in ihm verborgenen höhern Daſeins, zu deſſen Wirklichkeit es ſich aufhebt, vorkommen. *Solche Anticipation* iſt die Manifeſtation des höhern Princips ſelber, welches den Kreis der Erſcheinung des relativ niedrigern einmal durchbricht und der Folge einmal vorgreift. *Uſurpation* aber iſt die Anſtrengung des niedrigern Princips, in der Form des höhern zu erſcheinen, ohne doch ſich gegen daſſelbe aufgeben zu wollen und ein Widerſpruch zwiſchen Begriff und Realität, der mit der Selbſtzerrüttung der Erſcheinung, mit der Auflöſung des *gemachten* Scheines, endigen muß. — Das höhere Princip, in welchem das relativ niedrigere als ein Moment ſeiner Wirklichkeit mitgeſetzt iſt, kann, ohne ſich untreu zu werden, in die Form des niedrigeren als in eine ſeiner eigenen Vorausſetzungen eingehen. Da es das höhere nur iſt, ſofern es das niedrigere in ſich ſchließt, ſo iſt dies Zurückgehen ein freies, die *Accommodation*, wie ſich Pflanzen und Thiere einer andern Gegend durch Akklimatiſation anſchmiegen, wie der Mündige zum Unmündigen ſich herabläßt. u. ſ. w. *Degradation* aber iſt die Verſetzung des höhern Princips in den Zuſtand einer *Abhängigkeit vom niedrigern, die ſeinem Begriff widerſpricht*. Statt ſich in der Gleichheit mit ſich zu behaupten, oder ſtatt zu dem Princip ſich aufzuheben, welches, im Verhältniß zu ihm, ſeine normale Superiorität ausmacht, fällt es von ſeiner Würde ab in ein unter ihm ſtehendes, an ſich von ihm ſchon überwundenes. Es wirft ſich weg. Die Accommodation bequemt ſich der niedrigern Bildung an, ſie auf ihren Standpunct zu erheben; die Degradation dagegen iſt die Auflöſung des höhern Princips durch ſeine Einverleibung in das niedere.

— Die Inconſequenz, Hemmung und Verkehrung der Evolution des Princips kommt auch in der Geſtalt zum Vorſchein, in die es ſich verbildet. Jede Erſcheinung kann durch andere beeinträchtigt und in ihrer Entwicklung verkümmert werden. Solche Beſchränkung iſt noch keine Verzerrung. Uſurpation aber und Degradation bewirken Mißgeſtaltungen, Monſtroſitäten. Die Mißwirkung des Innern bringt auch im Aeußern eine Entſtaltung derjenigen Form hervor, welche die Erſcheinung, wenn ſie normal wäre, haben ſollte.

§. 257.

Weil die Idee auch noch in den gegen ihren Begriff negativen Exiſtenzen durch den zuvor aufgezeigten Zuſammenhang des Negativen mit dem Poſitiven thätig iſt, ſo kann das Schickſal der Exiſtenz des Nichtſeinſollenden in ſeinem Verlauf ein verſchiedenes ſein, denn 1) kann es ſich einfach auflöſen, indem es durch ſeinen Widerſpruch ſich vernichtet; 2) kann es ſich aus ſeiner Perverſität, gleichſam als aus einer Verirrung, noch wieder durch allmälige Ablenkung in ſeine normale Evolution zurückbilden; 3) kann es, um ſich vom Untergange zu retten, ſeine ſchon corrumpirte Exiſtenz gewaltſam von ſich ausſtoßen, und den noch vorhandenen, noch nicht in die falſche Entwicklung aufgezehrten Reſt ſeiner Integrität anwenden, ſich in ſeiner Wahrheit poſitiv herzuſtellen. Dieſer Verſuch iſt die Revolution. Die, ihrem Trieb nach, vorwärts dringende, durch äußern Zwang niedergehaltene, in Widerſprüchen abgemarterte, in Pſeudoproducten und Pſeudogeſtalten erſchöpfte Kraft des Princips ſchlägt auf ſeine Initiative zurück, zerſtört äußerlich das Daſein ſeiner bisherigen Entwicklung und fängt ſeine Evolution rückſichtslos von Neuem an. Das zur Verzweiflung gedrängte Princip will ſeine gehemmte und entſtellte normale Evolution dennoch durchſetzen. Die Revolution iſt deshalb nicht blos eine heftige Erregung, wie Sturm und Gewitter, Affect und Leidenſchaft u. ſ. f.; nicht blos der Uebergang eines Dinges oder Individuums von einer Qualität zu einer andern;

nicht blos die sanfte Allmäligkeit, mit welcher die Reform die beginnende Störung, Ueberhebung, Entwürdigung und Entstaltung in ihrem Werden noch wieder auflöst und zu einem positiven Resultate fortführt: sie ist vielmehr die grauenhafte Krise, in welcher das Princip, von seiner bisherigen, es vernichtenden Evolution abstrahirend, durch krampfhafte Concentration in seine Substanz sich zu retten strebt.

Indem das Princip, mit relativer Selbstvergessenheit seiner bisherigen Erscheinung, auf sich nach seiner anfänglichen Reinheit zurückgeht, nimmt es doch alle, auch die negativen, Bildungsversuche, die es gemacht hat, mit sich und ist daher in der Wiedergeburt seines Anfangs doch etwas ganz Anderes, als bei seinem ersten Verlauf. Nur hiedurch wird begreiflich, daß die Revolution schnell, mit Einem Schlage, erreicht, was das Princip im normalen Gange allmälig hätte erreichen sollen. In seine Krise drängen sich alle die Acte des positiven Fortschrittes zusammen, die es sonst in organischer Ruhe würde entfaltet haben. Die Revolution beginnt also damit, daß sie in Einem Ruck alle Widersprüche, wie sie zwischen der bestehenden Abnormität und der seinsollenden Normalität sich entwickelt haben, auf das Höchste anspannt und ihre bisherige Scheineinheit durch die Ueberspannung bricht. Hierauf geht sie zum Nivellement der Anarchie über, indem sie gewaltsam alle Unterschiede aufhebt, weil in ihnen, wie sie dieselben vorfindet, die falsche Negativität mit dem wirklich Positiven vermischt ist. Diese Abstraction, die im Leben als Fieber und Paralyse, moralisch als Reue und Buße, politisch als gewaltsame Vernichtung einer formell zu Recht bestehenden Verfassung erscheint, ist jedoch nur ein Durchgangspunct. Die Unterschiedlosigkeit desselben kann sich nicht erhalten; die immer thätige Idee eröffnet von ihr aus die neue Entwickelung der dem Princip immanenten, nothwendigen Unterschiede.

§. 258.

Die Idee ist allein die wahrhafte Wirklichkeit. Als die absolute Macht hat sie daher die Energie, das Negative zu über-

winden und in die poſitive Identität mit ſich zurückzubilden. Aller Entzweiung, auch der härteſten, iſt die Verſöhnung möglich. Die Einheit der Idee mit ſich als Wiedereinheit bekommt eine noch größere Intenſität und Empfindlichkeit, wie die Verjüngung eines Wiedergeneſenden; wie die Komik, die aus dem Häßlichen reſultirt u. ſ. w. Ueber einen Sünder, der ſich bekehrt, iſt mehr Freude im Himmel, als über neun und neunzig Gerechte.

§. 259.

Der abſtracte Verſtand denkt nicht daran, das Negative in ſeinem Zuſammenhang mit dem Poſitiven zu erkennen und zu entwickeln. Er behandelt es als Ausnahme. Er widmet ihm in ſeinen Lehrbüchern eine Anmerkung oder einen Anhang. Er verdächtigt die ſpeculative Philoſophie, wenn ſie in dieſe Abgründe herniederſteigt und beſchuldigt ſie, mit ſophiſtiſcher Dialektik die Lüge ſelber zur Wahrheit zu verdrehen. Daß die Methode in ihren Begriff den Unterſchied der verſchiedenen unbefangenen Formen des Negativen von dem Negativen als dem Nichtſeinſollenden aufzunehmen und auseinanderzuſetzen habe, iſt ihm noch weniger einleuchtend, als daß es überhaupt geſchieht. Aber die Wiſſenſchaft muß dazu kommen, die Methode nicht blos als die Formbeſtimmung ihrer Begriffe, ſondern, indem als dieſe, zugleich als die Form der eigenen Bewegung der Idee, in ihrer logiſchen, wie in ihrer realen Geſtaltung, zu erkennen. Erſt mit ſolcher Erkenntniß hat die Dürre des ſcholaſtiſchen Formalismus ein Ende.

Das Princip nun, in der methodiſchen und vollſtändigen Gliederung aller ſeiner Momente, wird zum Syſtem.

C.

Das System.

§. 260.

Die Totalität der methodiſchen Ausführung des Princips als eines ſich ſelbſt erzeugenden, gliedernden und ſich genügenden Ganzen iſt der Begriff des Syſtems. Es iſt zu unterſcheiden 1) zwiſchen dem Begriff des Syſtems an ſich und 2) zwiſchen dem Verhältniß dieſes Begriffs zur gemeinen Wirklichkeit, ſofern dieſe im gleichgültigen Durcheinander und Schwanken der empiriſchen Phänomene oft das Gegentheil aller Syſtematik zu ſein ſcheint. Die Immanenz des Begriffs der Idee in der Realität des Empiriſchen wird 3) nur dadurch völlig erledigt, daß die Wiſſenſchaft der Natur und des Geiſtes in ihrer weiteren Auslegung ſelbſt dieſer Beweis iſt. Die logiſche Wiſſenſchaft kann nur noch den Uebergang zur Natur und zum Geiſte enthalten. Der Begriff der Vernunft iſt ſelber ein Syſtem, dem an ſich ſeine eigenthümliche Nothwendigkeit zukommt, und welches dennoch mit dem Syſtem der Natur und des Geiſtes ein einziges, in ſich zuſammenſtimmendes Ganzes ausmacht. Als der reine, nur im Element des abſtracten Denkens für ſich exiſtirende Begriff ihrer ſelbſt iſt die Idee das Syſtem der reinen Vernunft, deren Beſtimmungen zu einander das Verhältniß nur der Nothwendigkeit haben. Als rein objective Darſtellung ihres Begriffs iſt die Idee das Syſtem der Natur, in welchem der Nothwendigkeit ſich der Zufall hinzugeſellt; endlich als für ſich ſeiende Einheit ihres Begriffs und ſeiner Realiſation iſt die Idee das Syſtem des Geiſtes, deſſen Nothwendigkeit die Freiheit iſt und in welchem daher zur Nothwendigkeit und Zufälligkeit noch die Willkür hinzutritt. Jedes dieſer Syſteme iſt in ſich ein Schluß; aber ſie alle zuſammen ſind Ein Schluß, Ein einziges Syſtem.

I.

Das System an sich.

§. 261.

Die Idee ist selbst System. Dies ist der Grund, welcher die Wissenschaft zur Systematik verpflichtet. Alles Grübeln des fragmentarischen Reflectirens, des geistreichen Raisonnirens, ist gegen die Nothwendigkeit der Sache ohnmächtig. Weil die Idee an und für sich System ist, vermag die Wissenschaft, als ihr Nachbild, auch System und damit Kunstwerk zu sein. Das ästhetische Kunstwerk läßt die Nothwendigkeit als Freiheit, die Freiheit als Nothwendigkeit in vollkommen harmonischer Durchdringung erscheinen. Alles in ihm ist nothwendig, weil nichts in ihm ist, das nicht Ausdruck der Idee wäre; aber Alles in ihm ist auch frei, weil nichts in ihm ist, das sich nicht als ein sich selbst entwickelndes Dasein setzte. Auch das wissenschaftliche Kunstwerk soll Nothwendigkeit und Freiheit vereinigen. Die Erkenntniß als die Selbstgewißheit der Wahrheit soll den Proceß der Selbstgestaltung des Begriffs der Idee zur Darstellung bringen. Insofern sind sich nun wohl das ästhetische und das wissenschaftliche Kunstwerk gleich. Dennoch kann das wissenschaftliche an Schönheit sich nicht mit dem ästhetischen messen, weil dies für die Erregung der Phantasie aus der Phantasie geschaffen wird; jenes in seinem an und für sich abstracten Elemente für das Denken die Wahrheit beweisen will. Dieses will durch die Realisirung des Ideals entzücken; jenes kann auch durch seine Schönheit entzücken, aber zunächst soll und will es überzeugen. Die Kraft des wissenschaftlichen Erkennens bleibt der Beweis. Die ästhetische Production, deren Realität die Macht der sinnfälligen Erscheinung des Wesens, bringt uns die Anerkennung, daß die Idee allein die Wahrheit, gleichsam magisch auf. Das wissenschaftliche Procedere hat dagegen gerade die Enthüllung der Vermittelung, die Begründung als Begründung, die Entblößung der Wurzeln der Erscheinung zu ihrer Aufgabe. Das ästhetische Kunstwerk hat nicht nur an sich selbst

ein nothwendiges Maaß der Begrenzung; ſondern wird in demſelben auch noch von Außen her durch die Beſchaffenheit ſeines Stoffs und durch die nächſte geſchichtliche Beziehung, in die es eintritt, unterſtützt. Das wiſſenſchaftliche Kunſtwerk hingegen iſt für ſeine Begrenzung viel mehr der Willkür preisgegeben, eine Unſicherheit, die nicht blos Schuld des erkennenden Subjectes iſt. Die Wiſſenſchaft ſoll nichts im Innern zurücklaſſen, ſondern Alles herausſetzen, allein das hierin bedingte, an ſich löbliche Streben nach Vollſtändigkeit und Gründlichkeit verlockt leicht zu Abſchweifungen, zu Weitläufigkeiten, zur Einmiſchung der Geſchichte einer Wiſſenſchaft in den Gang des Begriffs. Aus ſolcher Schwierigkeit erklärt ſich die außerordentliche Seltenheit wiſſenſchaftlicher Kunſtwerke.

§ 262.

Das Syſtem iſt alſo die vollkommenſte Darſtellung der Wiſſenſchaft, denn das Syſtem läßt das logiſche Moment ſich nicht zu abſtracten Kategorien iſoliren, unter welche die Beſonderheit des Stoffs nur äußerlich ſubſumirt würde. Eben ſo wenig läßt es die ſachliche Specification ſich ohne logiſche Gliederung tumultuariſch und rhapſodiſch hinſtürzen, ſondern verſchmilzt die particuläre Energie des eigenthümlichen Inhalts mit der univerſellen Nothwendigkeit der logiſchen Form. Dies ſtete Durchſcheinen der ſpecifiſchen Beſonderheit durch die allgemeine logiſche Geſetzlichkeit iſt es wohl eigentlich, welche man mit dem Ausdruck gemeint hat, daß *jeder* Inhalt der Erkenntniß ſeine eigene Methode habe; denn anders gemeint würde dieſer Ausſpruch die Vernichtung aller Wiſſenſchaft ſein.

§. 263.

Weil das Syſtem das Princip und die Methode in ſich zuſammenfaßt, ſo gehen alle Prädicate, die von jenen gelten, auch auf das Syſtem über. Ein Syſtem kann nach vielerlei Beziehungen benannt werden, atomiſtiſch, analytiſch u. ſ. w. Aber auch die verſchiedenen Standpuncte der Erkenntniß gehören hierher, wie man von dogmatiſchen, von ſkeptiſchen Syſtemen u. ſ. w. ſpricht.

Das System soll die Totalität der aus der Idee als Princip sich ergebenden Bestimmungen in methodischer Form sein. Die Wissenschaft scheint jedoch, der Erscheinung gegenüber, mit dieser Gliederung nur ein Abstractum hervorzubringen, weil die unmittelbare Wirklichkeit der Ordnung des Systems oft eher zu spotten, als ihr zu gehorsamen die Physiognomie hat. Diese Incongruenz muß von der Wissenschaft als ein Moment ihrer selber begriffen werden, um zu erkennen, ob denn alle Theorie, welche die Alten das Süßeste nannten und vollendet nur dem Gotte zuschrieben, grau sei und grün nur des Lebens goldner Baum — Worte, welche Mephisto als seine diabolische Weisheit spricht, woran so viele Verehrer dieser Sentenz in ihrer ebenfalls mephistopheliſchen Verachtung des beschaulichen Lebens nicht zu denken scheinen.

II.

Die Wirklichkeit des Systems der Idee als Begriff und als Realität.

§. 264.

Die Idee als Begriff stellt ihr System in einem Cyklus von Bestimmungen dar, von welchen die eine immer die andern in nothwendiger Verkettung bedingt, wie sie umgekehrt durch sie bedingt wird. Die erscheinende Wirklichkeit dagegen stellt durch das ihr eigenthümliche Element der Aeußerlichkeit in Raum und Zeit ein, wie es scheint, regelloses Durcheinander der verschiedensten Existenzen dar, worin das der systematischen Folge nach Fremdeste sich nachbarlich berührt.

In dem System ist jeder Begriff, seiner Wechselwirkung mit den übrigen unbeschadet, zugleich für sich abgeschlossen und sich selbst gleich. In der gemeinen Wirklichkeit hingegen ist jede Existenz durch den unmittelbaren Zusammenhang mit tausend andern so bedingt, daß die Realisirung ihres Begriffs eine schwankende wird, worin sie dem, was sie sein soll, bald sich nähert, bald von ihm sich entfernt.

Im System culminirt endlich ein jeder Begriff in der Mitte zwischen seiner Bedingung und seinem Resultat. In dieser Stellung hat er seine bestimmte Epoche. Dagegen hat in der unmittelbaren Wirklichkeit jede Existenz an sich mit jeder dasselbe Recht. Jede sucht vor allen Dingen sich selbst zu erhalten und so scheint zwischen ihnen kein Unterschied der Bedeutung zu sein.

§. 265.

Diese Begriffe, des Chaos, der Oscillation und des Gleichwerths aller Erscheinungen, lösen sich in den Begriff des Localsystems, der Compensation und der Centralisation auf. In diesen Formen verwirklicht die Idee die Versöhnung zwischen sich als Begriff und zwischen ihrer Realität als Erscheinung des Systems.

1) Das Chaos und das Localsystem.

§. 266.

Die Idee als logische entwickelt in stätiger Folge einen Begriff aus dem andern. Als Begriff der Natur und des Geistes stellt sie nicht weniger sich als ein solches Continuum, als eine systematische Gliederung dar. In der Realität der Erscheinung aber wird mit der Gleichgültigkeit des Raumes und der Zeit gegen die Bestimmtheit ihrer Erfüllung dem Durcheinander der an sich verschiedensten Existenzen der Zugang eröffnet, so daß, indem sie, auch gegen einander gleichgültig, auf demselben Punct ins Dasein drängen, ein Kampf entsteht, aus dessen gegenseitiger Vernichtung nur diejenigen überdauern, welche an den andern die Bedingung ihres Daseins finden und sie sich als die Mittel ihrer Erhaltung unterwerfen.

§. 267.

Die Wüstheit des Chaos existirt insofern immer, allein in seinem bunten und abenteuerlichen Durcheinander entsteht eine gewisse Ordnung dadurch, daß die eine Existenz für sich allein nicht zu existiren vermag, vielmehr der andern bedarf und durch sie beschränkt wird. — Jede Existenz beschränkt nämlich alle übrigen

ſchon ganz unmittelbar durch ihr bloßes Daſein und nöthigt ihnen inſofern ganz mechaniſch ein beſonderes Verhalten zu ihr ab. Eben ſo aber wird auch ſie von allen übrigen theils gehoben, theils gedrückt. — Doch nicht blos mechaniſch wirken die Exiſtenzen auf einander, ſondern auch dynamiſch, weil ſie, als an ſich von verſchiedener Beſchaffenheit, in ihrem Zuſammenſein ſich unmittelbar inficiren und durch ſolche mehr offenbare oder geheime Infection verändern. — Endlich aber ſetzen ſie ſich auch teleologiſch einander voraus und beſchränken ſich auch ſo als Zweck und Mittel.

§. 268.

Inſofern nun dieſe gegenſeitige Gebundenheit die Wirkſamkeit der chaotiſchen Exiſtenzen zu einem beſtimmten mittleren Durchſchnitt regulirt, erzeugt ſich ein eigenthümlicher Zuſammenhang aller Proceſſe, den wir Localſyſtem nennen. Es wird eben ſo ſehr von allen in ihm verſammelten Exiſtenzen hervorgebracht, als es umgekehrt ſie hervorbringt und ihnen ſein individuelles Gepräge aufdrückt. — In der Entwickelung des Geiſtes bilden ſich auch in chronologiſcher Folge ſyſtematiſche Einheiten, die wir Epochen nennen.

Viele Exiſtenzen haben an ihrer Localnatur oder ihrem Localgeiſt ihre Schranke, ſo daß ſie, aus dieſem Syſtem herausgeriſſen und in die Mitte eines andern verſetzt, untergehen. — Daſſelbe gilt in chronologiſcher Rückſicht von den Menſchen, die zwar Vertreter Einer Epoche ſein können, in die nächſte aber, von ihnen ſelbſt herbeigeführte, ſich nicht mehr zu finden wiſſen. — In dieſen Begriffen wurzelt die Statiſtik.

§. 269.

Durch die Einheit des Localſyſtems erreicht die erſcheinende Wirklichkeit, in der Kreuzung der Dinge und Geiſter, der Naturproceſſe und menſchlichen Handlungen, eine Nachahmung der Idee, die Entwicklung einer in ſich zuſammenſtimmenden Totalität.

2) Die Oscillation und die Compenſation.

§. 270.

Die ſyſtematiſchen Beſtimmungen der Idee bleiben ſich immer gleich; die einzelne Erſcheinung dagegen iſt in ihrer Exiſtenz der Ungleichheit der Realität ihres Verhältniſſes zu dem ihr zu Grunde liegenden Begriff unterworfen, indem ſie ſich bald ihm als ihrem Ideal nähert, bald von ihm — bis zur Carricatur — ſich entfernt. Mit dem innern Reichthum der Erſcheinung wächſt die Möglichkeit ſolcher Oscillation, weil durch ihn die Vielſeitigkeit der Berührung und Wechſelwirkung mit andern Exiſtenzen ſich ſteigert.

Dem Anſchein nach drohet in der wuchernden Einſeitigkeit mancher Phänomene, in den Verwüſtungen anderer, die Idee oft ganz zu Grunde gerichtet zu werden. Die Wirklichkeit bietet in manchen Schwankungen das Schauſpiel theils des Verſchwindens, des völligen Mangels conſtitutiver Elemente, theils des Zerrbildes einer geſpenſtiſchen Entartung derſelben, theils den Beginn eines abſoluten Unterganges aller Erſcheinung überhaupt dar; — wie in Stürmen, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Dürre, Waldbränden, Volkskrankheiten, ſchreiendem und grauſamen Unrecht, Wahnſinn, Revolutionen u. dgl.

§. 271.

Die Idee iſt aber der Erſcheinung immanent, ſo daß die Abſolutheit ihrer Entäußerung zwar in die Breite des Raumes und in die Weite der Zeit ausgegoſſen iſt, allein an und für ſich auch den innern Gegenhalt gegen negative Extreme der Erſcheinung ausmacht. Dieſe müſſen möglich ſein, weil die Erſcheinung als ſolche von dem Act der Entäußerung des Abſoluten frei iſt, ſo wie dies in der ewigen Gleichheit mit ſich durch die Vielheit, die Mannigfaltigkeit und den Tumult der Erſcheinung hindurch dennoch ſeiner ſelbſt ſicher bleibt. Gerade die Immanenz der Idee iſt die Garantie dafür, daß ſie, als das Weſen der Erſcheinung, gegen dieſe auch als Transcendenz ſich

zu behaupten vermag. Eben weil die Idee ihre Erscheinung frei läßt, beherrscht sie dieselbe.

Hierauf beruhet nun das System der Compensation d. h. der empirischen Ausgleichung, durch welche es der Idee gelingt, auch im Gewirr der Endlichkeit und Zufälligkeit ihrer Gerechtigkeit ein pragmatisches Genüge zu thun.

§. 272.

Jede Existenz übt in ihrer Endlichkeit eine bestimmte Wirkung, der von allen Seiten her, wohin sie dringt, die Gegenwirkung der andern Existenzen, welche sie erregt, mit Nothwendigkeit zurückkommt. In ihrem Dasein und dessen Verlauf erfährt sie mithin nur sich selbst und es kann ihr im Grunde nichts geschehen, als was sie vermöge ihrer Beschaffenheit sich selbst anthut. Die Summe des Thuns und Leidens ist das Schicksal einer Existenz, das nur im Zusammenhang aller Erscheinungen mit allen sich vollendet, so daß in dem der einzelnen zugleich das der übrigen mitgesetzt ist.

Die Idee selber, als der absolute Begriff der Totalität der Erscheinungen, ist ohne Schicksal; die einzelne Erscheinung hingegen, als nur ein Moment des Ganzen, hat einen beschränkten Verlauf, dessen durch sie selbst unvermeidliche Nothwendigkeit wir Gerechtigkeit zu nennen pflegen und dessen Werth nicht in einem äußerlich vielleicht gerade hervorstechenden Punct, sondern in der Continuität und Einheit aller Momente zu suchen ist.

Der gemeine Optimismus d. h. der eudämonistische, hält sich daran, daß Glück und Unglück identisch seien, weil jede Lust in Unlust, jede Unlust in Lust übergehen kann und die bestimmte Zuständigkeit der Existenz daher völlig gleichgültig sei. Er liegt dem Urtheil zu Grunde, welches bei allem Unheil den Trost predigt, daß man, wozu es gut sei, nicht wissen könne, oder welches in äußerlicher Teleologie auch die Wuth des Zahnschmerzes für eine gute Einrichtung hält, weil man sich, ohne sie, einen Zahn ziehen zu lassen schwer entschließen würde. Die Wahrheit dieser egoistischen Ansicht ist die Macht, mit welcher die Idee als das den Erscheinungen immanente Wesen die Er-

haltung des Allgemeinen behauptet und dadurch den Beweis führt, daß die endlichen Einzelheiten sich gegenseitig ihr Recht anthun.

§. 273.

Wie sich die Oscillation und die Compensation im Besondern gestaltet, das ist Sache der Darstellung der besondern Formen der Idee. Hier soll nur vorläufig auf den Unterschied in der ausgleichenden Dialektik der Natur und Geschichte hingewiesen werden. Die Natur ist an sich gegen den Geist gleichgültig; der Geist ist gegen sie an sich selbstständig und macht sie zum Organ der Vermittelung seiner geschichtlichen Erscheinung; aber die Zufälligkeit der Natur greift in das Handeln des Geistes in einer für diesen mysteriösen Weise ein. Eine Schlacht z. B. geht verloren, weil ein Nebel, ein heftiger Staubwind, ein Regen u. s. w. intervenirt; eben darum aber wird sie dann von der andern Seite gewonnen. Die Thätigkeit der Natur, im Wechsel der Bewegung der Körper, im Proceß der Elemente, im Kampf der Pflanzen mit den Pflanzen, der Thiere mit den Pflanzen und Thieren, das Gleichmaaß ihrer besondern Erscheinungen zu realisiren, nennen wir mit Recht die Oekonomie derselben. Das Uebel ist daher ein Begriff, der für die Natur selbst nicht existirt, da sie ihre Realität nicht mit ihrem Begriff vergleicht, was nur wir an ihrer Stelle thun.

Den Geist setzt die solidarische Verbindlichkeit jedes Geistes mit allen, aller mit jedem, so daß, bei aller Unabhängigkeit des individuellen Geschicks im Einzelnen, doch die Wechselwirkung zwischen der Gattung und dem Individuum eine durchgreifende ist. Die Biographie auch des geringsten Menschen ist so gut in sich nothwendig und ein Spiegel der Menschheit, als die Geschichte der größten Berühmtheiten.

Der Widerspruch der Realität des Geistes mit seinem Begriff kann in einzelnen Subjecten und Handlungen viel größer sein, als der der Natur; nichts destoweniger bringt der Geist an und für sich doch nur das hervor, was seinem Begriff wahrhaft gemäß ist. Dies schlechthin Sollende vernichtet als die abso-

lute Macht die Stetigkeit und den Widerstand des Nichtseinsollenden, indem es zugleich an der Existenz desselben die negative Seite in ihr positives Gegentheil umzubeugen versteht. Je künstlicher z. B. die Veranstaltungen eines Subjectes sind, eine Endlichkeit negativen Inhalts, das Geheimniß einer Verschwörung u. dgl. zu schützen, um desto gewisser werden dieselben durch Erregung ihres Gegentheils dazu dienen, sie zu vernichten und das Gute zu bestätigen. Die größte Klugheit eines Schurken wird doch am Schicksal zu Nichts. Die Compensation der menschlichen Geschicke bedarf daher 1) der Ausdehnung im Raum und des Zeitverlaufs, so daß, gleichsam durch den Langmuth der Idee, oft erst am Ende einer Existenz, was an ihr ist, offenbar wird; 2) bedarf sie der Seitenverbreitung der Causalität, indem es nicht nothwendig ist, daß die Reaction direct auf das Subject zurückkomme, vielmehr kann sie auch indirect durch das letzte von mehren Zwischengliedern, in welche die Action übergegangen, auf das ursprünglich verursachende Subject zurückkommen. Diesem können nun die Vermittelungen der Reaction verborgen bleiben und dann wird ihm sein Geschick geheimnißvoll, wiewohl es die an sich zweifellose Gerechtigkeit desselben anzuerkennen hat.

Die einzelne That gilt allerdings nur als das, was sie ist, indem sie hervorgebracht wird, die gute als die gute, die böse als die böse. Es folgt deshalb zunächst aus ihnen weiter nichts; ja so wenig, daß die Existenz des Guten für die des Bösen, die des Bösen für die des Guten, zur äußern Vermittelung werden kann. — Glück aber und Unglück beruhen auf dem äußern Zusammenhang der endlichen Existenzen und können daher beide sowohl mit dem Guten als mit dem Bösen eben sowohl verbunden als nichtverbunden sein. Der Geist nach seiner Wahrheit ist über den Unterschied von Lust und Unlust hinaus. Nicht das Glück, so angenehm es ist, sondern die Freiheit ist der Zweck, in welchem er sich selbst erreicht. Lust z. B. ohne Freiheit, wenn ein Gefangener ein schönes Zimmer bewohnt, gut ißt und trinkt u. s. w., wird zur Qual. Eben weil der Geist nur ist, was er thut, so erzeugt er selbst die Wendepuncte seiner Geschichte, in denen er die Ungleichheit zwischen seiner Rea-

lität und seinem Begriff aufhebt, sei es tragisch oder komisch oder tragikomisch. Diese Umwendung des Geschehens durch die Kraft des allseitigen Zusammenhanges in das der Absicht des Subjektes Entgegengesetzte ist die historische Ironie, wie z. B. die Hellenen aus dem Marmorblock, aus welchem der Siegesmahn der Perser sein Tropaion über sie zu errichten dachte, die Statue der Rhamnusischen Nemesis verfertigten.

§. 274.

Die Oscillation wird daher nicht blos durch ein mechanisches System des Gleichgewichts aufgehoben, sondern nimmt auch die Form der Periodicität der Erscheinung der Momente der Idee an. Das eine Moment reißt vor den übrigen eine Zeit lang die Herrschaft an sich, sollicitirt aber gerade hiedurch den Antagonismus des ihm correlaten Elementes, so daß die Einseitigkeit seines Sieges den Sieg des ihm inhärirenden entgegengesetzten Momentes als Inhalt der nächsten Periode fordert und vorbereitet.

§. 275.

In der Summirung der progressiven und regressiven Phänomene, in der successiven Compensation der vorgreifenden wie der rückgängigen Zustände, erreicht die Wirklichkeit die Vollständigkeit aller Momente, welche die Totalität der Idee an sich ausmachen. Die Oscillation des Realen mit ihrem Stoß und Gegenstoß ist das Mittel, wodurch dasselbe mit träg erscheinender allein sicherer Consequenz das analytische und synthetische Moment des Werdens miteinander ausgleicht. Das Dasein, wie es in der Scala aller Zustände, im periodischen Wechsel der Extreme, als die Einheit aller Localsysteme und ihrer Metamorphosen mit der Coexistenz des Fortschritts, des Rückschritts und des status quo resultirt, ist das der Idee entsprechende.

3) Die Einzigkeit und die Centraliſation.

§. 276.

Die Wahrheit des Localſyſtems iſt die Compenſation, die der Compenſation die Einzigkeit des Einzelnen. Das Einzelne iſt dem Einzelnen darin, daß es exiſtirt, vollkommen gleich. Keines hat in dieſer Trivialität vor den andern etwas voraus. Wie aber in dem Syſtem der Idee alle Begriffe an ſich gleich nothwendig ſind und doch jeder für ſich ſchlechthin einzig iſt, ſo auch iſt das Einzelne der gemeinen Wirklichkeit in der allgemeinen Gleichheit des unmittelbaren Daſeins doch darin von einander unterſchieden, ob es der bloßen Maſſe angehört oder ob es die Energie derſelben in ſich centraliſirt und ſich durch ſolche Individualiſirung ihres Weſens vereinzigt.

§. 277.

a) Einzig iſt ſchon ganz unmittelbar freilich jedes Exiſtirende überhaupt, was es auch ſei, denn ſo, wie es als *dieſes* in dieſem Zuſammenhang da iſt, kann es im Fluß des pragmatiſchen Cauſalnexus nur *Einmal* exiſtiren, ohne je vorher noch nachher ſeines Gleichen zu haben.

§. 278.

b) Aber nicht nur kommt jedem Exemplar einer Gattung dieſe wohlfeile Einzigkeit zu, ſondern, weil an und für ſich Alles mit Allem auch empiriſch zuſammenhängt, wie im Syſtem der Idee alle Begriffe ſich gegenſeitig halten und tragen, ſo kann auch *jedes für jedes* eine Bedeutung gewinnen, ihm *einzig* und allein ſeine Exiſtenz zu vermitteln. Dies iſt der Humor des Geſchehens, der das Heterogenſte mit dem Heterogenſten, das Kleinſte mit dem Größten, das Niedrigſte mit dem Höchſten plötzlich in eine ſolche Verkettung bringt, daß jedes gezwungen wird, in dem andern die weſentliche Gleichheit mit ſich ſelbſt anzuerkennen, weil es ohne daſſelbe die Realiſirung ſeines Begriffs nicht würde durchſetzen können. Der *Werth* der Dinge für einander iſt ein relativ *wechſelnder*.

§. 279.

c) Die Idee enthält aber auch in ihrer Systematik die absolute Einzigkeit in den Momenten, worin sie die Prämissen einer Stufe zur Einheit des Schlusses integrirt. Diese constanten Concentrationen stellen das Wesen eines constitutiven Elementes der Idee nicht blos in der Allgemeinheit des nur gedachten Begriffs, sondern auch als concrete Existenz dar. Das Allgemeine als solches, Materie, Pflanze, Thier, Staat, Kunst u. s. f. überhaupt, existirt nicht an sich als Individuum, nur als Begriff. Allein in seiner realen Entwicklung erreicht der Begriff eine Existenz, worin er alle Momente, die er außerdem zu einseitigen Gestalten ausbreitet, zur Einheit individuell zusammenfaßt, so daß in einer solchen das Ideal zur Wirklichkeit der Erscheinung durchdringt.

α) In der Natur z. B. kommt diese Einzigkeit vor, wenn eine Existenz die Eigenschaften der Arten so in sich centralisirt, daß sie die Gattung zu repräsentiren vermag, wie z. B. das Wesen des Metalls im Salze, das der Pflanze in der Familie der Rosaceen, das des Thieres in der Zunft der Quadrumanen instar omnium sich darstellt. Oder wie auf dem Erdball nothwendig Ein Berg der höchste und Einer der niedrigste, Eine Insel die längste und Eine die kürzeste u. s. w.

β) In der Geschichte kann jedes constitutive Element des Geistes, obwohl es natürlich sich immerfort erhält, doch als ausschließendes Princip der Bildung, so daß alle Functionen ihm sich unterordnen und durch dasselbe einseitig bestimmt werden, nur ein Einziges Mal Epoche machen, wie z. B. das Princip der Familie in China, das der Kunst in Hellas u. s. w. Ist es mit einem Princip zu solcher Einzigkeit gekommen, so kann es zum zweitenmal eine gleich absolute Herrschaft nicht wieder gewinnen. Jeder Versuch, den es — gewöhnlich — dazu macht, kann nur dahin ausschlagen, seine Vergeblichkeit zu beweisen.

§. 280.

γ) Weil das Allgemeine erst im Einzelnen seine bestimmte Wirklichkeit hat, so sucht die Erscheinung die unbestimmte Vielheit ihrer mannigfaltigen Existenzen immer wieder zu einer individuellen Einheit zusammenzuschließen und eine solche centrale Totalität ihrer peripherischen gegenüberzustellen. Ein bloßes Exemplar seiner Gattung ist freilich jedes Einzelne, allein das Einzelne unterscheidet sich vom Einzelnen durch das Maaß der Energie und die qualitative Reinheit, mit welcher es die besonderen Momente des Allgemeinen in sich darstellt. — Daß es nicht die Art der Idee sei, ihre Fülle in Ein Exemplar zu schütten, ist so wenig wahr, daß vielmehr alle Thätigkeit der Idee in ihrer Realisation darauf ausgeht, ihre Substanz auch als Individuum zu setzen. Mit solcher individualisirender Centralisation hört die Selbstständigkeit der übrigen peripherischen Existenzen nicht auf, aber was in ihnen vom Wesen der Idee in zerstreuten Zügen vorkommt, findet in ihr sich auf plastische Weise vereinigt.

§. 281.

Wegen der unendlich vielseitigen Möglichkeit der Berührung, in welche die Erscheinung zur Erscheinung treten kann, vermag sie allerdings auch Zustände zu unterhalten, in denen eine fortwährende Gährung herrscht, ohne daß das Ringen nach Gestalt zu einem Resultate kam. Man kann sie zwar auch als Localsysteme betrachten, allein nur als solche, in denen die Anarchie das constituirende Princip ist; sie erzeugen nur, um sogleich wieder zu vernichten. Ihre Geburten, wie tumultuarisch sie auch vorkommen mögen, sind constante Fehlgeburten, wie die Steppengewitter in Südrußland, wie Polens Staatwerdung u. s. w.

§. 282.

Zeigen sich in einer Sphäre Ansätze zur Centralisation, so ist dies ein Beweis, daß sie als System sich in sich abzurunden beginnt. Erreicht sie aber kein eigenes Centrum, so muß sie einem andern sich unterwerfen, das über sie hinausreicht und sie zu seinem Anhängsel zu machen die Kraft hat.

§. 283.

Jedes relative und locale System bringt nothwendig einen Superlativ seiner Existenz hervor. Diejenige Einzigkeit aber, die wir in geschichtlichem Sinn Individualität nennen, hat an der unmittelbar empirischen Einzigkeit, und an dem relativ individuellen Zusammentreffen der Umstände, wie es durch die Localsysteme und die Oscillation des Daseins hervorgebracht wird, ihre passive Voraussetzung. Sie muß durch ihre Thätigkeit den ganzen Umfang der Wirklichkeit, welche die Idee in einem gewissen Kreise schon gewonnen hat, actu in sich zusammenfassen. Dies ist der Weg ihrer Bildung. Ihre centrale Bedeutung beweist die Individualität aber nur durch die Werke und Thaten, in denen sie sich selbst und mit sich zugleich das Allgemeine darstellt. Die ächte Ursprünglichkeit liegt nicht in dem Eigensinn der absonderlichen Willkür, vielmehr in der Lebendigkeit und Wahrheit, mit welcher das Individuum das nothwendige Wesen eines Momentes der Idee zum entschiedenen Ausdruck bringt. In dieser Individualisirung erreicht die Verwirklichung der Idee ihre höchste Spitze.

III.

Uebergang.

Das System ein Schluß von Schlüssen.

§. 284.

Weil an und für sich die Idee nur Eine ist, so enthält auch jeder ihrer Unterschiede selbst wieder das Wesen der ganzen Idee. Durch ihre Selbstunterscheidung entwickelt die Idee sich selbst als einen Schluß von drei Systemen, deren jedes für sich abermals ein Schluß ist, nämlich 1) als das System der reinen Vernunft, worin sich das Sein als Denken setzt;

2) als das System der Natur, worin sich das Denken als Sein setzt;

3) als das System des Geistes, worin sich das Sein als das denkende und das Denken sich als das fürsichseiende setzt.

§. 285.

Dieſe drei Syſteme ſtehen unter einander in dem Verhältniß, daß jedes in dem Schluß der Totalität einmal als die Mitte auftritt.

Natur und Geiſt haben an der Vernunft ihre abſolute Vorausſetzung.

Die Vernunft, da ſie die Idee nur erſt als Begriff iſt, der Begriff der Idee aber ihre Realität in ſich ſchließt, hat an der Natur und dem Geiſt die Vorausſetzung ihrer concreten Exiſtenz.

Die Natur iſt für den geſchichtlich erſcheinenden Geiſt die Bedingung ſeiner Exiſtenz; der Geiſt aber, als der abſolute, iſt die productive Einheit der Idee als Vernunft und als Natur.

Im dialektiſchen Fortgange des Begriffs der Idee von der Vernunft zur Natur, von der Natur zum Geiſt, iſt der Geiſt allerdings das Posterius der Vernunft und der Natur; in der Wirklichkeit aber iſt er als ihre reale Cauſalität ihr Prius. Als erſcheinender hebt er beide nur deshalb in ſich auf, weil er als abſoluter die affirmative Identität ihrer Contrapoſition iſt.

§. 286.

Die Vermittelung iſt alſo eine gegenſeitige. Das Syſtem der logiſchen Idee, das als ſolches nur im denkenden Geiſt, nicht aber an ſich als eine hypoſtatiſche Macht exiſtirt, iſt in ſeiner Idealität die Continuität der reinen Nothwendigkeit des Begriffs. Das Syſtem der Natur iſt an ſich vernünftig, erzeugt aber durch die Aeußerlichkeit ſeiner Exiſtenz im Raum und in der Zeit das reizende Spiel des Zufalls. Das Syſtem des Geiſtes endlich als das der freien Nothwendigkeit und der nothwendigen Freiheit, die ſich als vernünftig weiß und die Natur als Organ ſich unterwirft, fügt zum Zufall aus der formalen Unbedingtheit der ſubjectiven Freiheit die Willkür hinzu, welche die kataſtrophiſchen Verwicklungen der Geſchichte herbeiführt, immer jedoch der Macht des Sittengeſetzes unterworfen bleibt.

§. 287.

Die Idee iſt nicht blos der in's Unendliche fortlaufende Progreß des Proceſſes ihrer Realiſation überhaupt, ſondern in demſelben iſt ſie auch der Fortſchritt der Erſcheinung zur ſtets adäquateren Darſtellung der Idee, die Verklärung des Daſeins durch den Geiſt, der in der Entwicklung ſeiner ſelbſt zugleich die Natur humaniſirt.

§. 288.

Der Uebergang vom Begriff der logiſchen Idee zum Begriff der Natur iſt ein Uebergang nur des Begriffs; d. h. der Begriff der Idee entſchlägt dem Begriff der Einheit des Begriffs und ſeiner Realität, alſo der Realiſirung der Idee durch ſich ſelber. Innerhalb der logiſchen Idee iſt aber die Realiſirung der Idee eine nur ideelle; die Realität des Begriffs der logiſchen Idee als ſolcher iſt der Begriff nur erſt in der Form des actuellen Denkens. Inſofern iſt es namentlich, den Begriff der logiſchen Idee als den Cauſalgrund der Exiſtenz der Natur anzuſehen; er iſt nur ihr abſtractes Vorbild. Den Cauſalgrund der Natur iſt der höher als ſie ſelber ſtehende Geiſt, der ſein productives Denken und Wollen zu ihr entäußert. Die Philoſophie leugnet nicht, daß Gott die Natur ſchafft, wohl aber ſieht ſie dies Schaffen als ein im Weſen Gottes begründetes an. Die Myſtik, die ſich nichts in die Vernunft der natürlichen Natur finden konnte, nahm daher eine ewige Natur in Gott an, die im Unterſchied von der räumlich und zeitlich erſcheinenden die wahre Natur ſein ſollte. Dieſe ewige Natur aber iſt einerſeits die im göttlichen Geiſt ewig lebende Idee der Natur, anderſeits die von der falſchen Vorſtellung eines kranken Denkens verſchuldete, der Corruption bezüchtigte ſinnlich erſcheinende Natur.

Obwohl aber ſich dies ſo verhält, ſo iſt doch nicht unrichtig geweſen, wenn geſagt worden, die Wiſſenſchaft der logiſchen Idee ſei die Darſtellung Gottes, wie er vor Erſchaffung der Natur und des endlichen Geiſtes ſich verhalte, denn dieſer Ausdruck geht ja eben vom Begriff Gottes als des abſoluten Geiſtes aus. Es wird jedoch in ihm davon abſtrahirt, daß Gott der Schöpfer

der Natur, die Vorsehung der Geschichte. Nimmt man die Natur und den endlichen Geist hinweg, so nimmt man auch alle Prädicate weg, die aus dem Verhältniß zu ihnen für Gott entstehen. Was bleibt also übrig? Der Begriff der abstracten, der logischen Idee. Denkt man sich Gott in diesem Zustande eines weltlosen Purismus, eines contemplativen Solipsismus, so resultiren für ihn keine andern Begriffe, als die des Seins, des Wesens, des Zwecks, des Denkens, der Einheit des Begriffs und seiner Realität. Diese Begriffe machen den Inhalt der sogenannten rationellen Theologie aus und man kann daher den Begriff des Logos auch als den abstracten Begriff Gottes ansehen. Gott ist auch die Vernunft. Im System der Wissenschaft muß sie aber das äußerliche Prius der Natur sein, weil sie eben nur das Abstractum des Geistes, der nur gedachte Geist, sein abstracter Begriff ist, während die Natur mehr, als nur logisch ist. Es ist daher nicht, wie gespottet worden, Langeweile, welche die Idee als logische über die nur ideelle Existenz zur ungeheuren Breite der Natur hinausgehen läßt, sondern der Grund ihrer Existenz ist die Entelechie des Geistes. Nur durch das Wunderwerk der Natur ist die Schöpfung endlicher Geister möglich.

Die Philosophieen in Europa haben sich seit Anaxagoras abgemühet, den Uebergang des Geistes zur Natur zu begreifen. Die Verwechselung aber zwischen dem Begriff des Geistes und dem der Vernunft hat hier zu vielen Irrungen geführt. Die Aristotelische Philosophie ging zwar über den Platonischen Demiurgen fort, versenkte aber den Gott in theoretische Ruhe. Die Stoiker suchten im λογος σπερμαπκος offenbar nach einer tieferen Vermittelung. Dasselbe thaten die Neuplatoniker, denen sich das Christenthum anschloß. Die Johanneische Logoslehre ist unendlich tief. Das ὀντως, ζωτικως und λογικως ειναι des späteren Proklos, so speculativ es durchgeführt ist, hat sie nicht erreicht. Daß die Natur an sich Geist ist, hat von den Religionen die griechische geahnt, das Christenthum aber verstanden. Die Natur ist der logisch-alogische Abgrund, in den sich der Geist, seiner selbst sicher, wirft, um, die Nacht des Raums er-

heilend, die Ausschweifungen der Materie bändigend, zahllose Gestalten verschwenderisch ausstreuend, von Schöpfungswoche zu Schöpfungswoche in für ihn gleichgültigen Aeonen vordringend, endlich im Auge des Menschen sein Ebenbild wiederzuschauen und sich zuzujauchzen, nicht nur: das ist Fleisch von meinem Fleisch, sondern auch: das ist Geist von meinem Geist!

Zweiter Theil.

Die Natur.

Philosophie der Natur.

Physik.

Einleitung.

§. 289.

Das Wissen von der Natur ist als wirkliche Wissenschaft nur dann möglich, wenn die Natur dem Geist als reiner Gegenstand zu erscheinen vermag.

Diese Möglichkeit hängt also von dem Begriff ab, welchen der Geist sich von seinem Wesen macht. Je klarer er sich selbst begreift, um so klarer kann er auch die Natur als sein Gegenbild erfassen.

Der religiöse Standpunct des Menschen ist deshalb für die Naturforschung von entscheidender Wichtigkeit. Der mythologische Paganismus vermag zwar eine Kosmogonie, aber so lang' er an sich glaubt, keine Naturphilosophie zu haben, denn die Naturmächte sind für ihn Götter und die Naturproducte Gaben derselben. Die Natur ist ihm theogonisch und dämonisch inficirt. — Der supernaturalistische Monotheismus dagegen vermag die Natur zwar ganz verständig als Schöpfung zu fassen, aber nicht als eine der Gottheit nothwendige That. Weil sie ihm daher nicht ewig ist und nicht Gesetzen gehorcht, welche das Wesen der Gottheit selbst offenbaren, so kann die Natur für ihn gar kein wissenschaftliches, sondern nur ein religiöses Interesse haben. — Erst die Theanthropologie des Christenthums hat die Natur für die wissenschaftliche Forschung zur vollkommenen Freiheit emancipirt und dieselbe sowohl entgöttert als entwundert, um sie als die verwandte Offenbarung des Wesens

Gottes zu faſſen, welche im Menſchen ſelbſt die höchſte Spitze ihrer Entäußerung erreicht.

Innerhalb der Wiſſenſchaft erſcheint nun das mythiſche Element des Paganismus als die Poeſie der Natur, das verſtändige Element des Monotheismus als die Proſa des berechnenden Nutzens. Die Wiſſenſchaft als ſolche hat ein Verhältniß zu beiden, muß aber den Begriff der Wahrheit als ihre Aufgabe und ſich als Selbſtzweck betrachten; daß ſie die Phantaſie beſchäftigt oder daß ſie nützt, iſt für ſie als ſolche das Secundäre.

§. 290.

Die vorläufige Beſtimmung des Begriffs der Naturwiſſenſchaft läßt ſich auf folgende Puncte zurückführen:

1) auf die Entſtehung unſeres Wiſſens von der Natur überhaupt;

2) auf die Geſtaltung unſeres Wiſſens von der Natur zum Syſtem;

3) auf das Verhältniß des Syſtems der Natur zum Syſtem der Wiſſenſchaft im Allgemeinen.

I.

Die Entſtehung unſeres Wiſſens von der Natur überhaupt.

§. 291.

Der Begriff unſeres Wiſſens von der Natur iſt nur eine Beſonderung des Begriffs unſeres Erkennens überhaupt. Er macht inſofern gar kein Moment der Naturwiſſenſchaft ſelber aus, ſondern gehört weſentlich der Pſychologie an. Gewöhnlich hebt man die Sinne als Bedingung unſeres Erkennens der Natur hervor. Dies iſt auch richtig, ſobald man nur nicht vergißt, daß das Bewußtſein den Grund ausmacht, ohne welchen wir, trotz unſerer Sinne, uns die Natur nicht gegenüberzuſtellen vermöchten. Das Thier entbehrt der Sinnigkeit nicht und bleibt doch in der Natur befangen, weil es, als ohne Bewußtſein, nicht die Kraft hat, ſich die Natur zum Gegenſtand zu machen.

Die Sinne sind die Organe, mit welchem die Natur sich selbst anzuschauen, sich in sich selbst zurückzuwenden beginnt und der Mangel eines Sinnes schließt daher zugleich den Mangel der Erkenntniß der ganzen ihm als Gegenstand entsprechenden Naturſphäre in sich.

Wenn man von der Trüglichkeit der Sinne spricht, so versteht man darunter eigentlich die Täuschungen des Bewußtseins in seiner Auffassung des ihm durch die Sinne gegebenen Stoffs, denn die Sinne als solche trügen nicht, weil sie ja nichts anderes, als Nervenerregungen sind, die mit Nothwendigkeit so und nicht anders erfolgen müssen. Allein unser Urtheil in Beziehung auf sie kann trügen und wir müssen daher unsere Sinne bilden, um ihren richtigen Gebrauch zu erwerben. Schwäche oder Krankhaftigkeit eines Sinnes kann allerdings Täuschung veranlassen. Sind wir uns des Zustandes unseres Sinnorgans bewußt, so corrigiren wir den Fehler der Nervenaffection, indem wir ihn machen. Mit der krankhaften Erregung eines Sinnorgans kann sich ein Spiel unserer Einbildung vermischen und die Phantasmagorie einer sogenannten Hallucination hervorbringen, worin wir Gestalten schauen und Töne vernehmen, die nicht an sich, nur in uns als Selbsterzeugungen existiren. Auch hier betrügt uns der Sinn nur, wenn wir uns wollen betrügen lassen und keine Kritik üben.

Eben so wenig, als diese subjectiven Irrungen, können wir es einen eigentlichen Trug nennen, wenn objective Naturverhältnisse unmittelbar uns anders erscheinen, als sie an sich sind: z. B. die Erdoberfläche als eine unbewegliche Rundscheibe; die Sonne als um die Erde sich bewegend — was ja mit dem Monde, der in dieser Hinsicht den nämlichen Anblick darbietet, wirklich der Fall ist u. s. w.

§. 292.

Die Sinnerregung für sich ist aber noch keine Erkenntniß; sie ist nur die Bedingung derselben. Der Grund, in welchen diese Bedingung sich aufhebt, ist das Bewußtsein. Dies erst verwandelt den Naturact der Nervenerregung zu einer inneren, ideellen

Projection. Das Bewußtſein iſt die freie Beziehung, welche das Subject auf ſich ſelbſt macht und durch welche es ſich ſelbſt von ſich als Object unterſcheidet, eine Unterſcheidung, die es ihm erſt möglich macht, auch von der Natur ſich zu unterſcheiden und dieſelbe als Gegenſtand zu ſetzen, ſo daß es ſie wahrnehmen, beobachten und erfahren kann.

§. 293.

1) Als unmittelbar *wahrnehmendes* ſucht das Bewußtſein an dem Naturgegenſtande zu unterſcheiden, worin er ſich weſentlich gleich bleibt und worin er ſich auf unweſentliche Weiſe ungleich wird. Es *beſchreibt* den Gegenſtand.

§. 294.

2) Als *beobachtendes* wiederholt das Bewußtſein den Act des Wahrnehmens, jedoch mit dem Mißtrauen gegen deſſen Richtigkeit. Es veranſtaltet eine vergleichende Zerlegung ſeiner einzelnen Wahrnehmungen, ſie in ihrem Proceß und in ihrem Reſultat an einander zu prüfen. Das Beobachten ſtrebt deshalb darnach, ſowohl den *Gegenſtand zu iſoliren*, um ſeine Eigenthümlichkeit nicht mit fremdartigen Beſtimmungen zu vermiſchen, als auch das Subject *aller Zuſtände* zu entäußern, welche die reine und vorurtheilsfreie Aufnahme des Objects und ſeiner ungehemmten Selbſtdarſtellung ſtören könnten.

Das Beobachten muß daher ſeine *Technik* nach der Beſchaffenheit des Gegenſtandes verändern. Für das mathematiſche Element, namentlich in der Mechanik, Aſtronomie und Stöcheometrie, wird ſie zur *Reviſion des Calculs*. Für die phyſikaliſche Natur und für die organiſche, ſo weit ſie von der unorganiſchen abhängig iſt, wird das *Experiment* möglich, d. h. die abſichtliche Veranſtaltung von Bedingungen aus ſchon bekannten Thatſachen, um die Natur in Verſuchung zu führen, wie ſie innerhalb derſelben ſich benehmen werde und ſo aus den ſchon gewiſſen Beſtimmungen andere noch unbekannte zu entdecken.

Der erfinderiſche Geiſt des ächten Naturforſchers verſteht es, der Natur aus ſeiner inſtinctiven Harmonie mit ihr nur ſolche

Fragen vorzulegen, die sie wirklich zu beantworten vermag. Seine Apparate sind überraschend einfach, wie die der Natur selber, und seine Experimente nicht sowohl ein Foltern der Natur, ihr ein Geständniß abzupressen, als die allmälig und sanft lösende Geburtshülfe, das Phänomen und seinen Proceß lauter und vollständig zur Erscheinung zu bringen.

§. 295.

Die größere Schwierigkeit, die organische Natur dem Experiment und gar dem Calcul zu unterwerfen, liegt in der Spontaneität derselben. Die individuelle Lebendigkeit ist so reizbar, so leicht bestimmbar und durch die Mannigfaltigkeit ihrer Processe so sehr zu unberechenbaren Reactionen befähigt, daß sie durch das Experiment nur sehr approximativ erforscht werden kann, wie die Geschichte der Heilmittellehre dies am Augenscheinlichsten darthut. Ein Experiment aber an dem todten, organischen Körper trifft nicht mehr das Leben, was gerade seine Eigenthümlichkeit ausmacht, nur dessen unorganische, mechanische und chemische Voraussetzung. Die Form der Beobachtung des Organischen wird daher ein Sammeln von möglichst vielen und möglichst vollständigen Exemplaren, die in Mineralienkabinetten, in Herbarien und botanischen Gärten, in zoologischen Museen und Menagerieen den Reichthum des Bildungsganges der Natur uns unmittelbar zur Vergleichung ihrer Gestalten vor Augen stellen sollen. Die Vollendung der Naturbeobachtung ist demnach die naturwissenschaftliche *Reise*, die das Totalbild einer Localnatur nicht blos in den Einzelheiten ihres geognostischen Habitus, ihrer Flora und Fauna, sondern auch im Verschmelzen aller Naturpotenzen und Naturproducte zur *landschaftlichen* Einheit darstellt.

§. 296.

3) Das Beobachten hebt sich zum *Erfahren* auf, indem durch den Subsumtionsschluß die in einer Gruppe von Phänomenen, in einer Reihe von Fällen, in einer Menge von Individuen wahrgenommene Identität als das darin herrschende Gesetz

für ſich herausgehoben und als einfacher Begriff fixirt wird. Das Schließen iſt hier das der Empirie, der Induction und der Analogie, je nachdem das Verhältniß der Einzelheit, Vielheit oder Allheit für das Subject, oder für das Prädicat oder für beide zur Vermittelung kommt.

§. 297.

Den Subſumtionsſchluß entwickelt die empiriſche Naturforſchung in den beſondern Formen der Syntaktik, des Probabilitätscalculs und der Hypotheſe.

a) Die Syntaktik iſt die Verbindung gegebener einfacher Elemente nach allen Möglichkeiten ihrer Beziehung. Dieſer Wechſel der Anordnung (a b c, c b a, b a c u. ſ. w.) iſt eine logiſch arithmetiſche Operation, welche durch die Permutation, Variation und Combination die aprioriſche Ueberſicht der vielſeitigen Modificationen eines Stoffes möglich macht.

b) Der Probalitätscalcul ſucht die Regel zu finden, die in dem Zufälligen herrſcht. Alle concreten Möglichkeiten ſind in Bezug auf ihre Realiſirung gleich. Jede kann wirklich werden. Succeſſiv geſchieht dies auch. In dem Proceß der Realiſirung ſtellt ſich jedoch für das quantitative Verhältniß ein Unterſchied heraus, der in letzter Inſtanz auf der qualitativen Differenz beruhet. Die Wahrſcheinlichkeitsrechnung begründet die Statiſtik der Natur, die meteorologiſchen Perioden, die Geſchichte der Wanderung der Epidemieen, die Geſetze der Mortalität.

c) Die Hypotheſe endlich iſt die Vorausſetzung einer Beſtimmung, die noch nicht als Geſetz gelten kann, weil noch zu viel Thatſachen fehlen, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit derſelben anzunehmen. Als Begriff ſoll ſie ſchon bekannte Thatſachen erklären, die aus ihr, wie die Folge aus dem Grunde, hervorgehen können. Die Hypotheſe iſt die ſubjective Vorwegnahme des objectiven Geſetzes. Beſtätigt ſie ſich, d. h. ſtimmen die fernerhin aufgefundenen Thatſachen mit ihrem Begriff überein, ſo verliert ſie ihre beſchränkte Geltung und nimmt den Charakter des Geſetzes ſelbſt an.

II.

Die Gestaltung unseres Wissens von der Natur zum System.

§. 298.

Das Wissen von der Natur kann sich dem Begriff nicht entziehen, welchen das Wissen überhaupt von sich selber hat, nämlich Einheit und Totalität zu sein. Das Erkennen geht nothwendig darauf aus, ein systematisches zu werden und es fragt sich daher, wie die Erfahrung der Natur zum Begriff des Systems sich verhält, in welchem nämlich die Begriffe aufeinander folgen, weil sie auseinander folgen. Der Proceß der Begriffsbildung ist zugleich ein Progreß, so daß der erste Begriff des Systems der einfachste und abstracteste, der letzte der reichste und in seiner allumfassenden Allgemeinheit concreteste, der Kraft nach erste ist. Die Reihen der Thatsachen, welche die Beobachtung sammelt, sind endlos; die einzelnen Thatsachen selbst aber, die zur Wahrnehmung kommen, sind der Gefahr ausgesetzt, unvollständig, verkümmert, wohl gar verfälscht zu sein. Die Natur sucht unaufhörlich alle ihre Möglichkeiten zu verwirklichen, und modificirt daher durch die Concurrenz der verschiedenen Phänomene, die sich gleichzeitig zur Geburt drängen, die Bestimmtheit der einzelnen. Der Begriff der Sache an und für sich ist von diesen Mängeln frei und das Erkennen muß deshalb, ihn zu erreichen, über die bloße Erscheinung hinausgehen.

§. 299.

Als Idee ist die Natur selbst System. Durch seine freie Entfaltung stellt es sich auch als ein Werden dar, in welchem die Existenz der besondern Momente dem Zufall überlassen scheint. Der Unterschied der Bildungsepochen der Natur ist aber nicht so zu nehmen, als wäre sie einmal im Zustand einer sogenannten Urwelt eine völlig, eine qualitativ andere gewesen. Vielmehr sind die Arten der Pflanzen und Thiere, die wir jetzt nur noch als versteinerte finden, ebenfalls bestimmte Momente in der nothwendigen Ausbildung der generischen Typen des organischen

Lebens und müſſen daher auch von der Wiſſenſchaft in das Syſtem derſelben an Ort und Stelle aufgenommen werden. Sie ſtehen in derſelben Bedeutung da, wie der Urſchiefer, Urkalk und andere primitive Mineralien, für die Continuität der geognoſtiſchen Formationen. Die gegenwärtige lebendige Natur macht mit der der Petrefacten Ein groſſes, gemeinſchaftliches Ganze aus. Zur vollſtändigen Erſcheinung der Natur müſſen aber nicht nur die untergegangenen, ſondern auch die zukünftigen Typen gerechnet werden, die aus der unendlichen Biegſamkeit des organiſchen Lebens ſich noch entwickeln können.

§. 300.

Die Ordnung, in welcher die Natur als wirkliche ſich entwickelt, iſt im Weſentlichen von dem Gange des Syſtems nicht unterſchieden. Die mechaniſche Natur muß vor der phyſikaliſchen, die phyſikaliſche vor der organiſchen zu einer relativen Vollendung kommen, weil die Geſtaltung der kosmiſchen Materie den meteorologiſchen Proceß und dieſer das individuelle Leben bedingt. In der organiſchen Natur bedingt abermals die Exiſtenz der Pflanzenwelt die der herbivoren Thiere und die Exiſtenz warmblütiger Thiere die der Raubthiere. Jedoch muß man in dieſer Abfolge die Natur als freie Schöpferin denken, die nicht nach den Paragraphen eines Compendiums ſich richtet, die nicht pedantiſch etwas abſchließt, bevor ſie zu etwas Anderem übergeht, ſondern die aus ihrer ewigen Idee das an jedem Ort und in jedem Augenblick Mögliche verſucht, unbekümmert, ob es werde dauern können.

Abgeſchmackt iſt es, die Permanenz der Naturacte ſich in der Weiſe vorzuſtellen, als ob dieſelben gleichzeitig durch das Univerſum vertheilt wären, ſo daß, was jetzt nicht auf der Erde exiſtire oder geſchehe, dafür auf einem andern Weltkörper exiſtiren oder geſchehen müſſe. Dies iſt keineswegs nothwendig. Einmal iſt Allemal, wo es auf die empiriſche Manifeſtation der Idee ankommt. Ob die von der Natur in den Petrefactenmumien verſargten Geſtalten irgendwo noch als lebendige exiſtiren, iſt ihr gleichgültig.

§. 301.

Selbſt die Entwicklung des organiſchen Individuums entſpricht inſofern dem ſyſtematiſchen Gange, als nicht nur die des mineraliſchen mit der mechaniſchen Gravitation, die des vegetabiliſchen mit dem meteorologiſchen Proceß innigſt vereint iſt und erſt das animaliſche ein freies Fürſichſein gewinnt, ſondern auch das letztere während ſeiner Embryonal- und Fötalperiode alle Stufen der ihm bereits vorausgeſetzten Bildungen durchläuft. Jedoch iſt auch dieſe Metamorphoſe wieder nicht ſo zu verſtehen, als ob von der niedrigeren Organiſation zur höheren innerhalb deſſelben Individuums ein Proceß allmäliger Hinüberbildung exiſtirte, als ob demnach das Mineral Pflanze, die Pflanze Thier, der Wurm Inſect, das Inſect Fiſch, der Fiſch Amphibium u. ſ. w. würde. Daher können auch die Krankheiten zwar als Rückfälle des an ſich höher ſtehenden Individuums in eine niedrigere Thier- oder Pflanzenſtufe angeſehen werden, allein nicht ſo, als ob der höhere Organismus auch formell in den niedrigeren ſich zurückwandelte, ſondern ſo, daß das, was das Weſen der untern Formation ausmacht, in dem höhern Organismus, alſo auch in ſeiner Krankheit, als ein ideelles Moment überhaupt mitgeſetzt iſt, folglich auch ſich einſeitig geltend machen kann.

§. 302.

In der unmittelbaren Realität der Natur ſcheint nun allerdings jede Spur ſyſtematiſchen Zuſammenhangs zu verſchwinden und nur ein regelloſes Durcheinander der verſchiedenſten Exiſtenzen ſich darzubieten, ſo daß ſich Proceſſe und Individuen in nächſter Nähe begegnen, die ihrer Stellung nach im Syſtem weitauseinanderliegen. Allein dies Durcheinander bildet doch noch der Gliederung des Erdorganismus ſelbſt wieder ein relatives Syſtem harmoniſch zuſammenhängender Phänomene, welches zu ſchildern die Aufgabe der Geographie iſt. Selbſt die Eingeweidewürmer haben ihre beſtimmten Verbreitungsbezirke!

III.

Verhältniß der Natur als System zum System der Wissenschaft überhaupt.

§. 303.

Die Idee ist sich selbst als logische und als natürliche, als die Innerlichkeit des reinen Denkens und als die Aeußerlichkeit der concreten Materie, als die abstract ideelle und abstract reelle, entgegengesetzt; ein Gegensatz, der seine Auflösung und Begründung im Geist findet. Die Natur steht insofern zwischen dem Begriff der reinen Vernunft und dem des Geistes, der sich selbst als vernünftig weiß, mitten inne.

Nun sind die Bestimmungen der logischen Idee schlechthin nothwendige, die mit hemmungsloser Continuität ineinander übergehen; die Natur aber ist in ihren vereinzelten Existenzen eben so sehr zufällig und diese Zufälligkeit ist ihr wieder durch ihr Bestehen in dem gleichgültigen Medium des Raumes und der Zeit nothwendig.

Durch die Zufälligkeit entstehen theils Vermischungen, die in's Unendliche hin die Existenz des Begriffs in das Spiel einer formalen Mannigfaltigkeit auflösen; theils Mißformen, welche den normalen Typus einer organischen Gestalt verzerren; theils Krankheiten, welche die Einheit des Lebendigen mit sich selbst zu vernichten drohen. — Alle diese Möglichkeiten sind jedoch keine geheimnißvolle Irrationalitäten, sondern als Möglichkeiten durch die Aeußerlichkeit der Natur schlechthin nothwendig. Ihre Verwirklichung hingegen ist keineswegs schlechthin nothwendig, sondern eben zufällig. Wird jedoch auch der Tod zu diesen negativen Momenten gerechnet, so ist das ein Irrthum, denn seine Möglichkeit ist eine für das natürliche Individuum durchaus nothwendige, eine nicht nur seinkönnende, vielmehr seinsollende.

§. 304.

Zum erſcheinenden Geiſt verhält ſich die Natur theils als Vorausſetzung, theils als Mittel, während er ſelbſt als der freie ſeinerſeits das Princip iſt, aus welchem heraus ſie die Berechtigung ihrer Exiſtenz empfängt und um deſſenwillen ſie da iſt. Der Geiſt, als der den reinen Begriff der Vernunft wiſſende und den der Natur erkennende, enthält zugleich in ſeinem eigenen Organismus die harmoniſche Concentration der ganzen Natur. Indem in demſelben die Natur ſich vollendet, geht ſie auch mit dieſem Abſchluß über ſich hinaus.

Die Natur iſt daher für den Geiſt die von ihm ſelbſt vorausgeſetzte Bedingung ſeiner realen Erſcheinung und ihm folglich an und für ſich nothwendig. Der Geiſt muß zwar als naturfrei, allein er darf nicht als naturlos gedacht werden. Für ſeine Exiſtenz iſt die Natur das abſolute Medium des Geiſtes, ſich zu manifeſtiren; eine Bedeutung, welche ſie ſowohl für Gott, den abſoluten Geiſt, als für den einzelnen Geiſt hat. Gott ſchafft die Natur ewig und nur durch ihre Vermittelung die einzelnen Geiſter, die Alles, was wir Individualität nennen, Eigenheit der Race, des Geſchlechts, des Temperaments, der Anlage und der Lebensalter, durch die Natur empfangen. Die Individualität Gottes unterſcheidet ſich deshalb von der des endlichen Geiſtes durch das gerade Gegentheil derſelben, durch ihre natürliche Unbeſchränktheit.

Bleibt man auf dem Boden der Empirie ſtehen, ſo kann man in den Irrthum des Atheismus verfallen, die Natur nicht blos als Bedingung der Exiſtenz des endlichen Geiſtes, ſondern als abſolutes Princip überhaupt zu nehmen. Allein ſchon die Nothwendigkeit, die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, die harmoniſche Ordnung der Millionen der himmliſchen Körper und die vereinſtige Exiſtenz der Erde als einer noch nicht von Menſchen bewohnten zu denken, läßt die wiſſenſchaftliche Ohnmacht des Atheismus erkennen, ſofern er für den Menſchen die Dignität der Schöpfermacht des Univerſums uſurpiren will oder bei der undenkenden Materie als Cauſalprincip ſtehen bleibt.

§. 305.

Als frei vermag der Geist die der Natur nothwendige Ordnung durch seine Willkür zu verkehren, sie selbst aber, da sie ohne Wissen, also auch ohne Wollen ist, vermag nicht die wirkliche Unnatur hervorzubringen. Diese ist lediglich die That des Geistes, ein Verhältniß, welches durch eine geheimnißsüchtige Theosophie dahin verstellt wird, als ob die bestehende Natur durch die Verwirklichung des Bösen bis in ihre Fundamente krankhaft verändert wäre.

Als Grund für eine solche Behauptung wird, außer den Mythen der Religionen von dem Verlust eines paradiesischen Lebens, theils die Häßlichkeit vieler Naturformen, theils das Uebel angegeben.

Die Häßlichkeit vieler Naturformen soll das Product des in der Natur wirksamen Bösen sein. Da jedoch die Natur als solche, außerhalb des Menschen, des Bösen unfähig ist, da wir diese häßlichen Formen gerade auch in den Petrefacten finden, welche der menschenlosen Periode der Erdbildung angehören, so zerfällt schon hierdurch die Annahme einer Verzerrung ursprünglich schöner Formen von Innen heraus durch die für solchen Fall in der That wunderbare Einwirkung des menschlichen Willens in Nichts. Allein die sogenannte Häßlichkeit der Natur ist auch nicht selten ein Vorurtheil. Oft beruht ihre Vorstellung nur auf der Illusion einer gewohnten Anschauungsweise, namentlich bei manchen Würmern, Insecten, Amphibien und Nagethieren. Der Aufenthaltsort mancher dieser Thiere, so wie der Schaden, den sie uns zufügen können, steigert diese Illusion. Die Traurigkeit aber von Wüsten und Sumpflandschaften, der gespenstische Reiz seltsam gestalteter Felsen, die grüne Nacht der Urwälder, ist nicht häßlich, sondern an sich von eigenthümlicher Schönheit. Viele unsymmetrische und unharmonische Formen der Natur sind ferner gar nicht negativ als häßlich zu verabscheuen, sondern positiv als komische mit Heiterkeit aufzufassen. Die Natur versteht nicht blos verständig, sondern auch humoristisch, besonders da, wo sie, als der Aeußerlichkeit des Gestaltens preisgegeben, die Uebergänge Scheitel der Scheitel in aller Breite

darlegen muß. Ihre Carricaturen sind nicht höllische Verzerrungen, sondern groteske Scherze. Wegen des unläugbar Uebles aber ist vor allen Dingen zu erwägen, daß das Ziel der Natur gar nicht direct das Schöne als solches, sondern das Leben ist. Dies in höchster Fülle zu erreichen, ist sie gegen die Weise der Erscheinung relativ gleichgültig. Man fordert, wenn man den ausschließlich ästhetischen Kanon anlegt, von der Natur, was allein die Kunst gewähren kann und soll, deren Idealbildungen daher auch über die empirischen Naturformen hinausgehen und sie verändern.

Ein anderer Beweis der diabolischen Infection der Natur soll in dem Dasein des Uebels bestehen, d. h. in dem Empfinden von Unlust, welche dadurch entsteht, daß dem Triebe der Selbsterhaltung oder der Gattung in einem lebendigen Individuum theils durch die unorganische Natur, theils durch andere Individuen Abbruch gethan wird. Da aber der Begriff der Lust ein ganz relativer, wechselnder und subjectiver ist, so ist es auch der der Unlust und fällt mithin der Beweis schon durch diesen Umstand fort. Was nun sonst noch in diesem Betracht Speciellis angeführt zu werden pflegt, erledigt sich ebenfalls als ein Irrthum. Die Existenz die Giftes z. B., auf welche hinzuweisen die Theologen vorzüglich lieben, ist eine ganz relative. Was in dieser Beziehung Gift, ist in jener Heilmittel. Die Natur zwingt kein Individuum zum Genuß von Mineralien, Pflanzen, Thieren, die für dasselbe desorganisirend wirken könnten; im Gegentheil genießt das gesunde Thier nur ihm angemessene Nahrung und nur Hungerwuth oder Krankheit lassen es seine Grenze überschreiten. Der Mensch — der tückische — hüllt freilich das Gift in reizende Genüsse ein oder täuscht ihm die Unschuld geschmackloſen Wassers an! — Ueber den Tod ist vorhin schon das Nöthige bemerkt. Was aber den gewaltsamen Tod vieler Thiere betrifft, so ist er auch kein Uebel, weil das Thier kein Bewußtsein hat und weil das Sterben erst durch das Wissen vom Tode schwierig wird. Die Natur hat für ihre Oekonomie den Mord der Thiere durcheinander sogar systematisch in ihre Rechnung aufgenommen.

§. 306.

Wir können daher wohl sagen, daß die Natur in manchen Formen und Existenzen, in der Häßlichkeit z. B. einer Viva, in der lauernden und spielenden Grausamkeit einer Katze, eine Symbolik des Bösen erschafft, allein wir können nicht urtheilen, daß sie selber böse oder daß sie durch das Böse im Menschen innerlichst zerrüttet sei. Wäre dies wirklich der Fall, so müßte eine Wissenschaft der Natur unmöglich sein, denn man würde alsdann in ihr überall auf Ungesetzlichkeiten stoßen müssen, während man gegenwärtig die durchgängige Gesetzmäßigkeit der Vernunft in der Natur als Beweis ihres göttlichen Ursprungs bewundern muß und bei tieferem Nachforschen die Nothwendigkeit auch da entdeckt, wo zuerst ihr Gegentheil dazusein schien. Das wahrhaft Unnatürliche ist und bleibt ein Product nur des Menschen; in der Natur aber können Begehungen, welche das Sittengesetz verbietet, z. B. die Nichtachtung von Pietätsverhältnissen, nicht als Handlungen angesehen werden. Masturbation, Blutschande, Mord, das Alles existirt in der Natur, ohne strafbar zu sein, weil sie bewußt- und willenlos ist.

§. 307.

Das Uebel in der Natur, so weit es als Widerspruch mit dem Streben des Menschen existirt, wird durch die Macht des Menschen über die Natur mittelst ihrer selbst im Lauf der Geschichte immer mehr bezwungen. Er erhebt die Erde durch den Acker-, Wald- und Gartenbau zu einer höheren und im organischen Wechsel proportional geordneten Ertragfähigkeit, während sie, sich selbst überlassen, bald in der Ueberwucherung ihres Reichthums erstickt, bald in dem Selbstmord wüster Zerstörung erstirbt. Er scheidet die Hausthiere, denen er als seinen Trabanten eine vorsorgliche Pflege widmet, von den wilden Thieren, denen er endlich mit Bewußtsein und Absicht zu seinem Vergnügen das Dasein gleichsam nur erlaubt. Die Fluthen des Gewässers schränkt er durch Dämme ein, leitet es in Canälen durch Steppen, knüpft die Bänder des Verkehrs zwischen den verschiedensten Gegenden durch Kunststraßen, Brücken, Schiffe. Er er-

findet die Maſchine, welche an die Stelle des Sclaven und des Thieres tritt und die dem Inhalt nach geiſtloſe Arbeit verrichtet, damit der Menſch deſto mehr Raum für das Leben im Geiſt gewinne. Endlich ſucht er die Breite des Raumes und die Länge der Zeit, die erſten und letzten Elemente der Aeußerlichkeit der Idee, durch Beſchleunigung der Geſchwindigkeit der Ortsbewegung mittelſt des Galvanismus und der Elaſticität des Dampfes möglichſt zu vernichten und durch die Wiſſenſchaft der Phyſiologie und Pathologie für ſich, ſeine Thiere und Pflanzen dasjenige maaßvolle Leben zu erreichen, welches die Geſundheit ſeines Verlaufs durch ſeine Vernünftigkeit verbürgt.

§. 368.

Die Culturpflanzen und Culturthiere übertreffen durchſchnittlich die wildwachſenden an Schönheit und Energie. Die Cultur nimmt dem Boden ſeine natürliche Rohheit, indem ſie ihn zum Träger menſchlicher Bedürfniſſe, menſchlicher Wohnungen macht. Dieſe geſchichtliche Durchdringung läßt erſt durch ihren Gegenſatz die Natur *als Natur* erſcheinen und die Architektur namentlich iſt es, die den eigenthümlichen Reiz einer Landſchaft eben ſo verſichtbart und vollendet, wie die Kleidung die Schönheit des menſchlichen Leibes. In der Geſtaltung und Haltung der Individuen, in der nationalen und kirchlichen Sitte eines Volkes bringt ſich die Freiheit des Geiſtes zur ſchönen Erſcheinung. Die Bezwingung der Natur durch die Induſtrie, die allgemeine Verbreitung des Kunſtſinnes, die Zugänglichkeit aller Bildungsſtoffe der Intelligenz, die gymnaſtiſche Uebung, die Waffenfertigkeit, und der durch den Buchdruck zu Jedermanns Eigenthum werdende Begriff des Geiſtes, können jedoch erſt durch die Reinheit des ſelbſtbewußten Willens das letzte Siegel zu ihrer Vollendung erlangen. Ohne dieſe Zuſammenfaſſung in der Wirklichkeit der Freiheit entbehren alle jene Elemente der veredelnden Kraft und und gleichen einem todten Schmuck, ſtatt der Reflex des ſich als ihre Wahrheit wiſſenden Geiſtes zu ſein.

Dies iſt der Begriff des Zuſammenhanges der Natur mit dem der Vernunft und des Geiſtes.

Eintheilung.

§. 309.

Die Natur ist 1) unmittelbar die *Materie*, die sich 2) zum qualitativen Unterschied der *Kraft* aufhebt, der abermals 3) durch die einfache Selbstbestimmung des *Lebens* zur individuellen Gestalt zusammengefaßt wird.

Jeder dieser Begriffe hat eben so eine gegen die andern für sich selbstständige Existenz, als er auch wieder in der seinigen durch sie bedingt wird, denn die Materie ist selbstständig durch die Vereinzelung der himmlischen Körper; die Kraft ist es durch die Einfachheit der Qualität; das Leben durch die Ursprünglichkeit seines Processes. Allein in ihrer Selbstständigkeit bedingen sie auch einander, denn das Entstehen wie Bestehen der Weltkörper ist ohne chemische und magnetische, also dynamische Entwicklung undenkbar, das Dynamische aber hat an dem Materiellen sein nothwendiges Substrat; das Leben endlich hat an der Materie und ihren qualitativen Specificationen seine äußerliche Voraussetzung; als Individuum ist es von den allgemeinen mechanischen und physikalischen Mächten sogar abhängig; aber durch die Macht seiner Selbstbestimmung hebt es eben so seine unorganischen Voraussetzungen in sich auf, assimilirt es dieselben seinem individuellen Wesen und erhält sich als das, was es ist.

Die Wissenschaft der Natur wird daher:

1) zur Mechanik;
2) zur Dynamik;
3) zur Organik.

Erste Abtheilung.

Die Materie.

Mechanik.

Eintheilung.

§. 310.

Die Grundbestimmung, durch welche die Idee Natur wird, ist die *Aeußerlichkeit* des Daseins. Aeußerlichkeit ist eine relative Bezeichnung, einerseits in Rücksicht auf die nur ideelle Existenz der Idee als logischer, anderseits in Rücksicht auf die Innerlichkeit, auf das Beisichsein des Geistes. Positiv besteht die Aeußerlichkeit in der Existenz der Materie, die nicht durch weitere Vermittlungen abgeleitet werden kann, sondern welche durch den absoluten Geist als absolute Position eben so gesetzt wird, wie der endliche Geist seine Idealität zur Realität der Erscheinung umschlagen läßt.

Die Materie setzt sich:

1) in der abstracten Idealität der Unendlichkeit von Raum und Zeit;

2) in der eben so abstracten Realität einzelner Massen, die unter einander in nur endlicher Beziehung stehen;

3) in der Selbstbewegung der himmlischen Körper, die, abgesehen von aller sonstigen physikalischen Beschaffenheit lediglich durch ihre Schwere sich gegenseitig in Schwung setzen.

Der erstere Begriff begründet die *Mathematik*; der zweite die *Mechanik*; der dritte die mechanische *Astronomie*. Der erste kann auch die *formale*; der zweite die *reale*; der dritte die *absolute* Mechanik genannt werden.

Die Vorstellung kann sich gegen die Nothwendigkeit dieser Begriffe sträuben, weil nämlich die Phanthasie in der Leerheit des Raumes wie der Zeit, in der qualitätslosen Materie, zu wenig Nahrung findet; das Denken aber muß diese Begriffe denken und darf sich nicht durch eine eingebildete Ohnmacht täuschen.

Erſter Abſchnitt.

Der Formalmechanismus.

§. 311.

Die Idealität der Aeußerlichkeit der Idee als Raum und Zeit und abſtracte Materie iſt keine nur gedachte, nur logiſche, ſondern hat Realität, hat, dem ſie erfaſſenden ſubjectiven Denken gegenüber, eigenthümliches Daſein. Das abſolute Denken iſt raum- und zeitlos, weil es die abſolute Abſtraction iſt; der Natur dagegen iſt die Raumzeitlichkeit weſentlich. Dieſe iſt das perennirende Werden und Daſein der Grenzenloſigkeit. Dieſer Begriff kommt ſchon im Begriff der Größe als ontologiſcher in der Metaphyſik vor, hier aber in der Form objectiver, an ſich ſeiender Realität.

Die Natur iſt in ihrer primitiven Anfänglichkeit als reine ſich ſelbſt äußerliche Aeußerlichkeit:

1) das Daſein der reinen, inhaltsloſen Quantität in der Weiſe der Simultaneität eines abſoluten Continuums — der Raum;

2) das Daſein der reinen, eben ſo inhaltsloſen Quantität in der Weiſe der an ſich diſcreten Succeſſion eines continuirli-Werdens — die Zeit;

3) das Daſein der Einheit des Raumes und der Zeit in der Coincidenz eines relativen Momentes — der Ort.

A.

Der Raum.

§. 312.

Der Raum als das inhaltslose gleichgültige Außereinander ist 1) die Allseitigkeit der in ihm möglichen Richtungen: die Ausdehnung; 2) die Bestimmung der Richtungen selber entwickelt sich in Formen, die an sich ganz ideell sind, als den Gestaltungselementen des Raumes; 3) erst aus diesen gehen die in's Unendliche hin veränderlichen Raumfigurationen hervor, die den Raum, aber auch noch ideell, in sich abgrenzen. Die Gestaltungselemente des Raums sind zwar die allstracten Formen seiner Selbstbegrenzung, haben jedoch immer eine offene Seite an sich und gehen nicht mit sich selber zusammen. Wenn aber die Raumfigurationen, wie die Gestaltungselemente des Raumes, ideelle genannt werden, so soll damit ausgedrückt sein, daß der Begriff des Raumes noch von dem Begriff des Aethers abstrahirt, der den concreten kosmischen Raum ausmacht.

Die Wissenschaft aller dieser Begriffe nennen wir ohne Bezeichnung ihres specifischen Inhalts Matheſis oder Mathematik. Sonst müßte sie eigentlich Topologie oder Topographik heißen, eine Benennung, die wir nur für die Geographie anzuwenden pflegen. Geometrie sagt wieder zu viel und darum zu wenig. Der Begriff des Eins aber, der Begriff der aus ihm resultirten Zahl, gehört der Arithmetik an, die eine ganz allgemeine, eine ontologische Wissenschaft ist, welche sich gleichmäßig eben sowohl auf die Natur, als auf den Geist bezieht. Es ist irrig, die Arithmetik als eine der Geometrie coordinirte, zu ihr in besonderem Verhältniß stehende Wissenschaft zu behandeln. Sie ist vielmehr eine Voraussetzung der Mathematik, ein Moment der Idee als logischer.

I.

Die Ausdehnung.

§. 313.

Der Raum ist das Nichts der reinen Quantität, die Grenzenlosigkeit als actu existirende, die nach allen Seiten sich selbst fliehende reale Unendlichkeit.

§. 314.

Das Continuum des absoluten Raumes ist an sich ohne allen Unterschied. Die Leerheit und Gleichgültigkeit sind ihm wesentlich.

§. 315.

Der Unterschied, welchen der Raum in sich erzeugt, ist der sich selbst aufhebende der Richtung, durch welche die Ausdehnung beschrieben wird. Dieser Unterschied der Länge, der Breite und Höhe, ist allerdings ein qualitativer, denn diese Richtungen bestimmen sich nur durch ihre Entgegensetzung gegen einander. Für sich genommen ist aber jede dasselbe, was die andere ist, nämlich nichts als die abstracte Darstellung der an sich beziehungslosen Continuität des Raumes. So wenig der absolute Raum einen Mittelpunct, so wenig er eine Peripherie hat, so wenig er also, wie man ihn sich wohl vorzustellen pflegt, eine Sphäre ist, so wenig sind auch die sogenannten Dimensionen Kräfte des Raums. Der Raum als solcher ist so gestaltlos, als kraftlos. Dennoch sind jene drei Abmessungen die abstracte Form, in welcher die Natur das Außersichsein und Außersichkommen realisirt.

II.

Die Gestaltungselemente des Raums.

§. 316.

Die Abmessungen des Raums haben ihre Wahrheit erst in der Verendlichung ihrer Allgemeinheit. Die Negation ihrer

Unbeſtimmtheit iſt die Begrenzung des Raumes als Selbſtunterſcheidung 1) in der Punctualität; 2) in der Linie; 3) in der Ebene.

1) Der Punct.

§. 317.

Der abſolute Raum iſt nach allen ſeinen Dimenſionen abſolute Continuität. Die abſtracte Negation derſelben iſt der Punct d. h. das Setzen der abſoluten Discretion, Punct iſt der techniſche Ausdruck für die räumliche Discretion, wie Ausdehnung der für die räumliche Continuität. Der Punct iſt ein Nichts, denn er iſt geſtaltlos und begrenzt nichts und iſt nichtsdeſtoweniger die Bedingung aller Geſtaltung und Begrenzung, weil er der inſichgegangene, der ſich allſeitig von ſich ſelbſt abſtoßende Raum iſt.

2) Die Linie.

§. 318.

Der Punct, obwohl ſelber raum- und formlos, geht doch in die Continuität des Raums und in die derſelben entſprechende beſondere Form über. Die abſtracte, ſelbſt raumloſe, Darſtellung der räumlichen Continuität iſt die Linie. Die Linie iſt der ſeine Discretion aufhebende, ſich zur Continuirung aufſchließende Punct, weshalb es richtig iſt, wenn man behauptet, daß die Linie nicht aus Puncten beſtehe. Weil ſie aber die aufgehobene Punctualität iſt, ſo kommt der Punct bei ihr überall, am Anfang, im Schnitt und am Ende, zum Vorſchein.

§. 319.

Der Punct an ſich iſt vom Punct nicht unterſchieden, weil er der nur erſt abſtracte Unterſchied der räumlichen Unterſchiedsloſigkeit iſt. Die Linie aber unterſcheidet ſich bereits von ſich ſelber, indem ſie a) die identiſche Richtung in's Unendliche hin continuirt oder b) die Richtung in jedem Punct ändert

und hiermit die Möglichkeit der Rückkehr in sich selber, der sich in sich zusammenhaltenden Begrenzung wird.

Dort entsteht die gerade, hier die krumme Linie, die einen qualitativen Unterschied gegen einander bilden.

§. 320.

Die Linie kann nun bereits zum Punct ein Verhältniß, wenn auch ein übrigens inhaltsloses, haben. Aber sie kann auch ein Verhältniß zur Linie haben. α) Ist eine Linie der andern in ihrer Richtung mit immer gleichem Zwischenraum gleich, so sind sie parallel. Dies gilt sowohl von der geraden, als von der krummen. Es können unbestimmt viele Linien so sich zu einander verhalten. β) Die Richtung auf einander sich beziehender Linien kann als unterschiedene nur die Entgegensetzung des Zusammen- oder Auseinandergehens sein; sie convergiren oder divergiren. γ) Jede Convergenz schließt natürlich ihr Gegentheil, die Divergenz in sich, und umgekehrt, da jede nur nach Einem Punct hin sich der andern nähert oder von ihr sich entfernt. In dem Punct, wo zwei convergirende Linien sich berühren, fangen sie an, sobald sie über diesen Punct als Schnittlinien hinausgehen, in dem gleichen Maaße zu divergiren. Ist der Zwischenraum zweier convergirender Linien ein in's Unendliche unendlicher, so kann allerdings keine Vereinigung der Linien in Einem Punct entstehen; sie nähern sich einander als asymptotische auf unfruchtbare Weise.

3) Die Ebene.

§. 321.

Die Linie unterscheidet den Raum vom Raum punctuell, wenn sie aber sich nicht nur der Länge, sondern auch der Breite nach continuirt, so hebt sie sich zur Fläche der Ebene auf, zu einer in sich nach den Dimensionen der Länge und Breite sich entfaltenden Raumunterscheidung, die, nach dem qualitativen Unterschied der Linie überhaupt, entweder eine gerade oder krumme sein kann.

III.

Die Raumfiguration.

§. 322.

Der Punct ist die actuelle Existenz der absoluten Discretion des Raums; die Linie ist die Selbstunterscheidung des Raums von sich nach der Längenrichtung; die Ebene nach der Richtung der Länge und Breite zugleich. Aus diesen Elementen der Raumgestaltung entwickeln sich alle wirklichen Gestalten des Raums, in denen Linie und Ebene nur Momente ihrer bestimmten Physiognomie werden. Durch den Schnitt zweier Linien erzeugt sich 1) die Halbgestaltung des Winkels, dessen Schenkel an sich noch unbegrenzt sind; 2) durch die Ebene und deren Begrenzung erzeugt sich die Figur; 3) durch die Umschließung des Raums von mehren oder von Einer, sich in sich selbst zurückwendenden Ebene erzeugt sich der mathematische Körper; der mathematische d. h. derjenige, dessen Inhalt nur erst der bloße Raum ohne jegliche Specification ist und der daher noch einen eben so idealen Charakter hat, als die reine immaterielle Ebene, die reine Linie, der reine Punct.

1) Der Winkel.

§. 323.

Der Winkel entsteht durch das Zusammentreffen zweier Linien von verschiedener Richtung. Die gerade Linie als solche oder die Curve als solche ist noch kein Winkel, obwohl man eine aus zwei geraden Linien, die in Einem Punct horizontal oder vertical sich berühren, hervorgehende gerade einen gestreckten Winkel genannt hat. Der Unterschied des Winkels vom Winkel ist allerdings einerseits nur ein quantitativer, das Mehr oder Weniger der Neigung; allein die Quantität ist andererseits nur ein Moment der Qualität und der Unterschied des Winkels vom Winkel ist daher innerhalb der blos gradweisen Verschiedenheit doch zugleich ein bestimmter.

§. 324.

a) Die Convergenz der Richtung der Linien erzeugt den ſpitzen Winkel; b) die Divergenz den ſtumpfen; c) die Ausgleichung der Convergenz und Divergenz den rechten. Dieſer letztere iſt daher der wahrhafte Winkel, der Winkel der Winkel, an welchem der ſpitze, wie der ſtumpfe ihr Maaß haben, an welchem der Gegenſatz der Richtung in ſeiner ausgeſprochenſten Schärfe erſcheint und um welchen ſich daher alle Grundbeſtimmungen für die Meſſung der Gleichheit und Ungleichheit der geradlinigten Figuren drehen. Die Abweichung von ihm nach der einen oder andern Seite hin läßt ſogleich entweder den ſpitzen oder ſtumpfen Winkel hervortreten, während er ſelbſt weder convergent, noch divergent iſt. Die principielle Doppelrichtung der geraden Linie als horizontaler und verticaler vereinigt ſich in ihm, jene die Ruhe der Baſis, dieſe die Unruhe des Aufſtrebens ausdrückend. Der ſpitze, wie der ſtumpfe Winkel können verſchiedene Grade haben, der rechte bleibt ſich gleich. Die ſchiefe Linie in ihrer Mannigfaltigkeit ſtellt bald mehr die Ruhe, bald mehr die Unruhe dar, je nachdem ſie der Verticallinie ſich nähert oder von ihr ſich entfernt.

§. 325.

Indem die im Scheitelpunct ſich berührenden Schenkel eines Winkels ſich fortſetzen, alſo ſich ſchneiden, erzeugt ſich nicht nur im Jenſeits des Winkels derſelbe Winkel in ſymmetriſcher Umkehrung, ſondern es entſteht auch auf jeder Seite der Wechſelwinkel noch ein Wechſelwinkelpaar mit ſymmetriſcher Gleichheit. Dieſe Dualität wiederholt auf der Gegenſeite die nämlichen Verhältniſſe verkehrter Weiſe.

2) Die Figur.

§. 326.

Der Winkel iſt ſchon der Zuſammenſchluß von Linien, aber ein ſolcher, der die Begrenzung der Ebene zwiſchen den Schen-

kein des Winkels in's Unbeſtimmte hin offen läßt. Erſt mit der allſeitigen Beſtimmung der Ebene entſteht die wirkliche Figur, zu welcher der Winkel nur den Anſatz bildet.

§. 327.

Die Geſtaltung der Figur iſt in ſich nach dem qualitativen Unterſchied der Linie als gerader und krummer ſelbſt qualitativ unterſchieden.

a) Die geradlinigte Figur.

§. 328.

Die geradlinigte Figur iſt α) die trigonale als die kleinſte Möglichkeit figurativer Formation, die Figur der Figuren. Das Dreieck iſt daher in ſich nur nach den Factoren der Winkel und der Seiten unterſchieden. Nach dem Winkel beſtimmt iſt es ſpitz-, ſtumpf- oder rechtwinkligt; nach der Seite beſtimmt iſt es gleichſeitig, gleichſchenklig oder ungleichſeitig. Die Seite in ihrem Verhältniß zum Winkel iſt hier das neue Element, denn die Winkelbildung als ſolche gehört noch der Linie an; Seite aber iſt der Ausdruck für die Linie, ſofern ſie die Grenze der figurirten Ebene ausmacht; die Linie als Moment des Winkels an ſich nennen wir deshalb unterſcheidend Schenkel. Die Beſtimmung der Art des Winkels, der den Charakter des Dreiecks ausmacht, geht daher auf das Maaß der Quantität über z. B. daß die Summe aller Winkel in jedem Dreieck der von zweien rechten gleich iſt oder daß der innere und äußere Winkel, der durch Verlängerung der einen Seite eines Dreiecks entſteht, zuſammen zweien rechten gleich ſind u. drgl. m. Die Beſtimmung des Dreiecks aber durch die Seite zeigt, daß gleichen Seiten gleiche Winkel und umgekehrt gegenüberliegen. Wie der rechte Winkel der Winkel iſt, ſo iſt auch das rechtwinklige Dreieck im Verhältniß ſeiner Seiten dadurch das ausgezeichnetſte, daß das Quadrat ſeiner Hypotenuſe, obwohl dieſelbe kleiner iſt, als die Summe der beiden Katheten, doch eben ſo groß iſt, als die Summe der Quadrate beider Katheten; eine Beſtimmtheit, die zum erſtenmal die abſtracte Verſtändigkeit der Verhältniſſe durch-

bricht, denn das Geſetz, daß alle Winkel im Triangel zuſammengenommen zweien rechten gleich ſind, bewährt ſich hier, indem die Hypotenuſe dem Einen rechten Winkel gegenüberliegt, für die beiden andern Winkel alſo der Inhalt nur Eines rechten übrig bleibt. Der abſtracte Verſtand würde nun aber erwarten, daß die Linie der Hypotenuſe, aus welcher ſich ein eben ſo großes Quadrat erbauet, als aus der Linie jeder der Katheten zuſammengenommen, auch eben ſo groß ſein müßte, als beide Linien zuſammengenommen. Und dies eben iſt nicht der Fall.

§. 329.

β) Die zweite Geſtaltung der geradlinigten Figur erzeugt ſich durch Verdoppelung des Dreiecks als tetragonale. Das gleichſchenklicht-rechtwinklichte Dreieck wird zum Quadrat; das ungleichſchenklicht-rechtwinklichte Dreieck wird zum Parallelogramm; das gleichſchenklicht-ſpitz- und ſtumpfwinklichte wird zum Rhombus, das eben ſo gewinkelte ungleichſchenklichte zum Rhomboid. Das Trapez aber mit ſeinen zwei ſtumpfen und zwei ſpitzen Winkeln zeigt ſchon die beginnende Auflöſung der tetragonalen Figur.

§. 330.

γ) Die Wahrheit dieſer Auflöſung iſt die polygonale Figur, die aus dem Aggregat von Dreiecken in unbeſtimmter, unendlicher Mannigfaltigkeit hervorgeht. Die einfacheren Formationen, das Pentagon, Hexagon u. ſ. w. ſind hier die intereſſanteren; die wachſende Vervielfältigung der Seiten aber hebt zuletzt die Geſtalt eben ſo auf, als die wachſende Unregelmäßigkeit. Die polygonale Figuration zeigt uns hierin gleichſam die Selbſtzerſtörung der geraden ſie umſchließenden Linie, die aber doch nicht erreicht, was die Curve von Anfang an iſt, die mit ſich ſtätig zuſammenhängende unaufhörliche Veränderung.

b) Die krummlinigte Figur.

§. 331.

Die krummlinigte Figur entſteht dadurch, daß eine Curve in ihren Ausgangspunct zurückkehrt, was ſymmetriſch, harmoniſch oder unharmoniſch geſchehen kann.

α) Die ſymmetriſch-ſphäriſche Figur ſetzt ihre Grenze in einem überall gleich weiten Abſtand vom Mittelpunct. Eine ſo gleichförmig begrenzte Ebene iſt der **Kreis**.

β) Die harmoniſch-ſphäriſche Figur dagegen ſetzt ihre Grenze in einer ungleichen Entfernung vom Mittelpunct, indem ſie nicht zwei gleiche, ſondern zwei ungleiche Durchmeſſer, einen größeren und kleineren hat. Dieſe höhere Geſtaltung der Curve iſt die **Ellipſe**.

γ) Die unharmoniſch-ſphäriſche Figur endlich iſt diejenige, deren Grenze eine irreguläre Curve iſt; die Anzahl ſolcher Curven kann natürlich, wie die der polygonalen Figur, in die ſchlechte Unendlichkeit auslaufen.

3) Der mathematiſche Körper.

§. 332.

Punct, Linie, Ebene ſind nur Abſtractionen der Figur, in deren Totalität ſie als Momente erſcheinen; und Winkel, Triangel, Tetragon, Polygon, Sphäre ſind wieder nur Momente derjenigen Geſtaltung, welche den Raum nach allen ſeinen Dimenſionen enthält, des Körpers. Er iſt der nach allen Richtungen von mehren geraden, oder von einer oder mehren gekrümmten Flächen, oder von einer geraden und krummen Fläche eingeſchloſſene Raum. Der Körper iſt hier nur erſt als theoretiſch, noch nicht als ein materielles Continuum zu denken. Das Princip des Unterſchiedes ſeiner Geſtaltung iſt alſo der Unterſchied der Ebene als gerader oder krummer und der Vereinigung beider.

a) Der Geradflächner.

§. 333.

α) Der Geradflächner, der sich durch das Dreieck bedingt, ist die Pyramide, deren Seitenflächen nur Dreiecke sein können; deren Basis ein Dreieck, aber auch ein Viereck oder Polygon sein kann; β) die entgegengesetzte durch das Viereck sich bedingende Gestalt ist der Kubus und das Parallelepipedum; γ) die Einheit der trigonalen und tetragonalen Gestalt ist das Prisma, dessen Grund- und Oberfläche Dreiecke, Vier- und Vielecke, dessen Seitenflächen Vierecke sind.

§. 334.

In der besondern Gestaltung dieser Körper tritt α) als ein Fortschritt der Formenentwicklung überhaupt der Unterschied ein, daß jeder dieser Körper eine entweder senkrechte oder schiefe Achse haben kann; denn nicht nur von der Pyramide, sondern auch von dem Kubus, Parallelepipeden und Prisma gilt dies, sobald sie sich rhombisch oder rhomboidalisch gestalten. β) Ein weiterer Unterschied ist der, daß die Pyramide als Tetraeder und das Prisma als Hexaeder sich einfach gestaltet, jeder dieser Körper aber die Möglichkeit hat, als Polyeder in eine unendliche Mannigfaltigkeit der Formation überzugehen. γ) Endlich erneuet sich hier auch der Unterschied der regulären Gestalt von der irregulären. Die letztere ist hier, wie bei der gerad- und krummlinigten Figur, in ihrem Wachsthum die Selbstauflösung der Gestaltung. Es zeigt sich jedoch auch hier ein Fortschritt, indem zwischen der bestimmten Anzahl der regulären und der unbestimmten Anzahl der irregulären, noch eine Mitte, die bestimmte Anzahl der halbregulären, sich hervorbildet. Der regulären Körper sind fünf; der halbregulären dreizehn. Die fünf regulären zerfallen wieder in trianguläre und quadratische. Die triangulären sind: das Tetraeder, Oktaeder und Dodekaeder; die quadratischen: der Kubus und das Ikosaeder.

b) Der Krummflächner.

§. 335.

Der Krummflächner iſt dem Geradflächner als die qualitativ andere Form der ſtereometriſchen Bildung nicht nur gegenüberzuſtellen, ſondern er iſt auch als die Weitergeſtaltung der körperlichen Formation überhaupt zu begreifen. Der Punct geht in die Linie, die Linie in die Ebene über. Die Ebene wird zur trigonalen, zur tetragonalen, zur polygonalen. Die unendliche Vielſeitigkeit und Unregelmäßigkeit der Begrenzung, die Unendlichkeit der Ausdehnung machen den Selbſtübergang der geradlinigten Figur zur krummlinigten aus, die vom gleichachſigen Kreiſe durch die ungleichachſige Ellipſe zu einer von irregulärer Curve umſchloſſenen Fläche wird. Indem nun die Ebene ihre Möglichkeit als Ebene erſchöpft hat, wird ſie durch die Continuirung nach allen Raumdimenſionen zum Körper und dieſer nach dem Unterſchied der Sondergeſtalt der Ebene theils zum Gerad- theils zum Krummflächner. Der Geradflächner wiederholt noch in der Pyramide das Dreieck, im Kubus das Viereck, im Prisma das Dreieck, Viereck, Vieleck, zeigt aber zugleich ganz eigenthümliche Verhältniſſe im Unterſchied der gerade- und ſchiefſtehenden Körper, im Unterſchied der gleichſeitigen von den ungleichſeitigen. Dieſe Fortſtufung der Morphologie des Raums ſchreitet an der Zahl weiter. Der Punct iſt nur ein Eins. Mit der Parallellinie, mit dem Winkel tritt die Zwei auf. Mit dem Dreieck die Trias, mit dem Viereck die Tetras, mit dem Polygon die Pentas u. ſ. w. Der Kreis hat nur Einen Mittelpunct, die Ellipſe außer dem Mittelpunct noch zwei Brennpuncte. Mit der ſtereometriſchen Formation wird die Mannigfaltigkeit der Geſtaltung ſchon ſo groß, daß die Zahl als Beſtimmung derſelben über die einfache Poſition noch immer zu einem Mehr hinausgeht. Der Triangel, der die einfachſte Pyramide bildet, vermag den Raum nicht anders als durch mindeſtens vier gleiche Dreiecke im Tetraeder einzuſchließen; das Vierfelt, welches den Würfel erbauet, muß ſchon ſich verſechsfachen; das einfachſte Prisma kann nicht ohne fünf Flächen beſtehen,

von denen zwei trigonal, drei tetragonal ſein müſſen. Die quantitative Veränderung iſt alſo nicht blos ein Fortzählen überhaupt, ſondern ſie iſt die äußere Erſcheinung der qualitativen Unterſcheidung, die ſich der Raum gibt, indem er vom Nichts des Punctes an bis zum All des Sphäroids hin die ganze Reihe ſeiner immer reicheren Entfaltungen durchwandert.

§. 336.

Der Krummflächner iſt α) der cylindriſche; β) der koniſche; γ) der ſphäriſche. Der cylindriſche nämlich hat den Kreis oder die Ellipſe zu ſeiner Baſis und Umfläche, hat daher noch die gerade Ebene an ſich und könnte vergleichweiſe ein ſphäriſches Prisma genannt werden. Der koniſche aber hat zwar den Kreis oder die Ellipſe zu ſeiner Baſis, ſein Mantel jedoch läßt dieſe Peripherie allmälig bis auf den als Scheitel herausſtehenden Punct des Centrums verſchwinden. Der Kegel iſt daher zugleich beziehungsreicher, als der Cylinder. Er theilt mit dieſem die Möglichkeit, gerade oder ſchief zu ſtehen; er unterſcheidet ſich aber von ihm durch ſein Ordinaten- und Abſciſſenſyſtem. Der Cylinder vom Cylinder aufgeſetzt, gibt nur eine monotone Fortſetzung derſelben Geſtalt; der Kegel dem Kegel mit der Baſis an die Baſis oder mit der Spitze an die Spitze als Doppelkegel angeſetzt, gibt eine ganz neue Figur. Der ſphäriſche Krummflächner endlich iſt die Kugel, oder das Ellipſoid oder was mit vielgebogener Oberfläche, ſei es paraboloidiſch, ſei es hyperboloidiſch, umſchloſſene Sphäroid überhaupt. Von ſeiner in ſich wieder unendlich mannigfaltigen Geſtaltung ſind alle ihm rückwärts liegenden Raumfigurationen nur abſtracte Momente.

§. 337.

Alle dieſe Formen des Raums, die hier noch als ideelle Materie erſcheinen, verwirklichen ſich in den Mineralien, Pflanzen und Thieren. Die Natur geht in ihren concreten Gebilden denſelben Gang. Sie ſtellt zuerſt die Geradlinigkeit heraus, bis ſie überall die Curve zum Siege bringt und Cylinder, Kegel und Kugel zur reizendſten Wirkung ineinander verſchmilzt. Inſofern

aber das Starre ſich aus dem Flüſſigen hervorbildet und blos in der Kugelung des Tropfens erſcheint, iſt ſelbſt äußerlich in der Natur die ſphäriſche Form als die letzte auch die erſte, wenn auch als erſte in abſoluter Einfachheit.

B.

Die Zeit.

§. 338.

Der Raum exiſtirt nicht blos als unſere Vorſtellung, ſondern als das objective, anſichſeiende Außereinander. Das Sein des Raums als ſtets werdendes iſt die Zeit. Raum ohne Zeit iſt undenkbar. Die Exiſtenz des Raumes ſelber iſt ſchon die Zeit und das Beſtehen des Außereinander nur als ein Nacheinander möglich. Aeußerlich kann daher die Zeit aus dem Raum nicht abgeleitet werden, denn ſie iſt als ſolche nichts Räumliches und doch iſt ſie dem Raum immanent. Zeit ohne Raum wäre vollends undenkbar. Weil nun aber die Zeit das *einfache Werden des Seins* überhaupt iſt, ſo entbehrt ſie für ſich der reichen Geſtaltbarkeit, zu welcher der Raum ſich auseinanderfaltet. Der Raum iſt die reine Quantität als die Realität eines abſoluten Continuums, das ſich zur Discretion der Punctualität beſtimmt, welche dann in die Linie ſich continuirt, wie dieſe in die Körperformation. Die Zeit iſt dieſelbe reine Quantität, aber als die Realität eines abſolut discreten Punctes, der ſich zur Continuität eines andern fortbeſtimmt, wie dieſer abermals zu einem andern ſich erſchließt und ſo in's Unendliche fort. Dieſe unaufhörliche, in ſich ruhige Unruhe, dies Auflöſen der Discretion in Continuität, der Continuität in Discretion, dieſe *ſich ſtets wiederſchaffende Selbſtverzehrung eines inhaltloſen Daſeins*, das iſt die Zeit. Sie iſt nicht etwa ein blos ſubjectiver Gedanke, eine Form nur unſeres Anſchauens; ſie iſt auch kein dynamiſcher Proceß, als welchen die Beſchreibungen der

Phantaſie die Zeit darſtellen, wenn ſie von ihrem Alles beugenden Zahn, von ihrer allbezwingenden Macht, die den Kummer heile u. ſ. f. reden. Aber ſie iſt die actuelle Exiſtenz der in ſich abgrundloſen Leerheit des realen Werdens. Die Zeit iſt daher 1) als abſolute Totalität des realen Werdens überhaupt die ſogenannte Ewigkeit; 2) als Selbſtnegation derſelben iſt ſie der Moment; 3) als Unterſcheidung des Momentes vom Momente die Zeitdimenſion.

I.

Die Ewigkeit.

§. 339.

Die Zeit als abſolute Totalität gedacht, wie ſie ohne Anfang und Ende mit dem abſoluten Continuum des Raums identiſch iſt, alſo das Abſtractum ihres Begriffs, das weiter keine Beſtimmung zuläßt, nennen wir Ewigkeit. Ewigkeit iſt daher nichts weniger, als eine andere, oder gar beſſere Art der Zeit, ſondern ſie iſt nur der Begriff der Zeit, wie er von aller Beſtimmtheit abſtrahirt. Die Zeit überhaupt realiſirt ſich aber nur durch ihre Verendlichung, durch den Moment.

II.

Der Moment.

§. 340.

Der Moment der Zeit iſt die Form, in welcher ſie die Exiſtenz des Werdens erzeugt, indem ſie dieſelbe zugleich wieder aufhebt. Der Moment iſt die concrete Zeit. Sie iſt nur als Moment wirklich. Der Moment als ſolcher iſt aber nichts Anderes, als die Realität oder vielmehr Realiſirung der Entäußerung der Ruhe des räumlichen Seins zur Unruhe des Werdens. Der Moment iſt deshalb ſo gut, als der Raumpunct, ohne alle poſitiven Prädicate. Er iſt ein reines Nichts. Wenn

aber der Punct des Raums als das abſolute Inſichgehen deſſelben ſich iſolirt, ſo iſt der Moment der Zeit für alles im Univerſum Werdende derſelbe; er iſt Allem gemeinſam.

III.

Die Zeitdimenſionen.

§. 341.

Die Verendlichung der Zeit im Moment unterſcheidet ſie von ſich ſelber. Dieſe Unterſcheidung iſt wirklich, denn die Zeit iſt das entſtehende und im Entſtehen vergehende Verſchwinden. Der werdende Moment wird alſo zum *geweſenen*; das Werden ſelbſt aber geht zu einem andern Moment über und das Differential dieſes Proceſſes iſt das *Daſein*, das abſolut flüchtige Beſtehen des Momentes; der noch nicht gewordene Moment, die noch *vorausgeſetzte* Zeit, iſt das mögliche Werden, welches raſtlos zur Verwirklichung umſchlägt.

Dieſe Unterſchiede nennen wir *Vergangenheit*, *Gegenwart* und *Zukunft*. Die Gegenwart, das Jetzt, iſt die wahrhafte Zeit, allein dieſer Moment iſt ſchon nicht mehr, indem er da iſt. Er ſetzt ſich — und ſchon iſt er vergangen und ſchon iſt der nächſte Moment geworden. Der Fluß der Momente iſt eine ununterbrochene Dialektik. Ohne die Zeitdimenſionen könnte man den Begriff des Zeitmoments als gar nicht exiſtirend anſehen, weil die hemmungloſe Continuität des Werdens von ihrer Weichheit eine ſolche Punctualiſirung ganz auszuſchließen ſcheint. Allein dies iſt nur ein Schein. Der Moment iſt allerdings Nichts. Er iſt ein an ſich prädicatloſes Daſein. Aber er iſt und daß er iſt, zeigt ſich eben an dem Gegenſatz der Vergangenheit und Zukunft, deren Mitte die Gegenwart ausmacht.

Eine Wiſſenſchaft der Zeit, eine *Chronometrie*, ſofern ſie nicht Erkenntniß der endlichen Zeiten der himmliſchen Körper, alſo Aſtronomie, oder Erkenntniß der endlichen Zeiträume menſchlichen Handelns, alſo Chronologie iſt, ſondern ſofern ſie den Begriff der Zeit als ſolchen entwickelt, fehlt uns wahrſcheinlich

aus dem Grunde, weil dieser Begriff, bei aller Bedeutsamkeit, doch mit Nothwendigkeit einen so geringen Umfang hat.

C.

Der Ort.

§. 342.

Raum und Zeit heben ihren Unterschied zur Einheit gegenseitiger Bestimmung auf. Der Raum in seiner Verendlichung ist ein bestimmter Punct nur, sofern derselbe zugleich durch die Zeit in ihrer Verendlichung als dieser Moment mitbestimmt wird. Dieser Punct ist ein Hier nur in dieser Zeit und dies Jetzt existirt als dieser Moment nur in diesem Raum. An und für sich ist freilich der Punct ein Punct im Raum überhaupt, ist diese Zeit ein Moment in der Zeit überhaupt. Allein diese Gleichgültigkeit des Punctes, der im Raum überall, des Momentes, der in der Zeit immer sein kann, verschwindet eben durch die Gegenseitigkeit ihrer Beziehung, den Ort. Der wirkliche Raum ist der, welcher jetzt hier ist; die wirkliche Zeit ist die, welche hier jetzt ist. Dieser Augenblick ist in abstracto für das Universum der gleiche so gut, als dieser Punct in abstracto mit jedem andern an sich den gleichen Werth hat. Allein in concreto ist dieser Punct ein Punct auf der Erde, auf dem Mars, auf dem Jupiter u. s. w. und hier ist er dieser Punct nur gerade jetzt im Jahres- und Tageslauf dieser Planeten und daher ein immer anderer. Er bewegt sich. Daher unterscheidet sich: 1) die Bewegung als die Erscheinung des Ineinandersein von Raum und Zeit in der Veränderung der Lage eines Punctes innerhalb der fortfließenden Zeit; 2) die Geschwindigkeit als das specifische Verhältniß, in welchem Raum und Zeit zu einander stehen; 3) das Maaß der Richtung, welche sich für die Ausgleichung der Bewegung erzeugt, wenn sie und derselbe

Punct zu gleicher Zeit nach entgegengesetzten Richtungen sich bewegen soll.

I.

Die Bewegung.

§. 343.

Die Einheit des Raumes und der Zeit ist also der Ort, der Ort aber existirt nur als Veränderung seiner Lage. Ein Ort scheint ruhig zu sein, sofern er in der Beziehung zu andern Orten mit sich identisch bleibt, aber diese Gleichheit ist absoluter Weise doch nur ein Schein, weil im Universum alle Materie sich beständig bewegt. Berlin z. B. liegt wohl immer an demselben Orte, allein eben dieser Ort ist durch die Spiralbewegung der Erde in jeder Secunde um vier Meilen verändert. Die Veränderung des Ortes ist die Bewegung, denn die Veränderung des Verhältnisses eines Punctes zum Raum überhaupt kann sich zugleich nur innerhalb des Verlaufs gewisser Zeitmomente realisiren.

II.

Die Geschwindigkeit.

§. 344.

Die besondere Bestimmtheit, welche Raum und Zeit in ihrer gegenseitigen Durchdringung erzeugen, ist das Verhältniß ihres Unterschiedes in ihrer Einheit: die Geschwindigkeit.

Diese ist nämlich eine andere in Ansehung des Raumes und eine andere in Ansehung der Zeit. Schneidet der sich bewegende Punct mit jedem continuirlich verfließenden Moment ein gleich großes Quantum Raum ab, so ist die Geschwindigkeit eine gleichförmige; schneidet er mit jedem Moment ein verschiedenes Quantum Raum ab, so ist sie eine ungleichförmige. Schneidet dagegen der sich bewegende Punct in einem Zeitmoment ein größeres Quantum Raum ab, als in einem andern,

ſo iſt die Geſchwindigkeit eine ſich beſchleunigende; und umgekehrt, ſchneidet der Punct innerhalb Eines Zeitmomentes ein kleineres Quantum Raum ab, als in einem andern, ſo iſt die Geſchwindigkeit eine ſich verzögernde; ein relativer Unterſchied, welchen wir auch den der Schnelligkeit und Langſamkeit nennen.

III.

Das Maaß der Richtung der Bewegung.

§. 345.

Die Größe der Bewegung, die als ſolche in ihrer Form eine gerad- oder krummlinigte ſein kann, ſtellt ſich als eine Richtung der Länge, als Abwickelung einer geraden Linie dar; der durchmeſſene Raum bringt ſich ſo zur Erſcheinung des Quantums ſeiner Ausdehnung. Die Richtung der Bewegung aber findet ihr Maaß durch den Kreis, deſſen Winkel die Drehung der Bewegungstendenz angibt.

Soll ein Punct zugleich nach zwei verſchiedenen, ihm gleich möglichen Richtungen ſich bewegen, ſo wird er, bei gleich weiter Entfernung von jeder der vorausgeſetzten Directionspuncte, mit der Hälfte der Geſchwindigkeit einer jeden ſich bewegen und die Linie der Richtung ſeiner eigenen Bewegung wird folglich die Diagonale des Winkels ſein müſſen, den beide Richtungen in der Convergenz mit ihm bilden; ein Begriff, der nach der Zeichnung der ſo entſtehenden Figur das Parallelogramm der Kräfte genannt worden iſt. Sind die verſchiedenen Richtungen unter ſich ungleich oder iſt eine derſelben oder ſind beide in ihrer Geſchwindigkeit veränderlich, ſo wird die proportionale Ausgleichung eine zuſammengeſetzte.

§. 346.

Dieſer Begriff des Ortes, der Bewegung, der Geſchwindigkeit derſelben und des Maaßes ihrer Richtung kann als die Mathematik der Bewegung angeſehen werden, denn es handelt ſich hier noch nicht von reeller Materie, ſondern erſt von

ideellen Bestimmungen, deren System man als Sonderwissenschaft Phoronomie genannt hat. Der reine Begriff der Aeußerlichkeit als solcher ist darin erschöpft. Allein eben dies nur erst ideelle Dasein entspricht noch nicht dem Begriff der Natur, die reale Einheit des Begriffs und seiner Realität zu sein. Die Wahrheit der im Ort erst ideell sich durchdringenden Einheit von Raum und Zeit ist die concrete Aeußerlichkeit, die Materie.

als ein der Bewegung der himmlischen Körper Widerstand leistendes Medium. Eine weitere Bestimmtheit aber ist für ihn nicht möglich und er hat daher wissenschaftlich den Werth nur einer nothwendigen Hypothese.

§. 351.

Die absolute Continuität des Aethers realisirt ihre absolute Discretion in dem Minimum einfachster materieller Existenz, im Atom. Das Atom ist empirisch so wenig wahrnehmbar, als der universelle Aether. Es ist eine Voraussetzung. Das Atom ist auch nicht das ursprüngliche Bestehen des Aethers, als wäre derselbe aus einzelnen Atomen zusammengesetzt. Wohl aber ist es das Minimum seiner Auflösung, seines individuellen Gesetztseins und insofern eine unvermeidliche Bestimmtheit, der Begriff der concreten materiellen Punctualität. Nur muß der Begriff des Atoms nicht so genommen werden, als wäre dasselbe eine einfach, absolute schlechthin unveränderliche Substanz, aus welcher alles Uebrige erst zusammengesetzt würde. Diese Verabsolutirung des materiellen Minimums ist der Irrthum der mechanischen Atomistik. Das Atom ist vielmehr als ein selber entstehendes und vergehendes im unendlichen Werden der ihrem Begriff nach sich stets gleichen Natur aufzufassen. Als werdendes hat es Realität; sonst ist es ein bloßes Symbol; ja eine Fiction.

B.

Die Masse und der Stoß.

§. 352.

Der Aether ist in sich thätig. Er ist nicht blos ein schlechthin einfaches Gas, sondern er ist das Urgas, dem alle späteren Processe an sich in der Form des abstracten Indifferenzsinns immanent sind. Der Aether kann nicht anders, als in sich gespannt sein und das Resultat seiner Thätigkeit sind Concretionen, chemische Niederschläge, relative Centralisirungen, die

wir in ihrer Unbeſtimmtheit Maſſe nennen und welche eins und ſind, was unter Materie gemeinhin verſtanden wird. Maſſe iſt das bald größere bald kleinere materielle Individuum. Die Kometen, die uranischen Nebelflecken, die dunklen Stellen des Himmels, wie in der Gegend der Kohlenſäcke, der verſchiedene Glanz der Geſtirne, die ungeheuren Dimenſionen ihres Abſtandes, die ſternſchnuppenartigen Planetoiden u. ſ. w. bieten hier der Phantaſie ein Feld zu Hypotheſen für die primitive Zuſammenballung des Aethers.

§. 353.

Die Materie überhaupt als Aether iſt noch nicht ſchwer, weil der Aether als ſolcher noch ohne Mittelpunct, weil er in ſeinem Rotiren abſolute Continuirung und Discretion in Einem iſt, weshalb auch der mythiſche Name in ſeiner Ableitung von θεειν noch immer auch für die Wiſſenſchaft zutreffend iſt. Die Maſſe aber als der zu einer ſpecifiſchen Materialiſirung individualiſirte Aether, iſt ſchwer d. h. die kleinere begiebt ſich auf die ihr zunächſt befindliche größere als auf ihr Centrum. Sie iſt das mechaniſche Accidens der größeren, gegen welche ſie ohne Selbſtſtändigkeit iſt.

Die Schwere iſt keine beſondere Kraft der Materie, ſondern die Realiſirung der an ſich vorhandenen Einheit. Die Vorſtellung einer Repulſivkraft der Materie drückt nur den reellen Unterſchied der Maſſe von der Maſſe; die Vorſtellung einer Attractionskraft nur die reelle Einheit jeder Maſſe mit jeder als Materie aus; die Vorſtellung endlich einer Gravitationskraft iſt nur der Phantaſieausdruck für die Realität der Beziehung zwiſchen der kleineren und größeren Maſſe.

Wenn der Aether die unaufhörlich werdende, emboyotiſch einfache Materie iſt, ſo iſt die Maſſe das beſtimmte Daſein der Materie. Dieſe Form der Materie hat nicht nur nach Maßen, gegen andere Maſſen, ein beſonderes Maaß der Ausdehnung, des Raumeinhaltes, der Raumerfüllung: das Volumen, ſondern ſie iſt auch in ſich eine qualitativ beſtimmte, eine ſpecifiſche Materie und aus beiden Gründen iſt ſie nicht nur ſchwer überhaupt, ſondern ſie iſt auch auf beſondere Weiſe ſchwer. Keine dieſer Be-

stimmungen kann jemals ohne die andere sein. Jeder Körper ist ein besonderes quantitativ und qualitativ bestimmtes Quantum Materie. Jeder hat durch die Einheit des Umfanges und eigenthümlichen Inhaltes ein bestimmtes Gewicht. Körper, dem Umfang nach gleich, aber ungleich in ihrer qualitativen Eigenheit, sind auch ungleich an Gewicht.

§. 354.

Alle Masse ist an sich als rein mechanisches Individuum träge. Sie bestimmt sich nicht aus sich selbst. Sie ruhet in sich. Abgesehen von der in sich unendlichen Bewegung der himmlischen Körper kann der endliche ascisentelle Körper nur von Außen her bewegt werden.

Die Ursache der Bewegung muß ein selbst bewegter Körper sein. Der mechanische Prozeß wird entweder durch den dynamischen der Ausdehnung von Gasen, der magnetischen, elektrischen und galvanischen Erregung, der chemischen Veränderung, oder durch den organischen lebendiger Individuen, die sich sämmtlich aus sich bewegen, hervorgebracht. Die Erscheinung der Verursachung der Bewegung tritt daher in einer unendlichen Mannigfaltigkeit als Drücken, Heben, Ziehen, Schieben, Werfen, Schwingen u. s. w. auf.

Im Allgemeinen nennen wir die Mittheilung einer Bewegung Stoß. Der Körper, der die Bewegung in sich empfängt, wird in dieselbe Bewegung versetzt und diese Bewegung kommt so lange, bis sie von Außen, sei es plötzlich, sei es allmälig, wieder gehemmt wird. Daß die Bewegung, nachdem sie einmal begonnen, aus sich aufhören sollte, dazu ist kein Grund vorhanden. Hypothetisch würde ein Körper im Abstractum des leeren Raums allerdings mit einer einmal erhaltenen Geschwindigkeit in's Unendliche hin sich fortsetzen und sich immer gleich bleiben. Allein dies ist nur eine Hypothese. In concreto tritt für jeden sich bewegenden Körper die Hemmung ein, welche ihm die Reibung des Mediums, in dem er sich bewegt, und die Ablenkung verursacht, welche der nächst größere Körper unvermeidlich auf ihn übt.

Wohl aber wird die Bewegung, welche ein Körper dem andern ertheilt, von diesem nach der Richtung, in welcher der Stoß erfolgt, ob central, ob excentrisch u. dgl., nach dem Volumen, nach der Beschaffenheit und nach der durch sie entstehenden Friction individualisirt. Ist die Bewegung gegeben, so sind Umfang und Eigenheit des Körpers die modificirenden Factoren derselben. Sie reagiren gegen den Stoß und Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich. Wird der Anstoß nicht erneuert, so tritt der endliche Körper nothwendig in seine ursprüngliche Unbewegtheit zurück, da in ihm als solchem kein Princip der Bewegung ist.

C.

Die Leere und der Fall.

§. 355.

Die Materie ist als Masse, als einzelner Körper, gegen die Materie in sich abgeschlossen. Es ist daher unmöglich, daß ein Körper zugleich den Ort einnehme, den bereits ein anderer, ebenfalls umgrenzter Körper einnimmt. Dies ist es eigentlich, was man mit dem Ausdruck der Undurchdringlichkeit der Materie hat bezeichnen wollen, denn daß die Materie für die Materie durchdringlich sei, das beweist der dynamische und chemische Proceß. Penetrität, die man, wie Theilbarkeit in's Unendliche, der Materie ebenfalls zuzuschreiben pflegt, ist nur ein anderes Wort für Durchdringlichkeit. Wie nun die Undurchdringlichkeit ein relativer Begriff ist, so auch ist es die Leerheit, die man der Materie entgegenzusetzen pflegt. Das schlechthin Leere ist nur das Nichts. Das Nichts aber als solches existirt nicht. Der Raum kann relativ von der Luft entleert werden, so ist er immer noch Raum, so ist er immer noch Aether, so strahlt noch das Licht durch ihn hindurch u. s. w. Relativ aber existirt der leere Raum in dem specifischen Unterschiede eines Körpers vom andern.

§. 356.

Diese relative, an sich mit Gas u. s. f. erfüllte, Leere kommt zur Erscheinung, sobald einem endlichen Körper seine Unterstützungsebene entzogen wird. Jeder Körper hat einen Punct in sich, der die Summe der Anziehung desselben nach Unten, d. h. nach dem von ihm vorausgesetzten relativ größeren Körper ausmacht, den Schwerpunct. So lange dieser Punct durch eine andere Masse unterstützt wird, ruhet der Körper. Sobald aber dem Körper die Basis genommen wird, bewegt er sich haltlos durch den relativ leeren Raum. Er fällt. Er zeigt seine Unselbstständigkeit, nur Accidenz einer Substanz zu sein und strebt darnach, sich mit dem ihm an sich als der ihn bestimmende Macht inwohnenden Centrum in Identität zu setzen — und wieder zu ruhen.

§. 357.

Der Stoß continuirt die Bewegung eines Körpers in einen andern, der aber sofort zur Ruhe übergeht, als die Bewegung gehemmt oder nicht erneuet wird. Der Fall ist, ohne die Gewaltsamkeit des Stoßes, die freie Realisirung der Einheit des sich bewegenden Körpers mit seinem Centrum. Aber diese Freiheit der Bewegung ist doch nur eine relative, denn der endliche Körper hat keine andere, als nur diese an sich geradlinigte Bewegung zu seiner Voraussetzung und seine Bewegung hat ein Ende, sobald er wieder mechanisch aufgehalten wird.

Die Geschwindigkeit der Fallbewegung stellt daher das reine Verhältniß von Raum und Zeit in ihrer Einheit dar. Der Raum, welchen der fallende Körper in der Bewegung zu seinem Centrum durchmißt, verhält sich zur Zeit, während dies geschieht, proportional. Da nun aber Raum und Zeit in ihrer Einheit zugleich unterschieden sind, so ist die Bewegung nicht nicht nur eine gleichförmige, sondern eine gleichförmig beschleunigte. Die Räume der gleichförmig beschleunigten Bewegung verhalten sich wie die Quadrate der Zeiten, und die Räume, die in sich folgenden gleichen Zeiten zurückgelegt werden, wachsen nach der Progression der ungeraden Zahlen.

Die Pendelbewegung ist insofern sehr merkwürdig, als sie, wie der Wurf, die Bewegung des Stoßes mit der des Falles vereint. Auf den verschiedenen himmlischen Körpern ist die Geschwindigkeit der Fallbewegung natürlich eine verschiedene; auf demselben Körper aber fallen alle einzelnen, accidentelle Körper mit gleicher Geschwindigkeit, weil sie von dem Centrum desselben gleichweit entfernt sind. Für die Erde braucht nur die Zeitdauer berücksichtigt zu werden, weil der Erdradius 860 Meilen beträgt, mithin die Fallhöhe der accidentellen Körper, selbst wenn sie mehre tausend Fuß enthält, gegen ihn als Null zu setzen ist. Die Geschwindigkeit, mit welcher ein Körper auf der Erde fällt, beträgt im Allgemeinen etwas über 15 Pariser Fuß in der ersten Secunde; im Besondern tritt nämlich hier schon eine Differenz ein, indem am Aequator das Centrum entfernter ist, als an den abgeplatteten Polen.

Dritter Abſchnitt.

Der abſolute Mechanismus.

§. 358.

Der endliche Mechanismus des einzelnen, ſei es ruhenden oder geſtoßenen oder fallenden Körpers exiſtirt nur als ein Moment des in ſich unendlichen, ſeine ewige Bewegung aus ſich ſtets erneuenden Mechanismus des Univerſums, in welchem die einzelnen coloſſalen, ſphäriſch geſtalteten Maſſen durch die Vermittelung ihrer mechaniſchen Spannung *ſich ſelbſt bewegen* und ihre Kugelfläche der endlichen Bewegung als Baſis unterbreiten.

§. 359.

Der Raum als ſolcher iſt ſchlechthin unendlich, grenzenlos. Der wirkliche Raum aber iſt der Aether. Alſo iſt auch dieſer grenzenlos. Die ungeheuren Dimenſionen, die wir empiriſch in der weiten Entfernung der einzelnen himmliſchen Körper von einander wahrnehmen, ſind die thatſächliche Erſcheinung dieſer Unendlichkeit. Der Aether aber bringt aus ſich Verdichtungen, *rotirende Dunſtringe*, hervor, aus denen neue Concentrationen, die *einzelnen geballten Weltmaſſen*, hervorgehen. Dieſe Maſſen entwickeln ſich zu einem mechaniſchen *Syſtem*, welches, bei allem Wechſel im Beſondern, doch, nach ſeiner *Totalität*, ein in ſich *abgeſchloſſenes* ſein muß. Ohne ſolche *Einheit* würde es der Ordnung und der Regelung ſeiner Bewegung entbehren. Es exiſtiren daher zwar *für uns zahlloſe*

himmlischen Körper, keineswegs aber unbestimmt viele; im Gegentheil liegt es im Begriff des Systems, daß die Anzahl der kosmischen Massen eine endliche ist.

§. 360.

Für den Begriff des Weltorganismus ist nun 1) die Gestalt des kosmischen Individuums; 2) die Gestalt seiner Bahn; 3) die Differenz in der Gestalt seiner Bewegung zu unterscheiden.

Diese drei Bestimmungen machen den Inhalt der sogenannten mechanischen Astronomie aus.

A.

Die Gestalt des kosmischen Individuums.

§. 361.

Der accidentelle, einzelne Körper kann die größte Mannigfaltigkeit der Figuration haben. In jeder unterliegt er dem einförmigen Gesetz der Schwere. Der einzelne kosmische Körper aber kann sich nur in derjenigen Form individualisiren, welche den Schluß der stereometrischen Gestaltung überhaupt ausmacht, denn nur diese, die sphärische, ist der freien Selbstständigkeit fähig, weil sie die Umfläche auf allen ihren Puncten in ein gleiches Verhältniß zum Centrum setzt, also den Schwerpunct in die absolute Mitte des Körpers verlegt.

§. 362.

Die Grundgestaltung des kosmischen Individuums, die Kugelform, macht ihm möglich, aus dem allgemeinen Menstruum des Aethers sich zu einem freien Fürsichsein zusammenzufassen. Da aber diese Gestaltung sich nicht ohne die vielfachste Mitwirkung aller übrigen aus einem rotirenden Nebelmeer sich hervorarbeitenden Körper möglich und da sie bis zu ihrer völligen Abschließung nach Außen durch ihre eigene chemische Beschaffenheit und deren Process bedingt ist, so kann die Gestalt keine

Dritter Abſchnitt.

Der abſolute Mechanismus.

§. 358.

Der endliche Mechanismus des einzelnen, ſei
oder geſtoßenen oder fallenden Körpers exiſtirt nur
ment des in ſich unendlichen, ſeine ewige Bew
ſtets erneuenden Mechanismus des Univerſums,
einzelnen coloſſalen, ſphäriſch geſtalteten Maſſen
mittelung ihrer mechaniſchen Spannung ſich
und ihre Kugelfläche der endlichen Bewegung
breiten.

§. 359.

Der Raum als ſolcher iſt ſchlechthin
Der wirkliche Raum aber iſt der Aether.
grenzenlos. Die ungeheuren Dimenſionen
der weiten Entfernung der einzelnen
ander wahrnehmen, ſind die thatſächliche
endlichkeit. Der Aether
rotirende Dunſtring
tionen, die einzelnen
Dieſe Maſſen entwickel
welche
tall
Ein
weg

te Beziehung nach

Systems gilt, das
Systeme untereinſeitig, ſo daß jeder
ind.

r iſt die mehr oder
geſtalt der Bewegung
reisform, ſondern die
ngen- und Queerachſe
größere Mannigfaltigkeit

für jeden einzelnen Körem die übrigen himmliſchen
he hin variirt und ſchwankt
, den die Fixſterne beſchreiariſchen Bahn aus.

6.

ie ſchon das Fallgeſetz der endnder proportional ſind, ſo ſind
er durchläuft, den Zeiten gleich,
iten an ſich, denn die Bewegung
ſchiedene Geſchwindigkeit haben.
e des Centrums iſt ſie am ſchnellſten;
m langſamſten; in der Mitte zwiſchen
lere.
entrum des Syſtems bis zum Centrum
ers ſchneidet in gleichen Zeiten gleiche

daher mehre Körper zu Einem Centrum, ſo
ihres Umlaufs um daſſelbe mit dem Raum
n Entfernung, d. h. der Hälfte ihrer großen

vollkommen regelmäßige Kugel ſein, ſondern auch die mannigfachſten Modificationen der Oberfläche darbieten. Immer aber, wie ſehr dieſe auch variire, bleibt die Kerngeſtalt im Weſentlichen eine ſphäroidiſche, wie wir dies ſelbſt bei der kometariſchen Formation ſehen.

D.

Die Bahngeſtalt.

§. 363.

Die einzelnen kosmiſchen Individuen liegen, weil ſie Producte eines und deſſelben Ausſtrömens ſind, in derſelben Ebene. Da ſie jedoch zuſammen nur ein relatives Syſtem in der Einheit aller ausmachen, ſo können ſie auch aus der Ebene mehr oder weniger herausſchwanken, wie dies z. B. mit der Pallas in unſerm Sonnenſyſtem der Fall iſt.

§. 364.

Die einzelnen Körper des nämlichen Syſtems halten ſich durch die Gegenſeitigkeit ihrer Repulſion und Attraction in der Schwebe nicht nur, ſondern in einer ſich raſtlos umwälzenden Bewegung.

Der Begriff der gegenſeitigen, eben ſowohl poſitiven, als negativen Beziehung der Körper auf einander, ihre Spannung, wodurch ſie in der abſoluten Paſſivität des Raums ſich in der Schwebe, in freier Bewegung erhalten, wird mathematiſch in dem ſogenannten Problem der drei Körper ausgedrückt. Die Bezeichnung Problem bezieht ſich nun auf die analytiſchen Schwierigkeiten in der Berechnung, denn die Sache ſelbſt unterliegt keinem Zweifel. Die Zahl drei iſt nur Ausdruck für das Minimum der Relation, weil, was in dieſer Hinſicht von drei Körpern, auch von mehren gilt. Zwei, wären ſie nun einander gleich oder ungleich, würden mechaniſch eigentlich nur Einen aus-

machen, wogegen der dritte beide in eine zweite Beziehung nach Außen bringt.

Was von den Körpern eines beſondern Syſtems gilt, das gilt auch von dem Verhältniß der verſchiedenen Syſteme untereinander. Sie ſpannen und tragen ſich gegenſeitig, ſo daß jeder Stern allen Sternen, alle jedem immanent ſind.

§. 365.

Die Form der Geſtalt des Einzelkörper iſt die mehr oder weniger ſphäriſche. Die Form der Bahngeſtalt der Bewegung aber iſt nicht die abſtracte Symmetrie der Kreisform, ſondern die Ellipſe, die in der Ungleichheit ihrer Längen- und Queerachſe den Kreis in ſich aufhebt und eine viel größere Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe möglich macht.

Die elliptiſche Bahn wird nämlich für jeden einzelnen Körper durch die Störungen, mit welchem die übrigen himmliſchen Körper auf ihn einwirken, in's Unendliche hin variirt und ſchwankt von dem ziemlich regelmäßigen Kreiſe, den die Fixſterne beſchreiben, bis zur Excentricität der kometariſchen Bahn aus.

§. 366.

Da nun Raum und Zeit, wie ſchon das Fallgeſetz der endlichen Körper zeigt, unter einander proportional ſind, ſo ſind die Räume, welche der Körper durchläuft, den Zeiten gleich, welche er durchmißt; den Zeiten an ſich, denn die Bewegung ſelbſt kann in ihnen eine verſchiedene Geſchwindigkeit haben. In dem Maximum der Nähe des Centrums iſt ſie am ſchnellſten; im Minimum der Nähe am langſamſten; in der Mitte zwiſchen dieſen Extremen eine mittlere.

Die Linie vom Centrum des Syſtems bis zum Centrum des peripheriſchen Körpers ſchneidet in gleichen Zeiten gleiche Flächen ab.

Verhalten ſich daher mehre Körper zu Einem Centrum, ſo läßt ſich die Zeit ihres Umlaufs um daſſelbe mit dem Raum ihrer mittleren Entfernung, d. h. der Hälfte ihrer großen

Bahnachse, vergleichen. Das Quadrat der Zeit ist gleich dem Kubus des mittleren Abstandes.

C.

Die Gestalt der Bewegung.

§. 367.

Alle kosmischen Individuen bilden zusammen Ein Individuum. Körper greift in Körper, System in System. Wie aber in diesem Weltorganismus, dessen Totalgestalt uns noch räthselhaft ist, jeder Körper eine Kugel, aber eine immer anders modificirte, jede Bahn eine elliptische, aber mit den durch das Verhältniß zwischen Raum und Zeit, zwischen Centrum und Peripherie nothwendig gegebenen Veränderungen der Geschwindigkeit ist, so ist auch die Gestalt der Bewegung eine überall nothwendige und doch verschiedene.

Dieser Unterschied hängt mit dem der materiellen Beschaffenheit der himmlischen Körper zusammen, ist aber, als mechanischer, für sich zu betrachten.

Er ist 1) die Gestalt der excentrischen oder in Librationen oscillirenden Bewegung eines gasigen oder schlackigen Körpers, der nur erst, nach dem Gesetz der Gravitation, seinem Centrum zufällt und von ihm abfällt und nur insofern zur Rotation um sich gelangt;

2) die Gestalt der regelmäßigen achsendrehenden Bewegung eines festen Körpers, der allein oder mit noch einem oder noch mehren andern um ein Centrum sich herum bewegt, das nicht in der Form eines besondern Körpers, sondern nur ideeller Weise existirt;

3) die Gestalt der doppelten Achsendrehung, in welcher der Körper, indem er sich um sich, zugleich um das ihm vorausgesetzte reale Centrum sich bewegt.

---

1) Die Fallrotation.

§. 368.

Die ſchon freie, allein noch endliche Bewegung iſt die des Falles. Die niedrigſte Geſtalt der freien, unendlichen Bewegung iſt daher diejenige, welche noch die Form des Falles an ſich hat, ſo daß der Körper ſich um ſeine Achſe nur relativ inſofern umher bewegt, als er ſich in einer größeren oder kleineren Ellipſe um ſein Centrum bewegt.

Er hat alſo innerhalb ſeines Bahnlaufs nur eine einmalige Rotation. Seine Jahresperiode iſt zugleich ſeine Tagesperiode. Er ſchwingt ſich nicht in individueller Selbſtſtändigkeit, ſondern er fällt noch um das ihm vorausgeſetzte Centrum.

§. 369.

Dieſe Geſtalt der Bewegung haben zunächſt die rieſigen, lockeren Aetherconcrescenzen, die wir Kometen nennen. Sie ſind erſt werdende Kugeln. Ein Kern der Aethermaſſe hat ſich in ihnen ſchon verdichtet, allein noch oberflächlich und in bewegliche Nebelergüſſe ausſtrömend. Dieſe anfänglichen Kinderſterne ſtürzen ihrem Centrum pfeilartig in mehr oder weniger excentriſchen Bahnen entgegen.

§. 370.

Sodann bewegen ſich in der Form der Fallrotation die Schlackentrümmer, die ein Planet bei ſeiner Concrescenz nicht aus dem von ihm zu beherrſchenden Kreiſe, aus dem er ſelbſt hervorgeht, zu verarbeiten fähig war, und die ſich daher aus ihren Rotationsringen zu eigenthümlichen Kugeln zuſammenballten: die Monde. Sie haben ihre Achſe in der ihres Centralkörpers und umſchreiben daher ihre Bahn als ein Nachbild ſeiner Peripherie. Sie fallen um ihn herum und kehren ihm auch deshalb immer die nämliche Seite zu. Wenn aber die Kometen in ihrem excentriſchen Fluge gleichſam die Längenachſe der Ellipſe in's Unermeßliche dehnen, ſo vollbringt ſich die Bewegung der Monde in concentriſcher Genügſamkeit und beſchreibt nicht ſelten in ihren Schwankungen eine cykloidiſche Curve.

2) Die einfache Achsendrehung.

§. 371.

Die Unselbstständigkeit der kometarischen wie der lunarischen Bewegung liegt also darin, daß sie noch der individuellen Freiheit entbehrt und an ein anderes Centrum schlechthin gebunden ist; der Unterschied der kometarischen und lunarischen Bewegung ist in dieser Identität groß, weil die erstere ein ganz einfaches Linienziehen, die zweite dagegen dadurch eine viel reichere ist, daß sie nicht nur eine cykloidische, auf und niedersteigende Curve bildet, sondern auch, ihrem Centralkörper als satellitisches Accidens inhärirend, die Bewegung desselben begleiten muß.

Der Fortschritt der Gestalt der Bewegung besteht nun darin, daß das kosmische Individuum sich um seine eigene Achse in seinem eigenen Kreise drehet, ohne sich dabei einen andern Körper als Centrum vorauszusetzen. Das Centrum ist also ein ideelles. Ein solches Individuum nennen wir Fixstern oder Sonne.

§. 372.

Es macht hierbei einen Unterschied, ob ein solcher Stern für sich allein, oder ob er mit andern Parallelsternen verbunden ist. Im letztern Fall wird er zum Doppelstern, zur Doppelsonne und es können derselben nicht blos zwei, sondern vier, sechs u. s. f. das nämliche Centrum schwesterlich umtanzen.

§. 373.

Diese Form macht schon den Versuch, ein eigenes System zu begründen; die individuelle Freiheit ist schon erreicht; auch die Beziehung auf ein anderes Individuum ist da; allein der Mangel liegt hier darin, daß das Centrum nur ein ideelles, nicht ein für sich selbstständiger Körper ist.

3) Die doppelte Achsendrehung.

§. 374.

Diese Stufe, die vollkommenste, erreicht der absolute Mechanismus in der Erzeugung derjenigen Gestalt der Bewegung, die sowohl die Selbstständigkeit der eigenen Achsendrehung, als zugleich die Beziehung derselben auf ein reales Centrum enthält.

Die Form dieser Gestalt wird zu einer elliptischen Curve, die in sich selbst Kreis aus Kreis hervorbringt, zu einer Spirallinie.

§. 375.

Einen Stern, der seine Bahn in dieser Gestalt beschreibt, nennen wir Planet. In der exacten Sicherheit seines Umlaufs ist er recht das Gegentheil seines Namens, der ihn umirren läßt.

Der Planet kann nun a) ohne weitere Nebenbestimmung seine Sonne umkreisen.

Er kann b) das Wesen des Kometen in sich aufnehmen, indem er eine Dunsthülle um sich ausbreitet.

Er kann c) einen oder mehre Monde als seine Trabanten auswerfen.

So ist er der vollständige Stern, gegen welchen alle andern Formationen, auch die solarische, als Abstractionen der Idee des Sterns erscheinen.

§. 376.

Der Planet ist die Totalität der freien mechanischen Bewegung, weil er die centripetale Richtung, die Beziehung auf den solarischen Centralkörper, mit der centrifugalen, der Beziehung auf sich selbst, durch seine individuelle Selbstständigkeit vereint und hierdurch die Möglichkeit wird, das kometarische und lunarische Wesen sich ebenfalls zu integriren. Die Tages- und Jahresperiode fallen auf ihm nicht nur auseinander, sondern entwickeln noch wieder jede in sich einen Gegensatz.

§. 377.

Wir kennen kein anderes Planetenſyſtem als das unſrige. Man kann die Meinung haben, daß auch in den übrigen relativen Syſtemen des Weltbaues Planetenſyſteme exiſtiren, allein man kann es nicht wiſſen. Iſt das Univerſum, wie wir zugeben müſſen, ein in ſich harmoniſch geordnetes Ganze, ſo müſſen wir auch die Nothwendigkeit eines Mittelpunctes zugeben, der aber ein ideeller ſein kann und nicht als ein beſonderer Körper dazuſein braucht. Dieſer Mittelpunct kann, als mechaniſcher, in der Gegend der Alkyone liegen und unſer Sonnenſyſtem ſammt allen übrigen Sterngruppen ſich um denſelben bewegen. Dieſe in unendlichen Maaßen ſich vollziehende Bewegung verändert nichts innerhalb des Syſtems ſelbſt. Falſch aber wäre der Schluß, den natürlich ſelbſt beweglichen abſoluten Gravitationspunct des mechaniſchen Univerſums, wenn er als ein beſonderer Körper angenommen wird, auch für den dem abſoluten Werthe nach centralen Punct zu halten. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß die Materie einen ſolchen äußerlichen Mittelpunct gar nicht hat, ohne deshalb des Mittelpunctes zu entbehren.

Welche Bedeutung unſer Sonnenſyſtem, als eine linſenförmige Schicht, im Weltſyſtem überhaupt habe, läßt die Unterſuchung der qualitativen Beſchaffenheit der Materie ſchon näher erkennen. Die vielen Träumereien und Spielereien aber, die ſich an abſtracte Vorausſetzungen gewiſſer Zahlenſchemata, gewiſſer Progreſſionen, auch in chemiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht, für die Planetenreihe noch bis vor Kurzem angeſchloſſen hatten, ſind nunmehr durch die Entdeckung noch anderer Aſteroiden, als der früheren vier, und des Planeten Neptun, glücklicherweiſe recht ſchlagend widerlegt worden und die Aſtronomie darf nunmehr hoffen, von einer abenteuerlichen Chronologie und Aſtrologie, wenigſtens für geraume Zeit, befreiet zu bleiben.

§. 378.

Der unmittelbare, alſo abſtracte Begriff der Natur, die Aeußerlichkeit der Idee zu ſein, unterſcheidet die Exiſtenz derſelben

als Raum und Zeit; ein Unterſchied, der ſich im Begriff des Ortes und ſeiner Veränderung oder Bewegung darſtellt.

Die Negation der Aeußerlichkeit, als einer in ihrer Realität doch noch ideellen, iſt die Exiſtenz der Natur als den Raum erfüllender und in der Zeit ſich bewegender Aether, der ſich durch relative Concentrationen zur endlichen Maſſe verdichtet, die in ihrer Vereinzelung ſich ſtößt, oder, von relativer Hemmung frei, dem ihr vorausgeſetzten realen Centrum zufällt.

Die Negation dieſer Unſelbſtſtändigkeit des Materiellen, wodurch es ſelbſt erſt in ſeiner Endlichkeit *geſetzt* wird, iſt die Selbſtſtändigkeit der Materie in freien Individuen. Dieſe Individuen ſind jedoch nicht Materie überhaupt, ſondern die Materie exiſtirt in Wahrheit nur als die Vielheit qualitativ unterſchiedener Materien, ein Unterſchied, der actu ein dynamiſcher iſt. Der Realismus der Materie hebt ſich zum Idealismus der Kraft als ſeinem Grunde auf.

Zweite Abtheilung.

Die Kraft.

Dynamik.

---

§. 379.

Die Wahrheit der Materie ist die ihr immanente Kraft. Da die Aeußerlichkeit das Wesen der Idee als Natur ausmacht, so ist folgerichtig die Existenz der reinen Größe in Raum und Zeit ihre primitive Qualität. Weil aber Raum und Zeit nur Abstractionen des Aethers sind, so ist die wirkliche Existenz der Materie die nicht nur quantitativ, sondern zugleich qualitativ in sich bestimmte.

Die Qualität der Materie im Allgemeinen ist allerdings nur ihre Aeußerlichkeit, den Raum zu erfüllen, in der Zeit sich zu bewegen, als endliche der endlichen Widerstand zu leisten; aber in sich ist die Materie auf einfache Weise bestimmt. Diese einfache Bestimmtheit, die wir *Kraft* nennen, ist nicht etwas im Innern des Aeußeren Verborgenes, sondern sie ist überall, wo das sogenannte Aeußere ist. Sie kommt jedoch in ihrer Besonderheit nur insofern zur Erscheinung, als sie auf eine *andere* Besonderheit sich bezieht. Die Qualität als solche ist eben ihrer Einfachheit wegen unaussprechlich; nur in ihrem *Verhältniß* zu Anderem *setzt* sie ihr Ansichsein heraus und kann alsdann auch ausgedrückt werden.

§. 380.

Als dynamische d. h. als durch ihre einfache Bestimmtheit sich unterscheidend, ist die Materie:

2) die selbst noch *mechanische Individualisirung*, welche durch die Specification der Materie entsteht, in Verhält-

niß zu anderer Materie als ihre Cohäſion erſcheint und in Klang, Wärme, Licht ſich auflöſt;

2) die Specification der Materie geht in die phyſikaliſche Polariſirung über, die der qualitative Unterſchied der einzelnen Materien als Spannung derſelben untereinander erzeugt, um durch ihre Wechſelwirkung in einander überzugehen. Der magnetiſche, der elektriſche, der chemiſche Proceß ſind die verſchiedenen Formen, in denen ſich der Antagonismus der Materie gegen ſich ſelbſt realiſirt.

3) Die Geſetze der mechaniſchen Individualiſirung und phyſikaliſchen Spannung ſind an ſich für alle kosmiſchen Körper dieſelben. Allein die Wirklichkeit ihrer Exiſtenz empfängt durch die Eigenthümlichkeit eines jeden Weltkörpers ein beſonderes Maaß. Die freie Unendlichkeit, mit welcher die ſpecifiſche Schwere ſo wie die Miſchung und Entmiſchung der Stoffe auf einem jeden kosmiſchen Individuum je nach der Eigenheit ſeiner Geſtalt, ſeiner Stellung im Univerſum, ſeiner Dichte, ſeiner Geſchwindigkeit ſich realiſirt, gibt ſich ihre Darſtellung in dem allgemeinen Proceß des Starren und Flüſſigen überhaupt, im meteorologiſchen Proceß.

Hier tritt für die Naturwiſſenſchaft eine nothwendige Beſchränkung ein. Die Erde iſt der einzige Weltkörper, von dem ſie, mit Inbegriff ſeines Trabanten, eine genauere Kenntniß ſeiner phyſikaliſchen Beſchaffenheit zu haben vermag. Sie kann zwar analogiſch auf die Beſchaffenheit anderer Weltkörper Schlüſſe machen, allein, ſelbſt bei der größten Vorſicht, bleiben dieſelben doch mehr oder weniger problematiſch.

Erſter Abſchnitt.

Die mechaniſche Individualiſirung.

§. 381.

Die Materie überhaupt iſt, was den Raum angeht, ſchwer, was die Zeit angeht, ſich bewegend. Die concrete Materie iſt aber durch ihre Qualität zugleich auf beſtimmte Weiſe oder ſpecifiſch ſchwer.

Dieſe Schwere iſt untrennbar von dem Zuſammenhang, in welchem die einzelnen Theile eines Körpers als Atome mit ſich ſelbſt ſtehen, von ſeiner Cohäſion.

An und für ſich aber iſt dieſer Zuſammenhang kein abſoluter. Das Atom exiſtirt nicht als ein ſchlechthin ſeiendes, nur als ein werdendes. Alle concrete Materie iſt deshalb qualitativ und quantitativ ſich unaufhörlich verändernd. Sie löſt ſich auf. Die Geſtaltung der endlichen Materie iſt von ihrer Auflöſung, als perennirender Umgeſtaltung, unzertrennlich.

A.

Die Specification der Materie.

§. 382.

1) Alle Materie iſt als endliche in ſich ſelbſt auf einfache Weiſe beſtimmt und unterſcheidet ſich daher von jeder andern qualitativ.

2) Dieſe Unterſcheidung iſt es, welche zugleich das Band ausmacht, das eine Materie an die andere feſſelt. Das individuelle Fürſichſein iſt die Kraft, welche die mannigfaltigen Beziehungen hervorbringt, die zwiſchen Materie und Materie möglich ſind.

3) Die qualitative Ungleichheit der Materie iſt der Grund des Unterſchiedes derſelben in ihrer Schwere. Alle Materie iſt an ſich gleich ſchwer, nämlich in dem allgemeinen Verhältniß des accidentellen Körpers zu ſeiner centralen Vorausſetzung. Allein das Gewicht eines Körpers iſt je nach ſeiner qualitativen Differenz ein anderes. Durch dieſe entſteht zwiſchen dem Raumumfang und der Art der Raumerfüllung der verſchiedenen Körper ein anderes Verhältniß. Dieſe Beſonderung der Schwere nennen wir ſpecifiſche Schwere, denn nach ihr iſt ein Kubikfuß Waſſer anders ſchwer, als ein Kubikfuß Gold, Blei, Thon u. ſ. w. Und mit dieſer ſpecifiſchen Schwere ändern ſich ſofort die weiteren Beſtimmungen der Widerſtandsfähigkeit, des Druckes u. ſ. w.

B.

Die Cohäſion.

§. 383.

Der Grund der ſpecifiſchen Schwere iſt alſo die Art und Weiſe, wie der Körper als ein qualitativ gerade ſo in ſich beſtimmter ſich mit ſich zuſammenhält.

Durch dieſen Zuſammenhalt behauptet er zugleich nach Außen hin ſeine materielle Selbſtſtändigkeit. Er reagirt wider den Druck durch Gegendruck. Er iſt elaſtiſch.

Die Beſtimmtheit der Cohäſion vollendet ſich durch die Form, welche der Körper je nach ſeiner individuellen Qualität annimmt.

I

Der mechanische Zusammenhang.

§. 384.

Jeder Körper wird in seiner Individualisirung durch sich selbst bestimmt. Wie er aber auch sich bestimmen möge, so macht er als endlicher ein Ganzes für sich aus, innerhalb dessen die einzelnen Theile ein unmittelbar mechanisches Verhältniß zu einander haben. Sie drücken, tragen, halten sich gegenseitig. Als Ganzes continuirt der Körper seine mechanische Einheit durch alle Theile hindurch; als die Vielheit der einzelnen Theile geht er in die Discretion ihres relativen Außereinanderseins über. Jeder Theil berührt freilich zunächst nur die ihn unmittelbar umgrenzenden; diese aber berühren wiederum die ihnen nächsten u. s. f., so daß mittelbar jeder mit allen, alle mit jedem verbunden sind. Daß man diesen Zusammenhalt eines Körpers mit sich selber durch Repulsion und Attraction der vorausgesetzten einzelnen Theile vorstellig zu machen sucht, ist eine Uebertragung des freien mechanischen Verhältnisses auf den einzelnen, endlichen Körper. In diesem wird der Zusammenhang wesentlich durch die Stufe der Bildung bestimmt, auf der er sich befindet. — Die Cohäsion ist daher mehr, als die Adhäsion, das bloße mechanische Zusammensein verschiedener Körper.

II.

Die Elasticität.

§. 385.

Jeder Körper hält als ein materielles Individuum mit sich zusammen und weil er dies thut, sucht er sein Fürsichsein auch nach Außen hin zu erhalten. Er wird in seiner mechanischen Selbstständigkeit durch die Selbstständigkeit anderer Materien gestört, die ihn drücken und deren Druck er erwidert. Indem er nachgibt, stellt er sich auch wieder her.

Dieser Gegendruck des Drucks, der unmittelbar in jeder Berührung verschiedener Körper sich erzeugt, ist die Elasticität.

Alle Körper ſind daher elaſtiſch. Wenn wir einige Materien vorzugsweiſe elaſtiſch nennen und dadurch den Schein hervorrufen, als wenn andere, denen wir dies Prädicat nicht geben, nicht elaſtiſch wären, ſo iſt das ungenau. Der Unterſchied der Elaſticität wird nothwendig durch den Unterſchied der Qualität der Materien bedingt, wornach denn Elfenbein anders elaſtiſch iſt, als Wolle u. ſ. w.

III.

Der Unterſchied des Aggregatzuſtandes.

§. 386.

Die Cohäſion erſcheint in verſchiedenen Formen des Zuſtandes der Atome des Körpers. Wir nennen denſelben Aggregatzuſtand; ein Ausdruck, der jedoch nur inſofern richtig iſt, als er das Verhältniß der einzelnen kleinſten Theile der Materie unter einander bezeichnen ſoll, inſofern aber unpaſſend, als die Atome an und für ſich eine Hypotheſe ſind und nicht als abſolut einfache Subſtanzen ſich zuſammenſetzen. Ein Aggregat im eigentlichen Sinn iſt die mechaniſche Einheit verſchiedener für ſich ſelbſtſtändiger Körper. Dergleichen bringt die Natur nur in mineraliſchen Conglomeraten hervor, außerdem nicht. Rauch, Waſſer, Blut, Saft, Kryſtalle, die Häute der Thiere, die Faſern der Pflanzen u. ſ. w. ſind keine Aggregate. Der Ausdruck iſt aber einmal techniſch geworden und kann daher, unter der gehörigen Beſchränkung, noch geduldet werden.

Der Aggregatzuſtand iſt entweder ätheriſch oder flüſſig oder feſt.

a) Der ätheriſche Aggregatzuſtand iſt der geſtaltloſe, die Unruhe des Proceſſes der materiellen Selbſtauflöſung, die ſich als Gas nach allen Seiten in's Unendliche ausdehnt.

b) Die allſeitige Ausdehnung, die ihre Umfläche vordringend in jedem Punct wieder aufhebt und damit die immer beginnende Geſtaltung immer wieder vernichtet, iſt an ſich ſchon ſphäriſch. Geſtaltet ſich der Zuſtand der Materie als eine nach allen Seiten theilbare, elaſtiſche wirkliche Kugel, die, als eine

zugleich permeable, ihre Form gegen jede von Außen drückende aufgibt und ihr sich anschmiegt, so ist die Materie flüssig.

c) Endlich kann sich die Materie nach allen Möglichkeiten der stereometrischen Formation zur festen Begrenzung in sich abschließen und als Flächenrichtung dehnbar, als lineare Richtung zähe, als punctuelle spröde erscheinen. Die Sprödigkeit ist das Maximum des individuellen Insichseins des Körpers, der lieber zerbricht und zersplittert, als daß er seinen Zusammenhang mit sich, das Ineinander seiner Theile, aufgibt.

§. 387.

In der concreten Existenz ist der Körper entweder ein mineralischer oder ein vegetabilischer oder ein animalischer. Das Princip der Individualisirung, das auf jeder dieser Stufen der Organisation herrscht, bestimmt auch den besondern Aggregatzustand derselben. Allein jeder Körper kann durch die verschiedenen Formen der Modalität der Cohärenz hindurchgehen. Die relativ incohärente, schlechthin theilbare Unform des ursprünglichen Zustandes kann zur sphärischen Form der tropfbaren Flüssigkeit sich aufheben und diese kann durch Solidescenz in die Erstarrung übergehen. Eben sowohl ist aber die Dialektik auch rückwärts möglich. Das Starre kann durch Liquescenz in einen flüssigen Zustand gerathen und dieser kann zum elastisch Ausdehnsamen fortgehen. Alle sonstige Formverschiedenheit ist diesen Aenderungen untergeordnet, welche die reale Widerlegung der gewöhnlichen Atomistik sind.

C.

Die Auflösung der Cohäsion.

§. 388.

Die Cohäsion der Materie löst sich in einer Steigerung auf, deren besondere quantitative Unterschiede zugleich qualitative Entwicklungsmomente bilden.

1) Die einfache mechanische Erschütterung, die den Körper noch als Ganzes bestehen läßt, bedeutet ihn gleichsam erst mit der Auflösung. Durch welche Ursach immer auch bewegt, schwingt er in sich und verbreitet diese Schwingungen rings um sich herum; andere Körper und die Luft mit ihnen durchzitternde, er klingt.

2) Wiederholt sich der Anstoß, wiederholt sich die Schwingung, so beginnt die Auflösung des Zusammenhanges sich schon zu verwirklichen. Der Körper wird zwar kein anderer, allein er vergrößert seine Raumerfüllung, indem er seine Grenzen aufzuheben sucht. Er dehnt sich aus: er wird warm.

3) Löst der Körper seinen Aggregatzustand auf, geht die Erschütterung in die Verflüchtigung des Körpers, in die Vernichtung seiner Gestalt über, so wird er mit diesem Maximum leuchtend.

§. 389.

Klang, Wärme, Licht sind die verschiedenen Formen der Auflösung der Cohäsion: der Klang als die formale, die Wärme als die reale, das Licht als die absolute Negation des Zusammenhaltes der Materie mit sich selbst. Diese Veränderungen sind also einerseits mechanisch, denn sie begründen sich durch den Wechsel von Repulsion und Attraction in den einzelnen Theilen des Körpers. Anderseits aber sind sie dynamisch, denn je nach der specifischen Bestimmtheit des Körpers ist auch seine reale Möglichkeit, zu klingen, zu wärmen und zu leuchten, eine andere. Klang, Wärme, Licht sind daher freilich in ihrer Allgemeinheit überall dieselben, allein in ihrer concreten Besonderheit sind sie zugleich durch die verschiedene Qualität der Körper überall andere. Keineswegs aber sind sie eigenthümliche Kräfte der Materie oder in den Körpern verborgene Stoffe, welche durch die mechanische Erschütterung von ihrer Gebundenheit befreiet würden. Die Qualität des Körpers, die Auflösung seines Aggregatzustandes und die Erzeugung des Klingens, des Wärmens und Leuchtens fallen in einen und denselben Proceß zusammen. Klang, Wärme, Licht machen eine Stufenfolge des Grades der Auflösung aus, sind aber, indem sie in Verhältniß zu einander eine quantitative

Steigerung darstellen, doch von einander qualitativ unterschieden. Die Wärme ist nicht blos ein stärkeres Klingen, das Licht nicht blos eine stärkere Wärme oder das Klingen nur ein verborgenes Wärmen, die Wärme ein geringeres Leuchten. Weil aber dialektisch das Klingen in Wärme, die Wärme in Leuchten umschlagen kann, so drückt selbst der Sprachgebrauch die verwandtschaftliche Einheit dieser verschiedenen Processe unwillkürlich dadurch aus, daß er die ursprünglichen Prädicate des einen auch auf die andern überträgt und z. B. von einem kalten oder warmen, einem düstern oder heitern Tone spricht.

§. 390.

Jeder dieser Processe continuirt seine Bewegung gleichmäßig nach allen Seiten hin. Er bildet also eine Kugel, deren Radius von unbestimmter Länge ist, weil an sich in der Bewegung als solcher kein Grund der Begrenzung liegt. Wohl aber kann die Bewegung auf die mannigfaltigste Weise mechanisch gehemmt und verkürzt werden.

§. 391.

Die Intensität des Schalles, der Wärme, des Lichts muß aber schwächer werden, je weiter sich die Bewegung von ihrem Ausgangspunct entfernt. Sie nimmt nach demselben Gesetz ab, nach welchem sich die Wechselbeziehung von Raum und Zeit überhaupt bestimmt, nach dem umgekehrten Quadrat der Entfernung. Die einzelne Schallwelle, der einzelne Wärmestrahl, die einzelne Lichtwelle zerfließen zuletzt in die unbestimmte Unendlichkeit.

I.

Der Klang.

§. 392.

Das materielle Individuum ist ein specifisches Quantum, das, von Außen gestoßen, seine Selbstständigkeit zu erhalten strebt. Der Druck, wodurch er auch verursacht werde, giebt

ſeine Individualität an und dieſe wehrt ſich gegen ihre Negation. Unmittelbar durchdringt der Stoß den ganzen Körper und eben ſo unmittelbar reagirt derſelbe. Dies Ineinander von Druck und Gegendruck, was durch alle Theile des Körpers hin und her zittert, iſt die Schwingung.

Sie bewegt ſich in der Form der Knotenlinie, indem ſie in beſtimmten Puncten abzubrechen ſcheint, jedoch nur, um von Neuem ſich fortzupflanzen.

Daß die Schwingung ſubjectiv als Ton wahrgenommen wird, iſt ein nur für den Menſchen und für die Thierwelt und auch hier nicht für alle Gattungen vorhandenes Phänomen. Für die Pflanzen und Mineralien exiſtirt daſſelbe lediglich als eine beſondere mechaniſche Erſchütterung.

§. 393.

Der irgend wie bewegte Körper ſchwingt zunächſt in ſich. Dieſe Schwingung kann aber nicht umhin, ſich ſeiner Umgebung mitzutheilen. Seine Bewegung wiederholt ſich alſo in ſeiner ganzen Peripherie und ſteckt nicht blos die einzelnen materiellen Individuen, ſondern auch die Luft mit ſich an. Aber dieſe Ausbreitung muß natürlich die Bewegung je nach der Größe und Beſchaffenheit der nachſchwingenden Körper individualiſiren.

In der Länge des Tonwellenſtrahls und in der Geſchwindigkeit der Schwingung kommt die Qualität und die durch ſie bedingte Textur des Körpers zur Erſcheinung. Gediegene Körper, z. B. Metalle, verbreiten daher die Schwingungen ſchneller, als lockere und poröſe. An und für ſich iſt das Maaß der Bewegung für alle Körper das gleiche; im Medium unſerer atmoſphäriſchen Luft in jeder Secunde 1050 Fuß. Der höchſte Ton hat 2 bis 3 Fuß Länge und das Maximum der Schwingungen beträgt in Einer Secunde etwa 48000. Der niedrigſte Ton hat ungefähr 32 Fuß Länge und das Minimum der Schwingungen beträgt 14 bis 15 in Einer Secunde.

Der Klang dehnt ſich ſphäriſch aus. Die Richtung der einzelnen Schwingungen iſt freilich die lineare des Radius, jedoch die Form der einzelnen Schwingung ſelbſt, wie die den

freien totalischen Individuen, eine Spirale. Beide Momente hat man daher in dem Ausdruck Tonwellenstrahl zusammenzufassen gesucht.

§. 394.

Diejenige Veränderung der Cohäsion also, die sich in der Weise aufhebt, daß sie an der Realität des Körpers nichts verändert und daß sich derselbe durch einen von Außen oder von ihm selbst an ihn kommenden mechanischen Impuls zur Gleichheit mit sich wiederherstellt, ist das Klingen. In ihm erscheint bereits die Unselbstständigkeit des einzelnen Körpers. Er erzittert in sich nach allen Dimensionen und verräth darin, was er an sich ist. Allein noch sträubt er sich gegen seine Auflösung. Noch gibt er sich nicht auf; noch kehrt er aus dem Schrecken der möglichen Auflösung wieder in sein Fürsichsein zurück. Sobald er aber seine Cohäsion reeller Weise aufzulösen beginnt, wird er warm.

II.

Die Wärme.

§. 395.

Die formale Auflösung, die wir Klang nennen, verläuft sich in der Zeit. Die Auflösung bleibt in ihm eine nur werdende und gelangt nicht zum wirklichen Dasein, in welchem Fall sie auch als eine räumliche Veränderung erscheinen müßte.

Ist aber die Schwingung so heftig oder wiederholt sie sich so oft, daß der Körper sich ungleich wird und nach allen Seiten hin und durch und durch seine Grenze aufzuheben sucht, so dehnt er sich aus. Diese beginnende reelle Veränderung der Cohäsion ist die Wärme.

Kälte ist daher eine ganz relative Bestimmung. Sie ist so wenig die besondere Ursache einer Contraction, als die Wärme die besondere Ursache einer Expansion der Körper. Kälte und Wärme sind verschiedene Zustände der Cohäsion. Es ist eine Tautologie, Kälte durch Contraction, Wärme durch

Expanſion erklären zu wollen, denn kalt iſt der Körper eben, ſofern er in ſich bleibt und mechaniſch oder chemiſch unbewegt iſt. — Das Sichzuſammenziehen feuchter Körper in der Wärme iſt kein Widerſpruch dagegen, weil ſie ihre Feuchtigkeit dann in Gas auflöſen und mit dem Verluſt des ſo entweichenden Stoffs nothwendig zuſammenſchwinden.

§. 396.

Wärme iſt alſo in ihrem Grunde Bewegung. Die abſolute Bewegungsloſigkeit iſt auch die abſolute Kälte. Mit aller Bewegung aber iſt auch Wärmeerzeugung verbunden. Reibung, Schlagen bringt Wärme hervor. Der chemiſche Proceß, weil er totale Cohäſionsveränderung, entwickelt auch Wärme.

Die Bewegung eines Körper continuirt ſich als Leitung direct nach allen Seiten. Sie iſt in ihrem Proceß eine Kugel mit einer in's Unendliche hin ſich ausſpannenden Umfläche. Dieſe ſphäriſche Ausdehnung kann überall gebrochen werden und die Beziehung auf einen einzelnen Punct ſtellt ſich dann als ein Radius dar, den wir bei der Wärme Strahl nennen. Den Act des Ueberganges der Bewegung als Wärme von Körper in Körper mit Durchwanderung des Luftmediums nennt man daher Ausſtrahlen und Einſtrahlen.

Dieſe Mittheilung iſt von Seiten des in ſich bewegten wärmenden Körpers als ſolchen nur Eine; von Seiten aber der Körper, auf welche ſie übergeht, iſt ſie eine unendlich mannigfaltige, indem jeder ſie durch ſeine Qualität individualiſirt. Jeder hat eine verſchiedene Wärmecapacität.

Körper von ungleicher Temperatur gleichen ſich aus.

§. 397.

Die Auflöſung des Körpers als reelle ſtellt ſich im Raume dar.

a) Erhält ſich der Körper, während er bereits den Zuſammenhang mit ſich lockert, noch innerhalb ſeiner individuellen Form, ſo wird er nur warm, wenn vielleicht auch bis zum Glühen.

b) Verliert er aber mit der Ausdehnung seine Form, so wird er entweder, indem er schmilzt, flüssig oder, indem er verbrennt, flüchtig.

Das Feuer vernichtet die Gestalt des Körpers und stellt das Werden seiner Formlosigkeit in der Flamme dar, aus welcher die absolute Negation der Cohäsion herausschlägt.

§. 398.

Die Schwingung des Körpers in sich, der Klang, ist an sich schon der Ansatz zur Negation der Gestalt. Sie ist schon der Anfang des Warmwerdens.

Warmwerden ist die durchgängige Negation der Cohärenz, die in gradueller Steigerung endlich als Feuer die Vernichtung der Gestalt in sich schließt.

Mit diesem Moment zeigt die Auflösung der Cohäsion einen qualitativen Absprung, denn mit dem Feuer erscheint das Licht als der reelle Ausdruck der absoluten Gestaltlosigkeit. Mechanische und chemische Processe sind daher, weil mit ihnen die Cohäsion der Körper verändert wird, nicht selten mit Leuchten verbunden. Das Licht ist so wenig, als Klang oder Wärme, ein besonderer Stoff, der etwa nur imponderabel wäre. Ein imponderabler Stoff ist nichts besser, als ein hölzernes Eisen. Das Licht ist der Reflex der Bewegung, welche mit der immanenten Auflösung des Materiellen bis zur absoluten Gestaltvernichtung verbunden ist. Ohne Auflösung der Cohäsion, ohne die mit ihr identische Bewegung ist Leuchten unmöglich.

III.

Das Licht.

§. 399.

Die Materie verklärt sich selbst zum Licht, indem sie verbrennt. Wir kennen kein anderes Licht, als das der verbrennenden Materie, wenn auch der Verbrennungsproceß nur als elektrischer und phosphorescirender sich vollziehen sollte. Abgesehen von den besonderen Eigenschaften, welche die verbrennende Ma-

terie als Holz, als Fett, als Waſſerſtoffgas u ſ. w. zu haben vermag, und abgeſehen von der eigenthümlichen Modification, welche durch ſie der Flamme ertheilt wird, laſſen ſich von dem Licht als ſolchem keine ſpecifiſchen Beſtimmungen angeben. Es iſt an ſich ohne Farbe, ohne Geſtalt, ohne Schwere, ohne Geruch. Es iſt nichts, als abſolute Bewegung und zwar diejenige, welche durch die immanente Selbſtauflöſung aller Cohäſion entſteht. Daher iſt es unwägbar; daher ſo geſchwind, daß es in Einer Secunde 40000 Meilen durchmißt.

Das Licht muß, wie der Klang, wie die Wärme, von dem Punct ſeines Urſprungs aus, nach allen Seiten gleichmäßig ſich ausbreiten. Der primitive Proceß entwickelt ſich als Lichtwelle, deren Bewegung in ſich ohne Grenze iſt. Nur die von Außen an ſie kommende Hemmung kann ihre Ausſtrahlung hindern. Die Grundform aller Lichterſcheinung iſt folglich die ſphäriſche und aus dieſem Grunde muß auch die Intenſität, wie bei dem Klang und der Wärme, vom Mittelpunct aus nach dem umgekehrten Quadrat der Entfernung abnehmen.

Das Licht unterſcheidet ſich in ſich ſelbſt 1) als das latente d. h. als dasjenige, welches nur den Beginn der immanenten Auflöſung der Cohäſion darſtellt; 2) als das freie, welches den Proceß der Auflöſung activ nach allen Seiten verbreitet; 3) als das farbigte, welches durch die Trübung des Hellen oder die Aufhellung des Dunkeln ſich erzeugt.

1) Das latente Licht.

§. 400.

Daß diejenige Bewegung der Materie, die wir Licht nennen, in einem Organ der animaliſchen Organismen, im Auge empfindlich und von demſelben wahrgenommen wird, iſt eine Beziehung des Lichts, die von ſeinem Begriff zunächſt ganz geſchieden bleiben muß. Und eben ſo muß dafür davon abgeſehen werden, daß das Licht für uns vorzüglich in der Form des ſolariſchen zur Erſcheinung kommt. Jeder Körper hält ſich mit ſich ſelbſt zuſammen und iſt inſofern nach Außen hin thätig, ſeine Selbſt-

unterſcheidung von andern zu bewirken. Jener Körper reicht daher mechaniſch und dynamiſch weiter, als der unmittelbare Umfang ſeiner Grenze ihn erſcheinen läßt. Er iſt nach Außen hin ohne Weiteres thätig und dieſe Thätigkeit beſteht darin, daß er ſich ideell-reeller Weiſe in die ihn umgebende Materie continuirt.

Erſt in den Folgen, z. B. als allmäliges abbildliches Eindringen in die Oberfläche eines andern Körpers, kommt dieſe ſtille Wirkſamkeit zur beſondern Erſcheinung. Für unſer Sehorgan iſt ſie als ſolche nicht da, weil ſie noch unter dem Violett liegt. Es leuchtet ein, daß dieſer Proceß mit dem der Wärmeſtrahlung an ſich identiſch iſt. Man hat ihn das latente Licht genannt. Er iſt die dynamiſche Atmoſphäre eines Körper, die, unter andern Effecten, auch den hat, die Geſtalt des Körpers in andere zu reflectiren, eine Reflexion, die unter günſtigen Umſtänden, wie die Wiſſenſchaft ſie in verſchiedenen Dämpfen veranſtaltet hat, ſichtbar werden kann.

2) Das freie Licht.

§. 401.

Die Materie, die brennend ſich ſelbſt vernichtet, ſtrömt mit raſtlos fortzitternden Wellen in's Unermeſſene hin eine in ſich überall bewegte Glanzkugel aus. Als Materie, die ihre Geſtalt noch bewahrt, breitet ſie nur eine mechaniſch-dynamiſche Atmoſphäre um ſich aus. Als brennende erzeugt ſie das Maximum mechaniſcher Geſchwindigkeit in der Auflöſung der Cohäſion und mit ihr der totalen Geſtalt. Was wir Lichtſtrahl nennen, iſt nur die Beziehung einer in ſich continuirlichen Wellenreihe auf Einen Punct.

Das Licht in ſeiner freien, nach allen Seiten dringenden Bewegung, hat zu anderer Materie das Verhältniß a) von ihr abſorbirt; b) reflectirt; c) gebrochen zu werden.

a) Die Abſorption des Lichts.

§. 402.

Das Licht als die abſolute Auflöſung der Cohäſion continuirt dieſelbe in alle Körper, welche ſie zu erreichen vermag.

Je lockerer, rauher, in ſich ungleicher dieſelben ſind, um ſo tiefer dringt ſie ein; je gediegener, glatter, homogener ſie ſind, um ſo mehr umſpielt ſie nur deren Oberfläche.

Der Ausdruck des Abſorbirens, Verſchluckens iſt ein metaphoriſcher, der die Thätigkeit des Lichts zu einer Thätigkeit der Körper macht.

b) Die Reflexion des Lichts.

§. 403.

Alle Materie iſt relativ in ſich ſelbſtſtändig. Sie muß daher gegen jede Einwirkung auf ſie rückwirken. Das Licht wird daher von ihr auch zurückgeworfen. Seine Bewegung wird durch ihren Widerſtand zu einer in ſich rückgängigen gemacht.

Je lockerer, rauher, in ſich ungleicher eine Materie iſt, je ſtärker ſie alſo das Licht abſorbirt, um ſo weniger kann ſie daſſelbe reflectiren; und umgekehrt, je gediegener, glatter und homogener eine Materie iſt, je ſchwächer ſie alſo das Licht abſorbirt, um ſo mehr kann ſie daſſelbe reflectiren.

An und für ſich iſt daher Abſorption ohne Reflexion und Reflexion ohne Abſorption unmöglich. Je nach der Beſchaffenheit der Körper und je nach ihrem Raumverhältniß zum Ausgangspunct des Lichtſtrahls finden dieſelben in den mannigfaltigſten Abſtufungen ſtatt. Die Einheit der Abſorption und Reflexion erſcheint vorzüglich in der Polariſation des Lichts d. h. darin, daß die Richtung des reflectirten Strahls je nach dem Winkel ſeines Einfallens verändert wird, was z. B. theilweiſe bei der Reflexion des Lichts von allen nichtmetalliſchen Subſtanzen der Fall iſt. Der Strahl wird nicht blos zurück, er wird auch abgebeugt.

c) Die Lichtbrechung.

§. 404.

So lange das Licht in demſelben Medium ſich bewegt, ſo lange bewegt ſich auch die Richtung des Lichtſtrahls, d. h. der fortwährenden Lichtwelle, unverändert.

Die Verdünnung des Mediums aber verhindert auch die Richtung des Lichtstrahls.

Geht ein Strahl aus einem dünnern Mittel in ein dichteres von derselben Beschaffenheit und demselben Aggregatzustande, z. B. von dünnerer Luft in dichtere, so erweitert sich der Winkel von der Horizontale abwärts; der Strahl wird, wie man sich ausdrückt, der Verticale zugebrochen.

Geht er aber von einem dichteren Mittel in ein dünneres von derselben Beschaffenheit und demselben Aggregatzustande, so bewegt sich der Winkel; er wird von der Verticale abgebrochen.

Kommt der Strahl aus einem Mittel in ein anderes, dessen Beschaffenheit und Cohärenz von jener des ersten verschieden ist, so hängt die Richtung der Lichtbrechung von der Natur des Mittels ab, wenn auch hiebei im Allgemeinen die Brechung beim Uebergang von dem dünnern Medium in das dichtere zur Verticale statt findet.

In diesem Spiel kann auch Licht dem Licht begegnen und dann kommt es auf die näheren Bestimmungen an, ob in solcher Interferenz der Strahl den Strahl verstärkt oder ob der Strahl mit dem Strahl durch Gleichmäßigkeit der Richtung, Entfernung und Energie sich zur Finsterniß paralysirt.

3) Das farbigte Licht.

§. 405.

Alle Materie als solche ist finster; erst ihre absolute Auflösung und Verflüchtigung erzeugt den Idealismus ihres Scheinens, der für das Sehorgan ihre Verschwärzung zur Folge hat. Die Art, wie sich eine Materie zum Licht als Erscheinung verhält, nennen wir Farbe. Das Licht wird durch die Materie in seiner Manifestation individualisirt.

Diese prismatische Färbung ist von der objectiv-chemischen und von der subjectiv-physiologischen unterschieden. Die chemische fällt mit der Qualität einer Materie unmittelbar zusammen. Gold z. B. sieht gelb aus, weil es eben Gold ist u. s. w. Die

physiologische Farbe ist die Modification, welche die chemische, wie die prismatische Farbe in dem Lichtorgan durch dessen eigenthümliche Structur und Thätigkeit empfängt, und wornach also das Auge der Fliege, des Karpfens, des Adlers, des Maulwurfs, des Pferdes u. s. w. denselben Gegenstand immer anders erblicken. Auch die sogenannten supplirenden Farben gehören hieher, wenn das Auge aus sich selbst heraus die Einseitigkeit eines Farbenbildes durch die Selbstproduction des contrastirenden Extrems für sich zu ergänzen sucht.

Das freie Licht an sich ist einfach. Es ist die absolut bewegliche, schlechthin im Proceß der Auflösung befindliche, nach allen Seiten hin auseinanderfliehende Materie. Wie nun auch die Materie als solche beschaffen sein möge, so ist sie doch im Resultat des Verbrennungsprocesses jeder andern gleich; vor diesem Uebergang aber ist die Materie in sich als qualitativ bestimmte unterschieden, ein Unterschied, der als Unterschied der Farbe erst durch das Licht offenbar wird. Das Licht an sich erscheint nicht, da es einfach ist. Es erscheint nur an Anderem, an der noch gestalteten Materie. Es läßt das Andere erscheinen und in diesem Scheine zugleich sich selbst. Ohne Licht erscheint umgekehrt der einzelne Körper auch nicht; er erscheint nur im Licht und zwar in dem bestimmten Licht, welches durch die Selbstverzehrung irgend eines Körpers, der Sonne, des Holzes, des Fettes u. dgl. hervorgebracht wird. Die Unterschiedslosigkeit des reinen Lichts und der Unterschied der concreten Körper werden in der Farbe Eines. Das Gold z. B. ist an sich gelb; dies Gelbsein erscheint erst im Licht; das Licht aber ist ein bestimmtes, nämlich Sonnenlicht, Mondlicht, Feuerschein u. dgl. Und hiernach ist das Gelb des Goldes selber wieder ein immer anders erscheinendes. Gerade so aber versichtbart sich das Licht nur an diesen Gegenständen und wird insofern durch sie als Phänomen ebenfalls individualisirt

§. 406.

Die Färbung — abgesehen von der chemischen der Objecte, von der physiologischen der Subjecte — ist also das gemeinschaft-

liche Product der Extreme des Zustandes der Materie, einerseits der begrenzten und individuellen, andererseits der gestaltlosen und in absoluter Beweglichkeit sich zerstreuenden. Die Materie ist in beiden Extremen farblos; jedoch auf ungleichartige Weise. Als begrenzte Materie erscheint sie schwarz, als absolut aufgelöste weiß. Schwarz und weiß drücken dieselbe Unterschiedlosigkeit aus. Sofern sie als Pigmente oder als Lichtreflexe zur besondern Erscheinung gelangen können, sind sie auch der Ausgleichung als einer besondern Erscheinung fähig und diese ist das Grau als die absolute Unfarbe.

§. 407.

Die Trübung des Lichts ist die active Farbe, das Gelb.

Die Aufhellung der Materie als des an sich Dunklen ist die passive Farbe, das Blau.

Die völlige Ausgleichung der activen und passiven Farbe, die Durchdringung des Gelben und Blauen als principielle Einheit, als ursprüngliche Mitte, ist das Roth.

Gelb, Blau und Roth sind die drei Grundfarben und von ihnen ist das Roth die Farbe der Farben, neben welcher keine andere aufkommen kann.

§. 408.

Aus den Grundfarben erzeugen sich die Nebenfarben. Das Gelb geht in's Roth durch das Orange, das Blau in's Roth durch das Violett über. Die Neutralisation, nicht die primitive Einheit, des Gelben und Blauen ist das Grün.

§. 409.

Aus der Verbindung dieser Farben unter einander wie mit den Grundfarben und Unfarben entstehen die Mischfarben, die ins Schmutzige übergehen und in sofern zum Grau zurückkehren.

§. 410.

Die Natur strebt darnach, beständig die Totalität des Farbenbildes hervorzubringen. Sie erreicht dies dadurch, daß sie

einer reinen Farbe immer eine bestimmte Doppelfarbe gegenübergestellt, worin also die beiden andern Grundfarben enthalten sind. Dem Rothen steht also die Einheit des Gelben und Blauen, d. i. das Grün, entgegen; dem Gelben die Einheit des Blauen und Rothen d. i. das Violett; dem Blauen endlich die Einheit des Gelben und Rothen d. i. das Orange.

Im Wechsel der Jahres- wie der Tageszeiten geht die Natur in der Färbung der Luftfarben vom Blauen zum Rothen, vom Rothen zum Gelben vorwärts und von diesem durch das Roth zum Blauen wieder rückwärts.

Unter den Metallen fehlt nicht im Golde das Gelb, im Kupfer das Roth, im Blei, Zink u. s. f. das Blau. Die Edelsteine prangen in allen Farben.

Das Pflanzen- und Thierreich zeigt von den Polen bis zum Aequator einen Stufengang des Colorits. An den Polen herrscht der Gegensatz des Schwarzen und Weißen mit seiner Auflösung in das gespenstige Grau. Der Schnee, das Eis, die Eisbären, die weißen Füchse und Hasen, der schwarze Schwan, das weiße Hermelin, die weißschwarzen Pinguingänse, die weißunterbrochene Birke u. s. w. geben uns die Anschauung der Unfarbheit. Mit der gemäßigten Zone erscheinen die Nebenfarben und die Mischfarben; von den Nebenfarben hauptsächlich das Grün in allen Abschattungen der Vegetation, von den Mischfarben die meisten in der Bedeckung der Thiere, z. B. der Hühner, der Singvögel, des Esels, des Pferdes, des Rindviehs u. s. w. In der tropischen Zone endlich bricht die Macht der entschiedenen, unvermischten Farbe völlig durch und treten die Gegensätze mit greller Schärfe hervor. Die Blüthen und Früchte der Pflanzen, wie die Häute, Pelze und Schaalen der Thiere, die Federn der Vögel, die Zeichnungen der Muscheln, lassen das Roth, das Blau, das Gelb mit siegender Kraft hervorstrahlen.

Zweiter Abſchnitt.

Die Polarität.

§. 411.

Die ſpecifiſche Schwere, die Cohärenz, die Auflöſung des Materiellen in Klang, Wärme und Licht ſind allerdings ſchon dynamiſche Beſtimmtheiten, ſofern ſie ohne die qualitative Eigenheit der Körper unmöglich ſind, allein die Form ihrer Exiſtenz iſt noch die mechaniſche. Die Intenſität des Klanges, der Wärme, des Lichtes nimmt daher nach nach demſelben Geſetz ab, nach welchem die Kraft der Schwere ſich verringert, und die Auflöſung des Materiellen läßt daſſelbe ſich in eine Geſtaltloſigkeit zerſtreuen, die in ihrem Proceß als Vibration, als Schwingung, als Wellenbewegung, wie ſie ſich in ſich zurückbeugt, wie ſie durchdringt, wie ſie in ihrer Richtung gebrochen wird, weſentlich einen mechaniſchen Charakter bewahrt. Klang, Wärme und Licht als die verſchiedenen Geſtalten der Entwicklung der Geſtaltloſigkeit haben in ſich ſelbſt gar keine Grenzbeſtimmung. Wird ihnen nicht von Außen eine Beſchränkung gegeben, dehnen ſie ſich in die Unendlichkeit aus.

Die Materie ſtrebt aber durch ihre Endlichkeit und qualitative Beſtimmtheit darnach, die Gleichgültigkeit der bloßen Maſſe und ihrer Quantität, ſo wie die Formloſigkeit der bloßen Expanſion aufzuheben. Die Cohäſion wird zur immanenten Selbſtbegrenzung. Dieſe Individualiſirung des Materiellen, ſeine ſelbſtgeſetzte, die Innerlichkeit als Wirklichkeit in ſich faſſende Verendlichung, nennen wir Subſtanz, ein Moment, den man

von der Erde auf den Magneten, vom Magneten auf das Gebiet des physikalischen Dualismus überhaupt übertragen hat. Der logische Begriff, den man im Magneten unter dem Schema der geraden begrenzten Linie darstellte, ist der Begriff der sich in sich selbst entgegengesetzten Identität. Die dynamische Polarität ist nämlich nicht blos eine in einem Körper localer Weise vorhandene Eigenschaft, sondern eine in ihm allgegenwärtige, ihn von Innen nach Außen abschließende, als Individuum in sich zusammenhaltende Bestimmtheit, der, als seiner dynamischen Configuration, die mechanischen Beziehungen sich unterordnen.

Unmittelbar ist also die Polarität die Fixirung der dynamischen Selbstständigkeit des Körpers überhaupt. Dem einzelnen Körper stehen jedoch andere gegenüber, die, wie er, sich in sich abschließen. Nach ihrer Qualität unterscheiden sich die Körper, während sie doch darin, Materie überhaupt zu sein, identisch sind. So entsteht unter den verschiedenen Körpern eine dynamische Spannung, indem die Unterschiede zur Entgegensetzung fortgehen, sobald sie nur die für sich relativen Momente einer höheren, an sich durch sie hingreifenden Einheit sind. Kommen daher solche Körper mit einander in mechanische Berührung, reiben sie einander, so wird durch solchen Contact der Uebergang der einen Materie in die andere eingeleitet, weil mit ihm der Aggregatzustand sich zu ändern beginnt. Flüssigkeit steigert die Beziehung und beschleunigt die gegenseitige Auflösung der Körper in einander zur Realisirung der in ihnen verborgenen Einheit.

Die Ungestalt der materiellen Individualisirung ist die sphärische, als gasigte noch in's Unbestimmte sich ausdehnend. Als flüssige befestigt sie sich bereits, schwankt aber noch in ihrer Umgrenzung. In der Kugel ist die Linie als Durchmesser, als Achse enthalten. Diese lineare Bestimmtheit der materiellen Verwirklichung ist die magnetische Polarität. — Der Uebergang aber des Conflicts zweier sich dualistisch zu einander verhaltender materieller Potenzen in ein verschwindendes Product ist die elektrische Polarität. — Die totale Selbstaufhebung endlich zweier oder mehrer sich als positiv und negativ auf einander beziehender Körper zu einem qualitativ von ihnen selbst verschie-

denn ist die chemische Polarität. Diese drei Processe, der magnetische, der elektrische und chemische, sind an und für sich Ein und derselbe Proceß. Von dieser Seite kann der elektrische als eine Steigerung des magnetischen, der chemische als eine Steigerung des elektrischen angesehen werden. Allein der Unterschied ist nicht nur ein quantitativer, sondern, indem er dies ist, ein zugleich qualitativer, denn der Magnetismus für sich ist die Reflexion der Gestalt in sich selbst; die Elektricität ist die punctuelle und momentane Vereinigung der qualitativen Differenz zweier Materien; der Chemismus endlich ist die Realisirung der an sich schon erklärenden Einheit zweier in ihrer Isolirung gegen einander antagonistischer Materien zur Erzeugung einer neuen, den Gegensatz indifferenzirenden Materie. Aus diesem Verhältniß erklärt sich, weshalb der chemische Proceß als der totale den elektrischen und magnetischen in sich schließt und beide, als Momente seiner selbst, zu erzeugen vermag.

A.

Die magnetische Polarität.

§. 412.

Die Materie schließt sich zu einzelnen Körpern ab. Mit dieser Vereinzelung ist sie unmittelbar magnetisch, weil in ihrer Selbstbegrenzung zwei äußerste Puncte sich gegen eine Mitte unterscheiden.

Diese Unterscheidung würde aber noch kein Magnetismus sein. Jeder Körper ist allerdings an sich magnetisch und deshalb auch magnetisirbar, wiewohl, je nach der Beschaffenheit der Körper, die Intensität der Aeußerung eine sehr verschiedene ist und der unorganische hierin vor dem organischen den Vorrang haben muß. Magnetisch ist ein Körper erst insofern, als er seine Selbstunterscheidung wie seine Selbstvereinung mit andern Körpern in der Lineartendenz realisirt. Es ist daher

1) die Begründung des Magnetismus; 2) seine Alterirung; 3) seine Dualität zu betrachten.

1) Die Begründung der magnetischen Polarität.

§. 412.

Die magnetische Polarität als Anfang der Selbstgestaltung der Materie wird durch alle Cohäsionsveränderungen erregt, sofern dieselben die Gestalt nicht auflösen oder die Auflösung der Materie zu einer neuen Gestalt aufheben. Der Magnetismus ist ein solcher Veränderung inhärirendes Moment. Er begleitet dieselbe. Alles Stoßen, Reiben, Schlagen entwickelt, indem es die Reaction der individuellen Gestalt herausfordert, mehr oder weniger Magnetismus, den man insofern den mechanischen nennen kann. — Eben so aber erzeugt auch das Warmwerden der Körper die Erscheinung der ihnen an sich innewohnenden Magneticität, weil es die Gestalt aufzulösen droht, während sich dieselbe doch noch festhält. Dies ist der Thermomagnetismus. Wird die Wärme zur Gluth oder verflüssigt und verflüchtigt sie die Gestalt des Körpers, so verschwindet zugleich seine magnetische Polarität. Umgekehrt existirt dieselbe actu auch nicht, sofern der Körper noch mit andern synsomatisch verbunden ist. Der Magnetismus ist in der Erde selbst als Fossil noch nicht magnetisch thätig. Dies wird er erst durch Isolirung, wenn er, als Individuum, ein gestaltetes Fürsichsein hat. Daß jeder vertical aufstehende unorganische Körper allmälig je nach seiner Beschaffenheit mehr oder weniger magnetisch wird, hat seinen Grund eben darin, weil er mit dieser Richtung zur Secante des Erdradius wird und der Knechtschaft der allgemeinen Schwere sich zu entäußern beginnt. — Endlich muß hier vorgegriffen und daran erinnert werden, daß der chemische Proceß die magnetische Polarität als einen Moment seiner selbst zu erregen vermag, weil er in der negativen Auflösung seiner Voraussetzungen zugleich einem positiven Resultat, einer neuen Gestaltung entgegenstrebt. Die Metallkette, welche eine galvanische Säule in sich abschließt, wird eben deshalb zum Magneten, weil sie erst dieselbe zum materiellen Individuum macht.

Daß die magnetische Polarität als Erdmagnetismus existirt, der in isogonischen und isodynamischen Curven die Verschiedenheit der magnetischen Intensität als ein Netz über die Erde ausbreitet, liegt im Begriff der Selbstabschließung aller kosmischen Körper. Nicht blos die Erde, alle sind magnetisch. Daß am Nordpol der Erde große Massen Magneteisenstein sich finden, ist nicht die Ursache des Erdmagnetismus. Sie finden sich anderwärts auch, im Alterthum z. B. in Kleinasien. Eben so überflüssig ist es, im Innern der Erde, in ihrem Mittelpunct, solche Eisensteinmassen anzunehmen, die Magnetisität, die als eine dynamische überall ist, zu erklären.

Daß die magnetische Polarität im Eisen, im Kobalt, im Nickel u. s. f. specifisch zur Erscheinung kommt, ist einerseits in der Beschaffenheit dieser Metalle begründet, die mit der Sprödigkeit der Cohärenz zugleich eine gewisse Nachgiebigkeit zur Gestaltung verbinden; anderseits in dem Walten der Natur, alles Allgemeine auch als ein Einzelnes darzustellen.

Daß die Magnetisität von einem Körper auf einen andern durch mechanische Action übertragen werden kann, heißt nichts anders, als daß die in ihnen schon vorhandene magnetische Polarität durch die mechanische Berührung dynamisch erregt wird.

2) Die Linearitendenz.

§. 414.

Die freie Grundgestalt der Materie ist die sphärische. Sie enthüllt die gerade Linie als ihre Achse in sich. Diese Linie ist es, die in der Magnetisität zu einem besondern Fürsichsein herauftritt und z. B. als frei schwebende Magnetnadel die Richtung von Süden nach Norden einnimmt. Da die Erde keine vollkommene Kugel ist, so muß die Bewegung der Magnetnadel auf verschiedenen Puncten der Erde mannigfache Abweichungen zeigen. Und nicht blos Abweichungen, sondern sie muß auch, zumal in der Nähe des Pols, Inclinationen zeigen, um nämlich die Coincidenz mit der Richtung der Achse der Erde auszudrücken. Am Nordpol steht daher die Nadel vertical.

Der einzelne Körper kann sein Fürsichsein zunächst also nur in der Linearitendenz darstellen, weil er durch sie sich als Anfang, Mitte und Ende bestimmt.

3) Die Dualität der magnetischen Polarität.

§. 415.

In der endlichen Linearität liegt die Selbstbegrenzung der Gestalt, so daß der eine Endpunct der dem andern an sich entgegengesetzte und jeder im gleichen Verhältniß zum Mittelpunct ist.

Nach Außen hin kann der Körper seine Selbstbegrenzung nur dadurch bewahren, daß er andere Körper von sich ausschließt. Diese Ausschließung aber kann er nur da realisiren, wo der andere Körper ihm als der gleiche entgegentritt. Hier stößt er ihn von sich ab, denn hier ist der andere nicht ein wirklich anderer gegen ihn, sondern er ist an sich mit ihm derselbe. Aus demselben Grunde, aus welchem die gleichnamigen Pole sich abstoßen, müssen die ungleichnamigen sich anziehen. Die sich innerhalb des einzelnen Körpers entgegengesetzten Puncte sind doch in ihm Momente seiner Einheit und verhalten sich gleichmäßig zur gemeinschaftlichen Mitte. Nach Außen hin wird der Körper durch die Entgegensetzung des Entgegengesetzten angezogen, weil er seinerseits dieselbe Anziehung auf den andern ausübt, um mit ihm ein neues Ganze zu bilden.

Die Wechselabstoßung und Wechselanziehung der Körper ist ein mechanisches Phänomen, allein zugleich ein dynamisches, weil nicht blos die Schwere, nicht blos das Verhältniß von Raum und Zeit hier thätig ist, sondern nicht weniger die Eigenheit und Eigengestaltung der Materie. Die Abstoßung realisirt die Ungleichheit der Existenz, die Anziehung die Gleichheit des Wesens. Jene erhält die Unterscheidung, diese die Einheit.

B.

Die elektriſche Polarität.

§. 416.

Die Materie iſt als concrete eine durch ihre Eigenſchaften, Cohärenz, Gewicht, Größe beſondere. Dieſe Beſonderheit iſt es, durch welche ſie ſich ihr Fürſichſein gibt, und eben dieſe Beſonderheit iſt es, durch welche ſie auch mit allen andern Materien nach den verſchiedenſten Seiten hin in Beziehung ſteht. Inſofern nun die Materie zur Geſtalt des einzelnen Körpers ſich abſchließt, offenbart derſelbe ſeine Selbſtſtändigkeit durch das Abſtoßen, ſeine Einheit aber mit der Materie überhaupt durch das Anziehen anderer Körper. Dieſer magnetiſche Proceß ändert nichts an den Körpern. Er iſt rein dynamiſch. Seine Erſcheinung iſt nur eine mechaniſche Bewegung, die gar kein Product hervorbringt. Die Differenz der Körper bleibt jedoch nicht dabei ſtehen, ihre Geſtalt gegen einander in Beziehung zu ſetzen, ſondern läßt auch ihr *Inneres im Aeußeren*, den *totalen einfachen Unterſchied*, in Verhältniß treten. Dieſer Unterſchied kann ebenfalls nur als *Spannung* der Körper ſich realiſiren, als eine Spannung, welche die qualitative Differenz derſelben zur *gegenſeitigen Entäußerung* an einander zwingen will. So lange es aber bei der nur dynamiſchen Erregung bleibt, ſo lange nicht die reelle Auflöſung der Körper durch die Flamme oder Flüſſigkeit eingeleitet wird, ſo lange bleibt auch das Reſultat des Proceſſes der elektriſchen Polarität nur ein Schein, die Selbſtverzehrung der ſich ausgleichenden Materie im detonirenden Blitzfunken. Welches nun auch im Beſondern die ſpecifiſche Eigenheit der Körper ſei, vermöge welcher ſie actu dynamiſch in einander eingreifen, ſo iſt doch dieſer Unterſchied im Allgemeinen nur als einfacher Gegenſatz, als poſitiver und negativer, zu beſtimmen. Die Aufhebung des Unterſchiedes im zuckenden Licht deutet die Bereitwilligkeit an, mit welcher die Materie in ihre völlige Auflöſung und Umwandlung einzugehen geneigt iſt.

1) Der Unterſchied der poſitiven und negativen Elektricität.

§. 417.

Die magnetiſche Polarität iſt an einem und demſelben Körper als totaler Antagonismus geſetzt. Der Nordpol hat den Südpol, der Südpol den Nordpol unmittelbar an ſich. Die elektriſche Polarität vertheilt ſich an verſchiedene Körper, ſeien dieſelben auch nur elaſtiſche Dünſte. Daß die eine Materie als relatives Individuum zur andern ſich elektriſch verhalte, fordert den Unterſchied der ganzen Individualität deſſelben, ſeine Qualität, Cohäſion und Geſtalt, heraus. Ohne die Vorausſetzung ſeines Antagonismus iſt der Körper nicht wirklich elektriſch. An ſich, als Möglichkeit der Erregung der elektriſchen Polarität, ſind alle Körper eben ſo gut elektriſch, als ſie an ſich alle magnetiſch ſind. Weil ſie aber unmittelbar von einander verſchieden ſind, ſo müſſen ſie auch zur Erregbarkeit ein verſchiedenes Maaßverhältniß haben. Man hat die Körper in dieſer Beziehung Leiter der Elektricität genannt. Einige nun zeigen ſich als ſchlechte Leiter, als Nichtleiter, als Iſolatoren, wie z. B. das Glas; andere als Halbleiter, wie Marmor, trockenes Holz u. dgl.; andere als eigentliche Leiter, wie z. B. Metall, feuchte Luft. Im Verhältniß zu einander entwickelt ſich die Spannung der Körper als eine ſtets werdende. Dieſe Spannung eben nennen wir in Anſehung der beiden wechſelwirkenden Körper den Unterſchied der poſitiven und negativen Elektricität.

Es folgt aber aus dem Begriff der qualitativen und quantitativen Mannigfaltigkeit der Körper, daß dieſer Unterſchied nur ein relativer ſein kann. Jeder Körper kann in Verhältniß zu einem andern ſowohl poſitiv als negativ ſein. Der Unterſchied kann kein feſter, nur ein dialektiſcher ſein.

Eben ſo folgt, daß zwiſchen der Elektricität als poſitiver und als negativer keine andere als nur eine dynamiſche Unterſchied zu exiſtiren vermag. So wenig der Magnetismus des Nordpols von dem des Südpols an ſich unterſchieden iſt, ſo

wenig die Elektricität, die wir positive nennen, dem der, welche wir, ihr gegenüber, als negative bezeichnen. Daß die positive bläulich, daß die negative röthlich funkeln solle, ist nur relativ mehr, denn sobald es zum Funken kommt, ist in ihm die positive Elektricität nicht weniger, als die negative, bereits aufgehoben. Beide, die positive wie die negative, drücken als thätige Spannung die über den Unterschied der Körper hingreifende Einheit der Materie überhaupt aus. Jeder Körper ist an sich elektrisch. Ob er es positiv, ob er es negativ sei, hängt von der nähern Bestimmung ab und die Benennung des Positiven und Negativen kann daher mit gleichem Recht umgekehrt werden. Nur relativ hat diese Unterscheidung Wahrheit.

2) Der elektrische Proceß.

§. 418.

Die Unterscheidung der Körper, die an sich unmittelbar vorhanden ist, wird zur wirklichen durch ihre Berührung, welche die Qualität des einen Körpers an der des andern gleichsam prüft. Die magnetische Polarität, indem sie die Geschlossenheit der Gestalt festzuhalten bestrebt ist, läßt ihre Sinusartenbeug in die Punctualität ausmünden. Die elektrische Polarität begnügt sich nicht mit der bloßen Beziehung und actio in distans; sie realisirt den Unterschied am Unterschied, indem sie zugleich die Auflösung desselben beginnt.

Die Auflösung der Cohäsion ist aber theils eine durch mechanische Gewalt, theils als Wärme, theils als Erweichung sich vollziehende.

Die Reibung der Oberfläche zweier qualitativ differenter Körper greift durch alle ihre Theile hin, so daß sie doch nach ihrer Totalität mit einander in Verhältniß stehen. Die elektrische Polarität als Flächenkraft zu definiren, hat daher eine nur relative Berechtigung. Die Fläche ist die Grenze des Körpers, aber dieser tritt in den Proceß nach seiner totalen Mitleidenschaft ein. Die mechanische Erschütterung fängt als eine gegenseitige an, die Bestimmtheit der Körper hervorzulocken; die Wärme

und die Feuchtigkeit sind schon reelle Auflösungen der Körper, die auch in ihre Entfaltung übergegangen anfangen.

Insofern nun das Flüssige zwischen je zwei qualitativ verschiedenen Materien in die Mitte tritt, werden sie dadurch zwar mechanisch von einander getrennt, dynamisch aber um so inniger auf einander bezogen, weil die Auflösung reell wird und von beiden Seiten dem feuchten Medium sich mittheilt. Es entsteht auf solche Weise ein Kampf der Materie, ihre Entgegensetzung gegen sich selbst zur Einheit und Homogeneität aufzuheben. Der Galvanismus ist insofern die äußerste Stufe des elektrischen Processes d. h. diejenige, auf welcher er an sich bereits chemischer ist. Da die Magneticität der Elektricität immanent ist, so kann natürlich die Abschließung des galvanischen Stromes sie auch als solche zur Erscheinung bringen (wie die galvanische Batterie dies durch den Schließungsdrath der Plattenreihe bewirkt, die Natur aber tausendfältig in freier Weise).

3) Der Blitzfunke.

§. 419.

Der Proceß der elektrischen Polarität kann in der Spannung der differenten Materien, in dem Seinsollen ihrer Einheit stehen bleiben. Er bleibt dann noch magnetisch.

Er kann sich aber auch vollenden und erzeugt dann die ihm eigenthümliche Form der Manifestation. Diese Form kann nur eine solche sein, worin sich der Kampf der positiven und negativen Elektricität momentan ausgleicht, und, als Auflösung der Materie, mit mechanischer Gewaltsamkeit in Licht ausströmt. Das Resultat des Processes ist noch nicht ein den Proceß selbstständig überdauerndes; als seine Spitze verschwindet es noch mit ihm. Die Kraft der Aufregung der Materie ist als elektrische bereits so groß, daß ihre Geschwindigkeit die des Lichtes sogar übertrifft und in Einer Secunde 288000 Englische Meilen durchläuft. Die elektrische Explosion selber bringt die ganze physikalische Natur des Körpers zur Entäußerung — einen säuerlichen, stechenden Geruch und Geschmack, ein Leuchten und eine heftige Erschütterung

der Luft. Der elektrische Proceß erhitzt, sprengt, schmilzt, zerstört daher die Körper.

C.

Die chemische Polarität.

§. 420.

In der magnetischen Polarität beziehen sich die Körper auf einander, indem sie sich in ihrer Selbstständigkeit erhalten. In der elektrischen Polarität wird die Beziehung des Unterschiedes der Körper bereits zur Unruhe der Auflösung in einander, die jedoch noch oberflächlich bleibt. Der Unterschied kann sich aber absolut aufheben, sobald er zur wirklichen Entgegensetzung wird und diese ein Medium findet, welches die Auflösung sowohl des einen als des andern Körpers begünstigt. Dieser Proceß ist der chemische. Er setzt die Erzeugung von Klang, Wärme und Licht, von Magnetismus und Elektricität zu Nebenbestimmungen in sich herab, indem er nicht nur die Gestalt, sondern auch die Eigenthümlichkeit der differenten Körper vernichtet, um durch solche Vernichtung ein neues Product hervorzubringen. Bloße Zusammensetzungen: Aggregate; bloßes mechanisches Ineinandersein: Adhäsionen; bloße Vermengungen und Mischungen nur verschiedener, nicht sich entgegengesetzter Körper: Synsomatieen, begründen noch keinen chemischen Proceß. Zu diesem ist die gegenseitige Veränderung der Körper nach ihrer Totalität zur Erzeugung eines ihnen ungleichen, qualitativ andern Körpers nothwendig. Diese Umgestaltung, eine wahrhafte Transsubstantiation, ist wesentlich dynamisch und die Voraussetzung, daß sie mechanisch auf einer Veränderung nur der Lage der kleinsten Stofftheile beruhe, läßt sich weder speculativ noch empirisch nachweisen.

Die chemische Polarität setzt also 1) den einfachen qualitativen Gegensatz der Stoffe voraus; bezwingt dieselben 2) durch

den Proceß ihrer gegenſeitigen Durchdringung und erzeugt damit 3) ein gegen die differenten Stoffe neutrales Product.

1) Der chemiſche Stoff.

§. 421.

Alle Körper ſind von einander verſchieden. Qualität, Geſtalt, Schwere, Farbe u. ſ. w. machen ſie zu andern. Chemiſch aber verhalten ſie ſich zu einander, ſofern der eine Körper ſich von andern als poſitiv und negativ unterſcheidet und durch ſolche Entgegenſetzung mit ihm ſich als einſeitig vermittelt.

Dieſe Einſeitigkeit, die an der ihr immanenten und entgegengeſetzten ihre Ausgleichung findet, iſt alſo eine Halbheit und hat den Trieb in ſich, in der höheren Einheit zu verſchwinden.

Indem jeder Körper in der Selbſtbeziehung auf ſeinen Gegenſatz dieſen Trieb beſitzt, verhält ſich jeder zum andern ſowohl poſitiv als negativ. Jeder iſt für ſich unmittelbar ſelbſtſtändig und zugleich an ſich, weil der andere als ſein Anderes exiſtirt, unſelbſtſtändig. Jeder iſt gegen den andern thätig, wirkt auf ihn und leidet eben ſo ſehr die Thätigkeit des andern in ſich, nimmt deſſen Wirkſamkeit in ſich auf. Thun und Leiden ſind überall von beiden Seiten gleichzeitig in jedem Puncte vorhanden. Die Verwandlung iſt eine reelle Verkehrung von jedem in jeden.

§. 422.

Wir nennen dieſe Entgegenſetzung die der **Baſis** und der **Säure**. Beide Namen drücken nur die Beſtimmtheit des Unterſchiedes in ihrer actuellen Spannung aus. Derſelbe Körper kann in Verhältniß zu dieſem andern die Stellung der Baſis, in Verhältniß zu jenem die Stellung der Säure einnehmen. Baſiſch oder ſauer zu ſein, iſt für ihn, in Bezug auf einen beſtimmten Körper, ebenfalls beſtimmt, nicht aber iſt er an und für ſich nur baſiſch oder nur ſauer. Dieſer Unterſchied iſt relativ.

§. 423.

Gegen dieſen Unterſchied ſind alle übrigen Beſtimmungen untergeordnet. Die concrete Eintheilung der chemiſchen Stoffe als Metalle und Nichtmetalle, in welcher das Platin den Anfang, das Kallum die Mitte und das Oxygen den Beſchluß macht, iſt in dieſer Beziehung eben ſo einſeitig, als die Ordnung derſelben nach ihrem Verhältniß zur Elektricität, in welchem das Oxygen an der Spitze des negativen, das Kalium an der Spitze des poſitiven Pols ſteht und zwiſchen dieſen beiden Extremen die übrigen chemiſchen Körper ſich in der Weiſe folgen, daß ein jeder zu dem ihm untergeordneten ſich negativ, zu dem ihm übergeordneten ſich poſitiv elektriſch verhält. Wenn hieraus gefolgert wird, daß der chemiſche Proceß ſelbſt ein elektriſcher ſei, ſo iſt das ein Irrthum. Die Elektricität iſt im Chemismus als dem totalen Proceß nur ein Moment.

§. 424.

Die Mannigfaltigkeit der chemiſchen Beziehungen und Wandlungen iſt je nach der qualitativen und quantitativen Beſtimmtheit der Körper eine unendliche. Die ganze unorganiſche und, vom Augenblick des Erſterbens ihrer Gebilde an, die organiſche Natur, ſind dem chemiſchen Proceß unterworfen.

Innerhalb dieſer Unendlichkeit ſchreiben ſich aber einfachere Subſtanzen als Träger der mannigfaltigen Combinationen aus. Gaſe, Metalle und Erden erſcheinen als ſolche chemiſche Elemente. Man ſtellt dieſelben wohl neben einander und fügt ihnen wohl gar noch ein vegetabiliſches Foſſil, die Kohle hinzu. Allein in dieſer Reihe muß ſogleich der große Unterſchied auffallen, der zwiſchen Gaſen, zwiſchen Metallen und einem vegetabiliſchen Foſſil ſtattfindet. Die Coordination ſo verſchiedener Subſtanzen, wie Jod, Chlor u. dgl., mit Gold, Eiſen, Mangan u. ſ. w., iſt nur relativ berechtigt. Die Natur verfährt nicht ſo, eine unbeſtimmte Vielheit oder eine große wenn auch beſtimmte Menge einfacher Begründungen anzulegen. Sie entwickelt aus einfacher Baſis die Breite der mannigfaltigſten Verhältniſſe.

Die letzte Einfachheit des chemiſchen Proceſſes beruhet auf qualitativen Differenzen, welche den übrigen Verbindungen als Bedingung vorangehen, daher auch in der Größe ihres Daſeins alle übrigen ſogenannten chemiſchen Stoffe ſchlechthin überragen und bei allen chemiſchen Proceſſen als unvermeidliche Factoren auftreten. Dieſe Stoffe ſind das Hydrogen, das Oxygen und das Azot. Wenn wir dieſelben in ihrem Namen nur nach einzelnen Seiten ihrer Exiſtenz als Waſſer- Sauer- und Stickſtoff bezeichnen und wenn wir bei ihrer Charakteriſtik ihr Verhältniß zum Verbrennungsproceß vorzüglich hervorheben, ſo darf darüber nicht vergeſſen werden, daß dieſe beſonderen Beſtimmungen der Beziehung nach Außen nur Mittel ſind, das in ſich einfache und inſofern ununterſchiedene Verhalten der chemiſchen Agentien zu beſchreiben.

§. 425.

Das Hydrogen oder der Waſſerſtoff iſt eine farb- geruch- und geſchmackloſes Gas, von ſpecifiſchem Gewicht 00688, mit ſchwacher Flamme verbrennlich.

Das Oxygen oder der Sauerſtoff iſt ein ebenfalls farb- geruch- und geſchmackloſes Gas, mit dem ſpecifiſchen Gewicht von 11026. In ihm verbrennen andere Körper mit ſtärkerer Hitze und ſtärkerem Glanz, als in atmoſphäriſcher Luft. Das Hydrogen iſt alſo an ſechszehnmal leichter als das Oxygen und 11200 Mal leichter, als das Waſſer.

Das Azot oder der Stickſtoff iſt ein gleichfalls farb- geruch- und geſchmackloſes Gas, mit dem ſpecifiſchen Gewicht von 0976, weder, wie das Hydrogen, brennbar, noch, wie das Oxygen, das Verbrennen unterhaltend. Das Azot ſcheint die Einheit des Hydrogens und Oxygens zu ſein, indem es ſelbſt wahrſcheinlich aus 12 Atomen Hydrogen und 15 Atomen Oxygen beſteht.

Zu dieſen drei Stoffen das Carbonicum oder den Kohlenſtoff zu rechnen, der aus 4 Atomen Hydrogen und 6 Atomen Oxygen beſteht, ſcheint, ſo gewöhnlich es iſt, unangemeſſen, da er unrein nur als Graphit und Kohle, rein nur in farbloſen Oktaedern als Diamant, nicht aber in Gasform vorkommt. In

seiner Brennbarkeit und außerordentlichen Feuerbeständigkeit erscheint er doch immer wesentlich als ein Product der organischen Natur, nicht aber als ein dem Aether als solchem in einfacher Gestalt — das wäre die der Gasform — immanentes principielles Agens.

2) Der chemische Proceß.

§. 426.

Die chemischen Stoffe — und zu diesen gehören in concreto alle Körper — sind ganz unmittelbar durch ihre qualitative Bestimmtheit in Spannung. Diese Spannung ist die Thätigkeit, sich als Gegensatz in einer von ihnen gemeinschaftlich hervorgebrachten Synthese aufzuheben. Die Aufhebung selbst läßt die Unruhe relativ und momentan verschwinden, hat aber in ihrer Einheit vielmehr ein Product erzeugt, mit welchem der Proceß, nur in anderer Weise, sich wieder fortsetzt.

Der chemische Proceß ist daher zwar an sich überall vorhanden, sofern die chemische Einseitigkeit der Körper ihn dynamisch überall erregt, actu aber ist er nur möglich, sofern wenigstens einer der Körper sich — sei es in flüssiger oder elastischer Form — in einem beweglichen Zustande befindet. Einzelne Körper, die sich polarisch zu einander verhalten, können in ihrer Vereinsamtheit nur magnetisch oder elektrisch aufeinander sich beziehen. Wasser oder Luft sind daher allgemeine Bedingungen für die Verwirklichung des chemischen Processes und im Besondern ergeben sich noch eigenthümliche Bedingungen aus der specifischen Beschaffenheit der Körper, indem manche, sich chemisch gegen einander zu öffnen, des Lichts bedürfen; andere sich nur im Moment ihres Hervorganges in die Existenz, in statu nascenti, mit einander verbinden. Der Verbrennungsproceß als Act der chemischen Union erscheint auch oft als Explosion u. s. w.

Wie aber der chemische Proceß als Einung polarisch differenter Stoffe sich realisirt, so natürlich auch als Scheidung neutraler Körper in ihre einfachen Bestandtheile. Nach verschiedenen Seiten hin ist das Scheiden und Einen derselbe Act.

Indeß nicht die Qualität der Körper allein, auch ihre Quantität iſt für den Proceß entſcheidend. Jeder Stoff vermag von dem ihm polariſch entgegengeſetzten nur ein gewiſſes Quantum in ſich aufzunehmen, an deſſen Größe die Verwirklichung ſeiner chemiſchen Möglichkeit gebunden iſt. Weder unter noch über dieſem Quantum verändert er ſich chemiſch. Jeder Stoff, beſtimmt er ſich als Baſe oder Säure, hat zu allen übrigen ein conſtantes Verhältniß der Proportion. Die ſtöcheometriſche Beſtimmtheit macht es möglich, daß Aequivalente bei chemiſchen Verbindungen eintreten können.

Die chemiſchen Stoffe ſind alſo durch ihre Qualität mit einander an ſich in einem dynamiſchen Verhältniß; zur Erſcheinung aber gelangt daſſelbe erſt durch die Vermittelung der Quantität. Die Quantität iſt ein Moment der Qualität ſelber, ſo daß ohne ein beſtimmtes Maaß für die Sättigung eines Stoffes mit einem andern die Qualität ihre einfache Beſtimmtheit gar nicht erwahren würde. Der Ausdruck der Verwandtſchaft für chemiſch-polariſche Verhältniſſe iſt nur eine unvollkommene Verſtandbildung der chemiſchen Maaßbeſtimmtheit; der der Wahlverwandtſchaft aber nur eine geiſtreiche Paradoxie, um die Auflöſung einer Verbindung für die Schließung einer andern zu bezeichnen.

In der an ſich vorausgeſetzten Homogeneität der verwandten Stoffe liegt die Möglichkeit einer mehrfachen Zuſammenſetzung, durch welche die Vielfältigkeit des Products gefördert wird. Zwei, drei, vier und mehr Stoffe können ſich verbinden, wodurch die ſogenannten binären, ternären, quaternären Verbindungen entſtehen.

Das Miſchungsgewicht der Maſſe kann einander gleich: iſomeriſch, oder verſchieden: polymeriſch ſein; wie z. B. der ſchwarze und der rothe Zinnober in ihren Eigenſchaften verſchieden, jedoch in ihrer Maſſe gleich ſind.

Aber auch in die Geſtaltung des chemiſchen Products tritt eine Verſchiedenheit je nach der Qualität der Stoffe und den Bedingungen ein, unter deren unmittelbarer Einwirkung der Proceß ſich vollzieht. Der ganze Content der Umgebung, die Beſchaffenheit der Atmoſphäre, der Grad der Temperatur u. ſ. w.

äußern hier ihren Einfluß. Bleibt die Gestalt des Products unentschieden, so ist sie amorph; sie besteht in der Gestaltlosigkeit. Bleibt sich ein Proceß in der Form seines Products immer gleich, so ist dasselbe isomorph, wie z. B. schwefelsaures Eisenoxydulkali oder schwefelsaures Thonerdkali nur in Oktaedern krystallisiren. Nimmt dagegen ein Stoff unter andern Bedingungen noch eine andere Gestalt an, so ist er dimorph, wie z. B. Schwefel bei hoher Temperatur in anderer Form, als bei niedriger, krystallisirt.

Die quantitative Seite des chemischen Processes bringt in den Producten eine unendlich mannigfaltige Abstufung hervor, die z. B. in den Neutralisationen des Oxygens als Protoxyd, Deutoxyd, Hyperoxyd, als Oxydul, als Hyperoxydul u. s. w. sich unterscheidet.

3) Das chemische Product.

§. 427.

Der chemische Proceß ist, indem er sich vollzieht, auf allen Puncten der Uebergang des Entgegengesetzten in das Entgegengesetzte. Wirkung und Gegenwirkung verkehren sich in ihm überall und in jedem Augenblick in ihr Gegentheil. Diese Thätigkeit der polarisch sich zur Einigung anziehenden Stoffe, dieser Kampf derselben, sich in einander zu vernichten, erzeugt ihre Durchdringung. Die Vorstellung, als ob die kleinsten Theile des einen Stoffes mit denen des andern nur ein anderes Arrangement ihrer Lage erzeugten, bleibt weit hinter der Energie des Processes zurück, der wesentlich dynamisch ist und das Mechanische sich schlechthin unterordnet. Er ist die wahrhafte Transsubstantiation der einen Materie in die andere d. h. nicht blos der einen in die andere als eine Verflüchtigung der einen, sondern jeder in der andern als der ihr andern, mit welcher sie, dem Begriff nach, an sich schon vor der Verwirklichung des Processes identisch ist. Diese Einheit in den Unterschieden ist die den Stoffen immanente Macht, mit welcher sie sich als einen gegen sie als einzelne unterschiedenen, beharrenden und relativ neuen Stoff hervorbringen.

Dies Reſultat iſt neutral d. h. es enthält die beiden polariſch ſich ſpannenden Stoffe in ſolcher gegenſeitigen Sättigung in ſich, daß weder der eine noch der andere zurückgeblieben iſt, vielmehr beide als ſolche verſchwunden ſind. Ihre wechſelſeitige Vernichtung hat nur die Einſeitigkeit eines jeden vernichtet und, indem dies nur in der Einſeitigkeit des andern geſchehen iſt, hat jeder ſich zugleich zu ſeinem andern gemacht.

Das neutrale Product zeigt daher nicht eine Sammlung der verſchiedenen Eigenſchaften, die ein jeder der chemiſchen Stoffe vor ſeiner Wandelung für ſich beſaß, ſo daß es, indem dieſe, auch jene, auch jene u. ſ. w. enthielte, ſondern als Totalität aller Beſtimmtheiten der polariſchen Stoffe iſt es zugleich deren Einheit. In dieſer Form iſt es, ſeinen Vorausſetzungen gegenüber, ihnen qualitativ und quantitativ ungleich; es iſt, als ein anderes, auch ein neues. Specifiſches Gewicht, Farbe, Geruch, Geſchmack, Geſtalt ſind andere, als aus einer bloßen, wenn auch noch ſo vollſtändigen, Addition der Theile und Eigenſchaften der einzelnen Körper hätten hervorgehen können.

Indem nun das neutrale Product in ſeine Einheit ſowohl den einen als den andern der es bedingenden Stoffe untrennbar zuſammenſchließt, bleibt es doch die Fähigkeit, ſich als Einheit auch wieder in ſeine einfachen Vorausſetzungen rückwärts aufzulöſen. Es kann ſich wieder in ſeine polariſchen Extreme trennen, ſobald nur ein Proceß mit einem Stoff ſich einleitet, zu welchem der eine der neutraliſirten eine noch nähere Verwandtſchaft, als zu demjenigen beſitzt, mit welchen er ſchon als Eines geſetzt iſt. Dann arbeitet die in den Stoffen an ſich vorhandene Einheit durch ihre gegenſeitige Anziehung von Innen heraus darauf hin, daß der eine ſich von ſeiner intimen Verbindung ausſcheidet, um die noch intimere einzugehen.

§. 428.

Alle dieſe Beſtimmungen der Cohäſion, der Wärme, des Lichts, des Magnetismus, der Elektricität und des Chemismus ſind an ſich im ganzen Univerſum mit der Exiſtenz der Materie unmittelbar vereinte. Sie entwickeln ſich, mehr oder weniger,

überall und jeder Weltkörper iſt wenigſtens ihre reale Möglichkeit. Allein es tritt der Unterſchied der Weltkörper ſelber nach ihrer Größe, Stellung, ſpecifiſchen Dichtigkeit u. ſ. w. ein, um jene Proceſſe nach dem Maaße desjenigen, dem ſie inhäriren, zu individualiſiren. In dem freien Uebergang aller jener Proceſſe ineinander auf demſelben Weltkörper innerhalb der eigenthümlichen Modalität, welche durch ihn geſetzt wird, beſteht der meteorologiſche Proceß deſſelben. Dieſer Begriff der monadiſchen Totalität jener Proceſſe iſt folglich ein neuer Begriff. Er bildet in der Sphäre der Dynamik die Parallele zur Bewegung der himmliſchen Körper in der Mechanik.

Dritter Abſchnitt.

Der meteorologiſche Proceß.

§. 429.

Der meteorologiſche Proceß als der individuell-kosmiſche Chemismus iſt in ſeiner Wirklichkeit durch die Beſtimmtheit des Weltkörpers bedingt, auf und an welchem er ſich realiſirt.

Jeder Weltkörper iſt 1) unmittelbar als ſolcher im Univerſum einzig;

2) im Beſondern iſt ſeine mechaniſche Bewegung mit ſeiner phyſikaliſchen Beſchaffenheit im Zuſammenhang;

3) im Einzelnen aber iſt nur der elementariſche Proceß der Erde für uns erkennbar.

A.

Die phyſikaliſche Einzigkeit jedes kosmiſchen Individuums.

§. 430.

Jeder Stern iſt im Allgemeinen ein beſtimmtes Glied des Weltalls. Als ein ſolches iſt er unmittelbar nur ſich ſelbſt gleich. Er iſt einzig, denn er kommt als dieſer im ganzen Univerſum nur Einmal vor und hat daher zur kosmiſchen Totalität nur ein

ihm eigenthümliches Verhältniß. Hieraus folgt, daß auch der freie physikalische Proceß auf ihm ein dieser Einzigkeit entsprechender sein muß, da kein anderer Körper außer ihm gerade diese Größe, diese Dichtigkeit, diese Geschwindigkeit, diese Stellung zu den Nachbarsternen u. s. w. zu haben vermag.

§ 431.

Diese Unmittelbarkeit der ausschließenden Individualität ist eine andere Einzigkeit als diejenige, welche mit diesem Wort die absolute Concentration der Bildung ausdrücken soll.

Ist die Welt ein Kosmos, ein schön geordnetes Ganze, so widerspricht es diesem Begriff nicht, daß alle Möglichkeit der Natur auch von verschiedenen Sternen als auf eben so viel verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung sich realisirt und daß diese Verschiedenheit sich endlich in eine einzige Totalität zusammennimmt.

Nun widerspricht es eben so wenig, die Erde als diesen classischen Stern zu betrachten. Sie hat hierin wenigstens eben so viel für sich, als jeder andere Stern. Nicht die absolute Nothwendigkeit, wohl aber die Möglichkeit einer so hohen Bestimmung der Erde soll hier behauptet werden. Ihre Wahrscheinlichkeit ist nicht geringer, als die ihres Gegentheils.

Die Einförmigkeit der Erde ist kein Grund gegen diese Annahme, denn die Größe allein ist nicht für die Bedeutung einer Existenz entscheidend. Der Raum an sich ist unendlich groß und doch steht der kleinste Weltkörper qualitativ weit über ihm. Viele Sterne, Millionen, sind, der Erde gegenüber, tausendfach, millionenfach größer. Allein aus diesem größern Umfange folgt nichts für ihre Vollkommenheit, als wenn nämlich dieselbe in einem directen Verhältniß zum Durchmesser eines Sternes stehen müßte. Die größere Masse ist keine Bürgschaft für die größere Wohlordnung. Die Summe des Lebens kann auf diesen Weltkolossen ungleich kleiner sein, als auf der ersteren kleineren Erde. Ja, es können Millionen jener Riesenkörper ganz todt sein, ohne einen Mangel zu sein. Die Belebung ist ja gar nicht der Zweck und Universum, sondern die Erzeugung des Lebens. Ist denn der Mensch einer Erde Boden eines Pflanzen-

und Thierwelt oder iſt er nicht vielmehr ein todter Erdball? Iſt denn das ganze Erdinnere organiſch belebt oder iſt es nicht vielmehr ein Gemenge von Metallen, Erden und Steinen? Sind nicht auf der Erde ſelber die Eisfelder der arktiſchen Zonen, die Berghöhen von der Schneegrenze ab, die als Wüſten trocken gelegten Seebodenſtrecken unfruchtbar und unbewohnbar?

Wird aber die Erde gegen die Sonne unſeres Syſtems herabgeſetzt, weil die Sonne als der gewaltige Mittelpunct deſſelben die Erde beherrſche, ſo iſt dieſe Vorſtellung nicht ganz richtig. Die Sonne iſt der mechaniſche Centralpunct unſeres Syſtems, woraus aber ſo wenig für ihre höhere Organiſation folgt, als etwa daraus, daß der Mittelpunct unſerer Erde alle einzelnen Körper derſelben anzieht, auf deſſen höhere Vollkommenheit geſchloſſen werden kann. Die Sonne beherrſcht aber auch die Erde gar nicht in der einſeitigen Weiſe, als wenn nur ein einfaches Abhängigkeitsverhältniß der letzteren ſtatt fände, ſondern die Erde bewirkt ja als Maſſe ihrerſeits eben ſowohl die Stellung und Bewegung der Sonne. Anziehung wie Abſtoßung zwiſchen beiden ſind gegenſeitig. Endlich iſt die Erde auch nur mechaniſch zur Sonne nicht in einem Trabantenverhältniß, da ſie ſich zwar um die Sonne, allein zugleich um ihre eigene Achſe drehet.

Wird ferner der ſogenannte phyſikaliſche Einfluß der Sonne auf die Erde geltend gemacht, indem ſie als die Urſache des organiſchen Lebens der Erde durch die Licht- und Wärmeerzeugung angeſehen wird, ſo iſt auch dieſe Vorſtellung incorrect, denn nicht Urſache, nur Bedingung der Wärmeerzeugung iſt das Sonnenlicht. Das Licht als die abſolute Auflöſung der Cohäſion erregt die Subſtanzen der Erde ebenfalls zur Auflöſung. Die Wärme der Erde, ſo weit ſie nicht dem eigenen Feuer derſelben angehört, iſt daher eben ſo ſehr ein Product der Erde und des organiſchen Lebens ſelber, als der Sonne. Wäre nicht dies die reale Möglichkeit der Entfaltung, ſo würde das Licht der Sonne allein das Leben nicht hervorzubringen vermögen.

Endlich kann gegen die abſtracte Möglichkeit nichts eingewendet werden, daß auch auf andern Weltkörpern Intelligenzen exiſtiren und eine Geſchichte ergehen. Es kann den Phantaſie

nicht benommen werden, ſich andersgeſtaltige Geiſter und Schickſale zu fingiren. An ſich aber würde es auch kein Widerſpruch ſein, wenn der Geiſt als Inhalt nur in Einer Form zu erſcheinen vermöchte. Die Natur, als an ſich dem Geiſt immanent, erreicht für uns in der Geſtalt des Menſchen die absolute Geſtalt, in der alle andern organiſchen Formen und Proceſſe eben ſo integrirt ſind, als in dem meteorologiſchen Proceß der Erde alle ſonſtigen Proceſſe der unorganiſchen Natur. Wäre die Erde wirklich die concrete Einheit aller ſonſtigen Unterſchiede der Natur, ſo müßte auch der aus ihr entſtammende Menſch die abſolute Form haben, die einzig dem Geiſte zu entſprechen vermöchte, weil nur ſie diejenige wäre, in welcher der Geiſt die Natur als die Totalität ſubjectiv in ſich faßte und damit zugleich als das ihr übergewaltige Prius erſchiene. Nur ſofern auf der Erde allein eine Geſchichte exiſtirte, wäre ſie auch die Geſchichte ſchlechthin, die wahrhafte Weltgeſchichte. Dieſe Hypotheſe iſt an ſich nicht ſchlechter, als die entgegenſtehende, die ſich in der geringſchätzigen Behandlung unſeres Planeten gefällt.

B.

Der Zuſammenhang der mechaniſchen Beſtimmtheit des kosmiſchen Individuums mit ſeiner phyſikaliſchen.

§. 432.

Der phyſikaliſche Proceß eines Sterns iſt alſo ſchon durch ſeine mechaniſche Beſtimmtheit bedingt, inſofern mit derſelben die reale Möglichkeit des freien Kampfes der Elemente eine immer andere wird. Die Fallrotation, die einfache und die doppelte Achſendrehung unterſcheiden zugleich die Kometen und Monde, die Sonnen und die Planeten.

Die Schwere iſt im ganzen Univerſum demſelben Geſetz unterworfen, allein die Geſchwindigkeit des Falles individuali-

für sich nothwendig auf jedem Weltkörper nach der Verschiedenheit seiner Masse und Größe; in unserm Sonnensystem z. B. fällt ein Körper in einer Secunde auf dem Mercur 14,07, auf der Venus 15,87, auf der Erde 15,113, auf dem Mars 6,4, auf den Asteroiden durchschnittlich 1, auf dem Jupiter 36,77, auf dem Saturn 15,68, auf dem Uranus 14,57.

Der Aether ist an und für sich in seinem Wesen überall derselbe; die Grundstoffe aller Weltkörper sind identisch; allein die bestimmte Masse der einzelnen ist wiederum, wie der Körper überhaupt, eigenthümlich. Daher ist die specifische Dichtigkeit der verschiedenen Sterne nothwendig eine immer andere. In unserm Sonnensystem z. B. ist der Mercur $2\frac{1}{2}$, die Venus $1\frac{1}{10}$, Mars $\frac{3}{4}$, Jupiter, Uranus und die Sonne $\frac{1}{4}$, der Saturn nur $\frac{1}{10}$ so dicht, als unsere Erde.

Die Stellung und Bewegung eines jeden Sterns bringen auf ihm den Tages- und Jahreslauf hervor, wenn also jeder Stern von allen übrigen eigenthümlich verschieden ist und demgemäß auch einen andern meteorologischen Prozeß möglich macht. Dieser kann nun durch Nebenbestimmungen noch vermannigfaltigt werden, z. B. durch Nebensterne: Monde; durch Ringe, wie der Saturn sie zeigt, von denen der innere in einem Abstand von 4122 Meilen 3708 Meilen und der äußere 2283 Meilen im Durchmesser hat. Welche Verschattungen des hier schon schwächern Sonnenlichts, welche sonderbare Phänomene der Ebbe und Fluth, wenn der Saturn Flüssigkeiten besitzt, müssen nicht hiedurch entstehen! Und wie ganz anders wieder die Sonne mit ihrer glanzhauchenden, von ihrer Peripherie an 600 Meilen entfernten Umhülle, die, in steter Wallung begriffen, zuweilen mächtig auseinanderklafft und die sogenannten Flecken der Sonne, d. h. den dunklen Grund ihrer Oberfläche, sichtbarer läßt.

An unserer Sehkraft haben wir aber für die Kenntniß der physikalischen Beschaffenheit der Weltkörper außer der Erde und dem Monde eine unüberwindliche Schranke. Wie sehr die Phantasie durch voreilige Uebertragung der Erdverhältnisse auf andere Gestirne Irrungen hervorgerufen hat, beweist vorzüglich die Selenographie. Diese setzt voraus, daß die hellen erscheinenden

Stellen des Mondes Festland, die dunkleren Wasser seien, in Analogie damit, wie unsere Erde etwa vom Monde aus erscheinen mag, die Oceane dunkel, das Festland hell, jedoch ungleich nach der Vertheilung der Menge und der Periodicität der feuchten Niederschläge, die regenlose Wüste Gobi in Asien, Sahara in Afrika, die Hochebenen im nordwestlichen Mexiko, an den Küsten von Bolivia und Quito, die Spitzen der Schneeberge heller strahlend und das Eis der Polarzonen glänzend erschimmernd. So dichtete man denn in den Mond das Meer der Ruhe, das Meer der Heiterkeit u. s. w. hinein, während diese dunklen Stellen nur schattige Thäler oder Krateröffnungen sind und die Mondtopographie uns nur einen atmosphärischen, wasserlosen, von hohen Kegelbergen starrenden, von tiefen Schluchten und Rillen durchfurchten Schlackenkörper zeigt.

C.

Der elementarische Proceß der Erde.

§. 433.

Die Erde ist ein Stern in einem Sonnensystem, welches, einer linsenförmigen Schicht ähnlich, in einer der sternreichsten Anhäufungen des Universums und ziemlich in dessen Mitte sich befindet. In diesem System scheint sie wiederum eine ausgezeichnete Stellung einzunehmen. Nicht zu groß und nicht zu klein, sehr dicht und doch an der Oberfläche porös, der Sonne nicht zu nah und nicht zu fern, mit freier Umfläche, nur von einem einzigen schönhüllenden Trabanten begleitet, entwickelt sie einen vollständigen elementarischen Proceß als den freien Chemismus ihrer Substanzen. Verglichen mit dem Kometen, hat sie dessen Gasigkeit; mit dem Monde, dessen Starrheit an sich; verglichen mit der Sonne ist sie zwar in ihren elektrischen Effulgurationen nur sporadisch und unvollkommen selbstleuchtend, allein sie nimmt dafür das Licht der Sonne in sich auf, eignet es sich an, lebt in seinem Genuß. Was sie aber von ihnen

allen unterſcheidet, das iſt das Waſſer! Erſt mit dem Waſſer als der Mitte zwiſchen der Luft und der Erde wird der Planet fruchtbar. Daher iſt das Waſſer ſo oft als das Element betrachtet worden, welches durch ſeine Opferung das Leben erhalte.

Die Erde als Kugel ſchwebt in einer Gashülle, die aus Sauer- und Stickſtoff beſteht. Auf der Umfläche der Erde in den engeren und weiteren Austiefungen ſtrömt das Waſſer. In den Schlünden und Grüften des Erdballs glühet das Feuer und wälzt ſich grollend umher, bis es mit gewaltiger Kraft ſich einen Ausgang erbricht.

Aber die Luft, das Waſſer und das Feuer ſind in unaufhörlicher Wechſelwirkung mit einander und in dieſem ewig bewegten Spiel bringt die Erde die Bedingungen des organiſchen Lebens hervor.

I.

Der Luftproceß.

§. 434.

Das elaſtiſche Element, welches die Erdkugel umfängt, hat eine ſenkrechte Höhe von fünf bis zehn Meilen. Es beſteht aus 79 Procenten Stickſtoff und 21 Procenten Sauerſtoff, eine Miſchung, die ſich unter den ungleichſten Bedingungen überall ſchnell wieder zur Gleichheit mit ſich herſtellt.

§. 435.

Dies Miſchgas, die atmoſphäriſche Luft, wird durch das Verhältniß der Erde zur Sonne zur Bewegung beſtimmt. Das Sonnenlicht bringt nämlich eine ungleiche Erwärmung, alſo auch Ausdehnung der Luft hervor. Die mehr erwärmte, alſo ausgedehntere Luft, ſchwebt als relativ leichter empor, während die weniger erwärmte, alſo zuſammengehaltenere Luft als relativ ſchwerer nach dem Boden zu ſinkt. Das Auf und Ab, das Hin und Her der Bewegung, was hiedurch erzeugt wird, nennen wir Wind.

§. 436.

Da die Erde eine Kugel ist und die Sonnenstrahlen daher an den Polen schräg, am Aequator senkrecht auffallen, so ergibt sich hieraus ein Unterschied der Lufttemperatur, der auf jeder Erdhälfte vom Pol bis zum Aequator horizontal dieselbe Abstufung von einem Minimum bis zu einem Maximum der Erwärmung darstellt, welche vertical vom Boden bis zu den Grenzen der Lufthülle statt findet.

Dieser Unterschied wird im Besondern noch dadurch näher bestimmt, daß die Beschaffenheit und Gestaltung der Bodenverhältnisse die allgemeinen Differenzen der Temperaturgürtel auf constantere Maaße zurückführt.

Im Einzelnen aber geht aus der Allgemeinheit der Temperaturgürtel und der Besonderheit der Isothermen das bewegliche — und doch gesetzliche — Spiel der Winde hervor.

1) Die Temperaturgürtel.

§. 437.

Die Temperatur der Lufthülle unserer Erde ist im Allgemeinen vom Pol bis zum Aequator auf jeder Hälfte derselben in verschiedene Grade auseinandergelegt, welche sie ringförmig umgürten. Das Minimum der Temperatur herrscht an den Polen; das Maximum am Aequator; zwischen beiden Extremen erzeugt sich eine mittlere Temperatur.

a) Die Polarzone.

§. 438.

Die Polarzone ist die kälteste. Am Süd- wie am Nordpol waltet der gleiche niedere Grad der Temperatur, der alles Flüssige zu Eis erstarren macht und alles organische Leben verkümmert. Die Südhälfte der Erde, in welcher die Wassermenge überwiegt, ist jedoch noch weiterhin eisig, als die Nordpolarzone, in welcher das Festland sich zu einem breiten Continuum zusammenlagert.

Die Polarzone theilt ſich in ſich ſelbſt nach der Doppelbeziehung zum Pol hin und vom Pol hinweg.

Jene iſt die eigentlich arktiſche, dieſe, der milderen Temperatur zugewendet, die ſubarktiſche.

Allein nur in der continentalen Erdhälfte iſt dieſer Uebergang entſchiedener, während er in der pelagoniſchen ſich nothwendig in dem Niveau des Meeres ſehr vermiſcht.

b) Die Aequatorialzone.

§. 439.

Der Gegenſatz der Polarzone iſt die Aequatorialzone, in welcher die Gluth der ſenkrecht aufſtrahlenden Sonne herrſcht, das üppigſte Leben der Pflanzen- und Thierwelt hervorlockend, ſofern die Höhe der Temperatur mit der entſprechenden Waſſerfülle ſich vermählen kann, außerdem aber eben dies Leben in ſengender Schwüle ertödtend.

Die Aequatorialzone iſt an ſich nur Eine mit einem Doppelübergange nach beiden Polen zu.

Die Mitte der Erdoberfläche iſt die eigentlich tropiſche Zone, die nach Norden wie nach Süden hin ſich als ſubtropiſche abmildert.

c) Die gemäßigte Zone.

§. 440.

Zwiſchen beiden Zonen, zwiſchen dem Grimm des Froſtes und der Wuth der Hitze, entfaltet ſich der Gürtel der gemäßigten Temperatur, in welcher das organiſche Leben zwar nicht mit ſo ſtrotzendem Kraftdrang, wie in der Tropenwelt, aber gleichmäßiger ſich entwickelt.

Dieſe Zone hat ebenfalls einen Doppelübergang, allein nicht blos einen einfachen, wie die tropiſche, ſondern einen in ſich ſelbſt noch wieder unterſchiedenen, nämlich nach der Polarzone hin den kalt-warmen, nach der Aequatorialzone hin den warm-kalten.

Der absoluten Vertheilung nach erstirt diese Zone selbst zweifach gedoppelt, einmal auf der Süd-, das anderemal auf der Nordhälfte der Erde. Sie ist also die in jeder Beziehung mannigfaltigste. Allein im Vergleich der südlicheren gemäßigten Zone mit der nördlicheren erscheint diese, weil sie das Maximum des continentalen Areals in sich schließt, als die wahrhaft gemäßigte, während jene nur sehr unvollständig sich realisirt.

5) Die Isothermen.

§. 441.

In der Gürtelreihe der Temperatur bringt die Beschaffenheit und Gestaltung des Bodens einen besonderen Unterschied, eine gewisse Gleichheit des Wärmemaaßes an verschiedenen Orten hervor. Diese Gleichheit erscheint in der Form von Curven, die sich durch die Orten hinschlängeln und die wir unter dem Gesichtspunct Isochimenen, aber demselben Isotheren nennen, die Gleichheit der Winter- und Sommerwärme.

3) Der Wind.

§. 442.

Die allgemeinen Temperaturgürtel wie die Isothermen sind die Voraussetzungen für die Bewegung der Gashülle. Diese Bewegung, die unendlich viele Grade, vom linden Säuseln des Zephyrs bis zum Gebrüll des Orkans in sich schließt, stimt, gleichsam als eine ätherische Projection, das Wesen des unter ihr liegenden Bodens nach, dessen chemische Beschaffenheit, Dichtheit, Gestalt, Höhe, Feuchtheit oder Trockniß und Farbe die Wärmeerzeugung überall verändert.

Die Luft ist schwer. Je dichter sie ist, desto schwerer ist sie. Die schwerere Luftschicht drückt auf die dünnere, also leichtere, aber die dünnere, in ihrer Reinheit sich ausdehnend, drückt eben sowohl auf die schwerere. Die verschiedenen Luftschichten mit ihren verschiedenen Temperaturen und ihrer verschiedenen Schwere sind also in wechselseitiger Spannung und durch diese in steter

Bewegung. Dieſe Bewegung, mit dem unaufhaltſamen Uebergang der dichteren und dünneren, der zu Boden ſinkenden und der in die Höhe ſteigenden Luftſchichten identiſch, iſt der Wind. Das Minimum der Lufterwärmung findet an beiden Polen ſtatt, das Maximum in der Tropenzone. Die erwärmten Luftſchichten der Tropenländer — der ſogenannte courant ascendant — ſteigen alſo als leichter empor, um ſüdlich und nördlich über den Gürtel der gemäßigten Zone nach beiden Polen hin abzufließen, von denen her die kaltſchwere Luft herankriecht oder heranſtürmt, mit dem Aequatorialſtrom in den mannigfachſten Conflicten zu verſchmelzen. Indem jedoch die Erde eine Rotation von Weſten nach Oſten hat, welche auf die Bewegung der Luftſchichten mechaniſch einwirkt, zugleich aber in der Tagesperiode der Erde mit dem Fortſchreiten der Sonne die Luftſchichten ſucceſſiv von Oſten nach Weſten zu erwärmt und dadurch in ihrer Bewegung ebenfalls verändert werden, ſo entſteht, ſtatt eines directen Ueberganges von Süden nach Norden, eine Drehung der Luftſtröme, in welcher der Nordoſtpaſſat zum Südweſt und der Südweſtpaſſat zum Nordweſtſtrom abgelenkt wird. Zwiſchen beiden Paſſatrichtungen, in der Region der Calmen und veränderlichen Winde, herrſcht eigentlich die launiſch erſcheinende Indifferenz des Doppelſyſtems der mechaniſchen Luftbewegung, die ſymmetriſch auf der continentalen wie pelagiſchen Erdhälfte einander entſpricht. Mit dieſem Unterſchied der Nord- und Südhemiſphäre iſt natürlich auch eine Modification des ganzen Proceſſes geſetzt, eine Modification, die weiterhin noch durch den Gegenſatz von Land und Meer, der den Tageswechſel der regelmäßigen Küſtenwinde hervorruft, durch Gebirge u. ſ. w. verändert wird.

II.

Der Waſſerproceß.

§. 443.

Die flüſſige Hülle des Erdballs beſteht aus Sauerſtoff- und Waſſerſtoffgas. Sie exiſtirt 1) als das Meer; 2) in der Ge-

punkt des feuchten Niederschlags; z. B. in dem Uebergang zur Erzeugung von Hagel oder elektrischen Funken als Gewitter.

1) Das Meer.

§. 444.

Das Wasser der Erde bedeckt etwa zwei Drittel ihrer Oberfläche. Die diese ungeheuren Continente nennen wir es Meer. Es steht zur Sonne in dem nämlichen Verhältniß, wie die elastische Erdhülle und bietet daher ganz analoge Erscheinungen dar. Die warme Aequatorialströmung (der Rotationsstrom des stillen und des Atlantischen Oceans, der Guineastrom, der Strom von Mexiko, Florida und Bahama) wird durch den kalten Polarstrom abgelenkt; die vom Golf von Mexiko z. B. bis nach Irland und den Scandinavischen Küsten, wo deshalb tropische Pflanzen entreifen, warme Luft die Temperatur lau erhält, Winters sogar Gewitter sich entladen. Diese großen Verhältnisse werden durch die Rotation der Erde von Westen nach Osten, durch die tägliche successive Erwärmung des Wasserspiegels von Osten nach Westen; durch die Ebbe und Fluth, durch die Winde und durch die Bodenplastik, sowohl durch die submarine, als durch die über das Niveau des Meeres hervorragende Massenerhebung, in concreto außerordentlich modificirt, so daß z. B. die Temperatur und Geschwindigkeit der Meeresflüsse eine höchst verschiedene wird. Die Geschwindigkeit eines Meerstroms kann übrigens so mäßig sein, daß neben ihrer pfeilschnellen Woge das Meer in glatter Ruhe liegt. — Was das Meer für die ganze Erde, das sind die Quellen und die aus ihnen entspringenden Flüsse und Seen für einzelne Theile derselben.

2) Der Niederschlag.

§. 445.

Indem nun aber das Wasser durch die Winde verdunstet, entsteht in der Luft zugleich mit ihrer Bewegung ein neuer Proceß. Das in Gasform aufgelöste Wasser ist mit der Luft gemischt

so identisch, daß es gar nicht sichtbar wird. Ist jedoch in der Luft die verschiedenen Schichten derselben von ungleicher Temperatur sind, so wird bei dem Uebergang des Wasserdunstes aus einer wärmeren Schicht in eine kältere die Diaphanität der Luft getrübt und das Wasser als Wasser niedergeschlagen. Es verwandelt sich aus der elastischen Gestalt zurück in die tropfbarflüssige. Sind diese Tropfen mikroskopisch klein, so ist der in der Luft schwebende Dunst Nebel; ballen solche Bläschen sich zu Kügelchen zusammen, die zu Boden sinken, so werden sie zum Regen; werden solche Tropfen aus wärmeren Schichten wieder durch kältere getrieben, so krystallisiren sie und bilden Schnee, Graupel, Hagel.

Aus der ewigen Unruhe dieses Processes entwickelt sich das malerische Schauspiel der Wolkenbildung, die, mit der Bewegung der Luft überhaupt identisch, horizontal von dem Polen bis zum Aequator und vertical von der Erdoberfläche bis zur obersten Luftregion in absoluter Vielgestaltigkeit wechselt. Und dennoch wird auch diese unendliche Wechselluft durch einen einfachen Typus beherrscht, der zwar die zahllosesten Uebergänge seiner Grundformen gestattet, allein jede concrete Formation im Entstehen oder Vergehen der einen oder andern derselben gebunden. Am Boden als Nebel sich unmittelbar hinlegend, wird der Niederschlag zur grauen Schichtwolke (stratus); in der mittleren Region zu vereinzelten, frei schwimmenden Massen sich abgrenzend, wird er zur schwarzen Haufenwolke (cumulus); endlich in den höchsten Regionen sich zerfasernd, in leichtflockige Streifen sich ausfächernd, zu sogenannten Wetterbäumen sich ausstreckend, wird er zur weißen Federwolke (cirrhus).

3) Das Gewitter.

§. 446.

Mit der Veränderung der Temperatur, die wieder mit der Veränderung der Luftbewegung, die wieder mit der Veränderung des Niederschlags identisch ist, entwickelt sich durch Reibung eine elektrische Spannung der Luftschichten. In den Mitte zwischen

den oberen und unteren Luftregion, im Gebiet der kraftvollen Gewitterwolke als der Wolke par excellence, wird diese Spannung am höchsten, weil hier eben alle jene Verhältnisse ihren Kreis durchlaufen. Sturm, Regen und Blitz sind nur die verschiedenen Seiten desselben genetischen Processes, des Gewitters. Die Heftigkeit des Kampfes der meteorologischen Gegensätze kann es sowohl auf den Boden niederdrücken, als über den Gipfel viel tausend Fuß hoher Berge wegziehen lassen. Es kommt auf die näheren Umstände an, ob es unregelmäßig, wenn auch in einem gewissen Gleichmaß der Anzahl für eine bestimmte Gegend, oder regelmäßig zu einer bestimmten Tageszeit, wie in den Tropen, und in eingeschlossenen Thälern mit Bergen sich bilde. Das Nordlicht ist ein regenloses Gewitter in der oberen Luftregion, wenn es an Intensität der Entgegensetzung fehlt, so daß es nicht zur Explosion der elektrisch als eigentlichen Blitz verbrennenden Luft, nur zu einem extensiv breiten Scintilliren gelangt, weshalb man es auch das magnetische Gewitter genannt hat. Es ist aber nicht eine Ausgleichung der Magnetizität, sondern, als ein meteorisches Phänomen, der Elektricität der Luft. Die Energie der elementarischen Mächte kann in ihrer Collision so weit gehen, daß sie sogar gediegene Körper, die Atmosphärilien oder Meteorsteine, hervorbringen, indem die in der Luft als Gas aufgelösten Stoffe durch den elektrischen Verbrennungsprocess zu festen Massen concretisiren, die alsdann in Begleitung gewaltiger Detonationen herabstürzen. Der Stoff solcher Atmosphärilien, Eisen, Kobalt, Mangan, Kiesel u. dgl. ist ganz derselbe, den wir auch im Magnetmassen finden.

III.

Der Feuerprocess.

§. 447.

Für die Luft ist das Stickstoffgas, für das Wasser das Wasserstoffgas, für das Feuer der Sauerstoffgas das entscheidende Element. Doch nicht blos als Feuer in der Flamme, sondern auch als Oxydation der Substanzen ist der Sauerstoff

thätig. Die Erde besteht aus einem Gemenge der verschiedensten Substanzen, die schon als solche, durch die einfache Qualität ihres Unterschiedes, mit einander in dynamische Spannung treten. Durch ihre herausgekehrte Oberfläche stehen sie mit dem Luft- und Wasserproceß in der regsten Wechselwirkung. In den Spalten, Höhlen und Gewölben der Erde entbinden sich daher beständig Gase. Das Erdfeuer facht sich selber stets von Neuem an, insbesondere an brennlichen Substanzen, wie Schwefel u. dgl. Wasser, in's Innere der Erde sickernd, mit dem Feuergase sich berührend, dehnt sich als Dampf aus. Zufolge der Natur des Gases wälzt es sich, nach steter Erweiterung begierig, in unaufhörlicher Unruhe umher, leckt an allen Mineralien, saugt sie aus, metamorphosirt sie, spezificirt sich kohlenstoffig, geschwefelt u. s. w. Das schmiegsame Gas kriecht durch alle Poren, schleicht durch alle Ritzen, bricht durch einzwängende Wände und hebt die ungeheuersten Massen zu den höchsten Höhen, so daß gerade die größten Gebirge und deren äußerste Spitzen zu den jüngsten Formationen der Erde gehören.

§. 448.

Bleibt es bei der einfachen Hebung, so entsteht der gewöhnliche Berg. Durchbricht aber der Gluthdampf die Einschließung, bahnt er sich gewitternd einen Ausweg nach Oben, so wird die Spitze des Kegels abgehoben und die Kratermündung eröffnet, durch welche nun die Gase nach allen Seiten entweichen, Blitze entladend, Asche und Steine verstreuend, Flammen entzündend, geschmolzene Steine und Metalle in Lavaströmen ergießend. Die Bewegungen der noch eingeschlossenen, noch in der Tiefe wühlenden und zuckenden Dämpfe erscheinen in den bald horizontalen, bald verticalen, bald wirbelförmigen Schwingungen der Erdbeben, die nach einem heftigen Vulcanausbruch sich gewöhnlich vorübergehend beruhigen.

§. 449.

In der gegenwärtigen Periode der Erde sind daher die Erdbeben durch die relativ constant gewordenen Canäle des Erdinnern

und deren Ausgänge in den Vulcanen gleichſam ſyſtematiſirt. Jeder Vulcan bildet in ſeiner Umgebung einen ihm als Centrum inhärirenden *Schütterkreis*, inſofern die geringeren plutoniſchen Phänomene derſelben, Solfataren, Schlammausbrüche u. ſ. w. mit ſeiner Thätigkeit zuſammenhängen. Die Geſtaltung des Feuerproceſſes der Erde zeigt uns zwei ineinandergreifende *Reihen* von Vulcanen, die *inſulariſche* von Unalaſchka bis Neuſeeland, die *continentale* in Amerika von Süden nach Norden ſtreichend, und zwiſchen beiden in Island, Sicilien u. ſ. w. die ſporadiſchen *Centralvulcane*.

Durch das Erdfeuer wird die Erdrinde nicht nur mechaniſch zerriſſen, ſondern auch in ſteter Oxydation und Desoxydation zermürbt und hiedurch für die Vegetation, für das organiſche Leben überhaupt zur *Fruchtbarkeit* aufgeſchloſſen. Die Ungleichheit der horizontalen und verticalen Richtung, welche von den vulcaniſchen Gewalten durcheinandergeworfen werden, macht das Strömen der Gewäſſer, ihren Fall, möglich. Auſtralien zeigt uns, wie ſehr die Flußbildung ohne die Zuthätigkeit vulcaniſcher Formationen zurückbleibt. Seine Flüſſe ſchleppen ſich lachenhaft und uferlos auf dem Boden umher, deſſen Erdkrume unvermittelt dem Urgeſtein aufliegt.

Dritte Abtheilung.

Das Leben.

Organik.

Einleitung.

§. 450.

Die nur mechaniſche Bewegung der Materie wie das Spiel ihrer qualitativ differenten Kräfte hebt ſich in der Selbſtbeſtimmung des Lebens auf, welches an ihnen zwar die Bedingung ſeines äußern Hervorganges in die Exiſtenz, nicht aber das Princip ſeines Daſeins hat. Beſchaffenheit, Geſtalt und klimatiſche Beſtimmtheit des Bodens fördert oder hemmt die Entwicklung des Lebens, bringt es aber nicht hervor. Das Leben lebt nur aus ſich ſelber.

Man darf allerdings die mechaniſche und dynamiſche (oder phyſikaliſche) Natur als todte oder unorganiſche der lebendigen als der organiſchen nicht abſtract entgegenſetzen, ſondern hat beide als Ein Ganzes aufzufaſſen, das erſt im Leben die Form vollkommener Subjectivität erreicht, die ſich ſelbſt in ihre Unterſchiede auseinanderlegt, um ſie wieder zur Einheit in ſich zurückzunehmen und ſtets von Neuem zu erzeugen. Der qualitative Unterſchied aber des Lebendigen vom ſogenannten Unorganiſchen iſt die ſich durch immanente Virtualität articulirende Automorphie. Nicht in unbeſtimmt begrenzten Maſſen, nicht in unbeſtimmt ausgedehnten Proceſſen exiſtirt das Leben, ſondern nur in Individuen, welche ſich ſelbſt in ſich gliedern und mit ſolch innerer Gliederung zugleich nach Außen als erſcheinende Geſtalt ſich abſchließen. — Wir übertragen den Begriff und ſomit auch den Ausdruck des Organiſchen auf alles Syſtematiſche, ja Geordnete überhaupt; innerhalb der Natur aber iſt nur das Lebendige als das wahrhaft Organiſche anzuſehen.

§ 451.

Das organiſche Individuum kann alſo nicht eher erſcheinen, als bis ſeine mechaniſchen und dynamiſchen Vorausſetzungen in die Exiſtenz getreten ſind, weil es an denſelben die äußere Bedingung ſeines Beſtehens hat. Es entſteht jedoch nicht aus ihnen, als ob das Todte das Lebendige hervorzubringen vermöchte. In dieſer Weiſe iſt, was man äquivoke Zeugung nennt, unmöglich und nicht blos eine Zweideutigkeit, ſondern eine Widerſinnigkeit. Wohl aber iſt in dem Unorganiſchen bereits die Beziehung auf das Organiſche mitgeſetzt, als an welchem es ſein Weswegen beſitzt und dem es ſich als Baſis unterbreitet. Das Organiſche geht jedoch deshalb nicht aus dem Unorganiſchen als ſeiner Urſache hervor und kann nicht aus Anderem, nur aus ſich ſelber, begriffen werden. Aus dem Aether als dem univerſellen kosmiſchen Menſtruum bilden ſich die rotirenden Gasringe, aus dieſen die einzelnen Weltkugeln, aus dieſen deren individuelle Formationen hervor. Inſofern kann man ſagen, daß der turgor vitae in der noch indifferenten Urmaterie des Aethers ſchon eben ſo gut enthalten ſein müſſe, als der Stickſtoff, Kohlenſtoff, als Gold, Schwefel u. ſ. f. Im Blut des Individuums erhebt die Natur ſich wiederum zur Indifferenzirung der Materie, aber zu einer Indifferenz, die als concrete und lebendige der Gegenſatz der abſtracten Einheit des urſprünglichen Aethers iſt.

Die Urzeugung eines beſondern organiſchen Weſens iſt daher immer an die Epoche gebunden, in welcher ein Stern die Bedingungen für ſeine Exiſtenz zum erſtenmal entwickelt. Hat dagegen ein Stern die Vollendung ſeiner generiſchen Production erreicht, ſo hört mit dieſem Moment die wirkliche Urzeugung für ihn auf, weil die Natur nunmehr das Individuum durch Keimzeugung epigenetiſch als Gattung zu erhalten vermag, die Epigeneſis aber der directere und ſichere Weg iſt. Niemals kann die Urzeugung als ſolche Gegenſtand der ſinnlichen Wahrnehmung werden, allein auch die Keimzeugung läßt ſich nicht in ihrer Actualität erfaſſen. Was dem Auge als punctum saliens, als Mutterzelle, als Bläschen erſcheint, iſt immer ſchon das

Resultat der Zeugung als eines in seiner Realität schlechthin ideellen Actes. Bei den Pflanzen, bei den Infusorien, bei den Fischen und Batrachiern scheint die Natur das Geheimniß der Zeugung zu profaniren und das Brautbett öffentlich auszustellen. Allein wenn wir auch hier die Froscheier, dort den Froschsamen vor uns haben, mit diesem die Eier befruchten und sie nun in lebendige Subjecte sich verwandeln sehen, so werden wir doch schlechterdings das Wie dieser Umwandlung nicht bemerken, weil sie eben der Blitz des Idealismus der Natur ist. Das Privilegium der Zeugung vermögen wir der Natur nicht zu entreißen und sind daher auch nicht im Stande, durch künstliche Veranstaltung auf chemischem Wege Organismen, geschweige denn einen homunculus, hervorzubringen.

§. 452.

Für die Erde war der Mensch der ihrem Bildungskatastrophen immanente Zweck. Mit seiner Urzeugung hörte deshalb folgerichtig die Urzeugung von Pflanzen und Thieren auf und ging in die Keimzeugung und Artveränderung über. Andere Organismen, als mit ihrer Stellung im Sonnensystem und mit ihrem meteorologischen Proceß identische, konnte die Erde niemals erzeugen. Der Typus der versteinerten Pflanzen und Thiere ist von dem der jetzt wachsenden und lebenden nicht verschieden. Es sind auch Palmen, Kiefern, Dickhäuter, Eidechsen u. s. w. Erscheinen uns manche Thierformen, wie Plesiosaurus, Ichthyosaurus, Pterodactylus u. dgl. besonders auffallend, so begreifen wir nicht nur für die damaligen Verhältnisse des Starren, Flüssigen und Elastischen ihre Nothwendigkeit, sondern finden auch noch in der gegenwärtigen Organik lebendige Analogieen seltsamer Formvermischungen, wie die Paradoxie des Schnabelthiers, wie die Flughäuter u. s. f. Es versteht sich übrigens von selbst, daß, wenn unser Planet die Epoche seiner Urzeugung bereits im Rücken hat, daraus nicht gefolgert werden kann, daß nicht für das Universum, für etwa neu sich bildende Sterne, die Urzeugung noch als progressive möglich sei. Es soll nur bemerklich gemacht

werden, daß die Urzeugung keine heterogene, sondern eine aus dem Wesen eines Sterns homogen entspringende ist.

§. 453.

Für die Begründung einer wiederholten Urzeugung hat man vorzüglich die infuſoriellen und paraſitiſchen Organismen herangezogen. Die Mikroskopie hat jedoch die Täuſchungen nachgewieſen, denen man hiebei verfallen war. Die kleinſten Organismen, die Proletarier der Natur, ſind durch ihre Zähigkeit und Indifferenz gegen den abſoluten Untergang ihrer Gattung geſchützt, da das Individuum allerdings ſo leicht zerſtört werden kann. Auf das an ſich Schwächliche macht überdem Weniges einen recht entſchiedenen Eindruck; es verhält ſich paſſiv und durch ſolche Nachgiebigkeit ausdauernd. Pflanzenkeime und Thierinfuſorien ertragen gleichmäßig einen hohen Grad Hitze wie Kälte. Schminkbohnen, in dem von einem glühenden Aſchenregen zerſtörten Herkulanum gefunden, keimten nach achtzehnhundert Jahren wieder friſch auf. Paraſitiſche Thiere können auch außerhalb des Organismus, auf welchem ſie gewöhnlich gefunden werden, exiſtiren; ſie gehören nicht zum Begriff des Organismus, deſſen Leben ſie ausbeuten. Der Bandwurm ſo wenig als die Krätzmilbe gehören zu conſtitutiven Momenten des menſchlichen Organismus. Schmarotzerthiere entſtehen nicht aus den Organismen, in welchen ſie gefunden werden, wenn ſie auch in ihnen als ihrem Wohnkörper ſich fortpflanzen; urſprünglich ſind ſie Koloniſten. Daß ſolche Thiere, namentlich Entozoen, ihre Eier durch die Gewebe der Pflanzen und Thiere nicht hindurchbringen könnten, iſt richtig, weil die Gewebe keine Poren haben und nur eine Auffaugung bei ihnen ſtattfindet. Allein bei Krankheiten der Gewebe, bei Verletzungen derſelben, bringen die Paraſiten ein. Oder ſie bohren ſich durch die Gewebe und veranlaſſen Entzündungen. Viele, wie namentlich die Familien- oder Ammenthiere, z. B. Salpen, durchlaufen Verwandlungen. Innerhalb deſſelben Organismus erſcheinen ſie in ſtets anderen Organen als andere. Oder ſie wandern aus einem Organismus in den andern und erlangen in jedem eine andere Stufe

der Entwicklung. Ja wir sehen sie von Fischen in Vögel übergehen.

Die Vielheit der kleinsten Pflanzen und Thiere geht ins Unendliche; weil das Leben der Individuen kurz und nach allen Seiten dem Untergange Preis gegeben ist. Gerade diese ins Ungeheure sich steigernde Vermehrung beweist, daß die Natur für sie wiederholte Urzeugung eintreten zu lassen nicht geneigt, sondern die Existenz der Gattung durch die Masse zu sichern bemüht ist. Gehen auch Millionen Sporen und Pollen zu Grunde, sterben auch Millionen schon lebendiger Individuen, so reicht das Ueberbleibsel eines einzigen Keims und Individuums hin, um, zumal bei geschlechtsloser Zeugung, sofort wieder Millionen in's Dasein zu rufen. Kaum geboren, entäußert ein solch niederes Wesen sich schon wieder zu neuen Geburten, so daß man sagen kann:

Wie es heute geboren, so wird es heute gebären,
Ha, was hat das Gezücht doch für ein kurz Gedärm.

Die ungeheuere Fruchtbarkeit der niedern Organismen anschaulich zu machen, hat man das Beispiel von einem höhern hergenommen und berechnet, daß von einer Mutterfeldmaus, da sie immer zwischen je sechs Wochen werfen kann und ihre Jungen in so kurzer Zeit selbst wieder zeugungsfähig werden, in Einem Sommer 27,000 Exemplare abstammen können. Der höhere Organismus kann in seiner Kraft und Selbstständigkeit das Dasein parasitischer Pflanzen und Thiere auf sich als Nährkörper bis zu einem gewissen Grade ertragen. Vermehren sie sich aber in zu großer Anzahl oder wachsen sie zu sehr aus, so belästigen sie das Individuum, von dem sie zehren, wie die Binnenwürmer der Cercarien und das Distomum volvens in der Augenkammer des Delphin, wo sie zu hunderten vorkommen, wie die Askariden im Mastdarm, wie die Taenia in den Eingeweiden der Chylus- und Milchbereitung des Menschen. Macht man aber den Unterschied, daß für die niedrigern und kleineren Thiere die generatio originaria noch fortdauern könne, während sie für die höheren und größeren bereits erloschen sei, so ist ein solcher Comparativ zu unbestimmt. Es müßte die wirkliche Grenze ge-

zogen und alſo ausgemacht werden, ob Kryptogamen, Infuſorien und Weichthiere durch wiederholte Urzeugung entſtehen können, Phanerogamen aber und Gliederthiere ſchon nicht mehr.

Nur der Kryſtall iſt eine zweifelloſe wiederholte Urzeugung, denn er iſt ein Individuum, das als Individuum nicht durch die flüſſige Materie, nur aus ihr, und als Einheit nur durch ſich entſteht. Aber der Kryſtall iſt nur das todte Leben.

§. 454.

Iſt nun aber die Urzeugung nur als einmalige in Einem Exemplar oder als eine vielfältige in verſchiedenen Exemplaren zu denken?

Die Annahme Eines Urexemplars zu beweiſen, hat man ſich auf die Wanderung der Pflanzen und Thiere berufen. Pflanzen haben ſich allmälig weiter ausgebreitet, wie z. B. der Kalmus von den Ufern des Kaſpiſchen Meeres bis zu denen des Baltiſchen vorgedrungen iſt. Thiere, namentlich Vögel, und ſelbſt in ihren Excrementen, haben Pflanzen umhergetragen, haben Klippen und Inſeln mitten im Meer befruchtet. Durch die Wellen der Continentalflüſſe nicht nur, auch durch die Ströme des Meeres ſind Pflanzenkeime andern Gegenden, andern Ufern zugeführt. Mit Abſicht hat der Menſch die Cultur- und Zierpflanzen auf der Erdoberfläche verbreitet, wie der Kaffee von Arabien nach Amerika, wie der Taback und die Kartoffel von Amerika nach der alten Welt gebracht ſind, wie die Georgine erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts nach Europa gekommen und nun ſchon in allen Gärten heimiſch iſt. Endlich haben die gefälligen Lüfte die Keimſporen von Ort zu Ort getragen. — Bei den Thieren erklärt ihre Ortsbeweglichkeit ihr Vorkommen auf den verſchiedenſten Puncten der Erde noch leichter. Größere Thiere, urſprünglich koloniſirt, haben öfter als wilde Thiere ſich maſſenhaft ausgedehnt, wie z. B. das Pferd, das erſt die Europäer nach Amerika brachten, dort in den großen Grasebenen nunmehr verwildert iſt. Auch kleinere Thiere hat der Menſch verbreitet, unabſichtlich, wie den Schiffsbohrwurm, wie die Ratte, abſichtlich, wie den Seidenwurm.

Alle dieſe Thatſachen ſind unbedingt zuzugeben, reichen jedoch für die primitive Entſtehung der organiſchen Weſen nicht zu. Dieſe kann nicht an Einen Punct und an Ein Exemplar gebunden geweſen, ſondern muß in der ſchöpferiſchen Epoche der Erde an verſchiedenen Orten gleichzeitig oder in verſchiedenen Zeiten überall vor ſich gegangen ſein, wo die Bodenart und der meteorologiſche Proceß die nothwendigen unorganiſchen Vorausſetzungen für ihr Beſtehen abgaben. Wir finden nämlich in der Horizontal- wie in der Verticalprojection der Erdoberfläche bei gleicher Beſchaffenheit des Bodens und des Klima's dieſelben Pflanzen. Von der Palmenregion ab können wir in beiden Dimenſionen überall durch die immer grünen Laubhölzer, durch die Bäume mit wechſelndem Laube, durch die Nadelhölzer, Zwergbirken und Geſträuche bis zu den Flechten und Mooſen hin die nämliche Folge beobachten. Die Alpenroſe, die an der Grenze des ewigen Schnees uns entgegenlächelt, kann nicht ſo conſtant durch Thiere oder Menſchen auf die einſam in das Luftmeer hineinragenden Berghäupter gebracht ſein. Wären die Pflanzen nicht urſprünglich geſetzmäßige Autochthonen, ſo müßte doch die Natur einmal von jener Ordnung, ſei es der Länge, ſei es der Höhe nach, abweichen. Allein die Vegetation der beiden arktiſchen Zonen, durch die ganz andere Flora der Tropen von einander getrennt, und der Chimboraſſo Amerika's, der Pic Teneriffa's, der Adamspic Ceylon's u. ſ. w., zeigen uns beharrlich den mit den Temperaturgraden wechſelnden Fortgang der Vegetation. — Das Gleiche gilt von den Thieren, wenn es auch richtig iſt, daß ſie ſelbſt ſich leichter in weitere Kreiſe ausdehnen können und daß dieſe Kreiſe, wie neuere Unterſuchungen z. B. vom Tiger bewieſen haben, größer ſind, als man früher annahm. Man muß ſich bei dieſer Betrachtung die logiſch ſein ſollende, allein die wahrhafte Natur des Begriffs und noch mehr der Idee verkennende pedantiſche Sonderung der Arten nach einſeitigen Merkmalen, wie manche Naturbeſchreiber ſie lieben und wodurch ſie eine klare Ueberſicht ſo ſehr zurückhalten, nicht anfechten laſſen. Der Natur kommt es auf ihre Grundtypen an, welche endlich und beſtimmt ſind, wogegen ſie mit den Va-

steigern sich in's Unendliche und Unbestimmte ausgießt. Hier ändert sie den Typus je nach den Bedingungen, die sie vorfindet, mit gebuldiger, anschmiegsamer, übermannigfaltiger Elasticität, während sie in den wesentlichen Unterschieden dieselbe bleibt. Mutatis mutandis bleibt daher auch die thierische Natur in den verschiedenen Localen, sofern sie in Bodenbeschaffenheit, Bodengestalt und Klima gleich oder ähnlich sind, die nämliche. In der Tropenzone der neuen Welt finden wir so gut Affen, große Katzen, beschuppte große Eidechsen u. s. w. wie in der Tropenzone der alten Welt. Nur die abstracte Gleichförmigkeit fehlt. Auf dem Westrücken der Cordilleren ist das wiederkäuende Thier, das in den Sandebenen und Grassteppen Afrika's und Asiens zum Kameel geworden, als Lama, und in Brasilien der stoßzahnige Dickhäuter, den wir im Afrikanischen und Indischen Elephanten bewundern, als Tapir erschienen.

§. 465.

Das Leben existirt wirklich nur als Lebendiges. Schon die Materie überhaupt existirt nur in Massen und die Kraft bedarf des Substrats. Das Leben setzt sich daher 1) als einzelnes, als Individuum; 2) wiederholt es den Proceß seiner Individualisirung durch Ueberwindung seiner ihm vorausgesetzten unorganischen Natur; 3) geht es über sich als einzelnes zur Erhaltung seiner Gattung als der ihm an sich immanenten Allgemeinheit hinaus.

Der erste Proceß, der morphologische, schließt das Individuum in sich und nach Außen hin ab; der zweite, der biologische, erneuet es beständig in seiner Gestalt, indem das Leben den Stoffwechsel in seine ideelle Einheit aufhebt und sich darin als die Macht des unorganischen Daseins bewährt; der dritte, der sexuelle, bringt auch wieder das Individuum hervor, allein als ein wirklich für sich seiendes anderes, das zu erzeugen daher auch die höchste That des Individuums ist, weshalb es auch, auf niedrigen Stufen der Organisation, oft ganz darin sich erschöpft und die Geschlechtslust es in den Untergang reißt.

I.

Der Gestaltungsproceß.

§. 456.

Das Setzen des Individuums als in sich abgeschlossene Totalität, die automorphisch sich selbst von Innen aus begrenzt, ist der erste und nothwendigste Act des Lebens. Weil das organische Individuum ein untheilbares, sich selbst gestaltendes Ganze, so fällt auch der Begriff des Minerals als Krystall in diese Kategorie, denn der Krystall erzeugt sich aus der Mutterlauge ohne mechanische Juxtaposition ganz von selbst. Er gibt sich von Innen aus seine Form, diese Flächen, Winkel, Farben. Er ist das aufzuckende, aber sofort wieder erstorbene Leben; der erste noch gleichsam mit dem Tode gebüßte Versuch des Lebens. Daß der Krystall keine besondern Organe zeigt, ist kein Grund, ihn nicht als einen, wenn gleich als den einfachsten, Organismus anzuerkennen. Gibt es doch genug Pflanzen und Thiere, die auch nur eine höchst einfache Structur zeigen, indem sie auch nur ein Cylinder, ein Kegel oder eine Kugel sind.

Die Grundgestalt des Organismus ist eine sphäroidische, ein Bläschen, das in indifferent erscheinender Weise einen bestimmten Gegensatz enthält, den es durch seine specifische Virtualität in der Form von Zellgeweben entwickelt. Jede Zelle ist mit ihrem Mutterkern und dessen Umwandung ein relatives Individuum, eine diminutive Wiederholung des ganzen Organismus, allein sie ist kein Atom, als ob der Gesammtorganismus nur ein Aggregat und mechanisch aus einer Vielheit von Zellen zusammengesetzt wäre. Vielmehr ist es der ideelle Typus des organischen Individuums, der die Zellenbildung überall durchdringt und, von Innen her über sie hingreifend, ihre Gestaltung zu Längen- und Querfasern und die Verwachsung derselben zu Geweben von bestimmter Gestalt, Größe und Farbe leitet. Es existirt im ganzen Organismus kein Moment, worin er nicht als productives Subject herrschend wäre.

Die Selbstgestaltung des organischen Individuums unterscheidet sich: 1) nach dem abstracten Grundriß des Ganzen;

2) nach den beſondern Maaßverhältniſſen der Geſtalt; 3) nach der Art und Weiſe, wie das Leben ſich in der Geſtalt zur Erſcheinung bringt.

I) Der Grundriß der Geſtalt.

§. 457.

Der Grundriß der Geſtalt iſt entweder geradflächig oder krummflächig, oder aus geraden und krummen Flächen gemiſcht.

a) Der abſtracte Anfang der Geſtaltung des organiſchen Individuums iſt der geradlinigte oder richtiger *geradflächige*, denn die gerade Linie und Fläche ſind abſtract, theils, weil ſie immer die identiſche Richtung verfolgen, theils weil ſie an ſich in's Unendliche laufen und daher, beendigt zu werden, nur abbrechen können. Dieſe Form iſt die des Minerals.

b) Die entgegengeſetzte Form iſt die krummlinigte oder richtiger *krummflächige*, denn die krumme Linie und Fläche ändert nicht nur ihre Richtung in jedem Moment, ſondern vermag auch, eben dadurch, in den mannigfachſten Wendungen in ſich ſelbſt zurückzukehren. Indem aber die Natur zur Evolution der Curve ſchreitet, hebt ſie die Gerade mit in ſich auf. Sie iſt nicht ſo abſtract, der Geradflächigkeit eine pure Krummflächigkeit entgegenzuſtellen. Jedoch verbindet ſie die gerade und die krumme Linie zunächſt nur ſo, daß ſie die Curve als Spirale um eine ſenkrecht ſtehende Achſe herumſchlingt und cylindriſche Schafte zu Trägern von Kegel- und Kugelformen macht. Dieſe Geſtalt iſt die fundamentale der Pflanze.

c) Die *Verſchmelzung* der Gerad- und Krummflächigkeit, ſo daß in zahlloſen Combinationen und Abſtufungen das Gerade und Krumme in einander übergehen, iſt die höchſte Form der organiſchen Geſtaltung: die Form des Thieres.

Je weiter die Organiſation vordringt, um ſo mehr verbirgt das Individuum die abſtracte Linearität ſeines Gerüſtes hinter ſanft auf- und abſchwellenden Formen, die in ſphäriſchen, cylindriſchen und koniſchen Rundungen ſich wunderbar verſchmelzen. Der unendliche Reiz, den die menſchliche Geſtalt der Betrachtung dar-

Bildes, liegt eben darin, daß in ihr jede Einseitigkeit der Form vernichtet ist, daß jedes Moment der ganzen Gestalt zwar einen entschiedenen Charakter zeigt, allein in dieser Entschiedenheit niemals einer nur verständigen Reinheit huldigt, vielmehr in jeder Form alle übrigen mitzusetzen strebt. Kein Thier erreicht diese Harmonie. Der Kopf des Menschen ist eine Kugel und doch auch nicht; der Oberarm ist ein Cylinder und doch auch nicht; das Rückgrath ist eine gerade Linie und doch auch nicht u. s. w.

2) Das Maaßverhältniß der Gestalt.

§. 458.

In ihren besondern Maaßverhältnissen ist die Gestalt des organischen Individuums entweder regulär oder symmetrisch oder harmonisch.

a) Die reguläre Formation ist diejenige, in welcher die das Individuum umschließenden Flächen und Winkel sich als gleiche unter den nämlichen Achsen entsprechen. — Die irreguläre Formation ist die Ungleichheit der Achsen, Winkel und Flächen, die in ihrer Correspondenz einander congruent sein sollten.

Die Regularität ist das Wesen der mineralischen Maaßverhältnisse und die Krystallographie nur eine angewandte Stereometrie.

b) Die symmetrische Formation ist diejenige, worin die an sich gleichen Theile derselben sich in umgekehrter Folge gegenüberstehen. Innerhalb der Symmetrie dauert die Regelmäßigkeit als Gestalt ihrer Sondergebilde fort, allein durch ihre Verkehrung reflectirt sich die Gleichheit in sich selbst. — Die Asymmetrie besteht theils in dem Fehlen des correlaten an sich vorausgesetzten Doppelgliedes, theils in der nur regulären Wiederholung desselben.

Die Symmetrie ist das Wesen der vegetabilischen Maaßverhältnisse, indem um eine senkrecht stehende Achse eine Spirale sich herumwindet, deren Abknotungen in einer arithmetischen Progression sich mit dem Exponenten Zwei wiederholen und zwar so, daß die einer Pflanze eigenthümliche Grundzahl in allen besondern

Theilen derſelben wieder zum Vorſchein kommt. Auf der Verticalachſe ſtehen wieder Horizontalachſen — an ſich dieſelbe Geſtaltung, wie jene, aber umgekehrt. Das Blatt vieler Pflanzen theilt ſich ſo, daß die eine Hälfte deſſelben genau die nämliche Formation hat als die andere, allein jede Hälfte hat das gleiche Schema nach der linken und nach der rechten Seite hingewendet, und dieſe Inverſion eben iſt die Symmetrie. Bei der Kryſtallgeſtalt machen die Zwillingskryſtalle die Benennung dieſer Form aus.

c) Die harmoniſche Formation iſt diejenige, in welcher die ſymmetriſchen Theile auf einen ihnen ungleichen ſich ſo beziehen, daß ſie mit ihm eine Einheit ausmachen. Hier entſteht eine größere Mannigfaltigkeit, eine höhere Spannung, denn nicht nur beziehen die ſymmetriſchen Theile ſich durch ſich auf einander, ſondern ſie beziehen ſich auch auf den ihnen ungleichen Theil, der ſeinerſeits ſich auf beide bezieht. — Die Disharmonie iſt der Widerſpruch der Geſtaltung, wenn die Ungleichheit der Theile ſich nicht wieder ausgleicht.

Die Harmonie iſt das Weſen der animaliſchen Maaßverhältniſſe, indem die Organe der Bewegung, der theoretiſchen und praktiſchen Aſſimilation und der Ernährung, alſo Floſſen, Flügel, Füße, Augen, Ohren, Zähne, Brüſte u. ſ. f. ſich ſymmetriſch geſtalten, zugleich aber auf ein drittes Element als ihre Einheit ſich beziehen, welches bei den Wirbelthieren ſeine Grundmaſſe endlich in ein beſonderes Gehäuſe einſchließt. Je höher das Thier ſteht, um ſo mehr entwickelt es den Unterſchied der äußern Geſtalt von der innern bis ſo weit, daß die innere mit der Localſtellung der vitalen Organe, im Gegenſatz zur Symmetrie der Extremitäten, ſogar bis zur Disharmonie fortgeht; z. B. Herzbeutel, Magenſack und Milz auf Einer Seite liegen, während die andern keine correlaten Bildungen zeigt. Die Natur ſcheuet ſich nicht, für die Befeſtigung der Oekonomie des Lebens, auf welche ihr Alles ankommt, irregulär, aſymmetriſch und disharmoniſch im Innern und, nach Außen hin, plump, formlos, ja häßlich zu erſcheinen. Sie muß bereit ſein, der Energie des Lebens den Zauber der Schönheit zu opfern.

3) Die Erſcheinung des Lebens in der Geſtalt.

§. 459.

Der Grundriß der Geſtalt und das Maaß ihrer beſondern Momente iſt durch das Leben ſelber bedingt. Das Innere d. h. die actu exiſtirende Lebendigkeit, die Seele, iſt das an und für ſich Frühere des Aeußeren und die Eintheilung der organiſchen Geſtalten nach einzelnen Aeußerlichkeiten als unterſcheidenden Merkmalen hat daher mit Recht der phyſiologiſchen weichen müſſen. Die Freßwerkzeuge, die Art der Hülle, der Bewegungsapparat ſind nur Folge des pſychiſchen Standpunctes eines Thieres.

a) Auf der unterſten Stufe der Organik exiſtirt nur eine pure Aeußerlichkeit, weil ſich das Leben auf ihr, indem es beginnt, ſogleich wieder aufhebt. Das mineraliſche Individuum ſchließt ſich ſtarr in ſich ab, ohne einen weitern Proceß in ſich zu entwickeln.

b) Das vegetabiliſche Individuum bringt immerfort ſich nicht nur in ſich ſelbſt, ſondern auch in andern Individuen, hervor. Allein es iſt nur erſt Metamorphoſe, indem es ſeine einfache Grundform, das Blatt, durch Aus- und Einfaltung auf die mannigfaltigſte Weiſe umgeſtaltet und gegen ſeine relativen Productionen gleichgültig iſt.

c) Erſt das animaliſche Individuum arbeitet darauf hin, die eigentlich Leben erzeugenden Organe gegen die lethale Verletzung ſo viel möglich dadurch zu ſchützen, daß es dieſelben in das Innere der Geſtalt verlegt und ſie mit einer Schutzhülle umgibt. Die Pflanze legt noch alle ihre Proceſſe und Organe offen dar; das Thier unterſcheidet ſich in eine Außen- und Innenſeite, errichtet in dieſen den Heerd des Lebens, übergibt jener die Organe der Bewegung und beherrſcht doch als centrale Innerlichkeit ſeine ganze Peripherie.

II.

Der Lebensproceß.

§. 460.

Das Lebens erſte That iſt alſo, ſich als Lebendiges zu ſetzen und ſich Geſtalt zu geben; die zweite, mit dieſer zugleich entſtehende, iſt das Streben des Einzelnen, ſich als lebendiges Individuum zu erhalten. So lang' es lebt, iſt es ein continuirlicher Proceß, ein ſtetes Bilden, Auflöſen und Wiederbilden aller ſeiner Momente. Als ein permanenter Stoffwechſel verändert es ſeine materielle Exiſtenz unaufhörlich, aber alle Veränderung verändert auch wieder inſofern nichts in ihm; als es im Weſen und Form das nämliche bleibt, das es von Anfang an geweſen.

Seine Lebendigkeit bewährt das organiſche Individuum durch Ueberwindung der unorganiſchen Welt, die es in ſich aufnimmt und zur Einheit mit ſeinem Leben erhebt. Unmittelbar iſt es hiervorzugs ſich ſelbſt der unorganiſche Gegenwurf, aus welchem es gehet, allein ohne Intervention der unorganiſchen Natur würde es auch bald ſich aufzehren. Seine Organe ſetzen das Unorganiſche als das Mittel ihrer Erregung voraus; das Unorganiſche iſt im Organiſchen als deſſen paſſive Seite an ſich ſchon mitgeſetzt, muß ihm aber auch als ein Anderes gegenüberſtehen, damit es den Schein dieſes Andersſeins aufhebe. Das lebendige Individuum wird immer nur von demjenigen erregt, mit welchem es bereits als durch eine präſtabilirte Harmonie zuſammengeſchloſſen iſt und Alles, was nicht ſchon immanenter Weiſe an ſich das Seinige iſt, läßt es gleichgültig. Unorganiſch in Verhältniß zu ihm iſt Alles, was es, ſich als Selbſtzweck ſetzend, als Mittel ſeiner Lebenserregung zu beſtimmen vermag. Durch ſeine Individualität hat es ein ſpecifiſches Bedürfniß des Unorganiſchen, fühlt ſeinen Mangel als eine Mangelhaftigkeit ſeiner ſelbſt, richtet ſich jedoch inſtinctiv mit der Gewißheit darauf hin, es zu überwinden und ſich anzueignen. Die äußerliche Bemächtigung des Stoffs iſt bei der Aſſimilation ein mechaniſcher Act; die Auflöſung des Unorganiſchen im Organiſchen iſt nicht ohne den

chemischen Proceß, allein der eigentliche Act der Aneignung ist, wie der Act der Zeugung, ein schlechthin ideeller, eine Verwandlung des Stoffs durch die einfache Macht des Lebens. Wir nennen diese Verwandlung Infection, die Ansteckung des Unorganischen mit der Seele des Organischen, wodurch es in seine Qualität transsubstantiirt wird.

§. 461.

a) Das Mineral hat noch keinen weitern Lebensproceß, als den seiner Gestaltung überhaupt; es hat nur Affinität. Homogene Minerale, nachbarlich gesellt, oder in einem ihnen homogenen Menstruum, wachsen leichter und schöner. Abgeschlossen in seiner Gestalt, verfällt das Mineral den allgemeinen mechanischen und chemischen Mächten.

b) Die Pflanze hingegen besitzt schon wirkliche Vitalität. Der Saftumlauf ist nicht etwa nur ein mechanisch-chemisches Pumpenwerk, sondern wird durch den Bildungstrieb der Pflanze hervorgebracht, mit dessen Aufhören auch er sogleich stockt. Da jedoch die Pflanze den Ort nicht verändern kann, also nach Außen in ihrem Proceß schlechthin passiv ist, so muß sie sich mit dem Stoff begnügen, den ihr die Gunst oder Ungunst des elementarischen Processes gerade zuführt. Aus diesem Grunde ist auch ihre Intussusception eine in ihr allverbreitete und ununterbrochene.

c) Das Thier endlich ist nicht nur lebendig, hat nicht nur einen vollständigen Lebensproceß, sondern erscheint auch in seinen Zuständen sich selber. Als ideelle Einheit durch alle seine Processe hingreifend, sie alle unter sich als ihre Einheit subsumirend, ist es centrale Subjectivität, hat es, den Unterschied seiner Einheit und ihrer Unterschiede in sich als Einheit reflectirend, Gefühl. Diese Selbstständigkeit drückt sich im Proceß seines Lebens nicht nur dadurch aus, daß es seine Intussusception zu unterbrechen vermag, sondern auch dadurch, daß es Alles, was es aus dem aufgenommenen unorganischen Stoffe in seine eigene Lebendigkeit nicht verwandeln kann, als todt von sich ausscheidet und sich seiner als einer ihm quälerischen Last

entäußert. Wie es ſich einen Mund bildet, ſo auch einen After. Das Thier hat alſo nicht blos, wie die Pflanze überhaupt, Vitalität, es hat auch Senſibilität d. h. Rückkehr aus allen ſeinen Proceſſen in ſeine als Selbſtgefühl exiſtirende Idealität. — Daß die Reproduction des Thieres an den Eingeweiden, die Irritabilität an den Muskeln, die Senſibilität an den Nerven ihre Organe beſitzen, iſt ſchon richtig; beim Gebrauch dieſer Ausdrücke darf jedoch nicht vergeſſen werden, daß ſie inſofern unzureichend ſind, als dieſe ſogenannten Syſteme auch dialektiſch in einander übergehen.

§. 462.

Der Proceß des Lebens kann auf die mannigfaltigſte Weiſe von Außen und Innen gehemmt werden. Das Lebendige kann, auf allen Stadien des Lebens und aus allen Organen und ihrer Thätigkeit heraus erkranken. Dieſe Möglichkeit als eine von dem Begriff des Lebens unzertrennliche iſt nothwendig, nicht aber ihre Wirklichkeit. Die Schwankung des Individuums, mit welcher es während ſeines Lebens bald die eine, bald die andere Seite ſeines Organismus vor den übrigen fördert, z. B. ſchon während des Schlafens und Wachens ſich ungleich verhält, iſt nicht Krankheit. Die raſtloſe Umbildung des Organismus in ſich ſelbſt, der Wechſel ſeiner Zuſtände, iſt nicht Krankheit. Krankheit entſteht erſt, wenn die Dialektik des Lebensproceſſes ſich ſelbſt zerſtört. Die Harmonie der Thätigkeit der beſondern Organe ſowohl mit ſich, als mit der allgemeinen Lebendigkeit, iſt die Geſundheit, die inſofern nur als ein ſtets über die immerfort mögliche Krankheit triumphirender Kampf exiſtirt. Krankheit iſt alſo der Widerſpruch der Thätigkeit theils der beſondern Organe mit ſich ſelbſt und dadurch mit der Allgemeinheit des Lebens, theils der Allgemeinheit des Lebens mit ſich ſelbſt und dadurch auch mit den einzelnen Organen. Ein einzelnes Organ aber iſt nicht nur der Magen, die Lunge, das Herz u. ſ. w., ſondern jede Zelle. Die Krankheit iſt daher weder blos ein paraſitiſches Gebilde, ein falſches Individuum im wahren, noch ein bloßer Rückfall des Lebens auf eine in ihm ſchon überwundene Stufe,

wie daß die Skrophel die Larve, die Rhachitis die Molluske, die Waſſerſucht das Ei, der Skorbut das latente Ei u. ſ. f. ſein ſoll (was man auch rückſchreitende Metamorphoſe genannt hat), ſondern die Krankheit iſt die Entzweiung des Lebendigen mit dem Lebensproceß. Jeden Augenblick kann die Krankheit von jedem Punct des Organismus aus anfangen, aber ſo lange dieſe unbeſtimmte Möglichkeit immer wieder zurückgenommen wird, iſt der Organismus eben noch geſund und erhält ſich in der Gleichheit mit ſich.

III.

Der Gattungsproceß.

§. 463.

Der Lebensproceß des Individuums manifeſtirt die Beſonderheit deſſelben, wie es ſich zu Erde, Waſſer, Luft und Licht verhält. Aber das Individuum iſt an ſich Allgemeinheit; es iſt ſeine Gattung und die Gattung hat nur in ihren Individuen concrete Exiſtenz. Außerhalb derſelben exiſtirt ſie nur als ihr Begriff, als das Universale ante rem. Und doch iſt das einzelne Individuum nicht die Gattung ſchlechthin, nur ein Exemplar derſelben, worin ihr Weſen nur einſeitig, nicht abſolut zur Erſcheinung kommt. An dieſem Widerſpruch geht das Individuum zu Grunde. Die Geſchichte ſeiner Entwicklung verläuft ſich nämlich in folgenden Perioden: 1) der individuellen, in welcher ſich das Individuum ſeine Selbſtſtändigkeit ſichert, um ſie für den Act der Zeugung auszurüſten; 2) der generiſchen, in welcher das Individuum über ſeine Vereinzelung hinausgeht und die Gattung in einem andern durch ſeine That vermittelten Individuum fortſetzt; 3) der univerſellen, in welcher das Individuum aus der Spannung der generiſchen Differenz in ſich zurücktritt, aber nur, um ſeine Vereinzelung in ſich aufzuheben, d. h. zu ſterben. Nach dem Gattungsact entläßt die Natur daſſelbe gleichſam aus ſeinem Dienſt, überläßt es ſich ſelbſt und ſargt es allmälig ein.

1) Die individuelle Periode.

§. 464.

Urſprünglich iſt das Individuum, ſich ſelbſt zu geſtalten und ſich ſelbſt zu erhalten, abſolut egoiſtiſch. Es muß erſt in ſeiner eigenen Lebendigkeit ſich befeſtigen, bevor es daran gehen kann, für die Erhaltung der Gattung ſich zu entäußern. Bis zur geſchlechtlichen Reife verhält es ſich daher in dieſer Periode ſeiner Selbſterſtarkung progreſſiv. Während dieſer Zeit kann es ſogar Organe entwickeln, die es ſpäterhin, ſobald es eine noch höhere Stufe des Lebens erreicht hat, wieder verliert. Würmer z. B. zeigen öfter in ihrem Primordialzuſtande Haftorgane, die ſie, haben ſie mit ihnen ſich örtlich befeſtigt, wieder verlieren, wie die Lepaden und Balanen. Fühlfäden und Augen ſterben an manchen Thieren fort, ſobald ſie nicht mehr gebraucht werden. Inſecten haben urſprünglich oft eine Menge Füße, die ſie verlieren und auf wenige zurückbringen, ſobald ihre Flügel ausgebildet ſind. Bei den Wirbelthieren ſchwindet die Rückenſaite, ſobald die Wirbelknochen ſich hervorbilden. Die Batrachier verlieren ihre Schwänze, ſobald die Hinterfüße ſich entwickelt haben u. ſ. w. Die Natur läßt ſolche überflüſſig gewordene Organe, die nur proviſoriſch, nur für eine gewiſſe Epoche fungiren, theils — per dissolutionem — abfallen, theils — per solutionem — aufſaugen, jenes vorzüglich bei den Pflanzen und wirbelloſen Thieren, dieſes bei den Wirbelthieren. Wegen des Verſchwindens der Organe hat man dieſen Proceß die rückſchreitende Metamorphoſe genannt. Es iſt jedoch leicht erſichtlich, daß er eine weſentlich progreſſive Bedeutung hat, weil die Verluſte erſt eintreten, wenn das Individuum diejenige höhere Vollendung erreicht hat, die es hinter dem Scheingerüſt der zum Schutz vorgeſchobenen niedrigeren Form ausgeſtaltete. Iſt jene fertig, wirft es dieſe ab.

§. 465.

Die individuelle Selbſtſtändigkeit des Individuums kehrt momentan und mehr oder weniger periodiſch immer wieder in den

Anfang ihrer Existenz zurück. Es unterscheidet seine Thätigkeit in eine solche, in welcher es mit seiner unorganischen Natur in activem Rapport steht und sich dieselbe assimilirt, und in eine solche, in welcher es sich nur mit sich selbst beschäftigt, sich erfrischt und nach seiner anfänglichen Selbstgestaltung erneuet, indem es in seinen embryonischen Zustand sich zurückversenkt und in sein abstractes Insichsein sich begräbt. Je höher ein Organismus steht, um so entschiedener kommt dieser Wechsel in ihm zur Erscheinung. Diese periodische Selbstbekräftigung durch das Zurückkommen auf die primitive Automorphie des Individuums ist der Schlaf, dessen auch die Pflanzen nicht entbehren; auch die Mauserung, Neuhäutung, der Geweihwechsel und dgl. gehört hieher.

2) Die generische Periode.

§. 466.

Ist das Individuum als solches zu dem Maximum der Verwirklichung seiner Eigenthümlichkeit gelangt, so ist es damit fähig geworden, über sich selbst, über die Beziehung auf sich hinauszugehen und sich reeller Weise zur Allgemeinheit zu entäußern, die ihm an sich schon als seine Bestimmtheit immanent ist. Es verhält sich auf dieser Stufe nicht mehr zu einer unorganischen Natur, die es in sich überwindet, durch welchen Sieg die Selbstheit seines Lebens immer von Neuem entstehend. Es verhält sich vielmehr zum Leben selber und zwar zu seinem eigenen Leben als seinem Andersein, welches zu suchen und in ihm seine Individualität actu aufzuheben es unwiderstehlich getrieben wird, weil die thierische Allgemeinheit erst dann wirkliche Allgemeinheit ist, wenn das Individuum als Selbstgefühl Individuum für sich zu sein aufhört. Durch den Gattungsproceß erreicht das Individuum im andern Individuum sich selbst. Es gewinnt im andern sich als Gattung. Es erfüllt sich in seiner Einzelheit mit dem Leben seiner Allgemeinheit; gibt sich als Individuum auf und empfängt in demselben Augenblick sich als Gattung zurück. Daher die Alles vergessende Begierde des Geschlechtes, das

Taumelkelch dieſer Wolluſt trunken zu werden; daher aber auch die Erſcheinung, daß Pflanzenblüthen und niedere Thiere bald nach der Begattung ſterben. In der Production des neuen Individuums haben ſie ſich erſchöpft, haben ſie ſich über ihr individuelles Leben hinausgeſchwungen und können, da die Gattung in ihrem Fortbeſtande durch ihre That geſichert iſt, untergehen.

Der Kryſtall hat noch keinen Gattungsproceß, weil er ſeiner nicht bedarf und ſich aus dem chemiſchen Menſtruum immer und überall hervorbilden kann. Die Pflanze hat ſchon einen Gattungsproceß bis ſogar zu ſolcher Individuation der Geſchlechter, daß dieſelben an verſchiedene Exemplare vertheilt ſein können. Das Thier endlich ſtellt uns die mannigfaltigſten Formen der Zeugung vor Augen. Niedere Thiere, wie die Polypen, ſproſſen zu neuen Individuen aus, oder ſchütten, wie die Kugelthiere, aus einer feinhäutigen, eiweißartig gefüllten Blaſe neue Kugeln aus, die ſchnell denſelben Proceß wiederholen. Andere Thiere ſind Zwitter, die ſich ſelbſt oder mit andern befruchten. Bei den höheren Thieren, von den Inſecten ab, trennen ſich die Geſchlechter; die Zeugung wird in der Anzahl der Individuen eine ſparſamere, kann ſich aber um ſo häufiger wiederholen.

3) Die univerſelle Periode.

§. 467.

Hat das organiſche Individuum in der Begattung die höchſte Verwirklichung ſeiner natürlichen Möglichkeit erreicht, ſo iſt ſein eigentliches Leben, als progreſſives, vollendet. Es tritt nunmehr, raſcher oder langſamer, ein *Entbildungsproceß* ein, der mit dem Erlöſchen der Individualität im *Tode* ſich beendet. Da Vitalität, nachdem ſie ſich ausgelebt, bricht ihre Exiſtenz ab und das entſeelte Individuum verfällt dann der Auflöſung durch die elementariſchen Mächte. Dieſe Einkehr des mit der Erfahrung ſeiner Allgemeinheit geſättigten Individuums in ſeine Einzelheit, das Abwelken, Hinſchwinden, Verholzen, Abſtocken, Verknöchern, Abſterben, iſt keine Krankheit, keine Entartung, ſondern der normale Proceß des für die Natur nothwendigen Unterganges der

Einzelheit. Der Tod ist ihr nothwendig, weil er die Einzelheit als Erscheinung der Gattung setzt. Der Gattungsproceß hebt im momentanen Rausch und im Zeugen eines neuen Individuums das Individuum nur relativ zur Gattung auf, der Tod dagegen beweist die Absolutheit der Gattung.

§. 468.

Aus dem Unterschied ihrer Processe ergibt sich die Eintheilung des Begriffs der organischen Natur.

1) Der erste ihrer Processe ist der der Selbstgestaltung; als besondere Function erscheint, [illegible] im geologischen Organismus;

2) der zweite ihrer Processe ist der der Selbsterhaltung; er schließt die Selbstgestaltung schon in sich und erscheint als besondere Function im vegetabilischen Organismus;

3) der dritte ihrer Processe ist der des Selbstgefühls, der die Selbstgestaltung und Selbsterhaltung in sich aufnimmt und von welchem die Selbstbewegung nur die Folge ist; er erscheint als besondere Function im animalischen Organismus.

So ergeben sich die Wissenschaften: 1) der Geologie (Mineralogie), 2) der Botanik (Phytologie), 3) der Zoologie. Der Name Bialogie sollte auf die in dieser Einleitung abgehandelten Allgemeinbegriffe beschränkt bleiben.

Taumelkelch dieſer Wolluſt trunken
die Erſcheinung, daß Pflanzen bl
nach der Begattung ſterben.
vididuums haben ſie ſich erſch
viduelles Leben hinausgeſchw
in ihrem Fortbeſtande dur

Der Kryſtall hat v
mer nicht bedarf und
und überall hervorbl
Gattungsproceß bi
tur, daß dieſelber
nen. Das Th
der Zeugung
ſproſſen zu
thiere, au
Kugeln
Thiere
Bei
Ge
ei

Bibliothek

...ſen der organiſchen Natur hat
...geſtaltung, die nach Außen hin noch
..., als gehen ſich ſelbſt. Sie unterſcheidet
...als mineraliſche, geognoſtiſche und geographiſche.
...ineraliſche Erdſtgeſtaltung iſt die Erzeugung
...n, materiellen Individuen, mit welcher urſprünglich
...enkugel des Planeten ihren kosmiſchen Entſtehungsproceß
...ete, ſo daß der Planet nunmehr als ein Aggregat von
...ineralien, dem Reſultat des kosmiſchen Chemismus, er-
ſcheint.

2) Das mineraliſche Individuum iſt daher in ſeiner topiſchen Verſchiedenheit ſich überall gleich. Seine Vereinzelung hebt es in den Schichten auf, in denen ſich homogene und heterogene Erdgebilde als Maſſen lagern. Auch dieſe Schichten machen nur ein Aggregat aus, haben aber in ihrer Aufeinanderfolge einen beſtimmten Fortgang von ältern zu jüngern Formationen, die zugleich in ihrer chemiſchen Qualität unterſchieden ſind und zuſammen den geognoſtiſchen Organismus bilden.

3) Die Oberfläche der Erdſchichten enthält durch Beſchaffenheit, Geſtalt und Klima den Boden für die Entwickelung der Pflanzen und Thiere. Die Schichten nehmen ſich in ihrem horizontalen und verticalen Nebeneinander zu allgemeinen Syſtemen zuſammen, die freilich in ſich auch wieder nur ein Schichten-

A.

Das Mineral.

§. 470.

Der Begriff der mineraliſchen Individuation ſchließt 1) die allgemeinen chemiſchen Elemente von ſich aus; 2) die verbrannten oder verweſten Pflanzenreſte, die als Steinkohle, Braunkohle, Torf oder Bernſtein gegraben werden; 3) die Reſte der urweltlichen Thiere, die als Petrefacten, als Muſchelkalk und als Lager der Kieſelpanzer von Infuſorien oft in ungeheuren Maſſen vorkommen. Alle dieſe Foſſilien gehören ihrem Princip nach den höhern Stufen des Organismus an, während ſich das Princip der mineraliſchen Individuation auf die Selbſtgeſtaltung der Materie beſchränkt.

§. 471.

Das Mineral bietet nur eine Anatomie und Morphologie, keine Phyſiologie dar. Seine Selbſtgeſtaltung iſt der Gegenkampf gegen den Mechanismus der Schwere und gegen die auflöſende Dialektik der dynamiſch-chemiſchen Wechſelwirkung.

1) Auf der erſten Stufe erſcheint ſie daher als eine ſolche, welche die Geſtalt noch auf die Sonderung der Materie und ihrer Cohäſion beſchränkt. Die Geſtalt wird noch von der allgemeinen Schwere zurückgehalten und in ihrer Plaſtik gehemmt. Dieſe Stufe des Amorphismus bilden die **Metalle**.

2) Auf der zweiten Stufe ſtellt ſich die Energie der Selbſtgeſtaltung durch entſchiedene Kryſtalliſation in der abgeſchloſſenen Härte der **Geſteinbildung** dar.

Erſter Abſchnitt.

Der geologiſche Organismus.

§. 469.

Die erſte, alſo unterſte Stufe der organiſchen Natur hat zu ihrem Princip die Selbſtgeſtaltung, die nach Außen hin noch eben ſo gleichgültig iſt, als gegen ſich ſelbſt. Sie unterſcheidet ſich von ſich ſelbſt als mineraliſche, geognoſtiſche und geographiſche.

1) Die mineraliſche Selbſtgeſtaltung iſt die Erzeugung der abſtracten, materiellen Individuen, mit welcher urſprünglich die Maſſenkugel des Planeten ihren kosmiſchen Entſtehungsproceß beendet, ſo daß der Planet nunmehr als ein Aggregat von Mineralien, dem Reſultat des kosmiſchen Chemismus, erſcheint.

2) Das mineraliſche Individuum iſt daher in ſeiner topiſchen Verſchiedenheit ſich überall gleich. Seine Vereinzelung hebt es in den Schichten auf, in denen ſich homogene und heterogene Erdgebilde als Maſſen lagern. Auch dieſe Schichten machen nur ein Aggregat aus, haben aber in ihrer Aufeinanderfolge einen beſtimmten Fortgang von ältern zu jüngern Formationen, die zugleich in ihrer chemiſchen Qualität unterſchieden ſind und zuſammen den geognoſtiſchen Organismus bilden.

3) Die Oberfläche der Erdſchichten enthält durch Beſchaffenheit, Geſtalt und Klima den Boden für die Entwickelung der Pflanzen und Thiere. Die Schichten nehmen ſich in ihrem horizontalen und verticalen Nebeneinander zu allgemeinen Syſtemen zuſammen, die freilich in ſich auch wieder nur ein Schichten-

aggregat bilden, jedoch nach Maßen hin sich eigenthümlich abgrenzen. Sie erheben sich auch über den Spiegel der Wasserhülle des Planeten in seine Luftschicht und machen in ihrer Gliederung den geographischen Organismus der Erde, die plastische Ausprägung ihrer Physiognomie aus.

A.

Das Mineral.

§. 470.

Der Begriff der mineralischen Individuation schließt 1) die allgemeinen chemischen Elemente von sich aus; 2) die verbrannten oder verwesten Pflanzenreste, die als Steinkohle, Braunkohle, Torf oder Bernstein gegraben werden; 3) die Reste der animalischen Thiere, die als Petrefacten, als Muschelkalk und als Lager der Kieselpanzer von Infusorien oft in ungeheuren Massen vorkommen. Alle diese Fossilien gehören ihrem Princip nach den höhern Stufen des Organismus an, während sich das Princip der mineralischen Individuation auf die Selbstgestaltung der Materie beschränkt.

§. 471.

Das Mineral bietet nur eine Anatomie und Morphologie, keine Physiologie dar. Seine Selbstgestaltung ist der Gegenkampf gegen den Mechanismus der Schwere und gegen die auflösende Thätigkeit der dynamisch-chemischen Wechselwirkung.

1) Auf der ersten Stufe erscheint sie daher als eine solche, welche die Gestalt noch auf die Sonderung der Materie und ihrer Cohäsion beschränkt. Die Gestalt wird noch von der allgemeinen Schwere zurückgehalten und in ihrer Mystik gehemmt. Diese Stufe des Mineralismus bilden die **Metalle**.

2) Auf der zweiten Stufe stellt sich die Energie der Selbstgestaltung durch entschiedene Krystallisation in der abgeschlossenen Härte der **Gesteinbildung** dar.

...heiten, die als
...r und verdient
...Metallität,
...bilde sind
...duct der
...ur Er...

...Die ...auch der Natur, und der Einheit
zu ihrer ...neris heraus zu einer für sich seienden
eben ...gelangen, die als anfängliche weniger schon
fest ...altung, sondern mehr nur erst eine Andeutung
...räumchen, Stängelchen und Blättchen enthält. Sie
...jedoch keineswegs durch atomistisches Aggregiren einer
...lichen Juxtaposition, sondern durch eine unvollkommene Krystallisation. Die atomistische Hypothesik widerlegt sich schon durch das Hervorgehen aller Sondergestalt aus dem Flüssigen. Der allgemeinen Gravitation sucht sich das Metall durch individuelle Centralisation und eigene Schwere, so wie dem Angriff der physikalischen Mächte durch Festigkeit des Zusammenhangs seiner Moleculartheile zu entreißen. Specifische Schwere und Dichtigkeit machen in Verbindung mit der übrigens noch sehr indifferenten Farbe die Hauptbestimmungen des metallischen Minerals aus. Die Metalle, den dynamischen Processen der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität sehr zugänglich und die vorzüglichsten Leiter derselben, sind gegen das Licht noch verschlossen und werfen es mit eigenthümlichem Glanz zurück. In sich selbst unterscheidet sich das Metall als das leichte, unedle und edle.

Die leichten
r Lockerheit
n, daß
men
en h.

en Erdarten das Cal-
den unedlen Metallen
dem Oxyd α) des
ps, kohlensaurer
β) aus dem
n), Zeolith
; γ) aus
es, Ei-

§. 474.

4) Die unedlen Metalle sind schwerer und nur von isolirt zur Erscheinung. Sie zeigen einen Vorgang von der größten Geschmeidigkeit durch eine indifferente phlegmatische Weichheit bis zur felsigten Sprödigkeit. In der Farbe herrscht bei ihnen das unterschiedslose Weiß, das schwärzliche und bläuliche Grau vor und nur das Roth im Kupfer macht eine Ausnahme. Die unedlen Metalle zerlegen sich in drei verwandte Gruppen a) von Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel und Kupfer; b) von Wismuth, Blei, Zinn und Zink; c) von Chrom, Antimon und Arsen.

§. 475.

3) Die edlen Metalle sind die schwersten und zugleich diejenigen, die mit der größten Contraction ihrer Cohäsion die äußerste Expansibilität verbinden. a) Das Quecksilber wiederholt auf dieser Stufe die Eigenthümlichkeit der leichten Metalle, sich leicht mit andern Metallen zu verschmelzen. Seine dynamische Beweglichkeit ist so groß, daß es bei erhöheter Temperatur flüssig wird und erst bei einer sehr niedrigen erstarrt. b) Das Silber ist die höhere Reproduction der unedlen Metalle. Das spröde, schmutzig weiße Platin ist zwar specifisch etwas schwerer als Gold, allein im Grunde nur eine Paradoxie des Silbers, schon die höchste Stufe der Metallität einnehmen zu wollen. Diese gebührt c) nur dem Golde, welches als das schwerste Metall zugleich das dehnsamste und, mit Ausnahme des Chlors, allen chemischen Mächten unangreifbar ist. In ihm kommt die Metallität zur

3) Die dritte Stufe endlich enthält Individuen, die als krystallinische Gebilde aus der Neutralisation basischer und acider Elemente hervorgehen und daher einerseits auf die Metallität, andererseits auf den Rhizomus zurückweisen. Diese Gebilde sind die salinischen, die als das jüngste und höchste Product der mineralischen Individuation schon ein directes Verhältniß zur Ernährung der Pflanzen- und Thierwelt haben.

I.

Das Erz.

§. 472.

Das Erz ist der erste Versuch der Natur, aus der Einheit mit Allgemeinheit der Materie heraus zu einer für sich seienden Individualisirung zu gelangen, die als anfängliche weniger schon eine völlige Ausgestaltung, sondern mehr nur erst eine Andeutung derselben in Körnchen, Stängelchen und Blättchen enthält. Sie entsteht jedoch keineswegs durch atomistisches Aggregiren einer äußerlichen Juxtaposition, sondern durch eine unvollkommene Krystallisation. Die atomistische Hypothetik widerlegt sich schon durch das Hervorgehen aller Sondergestalt aus dem Flüssigen. Der allgemeinen Gravitation sucht sich das Metall durch individuelle Centralisation und eigene Schwere, so wie dem Angriff der physikalischen Mächte durch Festigkeit des Zusammenhangs seiner Moleculartheile zu entreißen. Specifische Schwere und Dichtigkeit machen in Verbindung mit der übrigens noch sehr indifferenten Farbe die Hauptbestimmungen des metallischen Minerals aus. Die Metalle, den dynamischen Processen der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität sehr zugänglich und die vorzüglichsten Leiter derselben, sind gegen das Licht noch verschlossen und werfen es mit eigenthümlichem Glanz zurück. In sich selbst unterscheidet sich das Metall als das leichte, unedle und edle.

§. 473.

1) Die leichten oder alkalischen Metalle sind diejenigen, die in ihrer Lockerheit und Flüchtigkeit noch so wenig Selbstständigkeit besitzen, daß sie immer nur in Verbindung mit andern Stoffen vorkommen, nämlich a) die Alkalien Kalium und Natrium; b) die Halberden Calcium, Barium und Strontium; c) die Erden Magnium und Aluminium.

§. 474.

2) Die unedlen Metalle sind schwerer und kommen schon isolirt zur Erscheinung. Sie zeigen einen Fortgang von der größten Geschmeidigkeit durch eine indifferente phlegmatische Weichheit bis zur selbstischen Sprödigkeit. In der Farbe herrscht bei ihnen das unterschiedslose Weiß, das schwärzliche und bläuliche Grau vor und nur das Roth im Kupfer macht eine Ausnahme. Die unedlen Metalle zerlegen sich in drei verwandte Gruppen a) von Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel und Kupfer; b) von Wismuth, Blei, Zinn und Zink; c) von Chrom, Antimon und Arsen.

§. 475.

3) Die edlen Metalle sind die schwersten und zugleich diejenigen, die mit der größten Contraction ihrer Cohäsion die äußerste Expansibilität verbinden. a) Das Quecksilber wiederholt auf dieser Stufe die Eigenthümlichkeit der leichten Metalle, sich leicht mit andern Metallen zu verschmelzen. Seine dynamische Beweglichkeit ist so groß, daß es bei erhöheter Temperatur flüssig wird und erst bei einer sehr niedrigen erstarrt. b) Das Silber ist die höhere Reproduction der unedlen Metalle. Das spröde, schmutzig weiße Mangan ist zwar specifisch etwas schwerer als Gold, allein im Grunde nur eine Paradoxie des Silbers, schon die höchste Stufe der Metallität einnehmen zu wollen. Diese gebührt c) nur dem Golde, welches als das schwerste Metall zugleich das dehnsamste und, mit Ausnahme des Chlors, allen chemischen Mächten unangreifbar ist. In ihm kommt die Metallität zur

3) Die dritte Stufe [illegible] es ihm mit dem krystallinische Gebilde aus der Elemente hervorgehen und anderseits auf den Bildung die salinischen, die mineralischen Individuen nährung der Pflanze

außen d[illegible]

[illegible] als wirklich in [illegible]
[illegible] Krystallisation, welcher
[illegible] gültig wird und der Alles auf
[illegible] Ein mineralisches Individuum,
[illegible] mehre gleiche oder ungleiche Achsen herum mit
[illegible] kel, Ecken und symmetrischen Flächen sich in sich
[illegible], ist ein Krystall. Der plastische Amorphismus des Me-
hebt sich daher im krystallinischen Steingebilde völlig auf.
es kann bei ihm sogar Isomorphismus und Dimorphismus stattfinden: Isomorphismus, wenn zwei chemisch verschiedene Substanzen doch in demselben Schema krystalliſiren; Dimorphismus, wenn dieselbe chemische Substanz in verschiedenen Formen krystalliſirt. Mit dem Idealismus der Form hält das orykrognostische Individuum seine Beziehung auf sich gegen die allgemeine Schwere fest und geht von der Nachtseite des Erdschoßes zu der Tagseite herum. Die Steine sind der dynamischen Erregung durch die Wärme, die Magneticität und Elektricität weniger zugänglich; sie sind Isolatoren. Sind sie aber einmal erregt, so halten sie auch eben durch ihr formales Insichsein den Proceß hartnäckiger fest. Endlich wenn das Metall unreinschichtig ist, so entwickelt der Stein Lichtbrechung und auf den höchsten Stufen seiner Bildung die schönsten Farben. — Die Steine unterscheiden sich 1) nach ihrer Form, 2) nach ihrer Cohäsion und 3) nach ihrer chemischen Qualität.

1) Die Ky
Gold, Kupfer
von, di
und
n

in von den Halberden das Cal-
n, von dem unedlen Metallen
r. Aus dem Orthd α) des
ydrit, Gyps, kohlensaurer
pielarten; β) aus dem
(Rubin), Zeolith
Glimmer; γ) aus
, Eisenkies, Ei-

, die polla-
„a hemiedrische. Von
nur des Krystalls als durch ein
wornach sich für die stereometrische Auffa
unterscheiden: das reguläre oder tesserale; das
achtige hexagonale oder pyramidale; das drei- u
hexagonale; das ein- und einachsige rhombische; das
und eingliedrige monoklinoedrische, und das ein- und ein-
gliedrige triklinoedrische. Aus diesen Formen als den fundamen-
talen leiten sich dann die übrigen ab.

§. 478.

In der äußern Plastik der Gestalt unterscheidet sich: a) die
tetraëdrische Flächenformation der Pyramide, die bis zur bedeu-
tendsten Pyramidalbildung fortgeht; b) die quadrangulare
Flächenformation des Kubus, des Parallelepipedons und bis
endlich zum polygonalen Prisma, welches bis zur hexaëdrischen
Säulenform fortgeht; die Rhomboidalgestalt macht nur eine
Modification dieser Gruppe aus; c) die Verbindung beider
beiden Grundformen in der Weise, daß ein mittleres, quadran-
gulares Glied nach seinen Abschnittflächen zu pyramidalisch be-
grenzt wird, eine Gestalt, die sich im Hexagonaldodekaeder
vollendet.

Die solche Typen wie nun aber mit der concreten Gestal-
tungen ins Anschauliche hin modificirt. Der kohlensaure Kalk
z. B., dem letztern Typus angehörig, kommt in ungefähr 700 Mo-
dificationen vor. In der größten Mannigfaltigkeit bleibt jedoch

völligen Sättigung und lacht uns daher auch aus ihm mit dem warmen Glanz eines reinen, lieblichen Gelb an.

II.

Der Stein.

§. 476.

Im Solde gelangt die Natur zwar zur intensivsten Selbstständigkeit der specifischen Materie; allein nach Außen bleibt sie noch formlos. Die Selbstgestaltung erscheint als wirklich in sich abgeschlossene erst mit der vollkommenen Krystallisation, welcher die Beschaffenheit des Stoffs gleichgültig wird und der Alles auf die Formbestimmtheit ankommt. Ein mineralisches Individuum, das um eine oder mehre gleiche oder ungleiche Achsen herum mit bestimmten Winkeln, Ecken und symmetrischen Flächen sich in sich abschließt, ist ein Krystall. Der relative Amorphismus des Metalls hebt sich daher im krystallinischen Steingebilde völlig auf. Es kann bei ihm sogar Isomorphismus und Dimorphismus stattfinden: Isomorphismus, wenn zwei chemisch verschiedene Substanzen doch in demselben Schema krystallisiren; Dimorphismus, wenn dieselbe chemische Substanz in verschiedenen Formen krystallisirt. Mit dem Idealismus der Form hält das orthogonalistische Individuum seine Beziehung auf sich gegen die allgemeine Schwere fest und geht von der Nachtseite des Erdschoßes an die Tagseite hervor. Die Steine sind der dynamischen Erregung durch die Wärme, die Magneticität und Elektricität weniger zugänglich; sie sind Isolatoren. Sind sie aber einmal erregt, so halten sie auch eben durch ihr formales Insichsein den Proceß hartnäckiger fest. Endlich wenn das Metall undurchsichtig ist, so entwickelt der Stein Lichtbrechung und auf den höchsten Stufen seiner Bildung die schönsten Farben. — Die Steine unterscheiden sich 1) nach ihrer Form, 2) nach ihrer Cohäsion und 3) nach ihrer chemischen Qualität.

§. 477.

1.) Die Krystallisirung beginnt mit der Bildung einer Kernmasse, deren primitiver Typus sich in den secundären Erweiterungen, die sich stufenweis als Blätter oder Tuberkeln aufsetzen, ebenmäßig continuirt. Wird die Genesis des Krystalls durch vollkommen homogene Flüssigkeit, durch Temperatur und Räumlichkeit begünstigt, so kann er einen großen Umfang und schöne Form gewinnen. Die meisten Krystallisationen werden jedoch in der turba rerum von der Natur nur unvollkommen vollzogen; die vollflächigen Formen nennen wir homoedrische, die andern hemiedrische. Von Innen aus kann man sich die Structur des Krystalls als durch ein Achsensystem umschrieben denken, wornach sich für die stereometrische Auffassung sechs Hauptsysteme unterscheiden: das reguläre oder tesserale; das zwei- und dreiachsige hexagonale oder pyramidale; das drei- und einachsige hexagonale; das ein- und einachsige rhomboëdrische; das zwei- und eingliedrige monoklinoëdrische, und das ein- und eingliedrige triklinoëdrische. Aus diesen Systemen als den fundamentalen leiten sich dann die übrigen ab.

§. 478.

In der äußern Plastik der Gestalt unterscheidet sich: a) die trianguläre Flächenformation der Pyramide, die bis zur heteroëdrischen Pyramidalbildung fortgeht; b) die quadrangulare Flächenformation des Cubus, des Parallelepipedons und des vollkommen polygonalen Prismas, welches bis zum hexaedrischen Cylinderform fortgeht; die Rhomboëdralgestalt macht nur eine Modification dieser Gruppe aus; c) die Verbindung jener beiden Grundformen in der Weise, daß ein mittleres, quadratflächiges Glied nach seinen Abschnittsflächen zu pyramidalisch begrenzt wird, eine Gestalt, die sich im Hexagonaldodekaëder vollendet.

Ein solcher Typus tritt nun aber mit der concreten Formation ins Unendliche hin auseinander. Der kohlensaure Kalk z. B., dem letzteren Typus angehörig, kennt in ungefähr 700 Abänderungen sich. In der größten Mannigfaltigkeit bleibt jedoch

die Selbstgestaltung der mineralischen Natur immer geradlinigt und nur durch Abstumpfung und Entkantung der Ecken gewinnt der Krystall, bei vulcanischen Formationen eine Annäherung an das Cubische. — In den Zwillingskrystallen geht die einfache Individualisirung zu einer symmetrischen Verdoppelung fort. Die Form der Gruppirung der Krystalle in den Spalten oder Gängen ist theils reihenweis, theils kreisartig und cylindrisch, theils kornförmig.

§ 479.

2) Der Krystall ist hart, eben weil er sich nach Außen hin entschieden abgrenzt und daher auch in seinen Molecularsphären einen bestimmten Zusammenhang besitzt, der jedoch, je nach der Qualität der Gesteine, einen verschiedenen Grad der Dichtigkeit zeigt, so daß sie vom weichsten Stoff bis zum härtesten eine Härtenscala bildet, in welcher der härtere Stoff immer den weicheren, nicht aber dieser jenen zu ritzen vermag. So folgen von Unten nach Oben Talk, Gyps (Steinsalz), Kalkspath, Flußspath, Antipatitspath, Feldspath, Quarz, Topas, Korund und Diamant aufeinander.

§. 480.

3) Daß nun ein Krystall gerade diese und keine andere stereometrische Form und gerade diese und keine andere Cohäsion hat, begründet sich zuletzt allerdings in der Qualität seiner Substanz und in der Temperatur während des Processes der Krystallisation. Der Unterschied der Steinmineralien muß in Betreff der chemischen Individualisirung als die fortschreitende Erhebung des Princips der Individualität über die Schwere aufgefaßt werden, so daß das Metalloxyd, der Schwefel und der Kiesel sich als die besondern Stufen dieser tellurischen Verselbstigung auseinanderlegen.

a) Das Metalloxyd stellt das Metall in einer bestimmten Krystallform dar. Wegen der Mannigfaltigkeit der Säuren, wegen der zahllosen Combinationen derselben und wegen der großen Verschiedenheit der Grade der Oxydation ist diese Gruppe unendlich reich. Vergleicht man jedoch die Metalloxyde im Al-

ſchung ihrer Mächtigkeit, ſo treten von den Halberden das Calcium, von den Erden das Aluminium, von den unedlen Metallen das Eiſen als die bedeutendſten hervor. Aus dem Oxyd α) des Calciums bilden ſich Flußſpath, Anhydrit, Gyps, kohlenſaurer Kalk und Arragonit mit zahlreichen Spielarten; β) aus dem Oxyd des Aluminums Korund, Spinell (Rubin), Zeolith (Kochſtein), Thon, Feldſpath, Granat und Glimmer; γ) aus dem des Eiſens endlich Rotheiſen, Brauneiſenerz, Eiſenkies, Eiſenſpath, Grünerde, Chromeiſen und Magneteiſen.

b) Was man Erde ſchlechthin zu nennen pflegt, ſind nur undeutlich gewordene Metalloxyde, ſchlechte Syntomationen, die jedoch dem Mikroskop noch immer eine gewiſſe Form zeigen, z. B. der Lehm. Die erſte Steinbildung aber, die ohne metalliſche Grundlage auftritt, iſt der Schwefel, ein Achtflächner, der eine ſchöne hellgelbe Farbe zeigt. In ſeiner formalen Selbſtſtändigkeit iſt er indeſſen noch ſehr flüchtig, hat in ſeiner leichten Verbrennlichkeit und Schmelzbarkeit noch etwas Metalliſches und verbindet ſich gern mit allen Metallen zu Kryſtalliſationen, die wir Kieſe oder Sulphurate nennen.

c) Auch von dieſer Sympathie macht endlich der Kieſel ſich frei und triumphirt in der Durchſichtigkeit ſeiner Kryſtalliſation über die nächtliche Tiefe der Schwere. Er iſt der wahrhafte Stein. Aus dem Silicium entſtammen die eigentlichen Silicolithe, die man nicht nur nach der kosmetiſchen, ſondern auch nach der mineraliſchen Werthſchätzung Edelſteine nennen ſollte, wie der Bergkryſtall, der Amethyſt, Quarz, Chalcedon, Pyrimachit, Jaspis, Achat, Opal u. a. — In der Bildung des Diamanten geht die Natur inſofern über den mineraliſchen Boden ſchon hinaus, als ſie dazu reinen Kohlenſtoff, das Subſtrat der vegetabiliſchen Formation, verwendet. Die Kohle, das Reſiduum der verbrannten Pflanze, iſt dem Stein ſchlechthin entgegengeſetzt, denn ſie iſt leicht, porös und ſaugt gierig andere Stoffe in ſich auf. Und doch gelingt es der Natur, hieraus den feſteſten, glatteſten, durchſichtigſten Stein mit der ſtärkſten Lichtbrechung hervorzubringen, den ſie, weil er ein ſo vollendetes Individuum, ſeiner Schwerzerſtörbarkeit gleichſam ſicher, in Trüm-

mergestein und Gerölle auf der Oberfläche der Erde hingestreut und bei dessen Kanten sie von der Geradlinigkeit in eine unmerkliche sanfte Krümmung abbeugt.

III.

Das Salz.

§. 481.

Die Einheit der Metall- und Steinbildung ist das Salz. Weicht bei dem Metall gegen die unmittelbare Bestimmtheit des Stoffes die Form zurück, verschwindet umgekehrt bei dem Stein gegen die Bestimmtheit der Form und Textur die Qualität der Substanz, wie der Diamant im höchsten Grade beweis't, so ist bei dem Salz die chemische Beschaffenheit eben so wichtig, als die Krystallisation. Es hat einen feuchten Glanz, ist weiß, ist grau, ist schwarz, wie die meisten Metalle, spielt aber auch, wie die Edelsteine, in die lebhaftesten Farben. Indem das Salz durch die Ausgleichung des Gegensatzes von Basen und Säuren als das vollkommen neutrale Product entsteht, so ist es nicht staar an sich festhaltend, sondern leicht zerreiblich und nicht durch das Feuer, sondern durch das Wasser löslich. Im gewöhnlichen Vorkommen vollendet es seine Krystallisation selten, sondern erscheint faserigt, strahlicht, haarigt, in Körnchen, Blättchen und Efflorescenzen.

§. 482.

Das Salz wiederholt nun alle bisherigen Stufen in sich und beweist dadurch auch thatsächlich seine höhere Stellung. So gibt es denn a) Metallsalze, unter denen besonders die Natrongebilde des Salpeters, die Alaunsalze, die Eisen- und Kupfervitriole, und die Bleisalze hervorstechen; b) Steinsalze, nämlich die Schwefelsalze und die durch Kieselsäure in Verbindung mit Kalk und Thon gebildeten sogenannten Amphidsalze; Salz und Kiesel verschmelzen zusammen zum durchsichtigen Glase, einer vollkommenen Steinformation; c) das eigentliche Salz, das

Haloidſalz, das auch Stein- oder Kochſalz genannt wird, iſt das Chlorſalz, welches ſowohl im ſtarren Zuſtande in mächtigen Lagern, als im flüſſigen im Meer erſcheint und für die Exiſtenz der vegetabiliſchen, vorzüglich aber der animaliſchen Welt, von größter Wichtigkeit iſt. Mit ihm deutet alſo das Mineral teleologiſch auf eine höhere Stufe der Organiſation.

B.

Die Schicht.

§. 483.

Die einzelnen Mineralien aggregiren ſich zu größeren Conglomeraten, die den Verſuch machen, ſich zu geognoſtiſchen Individuen abzuſchließen. Solche Aggregatindividuen nennen wir Schichten (Felsarten). Es unterſcheidet ſich an ihnen 1) ihr Aggregatzuſtand; 2) ihre äußere Geſtalt; 3) ihre Lagerung.

I.

Der Aggregatzuſtand.

§. 484.

In Beziehung auf ſich ſelbſt iſt eine Schicht 1) durch die individuelle Geſtalt des Geſteins bedingt, das in ihr ſich mengt, indem daſſelbe a) entweder linear in ſchieferigtem oder b) ſphäriſch in körnigtem Gefüge beſteht oder c) porphyrartig iſt, wenn nämlich in eine Maſſe vielerlei Subſtanzen eingeſprengt ſind. Der Mandelſtein mit ſeinen oft großen Blaſenräumen kann auch zum Porphyr gerechnet werden.

2) In Beziehung auf das Verhältniß der qualitativen Beſchaffenheit des Geſteins und der mit ihr verbundenen Geſtalt beſteht die Schicht a) entweder einartig und durchgängig aus

demſelben Geſtein, oder b) ungleichartig, theils gemengt, wie im Granit, theils gemiſcht, wie in Schmelzſteinen aus verſchiedenem Geſtein; oder die Schicht iſt c) aus mehr oder weniger verſchiedenen Fragmenten chaotiſch zuſammengeſetzt, theils ſo, daß noch, wenn ein Cement, wie im Oolith, die Mineralien verkittet, eine gewiſſe Einheit vorherrſcht, theils ſo, daß im Trümmergeſtein und Geröll ein loſes Durcheinander der heterogenſten Mineralien exiſtirt.

3) Weil aber die Schichten nicht nur als eine Juxtapoſition mechaniſch einander drücken, ſondern auch durch ihre ſpecifiſche Beſtimmtheit dynamiſch auf einander einwirken, ſo können ſie ſich auch chemiſch verändern, wie in der Verſchieferung, Verkalkung, Verkieſelung u. ſ. w., was man den Metamorphismus genannt hat.

II.

Die Geſtalt der Schicht.

§. 485.

Die Geſtalt der Schicht an ſich iſt ſohlig, iſt ſattel-, mulden-, ſchild-, mantel- oder buckelförmig. In ihrer Lage aber iſt ſie horizontal, vertical oder kliniſch.

III.

Die Lagerung.

§. 486.

Die Lagerung der Schichten iſt durch die urſprüngliche Entwicklung unſeres Planeten begründet. Dieſer iſt wahrſcheinlich zuerſt ein gasförmiger Nebelſtern geweſen. Der Nebelſtern wurde zur glühend flüſſigen Kugel. Die Kugel ſonderte in ſich einen feſten Kern von einem Meer und einer Atmoſphäre mit hoher Temperatur. So hatte die Erde ſchon eine gewiſſe Geſtalt gewonnen. Allein noch eine große, gewaltſame Revolution der-

änderte dieſelbe. Die unter der erſtarrenden und ſich abkühlenden Erdrinde eingeſchloſſenen Gaſe hoben und durchbrachen dieſelbe. Lange Spalten klafften auf; Berge gipfelten ſich empor; die glühenden Dämpfe ſchmolzen die ſchon kryſtalliſirten Mineralien zu plutoniſchen Maſſen zuſammen; große Felsmaſſen durchſetzten die horizontalen in verticaler Richtung und überdeckten oft die jüngſten Formationen mit den älteſten. Das Waſſer in ſeinen Becken ward bedrängt und mußte oft neue Auswege ſuchen. Erde fortſchlemmend, Steine wegrollend, Felſenriegel ſprengend. Feuer und Waſſer haben daher an der Geſtaltung und Lagerung der Schichten einen gleich großen Antheil.

§. 487.

1) Die urſprünglichen Producte des Feuers ſind Granit, Syenit, Porphyr, Melaphyr, Grünſtein und Serpentin. Nach verſchiedenen Seiten hin nennt man ſie plutoniſch, maſſig, kryſtalliſch, abnorm, petrefactlos, endogen, pyrogenetiſch. 2) Die Producte des Waſſers, die Sedimente, ſind Grauwacke, Todtliegendes, Zechſtein, bunter Sandſtein, Muſchelkalk, Keuper, Juraкalk mit Lias und Oolith, Thon, Gyps, Quaderſandſtein, Kreide, Geröll, angeſchwemmtes Geſtein und Erdreich. Nach verſchiedenen Seiten hin nennt man ſie neptuniſch, geſchichtet, kryſtalliniſch, normal, petrefactenführend, exogen, hydrogenetiſch.

Die Steinkohlen zwiſchen Schiefer und Urkalk oder zwiſchen Kalk und Sandſtein, ſo wie die Molaſſe, d. h. mit Sand und Thon gemiſchte Braunkohle und der Torf, ſind ſo wenig rein geognoſtiſche Formationen, als die verſteinerten Infuſorienlager und die Korallenbänke. Die Verſteinerungen ſelber aber können in ihrem Vorkommen nur als Leitfaden für die Altersbeſtimmung der Schichten angeſehen, müſſen ſonſt jedoch dem Syſtem der vegetabiliſchen und animaliſchen Organiſation als integrirende Momente eingegliedert werden.

§. 488.

3) Wenn die kryſtalliſchen Maſſengeſteine, aus den langhinklaffenden Spalten der Urerde in weichem Zuſtand langſam

hervorgeſchoben und durch die Rieſenkraft des Dampfes langſam emporgehoben, das erſte Syſtem der geognoſtiſchen Lagerung ausmachen; die geſchichteten Niederſchlagsbildungen aber, mit ihrem großen Quantum von Kohlenſäuere im Kalk, von Kieſelerde im Sandſtein, von Chlor in den ſaliniſchen Geſteinen, als das zweite Syſtem anzuſehen ſind, ſo iſt das dritte das der vulcaniſchen Formationen. Dies Syſtem erzeugt ſich durch die noch fortdauernde Gluth des Erdfeuers, welches die verſchiedenſten Metalle und Steine zu einer Flußmaſſe zuſammenſchmilzt, die, elaſtiſch gehoben, mit ihrem vertical aufſteigenden Strom durch das Kerngeſtein nicht weniger als durch die normalen Flötze und Ganggeſteine durchbricht und, wenn ihr die Oberfläche der Erde zu erreichen vergönnt iſt, ſich auf derſelben nach allen Seiten hin kryſtalliſirend und verglaſend ausgießt.

Das vulcaniſche Geſtein als die vermittelte Einheit aller mineraliſchen Producte enthält ſie alle theils aufgelöst in ſich, theils wickelt es ſie, dem Porphyr nachahmend, nur in ſich ein, und entbehrt auch nicht der Blaſenräume, die vorzüglich den Mandelſtein charakteriſiren. Daß bei den beſondern vulcaniſchen Maſſenbildungen wegen der Zufälligkeit ihrer Entſtehung bald das Eiſen, bald der Feldſpath, bald der Augit, bald der Labrador u. ſ. w. überwiegt und ihnen dadurch als Trapp, Tuff, Dolomit, Dolerit, Phonolith, Baſalt u. ſ. w. eine ſpecifiſche Eigenthümlichkeit gegeben wird, iſt natürlich.

§. 489.

Das vulcaniſche Geſtein geſtaltet ſich a) zur formloſen Maſſe; b) zum glockenförmigen Kegel; c) zur polyederiſchen Säule. Die erſtere Geſtalt iſt die Lava überhaupt, wie ſie aus engen Spalten oder aus Kratern hervorquillt; die zweite iſt die der Trachytdome, welche den Mantel der Centralvulcane ausmachen; die dritte iſt die der eigentlichen Baſalte, die nicht nur horizontal geſchichtet, ſondern auch vertical aufgerichtet vorkommen. Dieſe letztere Form, oft in ſchönen Hexagonalſäulen, bildet ſogar Wände, die ſie wieder mit einem Balkendach über-

dankt. In ihr erreicht der mineralische Organismus seine letzte, seine kühnste Individualität.

§. 490.

Das vulcanische, dunkelfarbige, schwere und doch sowohl mechanisch leicht zerreibliche, als chemisch durch Säuren bald auflösliche Gestein bereitet der Vegetation durch seine Zersetzung den trefflichsten Boden, so wie auch die vulcanischen Spalten eine dynamische Verbindung des Erdinnern mit dem Erdäußern unterhalten, durch die Erschütterung und Zerreißung der Erdoberfläche die Todtheit des geologischen Grundes, die Starrheit der Felsen aufheben und die Vermischung der einzelnen Mineralien zu fruchtbaren Erden fördern.

C.

Die Gestalt der Erdoberfläche.

§. 491.

Das einzelne Mineral hebt sich in der Schicht auf, die Schicht aber ist in ihrer Lagerung nur ein Moment der großen Gliederung der Erdveste überhaupt. Diese Gliederung ist in ihren wesentlichen Zügen das Resultat jenes der Vergangenheit angehörigen Processes der ursprünglichen Selbstgestaltung unseres Planeten. Es kann zunächst scheinen, daß in dem wilden Kampf jener Titanenperiode der elementarischen Mächte die pure Zufälligkeit herrschend gewesen sei. Allein die tiefere Durchdringung der geographischen Verhältnisse manifestirt auch in ihnen eine anbetungswürdige Ordnung der Vernunft, die hier um so interessanter ist, als sie mit scheinbarem Recht nicht erwartet werden durfte. Die Geographie ist wesentlich Naturwissenschaft, denn ihre Aufgabe besteht darin, nachzuweisen, wie sich die Gegensätze

des Starren und Flüſſigen, des Horizontalen und Verticalen, der Kerngeſtalt und des Küſtenſaums, der Flora und Fauna, in einer conſequenten dialektiſchen Folge bis zur harmoniſchen Totalität mit einander ausgleichen.

Als wiſſenſchaftliche Monographie behandelt, macht die Geographie es allerdings möglich, ihre Grenzen in das Unbeſtimmte auszudehnen. Von der einen Seite kann ſie, da die Erde ein Planet iſt, bis in die Aſtronomie zurückgehen; von der andern, da der Menſch die ganze Erde bewohnt und durch ſeine Cultur umgeſtaltet, nicht nur in die Ethnographie, ſondern auch in die Geſchichte übergehen. Die mit jedem großen Krieg und Friedensſchluß ſich umgeſtaltende politiſche Geographie iſt doch nur ein variables Moment der Geſchichte. Allein wenn auch die Monographie nach rückwärts und vorwärts ausgreifen darf, ſo darf doch die ſyſtematiſche Abhandlung der Wiſſenſchaft ſich ſolche encyklopädiſche Erweiterungen, durch welche die Geographie zur Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften anſchwillt, nicht geſtatten. Die aſtronomiſche Beſtimmung der Erde fällt für ſie in die abſolute Mechanik des Himmels; die phyſikaliſche in die Dynamik, namentlich in den Begriff des meteorologiſchen Proceſſes; Anthropologie und Geſchichte aber gehören weſentlich dem Begriff des Geiſtes an, der in der Natur ſich die Vorausſetzung und das Mittel ſeiner Erſcheinung bereitet. Die Geſtaltung der Erdoberfläche bedingt den Geiſt und enthält, weil ſie an ſich für ihn da iſt, die ſymboliſche Vorzeichnung ſeines welthiſtoriſchen Ganges, der von der potamiſchen Formation der großen Stromthäler des Aſiatiſchen Orients durch die völkerverbindende mediterraneiſche Thalaſſa über den Atlantiſchen Ocean der neuen Weſtwelt zuſchreitet, wo auf der Californiſchen Halbinſel der Europäer, der Neger, die Indianiſche Rothhaut und der Chineſe ſich vereinen, wo Morgen und Abend von den entgegengeſetzten Richtungen her an den Ufern des ſtillen Oceans ſich begegnen und die einſtige Indifferenzirung aller Racen einen neuen menſchheitlichen Typus produciren muß. Der univerſelle Verkehr des Oceans vermittelt in den Völkern das Bewußtſein ihrer menſchheitlichen Einheit, in welcher ſie nur Glieder ſind.

Die Geographie als ſolche iſt unmittelbar Naturwiſſenſchaft und hat zunächſt die Rückſicht auf die Geſchichte ganz zu unterlaſſen. Das Verhältniß dieſer zu ihr mit allen ſeinen Conſequenzen, wozu insbeſondere die Veränderung der Natur durch die Thätigkeit des Menſchen gehört, fällt eben ſo gut in die Wiſſenſchaft der Geſchichte, als die allmälige Aufnahme der Exiſtenz, der Geſtalt und Beſchaffenheit der Länder in das Bewußtſein der Menſchen d. h. die Geſchichte der Reiſen.

Die Eintheilung der Geographie kann daher nur die Beſchreibung der Elemente der Erdgeſtaltung, der landſchaftlichen Profile und der individuellen Plaſtik der einzelnen Welttheile und Länder enthalten.

I.

Die Factoren der Erdoberflächengeſtaltung.

§. 492.

Die Geſtalt der Erdoberfläche iſt in ihren Hauptmomenten das Werk der Entwicklung unſeres Sterns aus ſeiner kometariſchen und lunariſchen Epoche zu ſeiner planetariſchen, in welcher er für die Erzeugung des Lebens und für die ſolariſche Sollicitation deſſelben reifte. Dieſe im Weſentlichen noch gegenwärtige Geſtalt hat zu ihrem Factoren einerſeits das ſtarren geologiſche Element, anderſeits das flüſſige Element des Waſſerproceſſes. In und aus ihnen entfaltet ſich dann das organiſche Leben, das ihre Formen mit der Mannigfaltigkeit des Pflanzenſchmucks überkleidet und bekränzt und mit dem Gewimmel der Thierwelt durchſchwärmt.

1) Der orographiſche Factor.

§. 493.

Die Form des ſtarren Elementes iſt in ihrer Abſtraction einerſeits die ſphäriſche Ebene, anderſeits der über das Niveau der Peripherie der Erdkugel als Secante hinausragende Radius der Erde.

Die erstere Form betrachten wir als die horizontale Projection, obwohl es einleuchtet, daß keine Ebene der Erde, da diese eine Kugel ist, vollkommen wagerecht zu sein vermag. Die zweite Form, die Verticalprojection, ist die im Allgemeinen konische Erhebung der Erdmasse, die bald ein Spitz-, bald ein Stumpfkegel sein kann und die wir, bei größerem Abstande vom Niveau des Meeres, Berg, bei geringer Höhe Hügel oder bei allgemeiner Senkung Abdachung nennen.

§. 494.

Der Berg kann a) in der Ebene ganz abstract als Buckelform allein stehen, wie z. B. der Petersberg bei Halle; oder er kann b) mit andern Bergen sich zu einem Gebirgssystem zusammenschließen, α) theils in einer einfachen linearen Verkettung, wie der Rücken des Kjölengebirges und der Appeninen, theils β) in einer Parallelkette, wie die Riesengebirge von Birman, Siam und Cambodja oder die Oregonberge; theils γ) in Kreisform oder Gruppirung, sei es, daß die Erhebung um eine Ebene ein einfaches Ringgebirge bildet, sei es, daß von einem Mittelpunct im Halb- oder Vollkreise sternförmige Ausstrahlungen sich entwickeln. Das fortlaufende Continuum der Erhebungsmasse macht als Gebirgsstock den Kamm oder die Reihenhöhe aus; die über sie hinausragenden Gipfel bilden die Spitzenhöhe des Gebirgs, wornach z. B. die Spitzenhöhe der Pyrenäen die Reihenhöhe der Helvetischen Alpen, die Spitzenhöhe von diesen die Reihenhöhe der Anden, die Gipfelhöhe von diesen die Kammhöhe der Himalayakette in der Proportion von 1, $1\frac{1}{2}$, 2, und $2\frac{1}{2}$ bildet. Endlich aber kann der Berg auch c) die Ebene in sich wiederholen und wird dann zum Plateau, zur Hochebene. Ist sein Gipfel selbst durch eine Ebene abgeschnitten, so wird er dadurch zum Tafelberge. — Im Gebirgslande überragt die Mannigfaltigkeit der Gipfelspaltung die Continuität der basischen Masse; im Tafellande überwiegt das einförmige Continuum der Masse die Spitzengestaltung und die zerklüftete Gebirgsform stellt sich vor ihm oft als die Umwallung der Randgebirge auf.

§. 495.

Mit der Form der Terrainerhebung iſt die Vertiefung identiſch, denn dieſe iſt nur die Kehrſeite von jener. Durch die Erhebung entſteht a) im Allgemeinen der Gegenſatz von Tief- und Hochland; b) im Beſondern die Thalbildung, die entweder mit parallelen, bald offenen, bald einſeitig, bald doppelt geſchloſſenen Bergreihen ein Längenthal; oder als Durchbrechung eines Bergzuges ein Querthal; oder als kranzförmige Umſchließung einer Vertiefung ein Keſſelthal geſtaltet; c) im Einzelnen kann das Thal dadurch, daß es als Hauptthal ſeitlich in Nebenthäler ſich verzweigt, eine ſehr zuſammengeſetzte Formation gewinnen, die in concreto in eine unendliche Mannigfaltigkeit ausgeht.

§. 496.

Die Einheit der Horizontal- und Verticalprojection iſt die auf einer geneigten Ebene aufgeſtellte Scala von Horizontalebenen, die wir Böſchung nennen, ſofern dabei der Horizontalcharakter, Terraſſe, ſofern dabei der Verticalcharakter vorherrſcht. Als vollendete Ausgleichung dieſer Formen wird ſie zum Stufenlande.

2) Der hydrographiſche Factor.

§. 497.

Die ſtereographiſche Projection enthält durch ihre Erhebungen, Abſenkungen und Vertiefungen im Allgemeinen die Vorbildung der Form, welche die Geſtaltung des flüſſigen Elements annehmen kann. Dies Element erſcheint in relativer Ruhe oder Bewegtheit; in Ruhe durch die Abgeſchloſſenheit eines ringsumgrenzten Beckens: es wird zum See; in Bewegtheit durch das freie, uferloſe Meer, das über zwei Drittel der Erdoberfläche bedeckt. Der See wird nur durch die Luft von Außen bewegt, das Meer dagegen hat eine durch die Rotation des Planeten bewirkte allgemeine Strömung von Oſt nach Weſt, die ſogleich, indem ſie von der Oſtküſte der Continente zurückgeworfen wird, eine partielle Gegenſtrömung von Weſt nach Oſt hervorruft. — Im Beſondern hat das Meer die durch die Attraction

des Mondes und der Sonne bewirkte tägliche Bewegung der Ebbe und Fluth, die vorzüglich an den Ufern zur Erscheinung kommt. — Im Einzelnen aber hat es auf seiner Oberfläche eine unendliche Mannigfaltigkeit von Strömungen und Gegenströmungen, welche durch den Unterschied der submarinen Erdoberflächenform, durch den Unterschied der warmen tropischen und der kalten polarischen Strömungen, durch den Unterschied der atmosphärischen Bewegungen sich entwickeln.

§. 498.

Die Einheit der Abgeschlossenheit der Seeformation und der Beweglichkeit der Meeresströmung ist die Flußbildung. Die Laufrinne des Flusses wird im Allgemeinen durch die Bodengestaltung vorgezeichnet, im Besondern aber durch seine eigene Thätigkeit nach der Kraft seines Gefälles und nach dem Wasserquantum, welches er sammelt, entwickelt. Der Fluß ist in einseitiger Form entweder der von einem Hochlande in Kataraкten niederstürzende Bergstrom, oder er schleicht von einer Hügelplatte mit flachen Ufern durch die Ebene hin. Der vollständige Strom, der Stufenlandstrom, vereinigt in seinem Ober-, Mittel- und Unterlauf alle Contraste. Im Alpenlande entspringt er als Wild- und Gießbach, bildet auf dem Gebirgsmassiv Bergseen und durchbricht die Felsenriegel, die seinem Eintritt in die Ebene sich entgegenstemmen, mit donnernden Kataraкten. Nun beginnt sein Mittellauf, oft in mäandrischen Serpentinen, zuweilen durch Gabeltheilungen ausgezeichnet. Der Unterlauf charakterisirt seinen Anfang oft durch die Stromschnellen, mit welchem der Fluß eines vollkommenen Stufenlandes aus der Hochebene in die Niederung eintritt und in dieser, im Gegensatz zu den Seen des Oberlaufs, Inseln entwickelt. Der Austritt der Mündung in ein vertieftes Becken erzeugt die Limanbildung; zerstreuet sich jedoch der Fluß mit periodischen Ueberschwemmungen in der Niederung, zertheilt er sich in mehre Arme und schlemmt er zwischen ihren Mündungen ein sumpfig fruchtbares Vorland an, so erzeugt er die Deltabildung. — Erreicht der Fluß keinen andern oder keinen See oder kein Meer, sondern verliert er sich im Sande, so ist er ein

Steppenfluß; iſt die Entfernung des Quellpunctes des Fluſſes bis zur Mündung in das Meer kurz, ſo wird er zum Geſtadefluß; iſt ſie lang, wie bei den Flüſſen der Stufenlandſchaften, ſo wird er zum Continentalſtrom. — Auf dem Grunde der Thalbildung entwickelt jeder Fluß durch die Aufnahme von Bächen und Seitenflüſſen ein mehr oder weniger mannigfaltiges Netz.

3) Der organographiſche Factor.

§. 499.

Der organographiſche Factor iſt hier eine theilweiſe Anticipation, inſofern er eigentlich ein Moment der beſondern Formen der organiſchen Natur ausmacht und die Darſtellung der letztern mit der Beſchreibung ihrer Vertheilung über die Erdoberfläche, mit einer Geographie der Mineralien, Pflanzen und Thiere, ſchließen kann. Allein jene Anticipation iſt dadurch gerechtfertigt, daß die Geſtaltung der Erdoberfläche ſich durch die höhere organiſche Natur, namentlich durch die vegetabiliſche, vollendet.

Von den Mineralien kann es keine eigentliche Geographie, nur eine Topographie, geben, da ſie, als gegen ihre Localität gleichgültig, eine terreſtriſche Ubiquität beſitzen.

Die Pflanzen dagegen ſind in ihrer Verbreitung und Vertheilung durchaus von der Beſchaffenheit und Geſtalt des Bodens, von der Trockniß und Feuchtigkeit des Klima's, von der Temperatur und dem Licht abhängig. Nach dem Unterſchied der Temperatur laſſen ſich in der Horizontalprojection die **Pflanzengürtel** der kalten, gemäßigten und heißen Zone einigermaßen von einander ſondern. Die arktiſche Zone charakteriſirt ſich durch Mooſe, Flechten, Alpenkräuter, Alpenroſen, Betulinen und theilweiſe durch Coniferen; die gemäßigte durch Nadelhölzer, durch ſommergrüne Laubhölzer und theilweiſe durch immergrüne Laubhölzer; die tropiſche durch immergrüne Laubhölzer; durch Myrtaceen und Feigen, Palmen und Bananen. — Dieſe nämliche Stufenfolge zeigt die unmittelbare Verticalerhebung vom Niveau des Meeres bis zur Schneegrenze. — Eine dritte Linie zieht ſich zwiſchen der Schneegrenze und dem Pol als Abſchluß

seits hin oder vielmehr die Schneegrenze macht eine Linie aus, die unter dem Aequator in den Schneegipfel der Berge, am Pol in diesen selber fällt. — In der concreten Erscheinung ist natürlich diese Folge durch den meteorologischen Proceß, namentlich aber auch durch das Verhältniß des Meeres zum Festlande, höchst mannigfaltig variirt und der Typus selbst der nämlichen Pflanzenfamilien individualisirt sich in den verschiedenen Welttheilen verschieden.

Die individuelle Einheit eines besondern landschaftlichen Pflanzengebietes, das auch ästhetisch als eine harmonische Totalität sich darstellt, nennen wir eine Flora. Von den Moosen und Saxifragen an bis zu den Escallonien und Calceolarien hin unterscheiden sich fast dreißig solcher eigenthümlichen Kreise, die in sich wieder eine Menge kleinerer Localsysteme einschließen. Nach dem Norden zu stechen die Kryptogamen, nach dem Süden die Phanerogamen mehr hervor. Nach jener Richtung verbreiten sich die Pflanzen mehr in geselliger Form, nach dieser vereinzeln sie sich mehr zu individueller Selbstständigkeit.

Das Thier ist in seiner Verbreitung nicht nur von denselben Bedingungen, wie die Pflanze, sondern auch noch von dieser selbst abhängig. Nichtsdestoweniger sind die Grenzen seines Verbreitungshorizontes unbestimmter, weil es Locomotivität besitzt. Wie große Räume umzirkt nicht der Elephant, der Büffel, die Gemse, der Tiger! Wie weit dehnt sich nicht der Flug der Vögel! Wo keine Pflanze mehr fortkommt, leben noch Thiere, wie der Protococcus nivalis sogar auf dem Schnee und Infusorien in der Luft selbst. Manche Thiere wandern mit dem Wechsel der Jahreszeiten, wie besonders Fische, um zu laichen, Vögel der Wärme und Nahrung, Rennthier-, Kameel-, Büffel-, Antilopen- und Pferdeheerden der Weide halber. Noch andere wandern sporadisch, wie Heuschrecken, Mäuse, Termiten, Waldtauben.

Die Thierwelt läßt sich daher nicht so, wie die Pflanzenwelt, in Temperaturgürtel, in Reiche und in Localfaunen zerlegen. Im Allgemeinen ist die oceanische Fauna überall gleichmäßiger, die continentale mannigfaltiger. In dieser letztern entwickelt sich, besonders bei den höhern Thieren, Erscheinungen,

die nur einzelnen Gebieten eigenthümlich sind. Zu diesen Charakterthieren gehört z. B. das Schnabelthier und Känguruh von Australien, die Giraffe, das Flußpferd und das Gnu von Afrika, das zweihöckige Kamel, der Elephant und der ungeschwänzte Affe von Asien, die Faul-, Gürtel- und Schuppenthiere von Südamerika, der Bison von Nordamerika. Andere Thierarten dagegen, wie der Hund, das Pferd, das Rind, das Schwein, das Schaf, die Ratte — diese Trabantenthiere des Menschen — zeigen sich einer fast universellen Ausbreitung fähig.

II.

Das landschaftliche Profil.

§. 500.

Der orographische, hydrographische und organographische Factor treten in der Erdoberflächenbildung als relative Einheit zusammen, die wir Landschaften nennen. Die Bedingung der Landschaft ist 1) das besondere Formverhältniß des starren Elementes zum flüssigen; 2) die Kerngestalt eines Landes. Diese Bedingungen, welche den Umriß des Ganzen ausmachen, heben sich 3) in dem ästhetischen Charakter der Landschaft auf.

§. 501.

1) Durch das besondere Verhältniß des starren Elementes zum flüssigen entwickelt sich eben sowohl eine Begrenzung von jenem als von diesem, welche die äußere Gliederung eines Landes, seinen allgemeinen Habitus, bedingt. Das starre Element nämlich gestaltet sich, aus dem flüssigen in das elastische emporragend, als Insel. Alle erscheinende Erdoberfläche ist im Grunde insularisch. Es läßt sich aber der Gegensatz einer Erhebung des Landes über das Meer unterscheiden, worin die Entwicklung des Küstensaums die Größe des von ihm umschlossenen Areals überwiegt, und einer solchen, worin die Größe des Areals die des Küstensaums schlechthin überragt. Jene Form ist die insularische par excellence, diese die continentale; die Einheit

beider Formen ist die peninsulare d. h. die mit einem Continent zusammenhängende Halbinselbildung. — Das flüssige Element gestaltet sich entweder als Bucht oder Busen in den Curven und Serraturen des Küstensaums; oder es wird zur Thalassa, zum Mittelmeer, das nach allen Seiten, mit Ausnahme von schmalen Durchgängen, von Land umschlossen wird; oder endlich es wird zum freien Ocean, der nur ganze Continente zu seiner Begrenzung hat, wie der Indische Ocean zwischen Asien und Afrika, der Atlantische zwischen Europa und Amerika, der stille zwischen Amerika und Asien. Das gegliedertste, schlechthin einzige Meer als thalassisches ist das von Asien, Afrika und Europa umringte Mittelmeer, in welches, im Uebergang von der gemäßigten Zone in die tropische, vier Halbinseln mit großen Gestadeinseln und vielen Inselgruppen sich erstrecken, worin große Continentalströme münden, welches tief nach Nordost durch die Dardanellen bis in das schwarze Meer eingreift und westlich durch die Meerenge von Gibraltar sich dem stromreichsten und gegliedertsten Ocean eröffnet.

§. 502.

2) Die besondere räumliche Configuration empfängt ein Land durch seine einfache planimetrische Umgrenzung, seine sogenannte Kerngestalt, die eine geradlinigte, krummlinigte oder aus geraden und krummen Linien zusammengesetzte sein kann. Dies gilt nicht nur von dem durch Wasser umgrenzten Lande, wie Neuholland ein Trapez, Borneo einen Kreis, Ostindien einen Triangel, die Pyrenäische Halbinsel ein Viereck u. s. w. darstellt, sondern auch von den Enclaven, d. h. dem durch Land umgrenzten Lande, wie es namentlich die Oasen sind.

§. 503.

3) Die Wechselbegrenzung des starren und flüssigen Elementes und die geometrische Kerngestalt heben sich in dem ästhetischen Charakter der Landschaft auf. Die Landschaft, ein Localsystem der räumlichen Formen, vereinigt das orographische, hydrographische und organographische Element innerhalb jener

abſtracten Conturen zu einer eigenthümlichen Phyſiognomie, die entweder ein monotones oder contraſtirendes oder harmoniſches Gepräge hat.

a) Monoton iſt die Landſchaft, wenn in ihr Eine Naturform als Maximum die übrigen etwa vorhandenen gegen ſich verſchwinden macht. Je nachdem die Erde, das Waſſer oder die Vegetation mit einſeitiger Herrſchaft andere Formen ſich unterordnen, wird ſie α) zur Flach- Hügel- und Berglandſchaft; oder β) zur See- Meer- und Flußlandſchaft; oder γ) zur Gras- Wald- und Fruchtlandſchaft.

b) In der Contraſtlandſchaft tritt ein Element mit einem andern, eine Form mit einer andern in Gegenſatz; α) das ſtarre Element mit dem flüſſigen, wie die Felſen der Norwegiſchen Küſte mit dem Meere; β) das Kahlland mit dem Pflanzenboden, wie der Sand der Lybiſchen Wüſte mit der Palmenoaſe des Jupiter Ammon; γ) eine Form deſſelben Elementes in Gegenſatz gegen eine andere, wie die Ebene gegen den Berg oder wie der in einen See ſtürzende Waſſerfall oder wie ein hochſtämmiger Wald in einer Grasflur u. dgl.

c) Die harmoniſche Landſchaft entſteht dadurch, daß ſie die Einheit und den Gegenſatz in eine neue Einheit verſchmilzt, indem ſie dem Contraſt noch eine Form hinzugeſellt, die gegen beide Glieder der Antitheſe contraſtirt, ſo daß ſie nun gleichmäßig ſich auf ſie beziehen und in ihr mit einander zu einem neuen höheren Reiz ſich erheben. So iſt z. B. erſichtlich, daß die Woge des Neapolitaniſchen Meerbuſens und die üppige Vegetation ſeines amphitheatraliſchen Geſtades erſt durch die ſie überherrſchende Rauchſäule des Veſuvs ihre volle Schönheit erhalten. Wir nennen die harmoniſche Landſchaft in ihrer reichſten Ausſtattung vorzugsweiſe die romantiſche; vorzugsweiſe, denn auch Contraſtlandſchaften nennen wir ſo.

§. 504.

Jede dieſer Formen kann in ihrer näheren Beſtimmtheit erhaben, anmuthig oder ſchön ſein. Oder ſie kann auch das Gegentheil, alſo gemein, widrig oder häßlich ſein. Und jedes

dieſer Momente kann von der Natur in einem hohen, mittleren oder niederen Styl gedichtet, jedes derſelben mit jedem in die mannigfachſte, bis zum bizarrſten Humor ſich ſteigernde, Wechſelwirkung geſetzt ſein.

§. 505.

Die ſtabilen Elemente der Landſchaft empfangen durch das Sonnenlicht einen beweglichen Reiz. Das Licht vermittelt in unendlich mannigfaltigen Uebergängen den Wechſel der Jahres- und Tageszeiten und hiernach unterſcheidet ſich die Frühlings- Sommer- Herbſt- und Winterlandſchaft, ſo wie deren Analogon, die Morgen- Mittag- Abend- und Nachtlandſchaft, welche letztere durch das Mondlicht noch einen eigenthümlichen Zauber erhalten kann. Dieſe Unterſchiede ſtellen ſich auch in der Individualiſirung der Zonen dar. Die arktiſchen Landſchaften ſind Nacht- und Winterlandſchaften; die tropiſchen Landſchaften ſind Mittag- und Sommerlandſchaften; die temperirten Landſchaften ſind Morgen- und Frühlings- und Abend- Herbſtlandſchaften. — Aber zugleich fallen dieſe Unterſchiede der Zone auch mit dem Unterſchied der äſthetiſchen Phyſiognomie der Landſchaft zuſammen, denn die arktiſche Gegend iſt monoton und öde; die tropiſche reich an Contraſten, coloſſal in ihren Formen, prächtig in ihrem Colorit; während die Landſchaft der gemäßigten Zone nach Harmonie der Elemente, nach Ausgleichung der Contraſte, nach Abrundung der Formen, nach Sänftigung der Farben ſtrebt.

III.

Die individuelle Plaſtik der Erdoberfläche.

§. 506.

Die Bodenform, das Waſſer, die Pflanzen- und Thierwelt, die äußere Figuration und Umgrenzung, ſo wie die eigenthümliche landſchaftliche Ausſtattung, machen die allgemeine Morphologie der Erdphyſiognomie aus. Allein die Erdoberfläche entwickelt dieſelben bis zur Beſtimmtheit individueller Syſteme,

deren Maximum wir mit dem Ausdruck Welttheil bezeichnen. Wir ſehen, wie das pelagiſche Element der Erdkugel auf der Südhälfte, das continentale auf der Nordhälfte überwiegt; wir ſehen, wie das Land nach Süden hin ſich pyramidaliſch zuſpitzt, nach Norden zu als ein breites Continuum ſich hinlagert und wie eine Oſt- und Weſthemiſphäre ſich unterſcheiden. Es fragt ſich nun, ob innerhalb dieſer allgemeinen Differenzen die tellu-riſche Structur einen Stufengang der Formation zeigt, der von Geſtalt zu Geſtalt durch ſtete Integration der niedern in der hö-hern eine immer größere Vollendung entfaltet? Dieſe Frage muß durch den Verſuch beantwortet werden, die Beziehung der gegebenen Formen in ihrer Folge zu finden, ein Verſuch, der zu-nächſt ganz unabhängig von der Geſchichte gemacht werden muß.

Hinterher wird die Geſchichte die Vernunft des Baues der Erdoberfläche ſchon rechtfertigen. In dieſem Bau erſcheint nun die Oſthemiſphäre als diejenige, in welcher die weſentlichen For-men der Erdgeſtaltung in relativer Iſolirung mit charaktervoller Ausdrücklichkeit für ſich hervortreten, die Weſthemiſphäre aber als diejenige, in welcher jene Formen zu einer einheitlichen Con-centration und gegenſeitigen Annäherung ſich verknüpfen. Dieſe Differenz iſt die entſcheidende für die Erdphyſiognomie.

1) Die Oſthemiſphäre.

§. 507.

Die einfache Grundgeſtalt der erſcheinenden Erdoberfläche wird, wie oben nachgewieſen worden, durch das Wechſelverhält-niß des feſten und flüſſigen Elementes bedingt und iſt darnach die inſulare, continentale oder peninſulare. In der Oſthemiſphäre treten dieſe Formen mit ſcharfer Individualiſirung auseinander, indem ſich der inſulariſche Typus in der Oceaniſchen Inſelflur, der continentale in Afrika, der peninſulare in Aſien und Europa darſtellt. In der landſchaftlichen Phyſiognomie zeigt ſich die Oceaniſche Inſelflur monoton, Afrika contraſtirend Aſien, mit Europa harmoniſch.

a) Die Insularformation.

§. 508.

Die insulare Form, sofern die Entwicklung des Küstensaums die des Innern schlechthin überragt, ist die abstracteste. Sie beginnt mit der chaotischen Zersplitterung der zahllosen kleinen Inseln in den Gruppen des stillen Oceans, schreitet dann in Neuseeland und Neuguinea zu größerem Umfange fort, bis sie in Neuholland einen selbst continentalen Charakter erlangt. Neuholland ist der südpolare, monotone Welttheil. Seine Kerngestalt ist die am wenigsten gegliederte eines trapezartigen Parallelogramms. Die Spencerbucht südlich und den Busen von Carpentaria nördlich ausgenommen, ist sein Küstensaum glattlinigt. Außer mäßigen Berghöhen, besonders nach der Ostseite zu, scheint es ein Flachland zu sein, das mit Sümpfen und stagnirenden Flüssen erfüllt ist, welche in dem auf dem harten Urgestein ohne Vermittelung aufliegenden Lehmboden sich keine tiefere Laufrinne graben können.

b) Die Continentalformation.

§. 509.

Die abstract continentale Form ist diejenige, in welcher das centrale Areal die Peripherie schlechthin überwiegt und das insulare Moment nur in einigen Gestadeinseln erscheint. Diese Form hat Afrika, der tropische Continent, der Welttheil der abstracten Dualität. Seine Kerngestalt ist ein Dreieck, dessen Ost- und Westseite oceanisch, dessen Nordseite mediterranetisch ist. Es ist a) ein flaches Gestadeland, durch mäßig hohe Berggüge begrenzt, denen kurzläufige Terrassenflüsse entspringen; b) ein von diesen Bergen umschlossenes Binnenland, welches in den Gegensatz eines südlichen Hochlandes und nördlichen, meist wüsten Tieflandes zerfällt, aus dessen Innern der an Neuhollands Flußbildung erinnernde seeartige Quorrastrom sich in langem Lauf nach Westen hin durcharbeitet; c) nach Nordosten zu ein Stufenland, in welchem es den Versuch macht, seine einförmige

Dualität zu durchbrechen. Es wirft ein Alpengebirge auf und vereinigt zwei Ströme, den Bahr el Abiad und Bahr el Asrek, zu einem dritten, dem Nil, den es in das Mittelmeer entsendet. Allein auch hier behauptet sich die Dualität noch insofern fort, als der Nil fast immer zwischen Felsen eingeengt bleibt und, ohne einen eigentlichen Mittellauf, mit dem Eintritt in die Ebene nur einen sehr kurzen Unterlauf und eine reichliche Deltabildung entwickelt. Zwischen dem Hochgebirge und dem Flachlande fehlt hier das Mittelglied einer sich sanft abdachenden, in Hügel auslaufenden Hochebene.

c) Die Peninsularformation.

§. 510.

In der insularischen Formation ist Neuholland die Vorwaltung der absolut continentalen; in dieser, in Afrika, ist das Stufenland von Habesch, Nubien und Aegypten die Bevorwaltung der nächst höheren Gestalt, die in ihrer Mannigfaltigkeit zugleich die früheren Formen in sich wiederholt. Diese höhere Gestalt ist die peninsulare von Asien und Europa, die geologisch nur Ein großes Ganze ausmachen, indem Europa nichts Anderes, als die westliche Halbinsel des gesammten Continents ist. Daß Europa im Ural eine gewisse Scheidung von Asien besitzt, hat nur dieselbe Bedeutung, wie auch die östlichen und südlichen Halbinseln durch Bergzüge abgegliedert sind. Die Geographie darf sich hier nicht durch ein historisches Herkommen an dem einfachen Zusammenhang irren lassen. Aber weil dieser Continent höher steht, wiederholt er auch noch die ihm vorausgesetzten niedrigeren Formen in sich, indem:

α) östlich und südöstlich eine große Inselflur sich ihm anschließt, die Aleuten, die Japanesischen Inseln, größere Gestadeinseln, die Philippinen, die Molucken und Sundainseln, die in Borneo sogar den Continentaltypus Neuhollands wiederholen; indem

β) nordwestlich ein continentales Massiv sich erhebt, das in den Gegensatz eines nördlichen Tief- und südlichen Hoch-

landes auseinanderfällt, jedoch mit dem Unterſchied von Afrika, daß jenes marſtig, ſee- und flußreich iſt und ſich als Flachland unmittelbar in's Meer verliert; dies aber theils nach Weſten hin Salzſteppe, theils nach Oſten zu in der Hochebene Gobi wirkliche Sandwüſte, theils zwiſchen dem Küenlün, dem Nanſchi und dem Himalayagebirge in Tübet ein gitterroſtartig gefurchtes Tafelland iſt, in welchem Tiefthäler, Seen und eiſige Bergkuppen wechſeln;

γ) die für dieſen Continent als charakteriſtiſch entſcheidende Peninſularform, der Fortſchritt der Erdgeſtaltung, entwickelt ſich öſtlich, ſüdlich und weſtlich vom Rande des inneren Hochgebirgswalles aus:

αα) nach Oſten in Kamſchatka, in der Mandſchurei mit Korea und in der Ausbauchung China's. Im Amur beſitzt die Mandſchurei bereits einen großen Strom und im Abhang der Daurſchen Alpen ein Lombardiſches Fruchtland; China aber durch den Hoanghe und Yantſe-kiang, die als Zwillingsſtröme entſpringen und durch das Yelinggebirge geſchieden werden, ein mesopotamiſches Fruchtland.

ββ) Nach Süden geſtaltet ſich die Peninſularform dreifach, nämlich nach Südoſt, nach Süden und nach Südweſt.

Nach Südoſt erſtreckt ſich Hinterindien, das von zahlreichen und mächtigen Strömen, die ſüdwärts münden, in die Landzunge von Malakka ausläuft; nach Süden direct erſtreckt ſich Vorderindien, die normale Peninſularform, ein vollkommenes Dreieck, das am Abhange des höchſten Alpenlandes der Erde nach Oſten das Stromthal des Ganges, nach Weſten das des Indus, ſüdlich aber das wilde Plateau von Dekan bildet, das nach Oſten zu ſich ſanft abdacht, während es nach Südweſten hin ſchroff abſtürzt; nach Weſten hin erſtreckt ſich Vorderaſien, das aus Perſien, Arabien und Kleinaſien beſteht. Perſien ſetzt, in Analogie mit dem Verhältniß von Sibirien und Tübet, dem nördlichen Tieflande von Turan das ſüdliche Hochland von Iran entgegen, allein es hat zugleich eine Berührung nördlich mit dem Aralſchen und Kaſpiſchen See, ſüdlich mit dem Indiſchen Meer. Es iſt das Centralglied der Vorderaſiatiſchen

Gruppe. Arabien ist die von drei Seiten meerumflossene südliche Halbinsel derselben, die in sich den Gegensatz eines großen ebenen Hochlandes gegen ein schmales Gestadeland enthält und östlich Persien, westlich Aegypten sich gegenüber hat. Nach Westen zu dehnt sich die vom schwarzen und mittelländischen Meer umsäumte Kleinasiatische Halbinsel aus, die durch das Armenische vom Kaukasus nach dem Süden zu sich abdachende Hochland mit Persien und Centralasien zusammenhängt und durch das Syrische Tiefland, das östlich zwischen dem Tigris und Euphrat ein mesopotamisches Fruchtland, westlich eine Wüste ist, auf Arabien und Afrika hinweist. Das Bergland der Kleinasiatischen Halbinsel zerlegt sich abermals in die Formation der Taurischen Kesselthäler, des wald- und buchtenreichen Libanons und des Jordanthales, dessen Sohle die tiefste aller Thäler ist. Der Jordan fließt von Norden durch den schönen Genesarethsee, durch die Ebene von Jericho und ein ungleiches Klippen- und Hügelland in das tiefgelegene todte Meer.

77) Nach Westen zu bildet die Europäische Halbinsel in ihrer Kerngestalt ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Basis die continentale Asiatische Seite, dessen andere Kathete die mediterranische Afrikanische, dessen Hypotenuse die Oceanische Amerikanische ist. In Europa erreicht die Gliederung der Formen auf der Ostwestsphäre ihr Maximum. Europa ist eine Halbinsel von Halbinseln. Der vielbuchtige Küstensaum der peninsularen Auswachsungen überwiegt den Stamm schlechthin, während es zugleich der Begleitung von Gestadeinseln als einer Ueberbrückung zu andern Continenten nicht entbehrt. Zwar enthält es in seinem Innern durch den Zug der Pyrenäen, Alpen und Karpathen den Gegensatz eines Hoch- und Tieflandes, allein derselbe ist nicht abstract, sondern das Gebirge läuft allenthalben in kleinere vielgipfelige Berg- und Hügellandschaften mit fruchtbaren Seitengehängen aus, die zahlreiche Quellen ernähren. In seinem Centrum aber bringt es, hierin sehr von Afrika und Asien unterschieden, ein Land hervor, das mit der allseitigsten Berührung nach Außen, in sich die normalste Ausgleichung und Abrundung aller Bodenformen darstellt: Deutschland!

Diese Eigenthümlichkeit Europa's, die Vermittelung der Extreme zu sein, wird noch dadurch erhöhet, daß es ganz in der gemäßigten Zone liegt, nördlich an die subarktische, südlich an die subtropische angrenzend. Europa, so klein sein Areal, besitzt daher die absolut welthistorische Position. Es zerfällt in drei Gruppen.

Die erste derselben ist die der continentalen Seite. Sie besteht zunächst aus der Sarmatischen Ebene, die östlich vom Ural und dem Kaspischen Meere, südlich vom Kaukasus, dem schwarzen Meer und den Karpathen, westlich und nördlich von dem Uralisch-Baltischen Landrücken begrenzt wird und große, langläufige Flüsse nach Süden und Norden entsendet; sodann aus dem östlichen, seereichen Uferlande des Baltischen Meeres zwischen der Küste und dem Baltischen Landrücken; endlich aus der Scandinavischen Halbinsel, die auf der Ostseite ein schmales Tiefland mit vielen Gestadeflüssen, auf der Westseite einen schroffen Abfall des Kjölengebirges darstellt.

Die zweite Gruppe besteht aus den drei Halbinseln der mediterraneischen Seite, nämlich aus der Griechischen, die ein Bergland ist und durch ihre Inselflur mit Asien zusammenhängt; aus der Italischen, die in eine südliche Insel, in das Appenninische Bergland und in das Lombardische Fruchtland der Ebene des Postroms sich eintheilt und zu allen Puncten der Umgrenzung des Mittelmeers sich gleichmäßig verhält; endlich aus der Iberischen, die, wie Hellas, ein Bergland ist und schon eine Oceanische Beziehung hat. In dieser Reihenfolge haben diese Halbinseln auch chronologisch Epoche gemacht.

Die dritte Gruppe besteht aus den Ländern der Oceanischen Seite, Frankreich, England und Deutschland. Frankreich ist halb continental, halb maritim und hat in der Bretagne die Neigung, peninsular zu werden. England ist als Insel schon absolut Oceanisch, hat aber zugleich durch seine Nähe zum Baltischen Meere und zum Festlande ein inniges Verhältniß. Deutschland endlich ist ein vollkommenes Stufenland, welches südlich das Alpinische Hochgebirge mit dem in das schwarze Meer fließenden Donaustrom; ferner die Baierische nach Franken

zu sich abdachende Hochebene enthält, deren Hauptstrom der Main ist und die vom Schwarzwald bis zum Riesengebirge hin in eine Menge kleiner Randgebirge verläuft; schließlich nach Norden das Tiefland, welches in die Niederländische, Sächsische und Wendische Ebene sich zerlegt, deren jede einen Strom in sich aufnimmt, den Rhein, die Elbe und die Oder. Alle productiven Erfindungen und Entdeckungen (freies Städtewesen, Gothische Baukunst, Oelmalerei, Schießpulver, Spinnrad, Taschenuhr, Bergbaumethode, Buchdruck, der Gedanke der in sich unendlichen Palingenesie durch Reform, die Föderativpolitik, welche die Eigenthümlichkeit der Einzelstaaten bestehen läßt, die Entdeckung der wahren Bewegung der Himmelskörper, die neuere Musik, die moderne Philosophie, die mehr als Copie antiker Prätendenten ist u. s. w. bis zur Böttcher'schen Schießbaumwolle) gehen deshalb consequent von diesem Centrallande aus, wenn sich auch die peripherischen Länder in der praktischen Verarbeitung anstelliger zeigen und die Deutschen sich noch immer über die Bedeutung ihrer Weltheilung täuschen und täuschen lassen. Die Deutschen sind das Opfer ihrer kosmopolitischen Bestimmung und wandern daher auch unter alle andern Völker als Kolonisten aus.

2) Die Westhemisphäre.

§. 511.

Die Osthemisphäre der Erde zeigt in ihrer Plastik ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganze, so daß eine weitere Gestaltung der Erdoberfläche vielleicht sogar überflüssig erscheinen könnte. Allein alle charakteristischen Formen sind in ihr relativ auseinander. Die Natur hat sich daher noch die höhere Aufgabe gestellt, alle jene Formen zu einer einzigen Synthese so zusammenzufassen, daß eine jede unmittelbar auf alle übrigen sich bezieht; eine Synthese, die nicht möglich war, ohne durch solche Verschmelzung die Schärfe der isolirt auftretenden individuellen Form abzuschleifen. Diese organische Totalität, die alle Formen der Osthemisphäre zur Gliederung eines Einzigen Systems in sich wiederholt und zusammenfaßt, ist Amerika, dessen geschicht-

liche Bestimmung eben seiner geographischen Eigenthümlichkeit halber nicht zu Culturinitiativen, wie die Länder der alten Welt, sondern zur Fortsetzung und harmonischen Verarbeitung derselben angelegt ist. Amerika, durch und durch, auch im feuchten Klima oceanisch, erstreckt sich in der Kerngestalt eines durch einen Isthmus verbundenen Doppeldreiecks durch alle Zonen auf der Nord- und Südhälfte der Erde, während Australien südpolarisch, Afrika tropisch ist, Asien und Europa der Nordhälfte des Planeten zufallen.

§. 512.

a) Amerika's Inselflur, der Westindische Archipel, besteht aus den vulcanischen Inseln der Kleinen Antillen; aus den Gebirgsinseln der großen Antillen, in welche eigentlich der Gebirgszug der Halbinsel Yucatan sich fortsetzt, und aus den Korallenbänken der Bahamainseln. Diese Inselflur unterscheidet sich nun von der Oceanischen dadurch, daß sie nicht, wie diese, ein abstractes Küstenleben hat, vielmehr von dem Continente im Halbkreise umdrängt wird und mit ihm daher in unmittelbarer Wechselwirkung steht.

§. 513.

b) Der gediegene Amerikanische Continent, das Analogon Afrika's, ist Südamerika. In ihm contrastirt das vulcanische Hochgebirge der Anden im Westen, das zwar große Hochebenen enthält, jedoch fast gar kein Gestadeland bildet, mit dem östlichen Tiefland. Dies selber zerfällt in drei große Stromsysteme, in das untere südliche des Rio de la Plata; in das mittlere östliche des Amazonas und in das obere nordöstliche des Orinoko. Das erste ist vom zweiten durch das Brasilianische Berg- und Waldland, das zweite vom dritten durch das Parallelgebirge des Orinoko geschieden. Die Stromebenen sind gewaltige Grasfluren. Durch diese Vegetation unterscheiden sich die Pampas des La Plata, die Selvas des Amazonas und die Llanos des Orinoko von den Australischen Morästen, den Afrikanischen Wüsten und den Asiatischen Steppen.

Für die Structur der Verticalprojection Amerika's im Unterſchied von der Oſthemiſphäre iſt die ganz andere Richtung derſelben bemerklich. In der Oſthemiſphäre findet die Anſchwellung in einer Diagonale ſtatt, die von Süd-Weſten nach Nord-Oſten ſtreicht. In der Weſthemiſphäre geht die Richtung von Pol zu Pol.

§. 514.

c) Das centrale, rein tropiſche Amerika geht von dem Iſthmus von Panama bis dahin, wo der von Süden nach Norden ſtreichende Stamm des mächtigen Kettengebirges ſich durch die Sierra de Guanaco und die Sierra de Madre in die weſtliche, centrale und öſtliche Cordillere auseinanderlegt. Es hat die Kartenform eines gleichſchenkligen Dreiecks, auf deſſen Oſtſeite in Honduras, namentlich aber in Yucatan der peninſulare, am Aſien erinnernde Typus hervortritt. Als vulcaniſches Alpengebirge, das Feuer dem Eis vermählend, mit tiefen Thälern und bedeutenden Hochebenen, wird es von zwei Oceanen begrenzt und entfaltet in ſeiner Geſtaltung das Maximum aller Contraſte von Erhabenheit und Gemeinheit, von Anmuth und Schauerlichkeit, von einfacher Schönheit und grotesker Phantaſtik, von impoſanter Würde und dämoniſcher Fratzenhaftigkeit, von berauſchender Ueppigkeit und troſtloſer Wüſtheit. Die Spitze der beiden Miztekken in Izapotecan gewährt die auf der Erde einzige Fernſicht auf beide Oceane zugleich.

§. 515.

d) In Nordamerika erreicht Amerika endlich ſeine volle, mit nichts Anderm mehr vergleichbare Eigenthümlichkeit, indem es als Continent öſtlich in Halbinſeln ſich ausfächert, die es durch große Ströme und Seenketten wieder inſulirt. Es enthält, wie Südamerika, den Gegenſatz eines Hoch- und Tieflandes, allein ſein Hochland iſt nicht mehr vulcaniſch, breitet ſich in verſchiedene von Süden nach Norden ſtreichende Ketten aus, bildet ſich zum Stufenlande fort und entſendet große Ströme, wie den Colorado und den mächtigen, auf dem Gipfel des Fel-

ſengebirges entſpringenden Oregon in den ſtillen Ocean. Sein Tiefland aber zerfällt α) in die eiſigen Halbinſeln der arktiſchen Zone, Grönland und Baffinsland; β) in das ſeereiche Waldland am Polarmeer, an der Hudſonsbai und am Atlantiſchen Ocean vom Mackenzieſluß bis zur Mündung des Lorenzoſtromes, zwiſchen welchen beiden Puncten vom großen Bärenſee bis zum Ontarioſee die größte Seenkette der Erde hinſtreicht; γ) in das Savannenthal, welches der Miſſiſippi zwiſchen dem Felſen- und Ozarkgebirge, dem Wisconſin- und Alleghanigebirge, dem weſtlichen Miſſouri und dem öſtlichen Ohio bildet; δ) in das romantiſche und fruchtbare Küſtenland, welches von den Prairien von Texas ab bis zur Halbinſel Neuſchottland, ſüdwärts von den Ozarkbergen, den Alleghanis, den blauen und weißen Bergen mit einer Menge von Geſtadeſtäffen an das hafenreiche Ufer des Atlantiſchen Meeres grenzt und das eigentliche Amerikaniſche Culturland, die einſtige höhere Wiedergeburt Europa's, ausmacht.

So ruft Göthe den Vereinigten Staaten zu:

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Haſt keine verfallenen Schlöſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit.
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Zweiter Abſchnitt.

Der vegetabiliſche Organismus.

§. 316.

Das Princip des geologiſchen Organismus iſt die Selbſtgeſtaltung. Dies Princip hebt ſich im vegetabiliſchen Organismus zur Selbſterhaltung auf, ſo daß derſelbe von andern Organismen nicht nur als Individuum unterſchieden iſt, ſondern auch durch den perennirenden Proceß ſeiner Erneuung ſich ſelbſt davon unterſcheidet. Der vegetabiliſche Organismus macht ſich den geologiſchen zu ſeiner Baſis und überkleidet ihn mit der Farbe des geſättigten, friedlichen Grüns. Obwohl, als der Fortſchritt vom kryſtalliſchen Mineral, in ſteter Thätigkeit, entbehrt er doch noch der Rückkehr in ſich und geht in ſich ſelbſt aus ſich in immer neue, unbeſtimmt viele Individuen auseinander. Für die Darſtellung der Pflanze pflegt man im comparativen Verfahren ſchon immer vorwärts auf das Thier zu blicken; ſtreng genetiſch ſollte man aber zunächſt nur auf das Mineral rückwärts blicken und die Vergleichung der Pflanze mit dem Thier erſt bei dem Begriff des Thieres eintreten laſſen.

Im Begriff der Pflanze unterſcheidet ſich 1) der Begriff ihrer Geſtaltung überhaupt; 2) der Begriff ihres Lebensproceſſes; 3) der Begriff des Syſtems der mannigfaltigen Formen, in denen ſie ihren an ſich einfachen Typus mit unendlicher Phantaſie ausbreitet. Sie unterſcheidet ſich alſo anatomiſch, phyſiologiſch und morphologiſch.

A.

Die Form der Pflanze überhaupt.

§. 517.

Die Urgestalt der Pflanze ist eine Zelle, die aus einer farblosen Haut besteht, in welcher eine ebenfalls ziemlich farblose Flüssigkeit enthalten ist.

§. 518.

Aus dieser Zelle als dem Primordialschlauch bildet sich durch spontane Triebkraft eine zweite Zelle; aus dieser eine dritte u. s. w. heraus. Die Keimzelle, aus welcher die andere entspringt, wird, als die Mutterzelle, oft, indem sie vertrocknet, von der Tochterzelle absorbirt.

§. 519.

Durch die verschiedene Richtung, welche die Zellenformation in der Schichtung ihrer Reihen nimmt, entsteht ein Gewebe, worin die Zelle durch den Druck, den ihre Wandschichten üben, anerenchymatisch, parenchymatisch u. s. f., höchst mannigfaltige Gestalten gewinnt und bald in Längen- und Querfasern, bald in Röhren, bald in schraubenförmigen Windungen sich verschlingt.

Diejenigen Zellen, in denen die plastische Flüssigkeit processirt, sind die, welche die Pflanze progressiv ernähren; diejenigen, in denen die flüssige Substanz aufgezehrt ist, nehmen als die Spiralgefäße nur noch Wasserdunst und Luft in sich auf und verhärten endlich in ganzen Bündeln zu den absterbenden Zellen, die wir Holz nennen.

Die Pflanze ist aber nicht ein mechanisches Aggregat von Zellen als selbstständigen Individuen, sondern alle Zellen sind dem Typus untergeordnet, der in seiner Eigenthümlichkeit das eigentliche totale Individuum ausmacht, dessen Begriff und Kraft die Gestaltung der Einzelzellen wie der Art ihrer Schichtung von Innen aus bestimmt.

§. 520.

Die Zelle iſt das wahrhaft vitale Organ der Pflanze. Nach Außen hin aber bringt die Pflanze ſich in der Scheibenform des Blattes hervor, das ſich durch einfache Veränderungen der cylindriſchen oder prismatiſchen Zuſammenziehung und flächenhaften Ausdehnung zum Stengel- Deck- Blumenblatt, zur Blumenkrone, zum Kelchblatt und den Geſchlechtswerkzeugen umgeſtaltet.

§. 521.

Ihre äußere Geſtalt unterſcheidet die Pflanze in die Doppelrichtung der Längen- und Queerachſe. Nach jener ſenkt ſie ſich mit der Wurzelfaſer in die Erde und ſproßt mit der Blattfeder in die Höhe dem Licht entgegen. Nach dieſer ſtellt ſie auf der ſenkrechten Achſe in der Progreſſion von 1, 2, 3, 5, 8 u. ſ. f. horizontale Nebenachſen auf, die man Appendiculaxorgane zu nennen pflegt, die aber nichts Anderes, als eine Wiederholung der Pflanze überhaupt ſind. Die Grundform der Pflanze iſt alſo eine ſenkrecht geſtellte Achſe mit peripheriſchen Radien, die in gleichen Abſchnitten einer an der Achſe aufſteigenden Spirallinie entſpringen. Immer iſt die Zahl, welche die Umläufe der Spirale angibt, um zwei Glieder dieſer Reihe von der ſpätern entfernt, welche die Abſchnitte des Cyklus anzeigt.

Hieraus ergibt ſich, daß die einfachſte Form der Pflanze den Gegenſatz der Thallophyten und Kormophyten d. h. der Ausdehnung in die Breite oder in die Länge darſtellt und daß dieſer Gegenſatz von Laub- und Stengelpflanzen ſich in die Form derjenigen Stammpflanzen auflöſt, welche, als Caulocarpen, die Säule des vertical aufſteigenden Wurzelſtocks mit ſeitlichen Abzweigungen umringen.

B.

Der Lebensproceß der Pflanze.

§. 522.

Der Lebensproceß der Pflanze hat die doppelte Function das Individuum zu erhalten und es in neuen Individuen fortzupflanzen. Für ihre Selbsterhaltung entwickelt die Pflanze den Umlauf des Saftes in ihren Gefäßen, der von Unten nach Oben und von Oben nach Unten mit einer nach dem Unterschied der Jahreszeiten verschiedenen Geschwindigkeit sich bewegt. Diese Bewegung ist mechanisch, sofern das Uebergehen der Flüssigkeit von Zelle zu Zelle nach den Gesetzen der Capillarität erfolgt; sie ist chemisch, sofern die Nachbarzellen in der Exosmose und Endosmose die Eigenthümlichkeit ihres flüssigen Inhaltes miteinander austauschen; allein die mechanische wie die chemische Action sind der organischen untergeordnet, welche den Saftumlauf durch ihre Spontaneität innerlich regiert.

§. 523.

Nur diese Spontaneität ist auch die wahrhafte Ursache der chemischen Eigenthümlichkeit der Pflanze, die von Außen her zwar begünstigt, verkümmert oder modificirt, nicht aber in ihrer specifischen Bestimmtheit hervorgebracht werden kann. In ununterbrochener Intussusception nimmt die Pflanze Wasser, Luft und Licht in sich auf und verarbeitet diese elementarische Nahrung nach Procenten, die durch ihre Individualität bestimmt sind, zu Milchsaft, zu ätherischen Oelen und Pigmenten. Wie die Gestalt der Pflanze ihren letzten Grund nur in ihr selber hat, so auch die Art und das Quantum ihrer chemischen Bestandtheile, die Bestimmtheit ihres Geruchs und Colorits.

§. 524.

Das Leben der Pflanze ist schon ein continuirliches Uebergehen von Zelle zu Zelle, von Knospe zu Knospe, von Blatt

zu Blatt, von Zweig zu Zweig. Die Vermittelung ihrer Fortpflanzung durch einen besondern Act ist insofern ein gewisser Ueberfluß, dessen daher auch sehr viele Pflanzen entbehren. Daß die Pflanze auf den höheren Stufen ihrer Bildung dazu fortschreitet, ist das Streben ihres Organismus, sich in sich selbst zur Einheit zusammenzufassen. Diese Einheit kann aber nicht zur Abschließung in sich gelangen, weil die Pflanze zwar Spontaneität, allein keine Centralorgane besitzt. In der Geschlechtlichkeit erreicht sie nun wenigstens eine Beziehung auf sich im Unterschiede von sich selbst, eine Reflexion der stets außer sich gerathenden Individualität der Pflanze in sich.

Die Organe der Befruchtung bilden sich in umgekehrter Weise zu einer parallelen Congruenz aus, indem die eingestülpte Form als zum Empfangen geschickt das weibliche Geschlecht, die ausgestülpte Form als zum Erregen geschickt das männliche charakterisirt.

Die besondern Momente des weiblichen Geschlechtsapparates sind der Fruchtknoten, der Fruchtgang und die Narbe; die entsprechenden des männlichen sind der Staubbeutel, der Staubfaden und der Fruchtstaub selber. Bei vielen Pflanzen fehlen die mittleren Organe des Fruchtganges und des Staubfadens oder sind wenigstens nur verkümmert vorhanden.

Bei der Vergleichung des pflanzlichen Organismus mit dem thierischen muß natürlich die weit größere individuelle Selbstständigkeit des letztern auch für den Generationsact hervortreten, allein diese nothwendig höhere Vollkommenheit ist kein Grund, die Analogie des Fruchtknotens mit dem Eierstock, des Fruchtganges mit dem Fruchtgange des Uterus, der Narbe mit den Schamlippen, der Antheren mit den Hoden, des Staubfadens mit der Ruthe und des Pollens mit dem Samen zu leugnen.

§. 525.

Die Natur kann die Pflanze allerdings ohne den vollständigen Geschlechtsproceß durch Sporenzeugung d. h. bloße Ablösung einzelner Zellen in der Erweiterung ihres Gewebes, wie

§. 529.

Die allgemeinen generiſchen Unterſchiede der Pflanzengeſtalt zerfallen wieder in die Beſonderheit der Arten und dieſe wieder in die Vereinzelung der Familien, die abermals in mannigfaltige Gruppen auseinandergehen, deren jede eine Idealgeſtalt zu gewinnen trachtet. Ueber 60,000 Arten zerlegen ſich in 100 Claſſen und 300 Familien. So ſtreng aber die Natur im Feſthalten der fundamentalen d. h. der innern Unterſchiede iſt, ſo ſehr liebt ſie es, im Aeußern die Unterſchiede frei zu laſſen, und oft bis zur Unkenntlichkeit zu maskiren. Der qualitativen Differenz ſicher, behandelt ſie das Hervortreten des einen oder andern Organs als charakteriſtiſchen Merkmals mit Gleichgültigkeit. Im Speciellen wird es daher immer möglich ſein, über die ſyſtematiſche Stellung mancher Pflanzen und Thiere zu ſtreiten, weil dieſelben in der That nach einzelnen Seiten hin Gründe eben ſowohl für dieſe als für eine andere Claſſification darbieten können.

1) Die erſte Gattung der Pflanzen iſt die der Zell-, Geweb- oder Markpflanzen, die auch, da ſie weder Wurzel, noch Stengel oder Blatt haben, Aphyllen genannt werden. Die Algen und Flechten, die Pilze und Mooſe gehören hieher. Alle pflanzen ſich durch Sporen fort, welche das Moos bereits in Kapſeln einſchließt.

2) Die zweite Gattung der Pflanzen iſt die der Blatt-, Schaft- oder Scheidepflanzen, die daher auch Gefäßpflanzen genannt werden. Weil ſie aber ſich auch noch ohne Blüthe durch Sporen fortpflanzen, ſo heißen ſie auch Akotyledonen. Die Sporen capſuliren ſie und ſtellen die Kapſel entweder an der Achſe oder an deren Radien auf. Hiernach zerfallen ſie in den Unterſchied der Kaulo- uad Phyllokarpen, d. h. der Stengel- und der Laubpflanzen. Unter jenen zeichnen ſich die Farren aus.

3) Die dritte Gattung der Pflanzen iſt die der Organ- oder Gliederpflanzen. Weil ſie ſich bis zur Blume entwickelt, heißt ſie auch die der Kotyledonen. Iſt der Samenlappen nur von Einem Hüllblatt umgeben, ſo ſind dies die Monokotyledonen, wie die Gräſer, Palmen, Liliaceen und Muſaceen. Iſt er dagegen von zweien Samenlappen umgeben, ſo

ſind dies die Dikotyledonen, die ihre größere Energie des Lebens auch dadurch beurkunden, daß ſie im Stamm zwiſchen Mark und Rinde die abſterbenden Zellen als Jahresringe verholzen. Haben ſie als Blüthe bloße Kelchblumen, ſo nennt man ſie Apetalen, wie die Nadelhölzer, der Lorbeer u. ſ. w. Haben ſie eine Blüthe mit der einfachen Krone der Corolla, ſo nennt man ſie Monopetalen, wie die Kartoffel als Thalamanthe, die Gurke als Kalykanthe. Haben ſie endlich eine vollſtändige mehrblättrige Krone, ſo nennt man ſie Polypetalen. Zu ihnen gehören als Thalamopetalen die Nelken, Ahorn, Kaſtanien, Linden u. ſ. f.; als Kalykopetalen die Doldengewächſe, die Myrten, die Hülſenfrüchte, die Roſaceen. Den Roſaceen gehören die Erdbeeren, Kirſchen, Pflaumen, Birnen und Aepfel an, in denen die Fleiſchwerdung bereits überwuchert.

Dritter Abſchnitt.

Der animaliſche Organismus.

§. 530.

Das Mineral geſtaltet ſich ſelbſt. Die Pflanze geſtaltet und ernährt ſich ſelbſt. Das Thier geſtaltet ſich ſelbſt, erhält ſich ſelbſt und empfindet ſich ſelbſt. Es iſt nicht nur, wie die Pflanze, an ſich lebendige Einheit, ſondern es kehrt auch aus dem Setzen ſeiner Unterſchiede *für ſich ſelbſt* als Einheit in ſich zurück und greift über ſeine Organe und deren Verrichtungen als ihre Urſache über. Das thieriſche Individuum verhält ſich ſubjectiv. Es lebt ſein Leben und erſcheint ſich ſelber, wenn es auch ſeinen Unterſchied von Anderem und von ſich ſelbſt nicht als reflectirte Differenz in der beſtimmten Unterſcheidung von Ob- und Subject zu ſetzen vermag. Es iſt noch nicht Geiſt, noch nicht Denken und Wollen, nur erſt *Seele*, pſychiſches Subject, als in ſich ſeiendes, ſich ſinnlich vernehmendes Leben.

§. 531.

Die Thätigkeit des Subjectes, durch welche es die Unterſchiede, in die es ſich auslegt, in ſich unmittelbar als Einheit zurücknimmt und in ihnen actu ſich gegenwärtig iſt, nennen wir *Fühlen*. Weil das Thier fühlt, ſchließt es ſich, auch in der Beziehung auf Anderes, doch immer mit ſich ſelbſt zuſammen. Dieſe innere Einheit hat auch eine ſchärfere Individualiſirung der äußeren Form zur Folge. Die Pflanze hat allerdings auch ein gewiſſes Maaß, allein die beſondere Grenze deſſelben iſt un-

bestimmt und verändert sich z. B. nach der klimatischen Verschiedenheit. Die Gestalt des Thiers ist gemessen und in ihrer Größe von vorn herein normirt. Die Pflanze, in holdem Leichtsinn nach allen Seiten sprossend, in ihrer Sehnsüchtigkeit allen Einflüssen sich preisgebend, entbehrt noch der Centralität, während das Thier, ein selbstisches Wesen, in derselben seinen eigentlichen Charakter hat und daher seine Organe sogar zu relativen Centralisationen individualisirt. Endlich ist die Pflanze an ihren Ort gebunden. Die Richtung ihres Wachsthums dem Licht entgegen und das periodische Heben und Senken ihrer Blätter ist zwar eine spontane, aber keine freie Bewegung in dem Sinne, daß sie auch nicht sein könnte. Das Thier dagegen, als sich selbst der Mittelpunct, hat Locomobilität.

Aus der Seelenhaftigkeit als dem Wesen des Thiers, die es als ein Inneres gegen ein Aeußeres in Spannung setzt, ergibt sich die Eigenthümlichkeit desselben in seiner Gestalt, in seinem Lebensprozeß und in der Systematik seiner individuellen Erscheinung.

A.

Die Gestalt des Thiers.

§. 532.

Die Gestalt des Thieres unterscheidet sich 1) nach den Systemen der Vitalität; 2) nach der äußeren Gliederung; 3) nach der individuellen Modification derselben.

I.

Das Leben und seine Systeme.

§. 533.

Die Thierseele als subjective Einheit ist 1) als lebendige überhaupt mit der Pflanze zunächst in den Reproductions ihrer in

ſich abgeſchloſſenen Geſtalt identiſch. Weil ſie aber auch wenngleich nur fühlend Subject für ſich iſt, ſo iſt ſie 2) von der ſeelenloſen Pflanze darin unterſchieden, daß ſie ſich gegen die Außenwelt ſpannt und in noch ganz anderer Weiſe, als die Pflanze, reizbar iſt. Alle ihre Veränderungen ſetzt ſie 3) ſo für ſich, daß ſie ihren Unterſchied in die Einfachheit ihrer Identität mit ſich aufhebt. Erſt dieſe einfache Durchdringung ihrer Unterſchiede iſt der wahrhafte Grund der beſondern Beſtimmtheit, welche der Proceß der Ernährung und Erregung annimmt.

Dieſe Beſtimmungen der Ernährung, der Erregung und der Empfindung werden im Thier zum reproductiven oder vegetativen, zum irritablen oder plaſtiſchen und zum ſenſiblen oder animalen Syſtem. Jedes dieſer drei Syſteme zerlegt ſich, je höher die Bildungsſtufe des Thieres ſteht, in immer mehr beſondere Verzweigungen, die wiederum Syſteme für ſich bilden.

Das qualitative Element, worin die Reproduction ſich darſtellt, iſt die Lymphe; worin die Irritabilität, das Blut und die Muskelfiber; worin die Senſibilität, die gangliöſe, ſpinale und cerebrale Markſubſtanz.

1) Die Reproduction.

§. 534.

Das Thier beginnt, wie alles Organiſche, ſeine Bildung aus dem Flüſſigen. Die waſſerhelle, etwas ſalzige, eiweißſtoffige, leichtgerinnbare klebrige Lymphe iſt die primitive, noch neutrale Animalität, die ſich zum Zellgewebe entwickelt, welches bald zur Faſer, bald zum Gefäß, zum Knochen und zur Haut ſich ſpecificirt.

§. 535.

Die Grundgeſtalt, welche das Thier in ſeinem pflanzlichen Leben nach Außen hin annimmt, iſt die eines häutigen Cylinders oder Sackes, der eine oder zwei durch die Selbſtbewegung des Thiers verſchließbare Oeffnungen hat, um in ſich unterbrechender Intusſusception Stoff zur Ernährung in ſich aufzunehmen und die nicht aſſimilirten Reſte wieder auszuſcheiden.

ren. In jener Beziehung wird die Oeffnung zum Munde, in dieser zum After.

§. 536.

Zwischen beiden Functionen liegt der Act der Scheidung des Assimilirbaren vom Unverdaulichen in der Mitte und für ihn gestaltet der Organismus, je weiter er sich fortbildet, um so viel Leben als möglich aus dem Unorganischen in sich aufzunehmen, ein immer zusammengesetzteres Organ: das Eingeweide. Im Wesentlichen ist dasselbe ein Schlauch oder ein Schlauch von Schläuchen, die vollständig aus Speiseröhre, Magensack, Blind-, Dünn- und Dickdarm bestehen, welche von drüsenreichen Absonderungsorganen, der Galle, Milz, Leber und Niere, umgeben sind. Das Thier macht im Darm seinen vegetativen Proceß zu einem innern.

2) Die Irritabilität.

§. 537.

In seiner Ernährung ist das Thier der Pflanze zwar formaler Weise ähnlich, allein doch vermöge seiner Seelenhaftigkeit auch in diesem Proceß eigenthümlich, indem es sich nicht blos passiv verhält, sondern nach seinem Bedürfniß Nahrung zu sich nimmt. In seiner Erregbarkeit ist es noch eigenthümlicher, weil es dieselbe an besondere Organe zu binden vermag, welche der Pflanze fehlen, die der Außenwelt mit ihrem ganzen Dasein sich hingibt.

a) Das Blut. Die animale Flüssigkeit entwickelt sich dadurch zur Irritabilität, daß sie sich centralisirt und eine dualistische Strömung in die Peripherie des Organismus und von ihr zurück begründet. Ein solches Centrum nennen wir Herz und die Gefäße, in welchen die Flüssigkeit rotirt, Adern. Diese Flüssigkeit, ursprünglich Lymphe, wird in den Wirbelthieren zum wahrhaften Blut, indem der Athmungsproceß es durch den Sauerstoff erhöht, röthet, befeuert. Das lymphatische Moment wird dann zum seröfen Blut und das eigentliche Blut, in wel-

ches als das specifische animale Albumen der unorganischen Stoff durch die Verdauung sich verwandelt, entwickelt sich in Zellkernen, deren Gestalt immer der des ganzen Organismus entspricht und welche, wenn sie gereift sind, sich in die besondere Stoffe umbilden, aus denen als dem Albumin, Fibrin, Protein, Casein u. s. f. das Thier chemisch besteht. Was der Aether für das kosmische Universum, das ist das Blut für den thierischen Organismus: es enthält ihn nach seiner ganzen realen Möglichkeit.

In den Rhythmus des pulsirenden Blutes reflectirt sich jede Seelenerregung des Individuums, so wie in seine Mischungsfenheit die Qualität der Ernährungsstoffe. Hierin liegt eben der irritable Charakter des Blutes als des im Fluß des Werdens begriffenen Thierleibes. Im großen Kreislauf der Arterien und Venen, und im kleinen Kreislauf der Athmungsorgane unterhält es die continuirliche Spannung des individuellen Lebens nach Innen und Außen.

b) Der Muskel. Die Selbstständigkeit des thierischen Organismus kann sich nach Außen hin nur dadurch behaupten, daß er gegen empfangene Regungen zu reagiren und durch freie Selbstbestimmung sich zu bewegen vermag. Für diese Thätigkeit entwickelt es das Muskelsystem, dessen Organ die Muskelfasern sind. Die Muskelfaser ist eine contractile Faser, die, bald längenförmig, bald kreisförmig gestaltet, sich sowohl ausdehnt, als zusammenzieht. Die Muskelfasern legen sich zu Bündeln zusammen, deren Gewebe das sogenannte Fleisch ausmacht. Die Muskelbildung unterscheidet sich aber nach der Doppelrichtung des Organismus auf sich und auf die Außenwelt, α) in eine solche, die als automatische unabhängig von der momentanen Selbstbestimmung die allgemeine Thätigkeit des Lebensprocesses in seiner Ernährung vollzieht und theils im Herzen, theils im Magen erscheint; β) in eine solche, die von der Selbstbestimmung als ein einzelner Act ausgeht und den Muskel willkürlich an- oder abspannt.

c) Das Skelet. Die Muskelbewegung ordnet sich diejenigen Gewebe des Organismus unter, welche durch ihre Begrenzung seine Gestalt innerlich und äußerlich als Eingeweide,

Knochen- und Hautskelet umzuſtimmen. Das Skelet findet in kohlenſauren Kalkſchaalen, in Hornhacken, im Knorpel und im phosphorſauren Kalkknochen ſeinen feſten Halt. Das Skelet iſt das relativ todte Moment des Thiers, welches daher ſeine Muskeln an Skelettheile als Bänder anheftet, mit denen es ſie willkürlich hebt oder fallen läßt. Für dieſe entgegengeſetzte Richtung bildet ſich der Muskel zum Strecker oder Beuger fort. Bei den niedern Thieren wirft die Natur das Knochengerüſt nach Außen; bei den höhern Thieren wendet es ſie nach Innen und bedient ſich ſeiner endlich ſogar zur Schutzumhüllung der Marksubſtanz.

3) Die Senſibilität.

§. 538.

Die Reproduction und Irritabilität haben ſich in der Senſibilität als ihrem wahrhaften Grunde aufgehoben. Erſt das fühlende Subject iſt das wirkliche Thier als die einfache, in ſich zurückkehrende Einheit aller ſeiner Unterſchiede. Der Mittelpunct des Fühlens hat ſein Organ an dem Nerven. Der Nerv iſt jedoch nicht als ſolcher für ſich die Urſache des Gefühls, ſondern nur das Mittel ſeiner Realiſirung, denn die erſte und letzte im Thier handelnde ideelle Cauſalität iſt ſeine Subjectivität ſelber. Es iſt daher umſonſt, die Senſibilität mechaniſch oder chemiſch erklären zu wollen. Es iſt umſonſt, ſie durch den Ausdruck Lebenskraft ſcheinbar begreiflich zu machen. Nur durch ſich ſelbſt als reine Selbſtbeſtimmung, die von ſich anfängt und ſich ſelbſt zum Zweck hat, iſt ſie begreiflich. Der Nerv als ihre ſinnliche Selbſtdarſtellung iſt eine aus Kohlen- und Waſſerſtoff, aus Eiweiß, Phosphor und andern Stoffen beſtehende weiche und weiße Subſtanz, die aus kleinen Kügelchen ſich zu Faſern ausſtreckt. Dieſe Faſern ſind von einer feſtgewebten Scheide umgeben, liegen, wie die Muskeln, in Bündeln zuſammen, verlaufen ſich in Fäden, verſchlingen ſich in Knoten und durchweben netzartig den ganzen Organismus.

§. 530.

Weil das Thier ſich einerſeits auf ſich, anderſeits nach Außen hinrichtet, ſo iſt der Nerv ein doppelter, nämlich entweder der *ſenſitive* oder der *motoriſche*. Das Thier bildet entweder die Außenwelt ſeiner Seele oder ſeine Seele der Außenwelt ein. Von beiden Vermögen iſt der inſtinctive der unmittelbaren Selbſterhaltung unterſchrieben, der in dem *plaſtiſchen* Nerven ſein Organ findet. Das Nervenſyſtem nimmt alſo das Syſtem der Reproduction und der Irritabilität in ſich auf und macht ſie in ſich zu eigenthümlichen Functionen. Hieraus ergibt ſich der Unterſchied der Nerven:

a) als der plaſtiſchen in den *ganglioſen Nervenknoten*, die weder der Empfindung noch der Bewegung dienen, ſondern nur die Ernährung vermitteln helfen und bei den höhern Thieren als das Syſtem der *Abdominalnerven* erſcheinen;

b) als der motoriſchen Nerven, die eine *fadenartige* Geſtalt haben und bei den höhern Thieren ſich im *Rückenmark* concentriren; ſie realiſiren die Bewegung der unwillkürlichen und willkürlichen Muskeln; jene durch unmittelbare Reflexbewegung, dieſe durch Vermittelung der Innervation, indem die urſprüngliche ganz locale Selbſterregung dem Nerven ihre Richtung durch freie Anſpannung einſtrahlt;

c) als der ſenſitiven Nerven in den *Ringen* oder *Halbkugeln* der *Gehirnmaſſe*. Von hier als ihrem Centrum laufen ſie peripheriſch aus und ſpecificiren ſich in den *Sinnesnerven* für die Aufnahme beſtimmter Reize der Materie überhaupt, des Geſchmacks und Geruchs derſelben, des Lichtes und des Schalles. Das Rückenmark mündet in das Gehirn, welches bei den Wirbelthieren ſich mit ſymmetriſch gebaueten Hemiſphären in ein hinteres und vorderes unterſcheidet, von denen erſteres die Function der Selbſterhaltung und Erhaltung der Gattung, das zweite die Function der Erkenntniß zu üben ſcheint. Die wirkliche Beſtimmtheit einer beſondern Richtung der animalen Thätigkeit kann nämlich immer nur auf einen beſtimmten Nerven zurückgeführt werden, deſſen *Primitivfaſer* in der Hirnmaſſe enthalten iſt, wie wir bei dem Unterſchied der Erregung der ſen-

ſtiven und der motoriſchen Nerven ganz deutlich ſehen. Was daher allgemeine pſychiſche Actionen anbetrifft, ſo iſt für dieſelbe nicht ein beſonderer Theil der Hirnſubſtanz als Realgrund anzuſehen, ſondern die Thierſeele in ihrer Totalität hat dieſe Individualität, der alsdann auch die Structur des Hirns und des geſammten Organismus entſpricht. Nur der das ganze Thier durchdringende Unterſchied des vegetativen und animalen Lebens kann ſich auch im Gehirn reproduciren, ohne übrigens, wie dies durch die phrenologiſche Atomiſtik geſchieht, deſſen dialektiſche Natur aufzuheben.

II.

Die äußere Gliederung der Thiergeſtalt.

§. 540.

Nach Außen hin wird die Geſtaltung des Thieres durch ſein Inneres bedingt. Ihre allgemeine Tendenz iſt die Darſtellung der ſubjectiven Selbſtbeſtimmung als des eigentlichen Weſens des Thiers und das Thier ſucht daher 1) die verſchiedenen Syſteme ſeiner Lebendigkeit in ſich zu centraliſiren; 2) ſich der allgemeinen Schwere und dem unmittelbaren Zuſammenhang mit der elementaren Natur zu entreißen; 3) die Geſtaltung jener vitalen und dieſer mechaniſchen Organe zu einer harmoniſchen Formation zu verſchmelzen.

§. 541.

1) In erſterer Beziehung ſtrebt das Thier, die Reproduction, Irritabilität und Senſibilität in beſondern Höhlen zu individualiſiren, von denen ſucceſſiv bei den Bauchthieren die Bauchhöhle, bei den Gliederthieren auch die Bruſthöhle, bei den Sinnenthieren auch die Kopfhöhle zur vollendeten Erſcheinung gelangt.

Bei den Bauchthieren iſt dieſer Unterſchied noch in dem Uebergewicht des vegetativen Lebens zurückgehalten. Sie bergen den nackten Leib, der nur ein Magenſack iſt, in Kalkſchalen u. dgl., die in ihrer Todtheit in Form, Farbe und Zeichnung

oft schön und prächtig sind. — Bei den Gliederthieren geht umgekehrt der Unterschied in ein Uebergewicht des krittabeln Lebens über, welches die Muskeln mit Hornschalen überzieht und einen geringern, eingeerbten, gezahnten, beschilderten, fußreichen, oft geflügelten Leib hervorbringt. — Erst bei den Kopfthieren entwickelt sich allmälig die harmonische Ausgleichung der Bauch-, Brust-, und Kopfhöhle mit der freieren Ausbildung des Kopfes selber. Noch einmal wiederholen die Fische die Formlosigkeit der Gastrozoen; noch einmal erinnern die Vögel an die Arthrozoen, bis in den Säugethieren Verdauung und Athmung sich der Rückenwirbelsäule und ihrer Ausmündung in die Kopfhöhle entschieden unterordnen.

§. 542.

2) Als fühlendes Subject nimmt das Thier Raum und Zeit in sich hinein und bringt daher willkürliche Bewegung seines Ortes hervor. Durch die Kraft seiner Selbstbestimmung überwindet es die Trägheit der allgemeinen Schwere und erschafft sich, um sein eigenes Centrum rotirend, seinen Schwerpunct in sich selber. Indem es aber, mehr oder weniger, in einem besondern Elemente lebt, ist es ausgerüstet, sich von demselben durch seine eigene Thätigkeit unterscheiden zu können. Es besiegt nämlich den Widerstand des Wassers, der Luft und des Bodens durch äußere Organe, die als Flosse, Schwanz, Flügel, Fuß, Arm, ihm dazu dienen, die Außenwelt theils als eine ihm entsprechende positiv heranzuziehen, theils als eine ihm widersprechende negativ abzuwehren und sich so — mechanisch — durch den selbstgesetzten Unterschied in der Gleichheit seines Fürsichseins zu erhalten.

§. 543.

3) Weil der thierische Organismus seinem Wesen nach universell ist, so erscheint er auch äußerlich zur allseitigen Wahrnehmung und Bewegung gebildet. Das Leben als solches bemühet sich, seinen Organen diejenige Lage und Stellung zu geben, in welcher sie die größte Energie ausüben können und vertheilt sie daher in den verschiedenen Höhlen des Leibes nach dem

Bedürfniß ſeiner Oekonomie zunächſt ohne Rückſicht auf das äſthetiſche Intereſſe. — Nach Außen hin aber geſtaltet es den Organismus ſo, daß die Beweg- und Sinnesorgane eine ſymmetriſche Stellung empfangen, die, ſofern ſie zwiſchen ſich einen mittleren Einheitspunct finden, ſich zur Harmonie ausgleichen, wie z. B. der Rumpf zu den untern und ſeitlichen Extremen, Mund- und Naſenöffnung zwiſchen den Augen und Ohren eine ſolche Mitte iſt.

Im Beſondern beobachtet die Geſtaltung das Geſetz der Ausſtrahlung, d. h. des Ueberganges der einfachen Einheit in die Verdoppelung, der Zweiheit in die Dreiheit, der Dreiheit in die Fünfzahl u. ſ. f, wodurch ein ſtockwerkartiger Aufbau der Gliederung begründet wird, wie ſich z. B. der Oberarm, die Armſpeichen, die Handwurzel und die Fingerphalangen ſo verhalten.

Die letzte Beſtimmtheit empfängt die äußere Geſtaltung des Thieres durch die Monalität, mit welcher die Natur in ihr überall den Schwung der Curve durchſetzt, ſo daß die Geradlinigkeit nirgends zur abſtracten Reinheit gelangt, ſondern bald zur ſphäriſchen, bald zur cylindriſchen, bald zur konoidiſchen Form oder ſonſt mannigfach variirten Wellenlinie übergeht.

III.

Die individuelle Modification der Geſtalt.

§. 544.

Die individuelle Modification der Geſtalt wird durch diejenige Veränderung hervorgebracht, welche der Organismus 1) ſchon in der Periode ſeines embryoniſchen Werdens; 2) in der Ausbildung ſeiner Sexualität und 3) in ſeinen Altersſtufen durchläuft.

§. 545.

1) Die urſprüngliche Geſtaltänderung hat den Zweck, das Thier im Proceß ſeines Werdens alle ſeine Vorausſetzungen in ſich

als Einheit und Totalität actu wiederholen zu lassen. Bei den Weichthieren als den anfänglichen ist dies daher noch wenig der Fall; bei den Gliederthieren verfällt die Veränderung als Metamorphose in die abstracte Vereinzelung besonderer Gestalten; erst bei den Säugethieren wird sie als die Werdegestalt im Leben des Embryo und Fötus zur successiven Wiederholung der früheren Standpuncte der Thierbildung. Jedes Thier, und je höher es steht, um so mehr, hat in seiner Gestalt von vorn herein eine singuläre oft kaum sagbare Schattirung.

§. 546.

2) Durch den Unterschied des Geschlechts empfängt das weibliche Thier in seiner Gestalt die Modification, nach Außen hin einfacher, einfarbiger und schmuckloser zu erscheinen, weil es seine Kraft im Innern sammeln und den Keim des neuen Individuums in sich austragen muß. Das männliche Thier dagegen, als das thätig erregende, erscheint formenreicher, vielfarbiger, mit Fleischwulsten, Flügeln, Hörnern, Mähnen u. dgl. geschmückt.

§. 547.

3) Im Durchgang durch die verschiedenen Altersstufen erreicht das Thier einen Hochpunct seiner Erscheinung, der mit der Reife seiner geschlechtlichen Energie zusammenfällt, nach welchem es sich allmälig auflöst. Die Muskeln erschlaffen, die Haut runzelt sich abwelkend zusammen, die Formen treten eckiger hervor und die Farben erblassen.

B.

Der Lebensproceß des Thieres.

§. 548.

Im Allgemeinen iſt der Lebensproceß des Thieres mit dem der Pflanze identiſch; er iſt theils Selbſterhaltung, theils Erhaltung der Gattung. Im Beſondern aber iſt er durch das Weſen des Thiers, Subject für ſich zu ſein, von denſelben Functionen der Pflanze qualitativ unterſchieden. Das Thier beſitzt nämlich ein wirklich theoretiſches Erfaſſen und ſelbſtſtändiges Verarbeiten der gegen es ſelber objectiven Welt und genießt im Gattungsproceß das Gefühl des Aufgehens ſeines Selbſtgefühls in die Allgemeinheit Gattung, während die Pflanze im Generationsact eben ſo gleichgültig bleibt, als im Ernährungsact.

I.

Die theoretiſche Aſſimilation.

§. 549.

Das Thier unterſcheidet ſich als Subject von der ihm objectiven Welt durch das Wahrnehmen derſelben, wenn auch daſſelbe in den niedrigen Thieren nur ein dumpfes Gefühl bleibt und ſelbſt in den höchſt organiſirten nicht zur Beſtimmtheit der Vorſtellung fortgeht, ſondern in einer für das Thier magiſch wirkenden Anſchauung ſtehen bleibt. Für den Umfang der theoretiſchen Aſſimilation ſtellt uns die Thierreihe eine Stufenleiter dar, in welcher zugleich die Organe der Auffaſſung immer zahlreicher und zuſammengeſetzter werden.

Die theoretiſche Aſſimilation zerfällt, der Geſtaltung und den Proceſſen der Natur entſprechend, in die des mechaniſchen, chemiſchen und idealen Sinnes.

§. 550.

1) Der mechaniſche Sinn hat die Materie als ſolche zu ſeinem Inhalt. Sein Organ iſt die Haut mit den unter ihr ausgebreiteten Nerven. Die Schwere der Materie fühlt das Thier als Druck; die Geſtalt der Oberfläche und der Begrenzung als Getaſt; den Unterſchied der materiellen Expanſion und Contraction als Wärme und Kälte der Temperatur.

§. 551.

2) Der chemiſche Sinn hat die Materie im Zuſtand ihrer Auflöſung zum Inhalt.

a) Die elaſtiſche Auflöſung der Materie in Gasform wird als Geruch empfunden. Das beſondere Organ dafür iſt die Naſe, eine trichterförmige Höhle, deren Schleimhaut dem Riechnerven den in ihr durch die Specification des Gaſes erregten Reiz zuleitet.

b) Die flüſſige Auflöſung des Materiellen in Form der Tropfbarkeit wird als Geſchmack empfunden. Das beſondere Organ dafür iſt ein ſtarker, willkührlich beweglicher Muskel, der als Zunge bei den höhern Thieren mit einer Menge von Nervenwarzen überzogen und überdem, die Verflüſſigung zu beſchleunigen, mit Speicheldrüſen ausgeſtattet iſt.

§. 552.

3) Der ideale Sinn berührt ſich mit ſeinem Inhalt gar nicht mehr unmittelbar, ſondern nur mit dem Bilde deſſelben, welches der Gegenſtand als Licht- oder Schallwelle von ſich projicirt. Der ideale Sinn des Thieres nimmt den Raum und die Zeit, jedoch noch nicht in ihrer Allgemeinheit, ſondern nur in der concreten Beſtimmtheit des unmittelbar Räumlichen und Zeitlichen wahr.

a) Der Sinn für die äußerliche Manifeſtation der Dinge durch das Licht iſt das Auge, welches von geringen Anfängen, von einfachen Nervenknoten an, bis zu einer beweglichen Hornkugel ſich fortbildet, die in Eiweißſtoff ſchwimmt und dem Seh-

treten als eine natürliche Camera obscura den Reflex der Gestalten und Farben vermittelt.

b) Der Sinn für die Manifestation der Innerlichkeit der Dinge als Innerlichkeit durch den Schall ist das Ohr, ein Knochenhämmerwerk, das in muschelförmigen und labyrinthischen Windungen dem Hörnerven die Vibrationen zuführt, in denen Gegenstände die Dinge die Eigenthümlichkeit ihres Zusammenhanges mit sich selbst darstellen.

Sobald die Thiere nicht mehr durch die bloße Haut, sondern durch Tracheen, ganz entschieden aber, sobald sie durch Lungen athmen, bringen sie auch aus sich selbst einen Ton hervor, der ihre Seele und deren Zustand als Stimme d. h. als ein thätiges Gehör, malt.

II.

Die praktische Assimilation.

§. 553.

Im Gefühl und mit den Sinnen nimmt das Thier die Welt wahr, die sich gegen es selbst als unorganische, d. h. als Mittel, verhält. In seiner Subjectivität greift es nicht nur über sich, sondern auch über seine Entgegensetzung fort. Unmittelbarer Weise ist dies Selbstgefühl der Trieb des Lebens; in besonderer Beziehung wird derselbe zum Bedürfniß einer bestimmten Vermittelung der Existenz, zum Hunger; dieser zwingt durch seinen Grimm das Thier zum wirklichen Ergreifen seiner Außenwelt, die es sodann in der Verdauung zur Identität mit seiner eigenen Lebendigkeit verwandelt. Die praktische Assimilation ist die reelle Negation des Objectiven.

§. 554.

1) Nach Außen hin verhält sich das Thier praktisch nur zu derjenigen Welt, die ihm an sich schon inhärirt. Findet es die seiner Lebendigkeit nothwendigen Mittel ihrer Erhaltung, so wird sein Selbstgefühl in ihrer Aneignung zur Lust erregt; feh-

von ihm dieselben, so empfindet es diesen Mangel als Unlust, die bis zum tödtlichen Schmerz sich steigern kann. Das Thier lebt zunächst die allgemeinen Veränderungen des Jahres- und Tageswechsels, und des meteorologischen Prozesses im Wechsel von Schlaf und Wachen, in Wanderungen und verschiedenen Stimmungen durch. Weil es noch kein Bewußtsein hat, wird es in die Sympathie mit dem Leben des Planeten überhaupt hineingerissen und, nach dem Maaß seiner Bildungsstufe, von seiner jedesmaligen Umgebung fascinirt.

Dem individuellen Kreis seines Lebens fühlt es als Instinct und benimmt sich darin eben kraft seiner durch keine Reflexion gestörten Beschränktheit mit absoluter Sicherheit, das ihm Angemessene aufsuchend, das ihm Widrige ignorirend oder vermeidend.

Ist der Organismus nicht zur Selbstgenügsamkeit in sich abgeschlossen, so erweitert er sich im sogenannten Kunsttrieb durch Production an sich selbstständiger Werke, wie Nester, Zellen, Netze u. dgl. Die schönen Schalen der Conchylien nennen wir nicht Werke des Kunsttriebes; solche müssen, während das Thier lebt, ein von ihm unabhängiges Bestehen haben können. Der Kunsttrieb und die Regelmäßigkeit seiner Werke ist ein Beweis der Unvollkommenheit der Thiere, die sich durch ihn bemerklich machen. Gerade die vollkommensten Thiere bringen Derartiges nicht hervor. Die Werke des Kunsttriebes sind Ergänzungen des mangelhaften Organismus, äußerliche Hülfsorgane des Thiers, die es sich selbst erst bereiten muß.

§. 555.

a) Das Thier hat zwar sein Leben in sich selber und vermag aus sich als seinem eigenen Stoff zu zehren; allein es würde sich darin auch verzehren, wenn es nicht Unorganisches in sich aufnähme, seinen Stoffwechsel von Neuem anzufachen. Dies Bedürfniß ist der Hunger. Das Thier nimmt jedoch nicht nur Elementarisches, Licht, Luft, Wasser, zu sich wie die Pflanze, vielmehr auch Organisches: Pflanzen und andere Thiere.

§. 556.

3) Die Thätigkeit des Thiers in der eigentlichen praktischen Assimilation besteht in den Acten a) der mechanischen Bemächtigung des gegen es selbst unorganischen Stoffes; b) in seiner Infection mit der Animalität durch die unmittelbare Energie des thierischen Subjectes; und c) in der Verdauung.

a) Für die mechanische Bemächtigung des Stoffs sind die Thiere, je nach der Stufe ihrer Bildung, mit verschiedenen Organen ausgerüstet; am reichsten diejenigen, die mit ihren Extremitäten und Zähnen das widerstrebende Leben anderer Thiere für sich zu gewältigen haben. Zur Gewaltsamkeit gesellt sich bei ihnen auch die List, aber nicht als eine absichtliche, sondern als eine unbewußte Zweckmäßigkeit, deren Grund die Selbstsucht des Lebens und die durch sie gesteigerte rege Empfindlichkeit des Thieres nach Außen hin ist.

b) Den unorganischen Stoff verändert das Thier schon ganz unmittelbar durch seine Aufnahme in die Sphäre seiner Lebendigkeit, deren Energie die specifische Eigenheit des Stoffes ertödtet. Es inficirt den Stoff mit seiner Individualität, sofern er derselben an sich schon als ein immanentes Moment ihres Wesens inhärirt, folglich in ihr schon ursprünglich überwunden ist.

c) Die Vermittelung der Assimilation setzt in der Vollständigkeit ihres Processes folgende Momente auseinander: α) die freie Intussusception des Stoffes durch den Mund, wo ihn die Freßwerkzeuge, namentlich die Zähne, verkleinern und Zunge und Gaumen ihm Speichel beimischen, der ihn nicht nur verflüssigt, sondern auch animalisirt. β) Hierauf wird der so inficirte Stoff im Magensack durch dessen Saft und peristaltische Bewegung zum Chymus aufgelöst, dann durch den Pförtner in den Blinddarm entlassen, von wo Saugadern alles Lebensfähige als Lymphe aufsaugen und als Chylus in den Brustgang ergießen. Dieser Milchsaft bildet sich zum Blut um, der Rest des ausgebeuteten, entgeisteten Chymus aber wandert γ) durch den Dünn- und Dickdarm weiter, nachdem die Gallenblase durch das Feuer ihres Saftes im Gegensatz zur neutralen Auflösung des Magen-

faſtes den letzten Angriff auf die Heterogenetität des Stoffes gemacht und ihn abſolut überwunden hat.

Der Organismus excernirt die Luft im Athmen; das Flüſſige im Schweiß, Schleim und Harn; das Feſte im Koth. Dieſer Entäußerungsproceß iſt nicht nur ſo zu nehmen, als ob er das ſeinem Leben Unbrauchbare von ſich ausſtieße, ſondern zugleich ſo, daß er thatſächlich beweiſt, durch die Verbannung ſich ſelbſt zum Zweck und im Nahrungsſtoff nicht die Urſache, nur das Mittel ſeines Lebens zu haben, mithin ſeine Erregung von Außen in Wahrheit nur durch ſeine Selbſterregung zu begründen. Eben deswegen erneuet ſich in ihm auch das Bedürfniß der Nahrung, weil die Allgemeinheit ſeines Lebens in ihr nur einen Durchgangspunct findet.

III.

Der Gattungsproceß.

§. 557.

Zu ſeiner Gattung hat das Thier ein doppeltes Verhältniß. Einmal vermittelt es die Exiſtenz der Gattung als Erſcheinung durch die Zeugung eines neuen Individuums; ſodann aber zeigt ſich an ihm, daß es ſelber nur die Erſcheinung der Gattung iſt, indem es durch den Tod das Bekenntniß ſeiner Unſelbſtſtändigkeit und der Unſterblichkeit der Gattung ablegt.

§. 558.

In den niedern Thieren wiederholt die Natur noch die pflanzenhaften Formen der Fortpflanzung und entſpricht erſt in den getrennten Geſchlechtern der Inſecten und der Wirbelthiere dem Begriff der thieriſchen Individualität wirklich, inſofern das Individuum ſich hier durch den Gattungsact mit dem ihm immanenten Weiſe als ſeine Ergänzung entgegengeſetzten Individuum auf einen Augenblick zur wirklichen Allgemeinheit der Gattung erhebt. Das männliche und weibliche Thier ſuchen ſich gegenſeitig und wirken durch und durch polariſch auf einander. Das Ei des

Weibchens und der Same des Männchens sind nun die letzte äußere Darstellung ihrer sich durch sich selbst auf einander beziehenden Passivität und Activität. Im Zeugungsact verliert das Individuum die Vereinzelung seines Selbstgefühls; es geräth passiv außer sich; es genießt sich in absoluter Selbstvergessenheit, um jedoch bald wieder in seine individuelle Beschränktheit zurückzufallen, denn es vermag noch nicht, seine Allgemeinheit, wie der Geist, als Allgemeinheit für sich zu besitzen.

§. 359.

Das Leben des Individuums erhält sich nur durch die unaufhörliche Dialektik seiner Systeme. Insofern das Thier aus ihren relativen Vereinseitigungen immer zur Einheit mit sich zurückkehrt, ist es **gesund**, im Gegentheil **krank**. Die wahrhafte Krankheitsform des Thieres ist das **Fieber**, in welchem die Stimultaneität der organischen Functionen in die **Succession** auseinandertritt und die Sensibilität im **Frost**, die Irritabilität in der **Hitze**, die Reproduction im **Schweiß** einander folgen. Ist dem Individuum der Widerspruch der Krankheit unüberwindlich, so **stirbt** es. Allein auch ohne eigentliche Krankheit stirbt es, indem es seine ganze Möglichkeit auslebt. Jedoch wie allmälig dies geschehe, so welkt es doch niemals so ab, wie die Pflanze, sondern **bricht** endlich in einem plötzlichen Ruck zum Nichts zusammen.

C.

Die Gestaltveränderungen des animalischen Typus.

§. 360.

Die Gestaltentwicklung des Thieres hat zwei Seiten: die innere der Selbstständigkeit des Lebens und die äußere der zweckmäßigen Gliederung nach Außen. Die erstere enthält das eigent-

liche Princip der Eintheilung der Thiere; die zweite das Motiv der besondern Modification des animalischen Typus.

Die Eintheilung der Thiere stellt uns in einer unendlichen Mannigfaltigkeit der psychischen Individualisirung den Stufengang der Systeme des Lebens dar, indem der Reproduction die Malakozoen, der Irritabilität die Arthrozoen, der Sensibilität die Osteozoen entsprechen.

I.

Die Malakozoen.

§. 561.

Bei den im Feuchten lebenden Malakozoen ist die äußere Gliederung gegen die Ausarbeitung der innern Organisation gering. Die Polypen, Strahlthiere, Mollusken, Kephalopoden und Ringelwürmer haben eine höchst energische Reproduction und Fortpflanzung, führen aber ein beschränktes, nach Außen gleichgültiges Leben.

II.

Die Arthrozoen.

§. 562.

Bei den Arthrozoen stellt sich umgekehrt in der sorgfältigen Ausbildung des Skelets die äußere Gliederung und ihr Verkehr mit der Luft als das Wesentliche dar und schreitet a) von den Krustenthieren, b) durch die Hexapoden, c) zu den Arachniden fort. Die Hexapoden gehen als Mücken, Falter und Käfer mehr oder weniger durch verschiedene Verwandlungsstufen hindurch, während die Spinnen von allen Metamorphosen frei sind und einen flügellosen, unbeschildeten, theils nackten, theils behaarten Leib haben.

III.

Die Osteozoen.

§. 563.

Diesen Gegensatz der Malako- und Arthrozoen als den Gegensatz des Innern und Aeußern sucht die Natur in den Osteozoen dadurch aufzuheben, daß sie der Vertheilung der vitalen Organe so wie der Extremitäten durch eine Rückenwirbelsäule einen festen Anhaltspunkt gibt. Eben deshalb unterscheidet sich hier die Gestalt nach Außen hin mit Bestimmtheit durch das Element, in welchem das Thier lebt. Die Osteozoen sind Wasser- Luft- und Landthiere.

a) Die Wasserthiere.

Die Wasserthiere sind, als die höhere Reproduction der Weichthiere, die phlegmatischen Gastrozoen, theils als Gräten- theils als Knorpelfische. Das Innere ist hier noch eben so einfach, als die Gestalt nach Außen hin ungegliedert.

b) Die Luftthiere.

Die Luftthiere sind, als die höhere Reproduction der Gliederthiere, die Thorakozoen, theils als Amphibien, theils als Vögel. Die Amphibien drücken in den melancholischen Batrachiern und Ophidiern, Cheloniern und Sauriern den Kampf der Natur aus, das Thier nach Außen selbstständig zu machen, während die sanguinischen Vögel als Nestflüchter oder Nesthocker mit Hals, Flügeln und Füßen in ihrem ätherischen Element das Extrem der äußeren Beweglichkeit darstellen.

c) Die Landthiere.

Die Landthiere sind die Kephalozoen, die zur vollkommensten Ausbildung auch der Organe der theoretischen Assimilation und als Säuger zum innigsten Genuß der Gattung gelangen.

Sie sind α) in den Pinnaten als Walen und Robben im Wasser lebende Flossenthiere;

β) in den Ungulaten als Dickhäuter und Wiederkäuer Pflanzenfressende Hufthiere;

γ) in den Unguiculaten als Nager, Raubthiere und Aeffer (Fledermäuse, Maki's und Affen) Zeh- Krallen- und Handthiere, die in Ansehung der Nahrung theils Carnivoren, theils Omnivoren sind.

Im Affen erreicht die Natur als solche die höchste Verwirklichung ihrer Möglichkeit. Der Instinct tritt zurück und ein verstandloses Nachahmungstalent tritt hervor. Die Jungenkrebe wird extrem und der Ueberfluß von vier Händen zwingt das Thier von der Pronität weg zur aufrecht sitzenden Stellung, nimmt ihm aber auch die Festigkeit des Auftretens. Der Affe wird so zum Zerrbilde des Menschen, weil die Natur in ihm sich zwar vollendet, ohne doch zu wirklichem Geist und Bewußtsein durchzubrechen, als mit welchen die Naturgestalt erst zur vollkommenen Schönheit sich verklärt und als symbolischer Ausdruck der selbstbewußten Vernunft — im Menschen — über die Natürlichkeit selbst hinausgeht.

Dritter Theil.

Der Geist.

Philosophie des Geistes.

Ethik.

Einleitung.

§. 564.

Die Idee als logische ist das Abstractum des reinen Denkens, das sich in der Selbstbestimmung seiner Unterschiede zu einem System ihrer Bestimmungen entfaltet.

Die Idee als natürliche ist das Concretum des reinen Seins, das an sich vernünftig und systematisch, zum sinnlichen Leben und der bunten Erscheinungswelt sich auseinanderlegt.

Die Wahrheit jenes einfachen Insichseins und dieses vielgestaltigen Außersichseins der Idee ist das Fürsichsein der Idee als Idee, die sich wissende und wollende Idee: der Geist.

Zur Abstraction des reinen Vernunft verhält sich der Geist als der sie denkende Logos; zur Realität der Natur als der ihr sowohl immanente wie transcendente Schöpfer; beide, Vernunft und Natur, gehen in ihn als ihrem productiven Grund zurück. Der Geist ist das ursprüngliche, allen Inhalt als sich selbst in sich fassende Subject, das an sich selber sein Object hat. Er ist das Prius der Natur wie der Vernunft, denn er unterscheidet sich von beiden, indem er zugleich in beiden als seinen eigenen, von ihm gesetzten Bestimmungen sich wiedererkennt.

§. 565.

Insofern der Geist als endlicher durch die Natur vermittelt erscheint, ist er allerdings auch von der Natur abhängig. Allein einerseits darf hierbei nicht vergessen werden, daß die Natur als

ſich dem Geiſt überhaupt, als von ihm geſetzt, nicht ſchlechthin fremd iſt, andererſeits, daß für den einzelnen Geiſt negativ die Entäußerung von ſeiner Natürlichkeit, poſitiv die Verwirklichung ſeiner Vernunft und Freiheit, die weſentliche Aufgabe ausmacht.

Der Geiſt iſt 1) der *ſubjective* d. h. der natürlich individuelle, der in ſeiner Thätigkeit bei ſich, in ſeinem Begriffe, bleibt; 2) der *objective* d. h. der ſeine Freiheit als eine objective Welt hervorbringende, in welcher er, als in dem reellen Abbilde ſeines Willens, ſeine zweite, ſeine höhere Natur beſitzt; 3) der *abſolute* d. h. der [illegible] ſich ſelbſt als den abſoluten Inhalt in der dieſem Inhalt congruenten abſoluten Form weiß.

§. 566.

Der Geiſt iſt ſeinem Weſen nach, vernünftig und frei zu ſein, nur Einer. Allein durch ſeine Erſcheinung wird in ihm der Unterſchied des natürlichen, geſchichtlichen und göttlichen geſetzt.

Als *natürlicher* Geiſt hat er an der Natur ſeine Vorausſetzung und iſt inſofern endlich; er gehört einer Race, einem Volk, einem Geſchlecht an, hat ein beſtimmtes Temperament, beſondere Anlagen u. ſ. w.

Als *geſchichtlicher* erzeugt der Geiſt durch ſein Handeln eine nur durch ihn erſtehende, aus von ihm erfüllte Welt, die ihn ihm ſelber objectiv darſtellt. Der Geiſt verhält ſich in ſeinem Handeln gegen die Natur negativ, ſich der Bedingtheit durch ſie zu entreißen und ſeine Freiheit in ihr und durch ſie für ſich zu verwirklichen. Er befreiet ſich von der Natur zu ſich ſelbſt. Er überwindet die Natur, um durch ihre Vermittelung die Nothwendigkeit ſeiner Freiheit ſich zum Genuß zu realiſiren.

Als *göttlichen* begreift ſich der Geiſt ſchlechthin nur auf ſich als das abſolute Weſen, welches nicht nur die Natur, ſondern auch die Geſchichte ſich zur Vorausſetzung macht und von beiden Formen ſeiner Manifeſtation an und für ſich frei iſt. Die Natur iſt allerdings an ſich göttlich; ebenſo iſt es die Geſchichte; aber göttlich an und für ſich iſt der Geiſt nur, inſofern er alles Werden in ſich aufhebt, und die ſchrankenloſe Einigkeit ſeiner in

sich als den absoluten Zweck zurückkehrenden und zurückgekehrten Freiheit sich zur Gegenwart macht, in denen letzterer Stelle die Breite des materiellen Universums wie die Länge und Beschlossenheit des geschichtlichen Processes verschwinden. Der göttliche Geist ist der in seiner Unendlichkeit unendliche.

§. 567.

Der Geist ist frei. Daher setzt er Alles, was er unmittelbar nicht selbst ist, in sich ideell. Es existirt kein Andres, das er nicht zu durchdringen und in sich, in seine Idealität aufzuheben im Stande wäre.

Der Geist ist frei. Daher ist die Form seiner Existenz unendliche, aus sich anfangende und in sich zurückgehende Thätigkeit. Er ist nur, was er thut. Das Thun des Geistes ist aber nicht ein Außersichkommen, sondern weil, was er auch thue, er selber ist, so ist es wesentlich Manifestiren. Er reflectirt nicht nur einen Schein von sich, sondern in seinem Thun macht er sich offenbar.

Der Geist ist frei. Daher vermag er nicht nur, wie das Thier, den sinnlichen Schmerz, sondern auch die Entzweiung mit sich selbst zu ertragen. Er kann aus der Tiefe seiner Freiheit den Widerspruch der Freiheit mit ihrer Nothwendigkeit hervorbringen. Allein nicht nur ist die unendliche Elasticität seines Wesens die Macht, in solcher Disharmonie auszuhalten, sondern sie ist auch die Macht, von ihr zu abstrahiren und die Einheit mit sich wiederherzustellen.

Der Geist ist frei. Seine Selbstbestimmung ist es, die ihn, auch im Andern, wozu er sich verhält, nur mit sich erfüllt; die ihn in Alles, was er thut, ganz übergehen läßt; die ihm, auch im selbstgeschaffenen Widerspruch, die Möglichkeit der Versöhnung erhält.

§. 568.

Der Geist ist wesentlich der denkende und wollende. Als denkender, sich wissender, weiß er; als wollender, sich objectiv setzender, denkt er. Der Geist ist daher in der Idealität seines

Selbstbestimmung weder durch das Prädicat des Denkens noch durch das des Wollens ausreichend zu charakterisiren. Sie sind beide nothwendig und eben deshalb ist das Wort Freiheit unentbehrlich, weil in ihm keine Einseitigkeit liegt. Es ist ein leerer Streit, ob das Denken oder das Wollen den Geist zum Geist mache, denn Denken ist unmöglich ohne Selbstbestimmung — ohne diese wäre nur Gefühl da; und Wollen ist unmöglich ohne den Gedanken des Zweckes — ohne diesen wäre nur Trieb da. Die Freiheit als solche, die gleiche Wurzel des Denkens und Wollens, macht es möglich, daß das Denken wie das Wollen von sich abstrahiren kann. Diese Möglichkeit, jedwede Bestimmtheit als ein Nichts zu setzen, ist der Schlüssel zu den Mysterien des Geistes.

§. 569.

Der Begriff des Geistes ist, weil der Geist sich selber auch den Stoff und Inhalt seiner Gestaltung, nicht mit dem Begriff des Bewußtseins zu erschöpfen. Das Bewußtsein, das Selbstbewußtsein, ist allerdings dem Geiste wesentlich, allein die Kategorie des Bewußtseins stellt ihn immer nur als in Verhältniß zu Anderm oder zu sich, setzt ihn aber, indem als Subject, noch nicht auch als die sich selber genügende Substanz. In der Geschichte solcher Philosophieen, die vom Ich ausgegangen sind, ist es daher vorgekommen, daß sie im Verlauf ihrer Entwicklung den theoretischen Anfang fallen gelassen und an seine Stelle den praktischen gesetzt haben; denn der Begriff des Willens enthält gegen den Begriff des Bewußtseins als solchen unstreitig das höhere Moment, daß der Geist im Wollen nicht nur als Reflexion, sondern auch als schöpferische Causalität sich bethätigt.

§. 570.

So wenig der Begriff des Bewußtseins dem Begriff des totalen Geistes entspricht, so wenig ist dies mit dem Begriff der Vernunft der Fall. Es ist freilich ganz richtig, daß der Geist an sich vernünftig ist. Dies ist auch die Natur. Allein der Geist ist als frei zugleich mehr als nur vernünftig, denn er

unterſcheidet ſich ſelbſt von dem Begriff der Vernunft und kann ſich, mit Bewußtſein ſogar, gegen dieſen Begriff negativ verhalten. Der Vernunft ſich gemäß zu beſtimmen, vernünftig zu ſein, vernünftig zu denken und zu handeln, iſt beziehungsweiſe das Höchſte, was vom Geiſt ausgeſagt werden kann, und doch iſt es ein Irrthum, den Begriff der Vernunft mit dem des Geiſtes in der Weiſe identiſch zu ſetzen, als ob dieſer Begriff in jenen aufginge.

Vernunft iſt eines der Schlagwörter, mit denen man nicht nur im gemeinen Leben, ſondern auch in der Wiſſenſchaft den größten Mißbrauch treibt und ganz unkritiſch die ultima ratio ſchon mit dem Koſen Namen angegeben zu haben vermeint.

Die Vernünftigkeit als die Beſeelung jedweden Inhalts durch die logiſche Organiſation ſoll durch Alles hindurch gehen. Eben deshalb aber muß immer zwiſchen dem Begriff der Vernunft in abstracto — dies iſt der Begriff der logiſchen Idee — und der Vernunft in concreto — dies iſt der Begriff des Logiſchen, wie es dem Natürlichen und Geiſtigen immanent iſt, unterſchieden werden. Der Geiſt iſt nicht nur vernünftig, wie die Natur, ſondern als frei hat er Vernunft. Das Haben drückt ſeine relative Unabhängigkeit ſogar von der Nothwendigkeit der Vernunft aus.

§. 571.

Eine noch größere Schwierigkeit für den Begriff des Geiſtes liegt aber in dem Begriff der Abſolutheit deſſelben.

Daß der einzelne Geiſt als einzelner nicht unmittelbar der abſolute Geiſt ſei, wird leicht zugeſtanden.

Daß der Geiſt eines beſondern Volkes nicht unmittelbar der abſolute Geiſt ſei, wird auch noch zugeſtanden.

Aber mit dem Geiſt der Menſchheit überhaupt als dem in allen Völkern und durch dieſe in dem Individuum thätigen beginnt der Zweifel.

Die Wiſſenſchaft hat in der Entwicklung des Begriffs des Geiſtes die Natur und den Werth dieſer Unterſchiede auseinander-

zusetzen. Es soll hier daher nur eine vorläufige Bestimmung, Mißverständnissen vorzubeugen, gemacht werden.

Es ist zu unterscheiden zwischen der Absolutheit, welche dem Geist überhaupt, also auch dem subjectiven und dem objectiven, zukommt; zwischen der Absolutheit, welche dem erscheinenden Geist gehört, sofern er sich über seine Nothwendigkeit, ein Schicksal zu haben, in Kunst, Religion und Wissenschaft erhebt; und zwischen der Absolutheit, welche dem schlechthin ewigen, von allem Werden freien Geiste inhärirt.

§. 572.

1) Den subjectiven und objectiven Geist nennen wir auch den endlichen, weil sie wesentlich, ihrem Begriff nach, eine Geschichte haben; eine Geschichte, deren ausschließliches Interesse darin besteht, sie zur wahrhaften Erkenntniß und möglichst hemmungslosen Verwirklichung des Begriffs des Geistes zu führen. Diese Endlichkeit des Geistes hindert also nicht, wehen daß der Lebenslauf des Einzelnen, noch daß das Schicksal eines Volkes in sich selbst von der Unendlichkeit der Innerheit bewegt werden. Daher der Werth, der auf jedes, auch das geringste, Menschenleben gelegt wird; daher der Anspruch, den jedes Volk auf Anerkennung seiner Selbstständigkeit macht. Es will, auch ohne klares Bewußtsein über seine Weltstellung, dem Organismus der Menschheit als Glied integrirt sein. Die Moralität des Einzelnen und das Recht eines Gemeinwesens sind absolut.

2) Kunst, Religion und Wissenschaft sind die Gebiete, auf denen der erscheinende Geist sich von seiner Geschichte befreiet und im Glanze der geschichtfreien Ewigkeit lebt.

In der Geschichte befreiet er sich von der Natur und von seinem Egoismus. Für die Sphäre der Kunst, Religion und Wissenschaft ist diese Befreiung schon eine Voraussetzung. Statt der Natur wird hier aber die Geschichte zum bedingenden Element. Der Geist, der sich in seinem tiefsten Innern sammelt, der sich aus aller Verendlichung in sein absolutes Wesen zurückwendet, hat eben in diesem Act die Geschichte, indem er über sie hinausgeht, noch an sich. Sie ist noch wieder der relativ

naturgeschichtliche Stoff, den er verarbeitet. Aus diesem Grunde hat auch diese Region der actuellen Absolutheit des Geistes noch die Form des geschichtlichen Processes, während doch der Inhalt schon die ganze Würde des sich selbst gleichen göttlichen Lebens besitzt.

In der Kunst, Religion und Wissenschaft feiert der Geist den absoluten Triumph der Freiheit. Die Schönheit, die Liebe, die Wahrheit sind über alle Endlichkeit hinaus, sind sich selber Zweck und beseligen den Geist, der in ihnen seine Heimath erreicht. Und doch liegt ihre äußere Initiative noch in der Geschichte, als von welcher sie die Individualität ihrer Form empfangen.

3) Der erscheinende Geist muß also auch den an sich geschichtsfreien Act der absoluten Versöhnung mit seinem wahrhaften Wesen noch in die Erscheinung fallen lassen. Kunst, Religion und Wissenschaft theilen die Epochen der Geschichte überhaupt. Aber selbst diese Versöhnung, in welcher alles Schicksal sich aufhebt und der Geist die volle Realität seines Begriffs erringt, ist nur denkbar, sofern der Geist an und für sich als natur- und geschichtsfrei in ewiger Gleichheit mit sich als das absolute, totale, alle Erscheinung principiell setzende, sie in ihrem Werden zeit-ideell durchdringende Subject existirt.

Dies absolute Subject, die positive Voraussetzung für die Absolutheit des erscheinenden Geistes, ist Gott als der absolute Geist, als das absolute Prius und Posterius von Allem.

Sagt man daher, daß der Geist das Absolute, so ist dies vollkommen wahr, allein diese richtige Definition wird unwahr, wenn sie in beschränktem oder in dem unbestimmten Sein genommen wird, die absolute Subjectivität des Geistes nicht als die ewige Existenz des absoluten göttlichen Subjectes, sondern als die Existenz nur des Collectivums der Menschheit zu nehmen.

§. 573.

Die Eintheilung der Wissenschaft des Geistes ist daher schwieriger, als die der andern Wissenschaften, weil in ihr die Bestimmtheit eine mannigfaltigere ist. Dennoch ist sie er-

reichbar, wenn man der Methode nicht untreu wird. Der Ausdruck für die Unterſcheidung des Geiſtes als den ſubjectiven, objectiven und abſoluten iſt auch an ſich genommen ſehr unbeſtimmt und doch nicht zu entbehren, weil er eben die andern noch unbeſtimmteren und vieldeutigeren Bezeichnungen unter ſich ſubſumiren läßt. Die Worte Menſch, Volk, Nation, Staat, Kirche, Geſchichte, Gott laſſen unter ſich keine ſolche Wechſelbeziehung zu, als jene abſtracteren Wendungen, bei welchem das Subject auf das Object und das Object auf die Einheit mit dem Subject hinweiſt. Als beſondere Benennungen würde man für jene Unterſchiede, mit Anknüpfung an den Ariſtoteliſchen Sprachgebrauch, wohl nur die Wiſſenſchaften der Pſychologie, der Ethik und der Theologie zu ſondern im Stande ſein.

§. 574.

Eine letzte Schwierigkeit erwächſt für die Philoſophie des Geiſtes dadurch, daß die niedrigeren Stufen der Entwicklung des Geiſtes doch als Formen implicite den Inhalt der höheren zu haben vermögen, bei der Darſtellung alſo des an ſich niedrigeren Begriffes oft ſchon der höhere mit heraus- und herein-gezogen werden muß. So iſt es z. B. unvermeidlich, bei der Religion für den Begriff des Glaubens auf den Begriff der Wiſſenſchaft, bei dem Begriff der Kunſt auf den der Religion, bei dem des Staates auf den Begriff von Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft, bei dem Begriff des Geiſtes in ſeiner Vereinzelung ſchon auf den Begriff des objectiven Geiſtes zu reflectiren. — Die Momente des Begriffs des Geiſtes ſind zugleich Stufen ſeiner Befreiung und wie deshalb in der niederen an ſich die höhere quoad potentiam ſchon mitgeſetzt iſt, ſo iſt die niedrigere in der höheren actu mitenthalten. Aus dieſem Grunde iſt es ein gänzlicher Mißverſtand, darin, daß die Wiſſenſchaft noch über die Religion der Form nach hinausgeht, in der Wiſſenſchaft die Religion untergegangen zu ſehen.

Mit jener Möglichkeit, daß empiriſch die an ſich niedrigere Stufe den Inhalt der höheren in ſich faſſen kann, hängt zuſammen, daß die höhere verkannt und in die niedrigere her-

untergezogen werden kann, wie z. B. wenn Patriotismus, Kunſt, Religion, weil ſie auch als Gefühl exiſtiren, nun auch auf die Form des Gefühls beſchränkt bleiben und nicht in ihrer freien, von dieſer Form ihres empiriſchen Daſeins auch unabhängigen Selbſtſtändigkeit geſetzt werden ſollen, wie z. B. wenn man behauptet, daß Gott nur gefühlt, nicht erkannt zu werden vermöge, daß das Schöne an Macht verliere, wenn es begriffen werde u. ſ. w.

Jede Stufe des Geiſtes iſt an ſich der ganze Geiſt. Jede iſt daher fähig, daß in ihrer Darſtellung die Totalität des geſammten Reichthums des Geiſtes wieder zum Vorſchein komme. Man nehme z. B. den Begriff des Traumes, ſo iſt erſichtlich, daß die vollſtändige Darſtellung ſeines Begriffs den Begriff des Bewußtſeins, des Verſtandes, der Phantaſie, des Willens, der Geſchichte, der Religion zu berühren gezwungen iſt. Man nehme den Begriff der Race, ſo kann bei ihm die ganze Weltgeſchichte, die Dispoſition der Race zu Kunſt und Wiſſenſchaft u. ſ. f. vorkommen. Oder man nehme den Begriff der Malerei, ſo kommt für ihn die Religion, die Natur, die Geſchichte, alle Zuſtändigkeit des individuellen Menſchenlebens u. ſ. f. in Betracht. Oder man nehme den Begriff der Tugend, ſo bezieht ſich die Tugend nicht nur auf unſer phyſiſches und für uns abgeſchloſſenes, ſondern auch auf unſer geſelliges Verhalten u. ſ. f.

Wenn man den Begriff des Geiſtes ganz eben ſo wie den Begriff der Natur hat behandeln wollen, wenn man daher ſogar von einer Naturwiſſenſchaft des Geiſtes geſprochen hat, ſo kann dies den guten Sinn haben, die Darſtellung des Geiſtes der gleichen Strenge und Genauigkeit zu unterwerfen, deren die Darſtellung der Natur vermöge ihres ſinnlichen Elementes fähig iſt. Meint man aber mit jenem Ausdruck die abſolute Rückſichtsloſigkeit auf die Geſchichte des Geiſtes, ſo iſt dies ein Irrthum. Es kann allerdings gefordert werden, daß die Grundbeſtimmungen im Begriff des Geiſtes nach ihrer Abſolutheit erfaßt werden. Der Begriff der Souverainetät des Staates z. B. iſt an und für ſich zu beſtimmen; ob er durch einen Autokraten, oder Dictator, oder durch zwei Conſuln, oder durch einen Wahlfürſten oder einen Präſidenten u. ſ. w. in concreto realiſirt wird, das fällt in die Geſchichte. Allein die Nichtbeziehung

auf die Geschichte kann nicht so weit gehen, daß die Philosophie nicht einmal zur Einsicht in die Nothwendigkeit der Geschichte kommt. Eine Philosophie, welche nicht die Geschichte überhaupt, als das Werk des Geistes, worin er sich als Geist offenbart, verstehen lehrt, mag noch so gelehrt, noch so begriffsklitterig auftreten — sie wird unfruchtbar bleiben.

Jedoch selbst die Naturwissenschaft ist nicht in dem Grade gegen die Geschichte der Natur spröde, als man es nach der abstracten Schilderung jenes Standpunctes der Wissenschaft erwarten könnte. Die ganze Kosmogonie und Geogenie sind zugleich historische Wissenschaften und die letztere erstreckt sich bis in die Zoologie hinein. Das zoologische System z. B. stellt die Ordnungen der Thiere nach dem Zusammenhange ihres Typus auf, allein sie verschmähet nicht, auch das successive Erscheinen der Thiere in Rechnung zu ziehen z. B. zu bemerken, daß die Nagethiere (Edentaten, Mäuse, Gürtelthiere) erst sehr spät entstehen konnten, nachdem für sie als Wühler eine weichere, wurzeldurchwirkte Erdkrume bereitet war.

Erſte Abtheilung.

Der ſubjective Geiſt.

Pſychologie.

§. 575.

Mit ihrem letzten Resultat, dem menschlichen Organismus, geht die Natur über sich selbst hinaus. Ihre Vollendung ist zugleich der Durchbruch der Idee in das Reich des Geistes. Oder vielmehr ist die Gestalt des Menschen schon der unmittelbare Ausdruck des Geistes. Im Allgemeinen hat er in seiner aufrechten Stellung ein Verhältniß sowohl zur Erde und ihrer mannigfaltigen Bestimmtheit, als zum Himmel und seiner ideellen Unbestimmtheit, während der Horizont die Mitte der Beziehung beider, ihre Wechselgrenze, ausmacht. — Im Besondern unterscheidet sich an der Menschengestalt die Region des Unterleibes, der Brust und des Hauptes, von denen die erste als Sitz des vegetativen Systems den sinnlichen Egoismus; die zweite als Sitz des irritablen Systems die Gemüthswelt; die dritte als Sitz des sensiblen Systems die Intelligenz symbolisch reflectirt. Die beweglichen Säulen der Füße und die Telegraphen der Arme vermitteln ihm durch ihre lebendige Mechanik das reelle Verhältniß zur Außenwelt. Im Einzelnen wiederholt der Kopf in seiner Gestaltung die Gliederung des gesammten Organismus, indem die Maxillarregion dem Bauch, die Nasalregion dem Rumpf und die Frontalregion dem Haupte selbst als unmittelbar symbolische Projection der Sinnlichkeit, Gemüthlichkeit und Intellectualität entsprechen. Diese nämliche Sonderung ist daher auch am Schädelknochen enthalten, dessen Hinterhauptbein, dessen Scheitelknochen mit dem Hinterkeilbein, endlich dessen Vorderhauptbein mit dem Stirnknochen denselben Unterschied darstellen. Der Schädelknochen hat seine Wahrheit am Gehirn, welches in der medulla oblongata und im Hin-

nen Gehirn die Organe der Sinnlichkeit; in den Sehhügeln, den corporibus quadrageminis, die Organe des Gemüthslebens; im großen Gehirn die Organe der Intelligenz bewahrt.

§. 576.

Der ſubjective Geiſt entwickelt ſeine Selbſtbeſtimmung zur Allgemeinheit, mit welcher ſie nicht blos für ihn, als dieſen einzelnen, ſondern auch für Andere als vernünftig da iſt. Er gilt dann in ſeiner Einzelheit als zugleich allgemeines Weſen, als Geiſt, nicht blos nach ſeiner natürlichen beſondern Eigenthümlichkeit. Die Pſychologie betrachtet ihn nur als Perſönlichkeit, die praktiſche Philoſophie oder Ethik auch als Perſon. So wichtig daher auch die Pſychologie für die Moral, Aeſthetik u. ſ. w. iſt, ſo hat ſie doch ſelbſt ſich aller derartigen Beſtimmungen zu enthalten, wenn nicht eine Vermiſchung der verſchiedenen Wiſſenſchaften eintreten ſoll.

§. 577.

Die Grundbeſtimmung im Begriff des einzelnen Geiſtes iſt die Freiheit, wie ſie durch die Aufhebung des Gegenſatzes der unmittelbaren Natürlichkeit der Seele zur unmittelbaren Idealität des Bewußtſeins ihre Wirklichkeit vermittelt, in welcher ſie ſich ſelbſt als in ſich unendliche Form zum Inhalt macht.

Das Moment der Natürlichkeit nennen wir die Individualität; das der Idealität die Subjectivität; das der Einheit des ſich ſelbſt als Ich ſetzenden Subjectes und der Realiſirung ſeiner Erſcheinung durch die Leiblichkeit die Perſönlichkeit.

Der Begriff der Individualität kann auch als Seele; der der Subjectivität als Bewußtſein; der der Perſönlichkeit als Geiſt bezeichnet werden.

Als Sondernamen für dieſe Begriffe, ſofern ſie zu eigenen Wiſſenſchaften ſich ausbreiten, ſind die Namen der Anthropologie, der Phänomenologie und der Pneumatologie üblich geworden. Wie es mit Namen zu gehen pflegt, daß ſie, wörtlich genommen, nicht recht congruent ſind und bald zu viel, bald zu wenig ausdrücken, ſo iſt es auch mit dieſen Namen der

Fall. Einstweilen sind sie so gut, als die ähnlich mangelhaften der Metaphysik, Aesthetik, Mathematik u. dergl. beizubehalten.

§. 578.

Das Princip der Individualität ist die Nothwendigkeit der Natur; der Mensch ist von dieser Seite passiv. — Das Princip der Subjectivität ist die in sich unendliche Freiheit der ideellen Selbstbestimmung des atomen Ichs; von dieser Seite ist der Mensch, auch im Aufnehmen von Anderem, schlechthin activ. Das Princip der Persönlichkeit ist die Freiheit des Geistes, wie er, als sein eigener Inhalt, sich auch seine Form bestimmt. Es ist Ein und dasselbe Subject, welches durch die Natur sich bestimmt findet; welches im Gegensatz gegen sie sich aus sich bestimmt; welches endlich theoretisch und praktisch in der Selbsterzeugung seines Inhaltes wie seiner Form sich nur zu sich selbst verhält. Der Mensch ist daher vom Thiere nicht blos durch Einzelheiten, vielmehr seiner Totalität nach, durch und durch, unterschieden.

Erſter Abſchnitt.

Die Individualität.

Anthropologie.

§. 579.

In ſeinen Organismus nimmt der endliche Geiſt die ganze Natur auf; jeder einzelne Geiſt aber wieder auf völlig eigenthümliche Weiſe, weil er ein in ſich eigenthümlicher iſt. Jeder Menſch iſt ein ſo noch nie dageweſenes Individuum, das auch zum zweitenmal ſo nie wieder daſein wird, und welches in der Geſammtheit des Univerſums und der Geſchichte der Welt ein beſtimmtes, nothwendiges Moment ausmacht, ſo unwichtig, ja überflüſſig uns ein ſolches oft erſcheinen kann.

In ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit überhaupt iſt der Geiſt freilich einfach und an ſich immer derſelbe; durch die Natur aber führt er ſich in eine unendliche Mannigfaltigkeit ein. Die Individualiſirung des Geiſtes vermittelt ſich durch die Natur. Die Individualität iſt daher auch in ihrer unmittelbaren Untheilbarkeit unübertragbar, jedoch nicht in der atomiſtiſchen Ausſchließlichkeit, als wenn ſie der Sympathie und des vermittelten Uebergangs in andere Individualitäten nicht fähig wäre.

§. 580.

Die Individualität iſt 1) die *natürliche*, die, als ein Werk der Natur, doch zugleich eine beſondere Beſtimmtheit des einzelnen Geiſtes ausmacht; 2) iſt ſie die gegen ſich ſelbſt *negative*, die unmittelbare Thätigkeit des Geiſtes als Geiſtes, die

als Gefühl ſeiner Ideelheit den Organismus durchdringt, ſo, daß 3) der Geiſt in demſelben ſich zu der ihm entſprechenden Darſtellung bringt und der Organismus nicht mehr nach ſeiner Natürlichkeit gilt, vielmehr den Geiſt als dieſen eigenthümlichen erſcheinen läßt. Die Bewegung des Geiſtes macht die Naturform zum Zeichen deſſelben.

A.

Der Naturgeiſt.

§. 581.

Die Natur beſtimmt den Geiſt ganz unmittelbar 1) durch die Qualitäten, die ſie in ihm ſetzt, und die ſich als ſolche ſtets in ihm gleich bleiben, wenn auch der Menſch ſein Verhältniß zu ihnen durch ſeine Bildung verändern kann. Als Naturindividuum iſt der Menſch 2) allen Veränderungen des animaliſchen Lebensproceſſes unterworfen, Veränderungen, die bei ihm zugleich die geiſtige Dispoſition ändern. Das Fühlen des Geiſtes iſt aber 3) nicht ein blos natürlicher Act, ſondern an ſich ſchon Wiſſen und die Rückkehr des Lebens in ſich bei dem Menſchen nicht eine nur reelle, ſondern auch ideelle.

I.

Natürliche Qualitäten.

§. 582.

Dem Menſchen inhärirt 1) im Allgemeinen die Qualität der Gegend, in welcher er lebt, mit der ganzen Eigenthümlichkeit ihres landſchaftlichen Charakters und ihres meteorologiſchen Proceſſes; 2) im Beſondern die Qualität des Stammunterſchiedes, aus welchem er herausgeboren wird; 3) im Einzelnen inhärirt ihm die Qualität ſeiner ſingulären Conſtitution, ihres unmittelbaren Verhaltens nach Außen hin und ihrer productiven Möglichkeit.

1) Die tellurische Bestimmtheit.

§. 583.

Der Mensch, das universellste Product unseres Planeten, ist zur Ubiquität auf ihm bestimmt. Allen Gegenden artet er sich an und reproducirt ihren Charakter in seinem Habitus. Alle Veränderungen, die ein besonderes Klima im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten entwickelt, werden im Einzelnen zu Stimmungen, in denen das somatische Element vom psychischen untrennbar ist. Je mehr der Mensch noch innerhalb der Natur steht oder je kränker und schwächer er ist, um so mehr haben jene Stimmungen Gewalt über ihn.

2) Die Stammeigenheit.

§. 584.

Von Seiten der Zeugung erbt das Individuum zunächst die Eigenthümlichkeit seiner Eltern; durch sie die der Familie, aus der sie hervorgegangen; durch sie des Stammes, dem die Familie angehört; durch den Stamm die der Nation, welcher er integrirt ist; durch die Nation wieder der Race, von der sie ein Glied ausmacht; durch die Race endlich den Geist der Menschheit in einer selbst noch particulären Form.

Der Raceunterschied ist nicht, wie der Unterschied der Thiergattungen, ein Artunterschied. Der Beweis dafür ist von Seiten der Natur die Fruchtbarkeit aller Racen und ihrer Blendlinge untereinander; von Seiten der Intelligenz, die Identität der Vernunft in allen Menschen. — Die besondern Kriterien der äußern Unterscheidung der Racen sind die Formation des Schädels und des Beckens, das Verhältniß des Unterkiefers zum Oberkiefer, die Art des Haarwuchses und der Farbe der Haut. Alle diese Bestimmungen müssen jedoch als Ein Ganzes zusammengefaßt werden. Auch bringt jede Race in ihrer Erscheinung sowohl eine Idealbildung, als deren Caricatur hervor.

Der psychische Unterschied der Racen besteht darin, daß 1) die niedrigste die abstracte Natürlichkeit: 2) die zweite die abstracte und daher zur falschen Naturlosigkeit strebende Geistig-

keit; 3) die dritte und höchste die selbstbewußte Einheit des Geistes mit der Natur, hiermit die Ueberwindung der Natur und die Perfectibilität und Progressivität der Geschichte zu ihrem Princip hat.

§. 585.

Die unterste Race ist die schwarze Aethiopische, die gar keine bewußte Geschichte hat, von der keine Religion, Kunst, Wissenschaft oder eigenthümliche Staatsform ausgegangen ist, die, niemals herrschend, bis in unser Jahrhundert die Sclavin der weißen Race war.

Die zweite Race ist die gelbe oder braune oder rothe Mongolische mit der maritimen Verästelung der Malaien, mit der continentalen der Amerikaner. Sie zeigt die Herrschaft über das Pferd, über das Wasserelement (Malaien) und über die eigenen Affecte, macht, sich von der Natur zu scheiden, den Anfang zu einer Geschichte, bleibt dann aber innerhalb derselben als einer zweiten Natur stehen.

Die dritte Race ist die weiße Kaukasische, welche die eigentlich weltgeschichtliche ist und daher auch die Erziehung der andern Racen zur Humanität zu übernehmen hat.

3) Die singuläre Naturbestimmtheit.

§. 586.

Jedes Individuum ist für sich ein eigenthümliches System, das, weil es gerade so und nicht anders organisirt ist, sich a) zur mittelbar im totalen Proceß des Lebens auf eine ganz bestimmte Weise verhält, die wir Temperament nennen; b) sich in dem, was es hervorbringt, ebenfalls in einer durch seine Natürlichkeit beschränkten Weise verhält: die Anlage; c) durch seine Individualität sich gegen Einzelnes als zur Identität oder Nichtidentität mit ihm bestimmt findet: die Idiosynkrasie.

§. 587.

a) Das Temperament. Jeder Mensch ist eine psychische, einzige Monade, in welcher ein bestimmtes Maaß unmittelbarer Empfänglichkeit und Reaction existirt, das, je nach der Beschaffenheit der Organismen, nicht nur an sich in's Unendliche hin verschieden ist, sondern auch durch die Art der Ernährung, durch die Richtung der Bildung und die Folge der Altersstufen in concreto auf das Mannigfaltigste modificirt wird. Wie grenzenlos aber die Individualisirung im Empirischen sei, so bleibt doch im Allgemeinen für den Rhythmus des Lebens folgender Unterschied constant: α) das Individuum kann sich passiv verhalten, so daß die (sanguinische) Erregbarkeit im raschen Wechsel den Grundzug seines Temperaments ausmacht; β) oder es kann sich activ verhalten, so daß die Selbsterregung und die nachhaltige Reaction auf empfangene Eindrücke sein Temperament (cholerisch oder melancholisch) charakterisiren; γ) oder endlich es kann zwischen der Receptivität und Spontaneität eine unmittelbare Ausgleichung (phlegmatisch) stattfinden. In jeder dieser Artungen ist eben so wohl ein Ideal als eine Caricatur mit zahllosen Zwischenstufen möglich.

§. 588.

b) Die Anlage. Die besondere Bestimmtheit der natürlichen Particularität ist die entschiedene Anlage des Menschen zu irgend einer besondern Thätigkeit, denn zur Vernünftigkeit und Freiheit überhaupt sind freilich alle Menschen bestimmt. Dem concreten Inhalt nach geht auch hier die Befähigung in's Unendliche; der Form nach aber unterscheidet sie sich als der Sinn für etwas, als das Talent und das Genie.

§. 589.

c) Die Idiosynkrasie. In ihrer Einzigkeit macht die Individualität ein nach Außen hin auf ganz singuläre Weise abgeschlossenes System aus, indem sie sich gegen die ihr gegenüberstehende Welt apathisch, antipathisch oder sympathisch verhält.

Apathisch, sofern sie von Reizen, welche sie berühren, doch nicht erregt wird, weil ihr ganz unmittelbar die Empfänglichkeit für sie fehlt; antipathisch, sofern sie gegen Reize polarisch reagirt; sympathisch, sofern sie mit gewissen Reizen von Hause aus sich in einer positiven Identität befindet und durch die Einigung mit ihnen ihr ganzes Dasein gesteigert fühlt. Nur zu oft werden diese Bestimmungen nach einigen grellen Aeußerungen als vereinzelte Sonderbarkeiten genommen, während sie im Individuum sich untereinander als Correlate verhalten, ihm für seine Wechselwirkung mit der Welt eine ihm unüberwindliche Schranke ziehen und gemeinschaftlich diejenige Bestimmtheit der Naturgewalt ausmachen, welche die äußerste Zuspitzung der unmittelbaren Eigenthümlichkeit ist, die von der Bildung zwar temperirt, jedoch keineswegs vernichtet werden kann. Dies ist nur da möglich, wo eine Antipathie z. B. gegen gewisse Nahrungsmittel eine künstliche, durch Sitte und Gewohnheit befestigte ist.

II.

Natürliche Veränderungen.

§. 590.

Durch die nothwendigen Veränderungen des Organismus entstehen zugleich im Geist natürliche Umstimmungen, die 1) auf dem Verhältniß des Individuums als dem der Gattung zur Gattung; 2) als dem des Individuums zur Gattung; 3) als dem des Individuums zu sich selbst beruhen.

1) Die geschlechtliche Metamorphose.

§. 591.

Das Verhältniß des Individuums zum Individuum, so daß die Gattung es ist, die in ihnen sich zu sich selbst verhält, ist das geschlechtliche. Das menschliche Individuum ist entweder männlich oder weiblich. Der sogenannte Hermaphroditismus ist nur eine Verkümmerung der Ruthe der männlichen Organe oder eine mon-

ſtröſe Vergrößerung der Clitoris der weiblichen Geſchlechtstheile. Der natürliche Grundunterſchied des Weibes vom Manne iſt das Organ der Gebärmutter für die Entwicklung des Fötus; aus ihm folgt die größere Weite des weiblichen Beckens für die Ausdehnung in der Schwangerſchaft von ſelbſt, ſo wie in der Form der Geſchlechtstheile die Einſtülpung des weiblichen nach Innen, die Ausſtülpung der männlichen nach Außen. Durch die monatliche Blutentäußerung des Uterus, durch die neunmonatliche Schwangerſchaft und durch das Geſchäft des Säugens, für welches die Bruſt in der Milchbereitung zum Buſen aufſchwellt, iſt das Weib weſentlich an die Natur gebunden. Der Mann dagegen iſt ſchon von Natur frei von der Natur. Als Erſcheinung der Natürlichkeit des Geiſtes iſt das Weib ihre Vollendung; als Erſcheinung des Geiſtes als Geiſt ſteht der Mann höher. Eben deswegen ſind Mann und Weib an und für ſich zur Einheit miteinander beſtimmt und iſt es falſch, die eine Einſeitigkeit auf Koſten der andern zu erheben. Das Weib iſt mehr für die ſinnliche Oberfläche des Lebens, für das Detail der Unterſchiede, für die paſſive Phantaſie, für die Beharrlichkeit im Kleinen und für den Affect organiſirt; der Mann mehr für den Kampf mit der Tiefe des Lebens, für das Produciren der Einheit, für die productive Phantaſie, für die Ausdauer im Großen und für die Energie der Leidenſchaft.

Dieſer Unterſchied iſt nun allerdings in jedem Individuum durch ſeine Sexualität ganz urſprünglich angelegt, allein im Verlauf des Lebens hat die Geſchlechtlichkeit eine Entwicklung, deren Anfang eine unmittelbare Indifferenz, deren Mitte die ſtärkſte polariſche Spannung der Differenz, deren Ende die durch die Erfahrung des Geſchlechtsgenuſſes und die Umſtimmung der Altersſtufen vermittelte Indifferenz iſt.

2) Die Altersſtufen.

§. 592.

Im Leben durchläuft der Menſch verſchiedene Stufen, die mit der Veränderung des Organismus zugleich verſchiedene Stim-

wurfen erzeugen: das Jugendalter, das reife Alter und das Greisenalter.

a) Das Jugendalter ist die erste Periode des Lebens, in welcher dasselbe seine Individualität zu sichern bemüht ist. Das Kind macht zunächst durch das Zahnen, durch das Stehen und Gehen und durch das Sprechenlernen sich als Individuum selbstständig. Knabe und Mädchen reproduciren in ihrem Spiel die Interessen der Culturwelt, die sie vorfinden, und haben das Bedürfniß, daß, ihre Unbestimmtheit aufzuheben, die Zucht der Erwachsenen ihnen entgegenkomme. Bei dem Uebergang in das Jünglings- und Jungfrauenalter werden die Knaben als Buben muthwillig und haben ein Gelüst, die ihnen gezogenen Schranken zu durchbrechen; die Mädchen dagegen werden stiller und fangen verschämt an, das Geheimniß der Gattung zu ahnen. Jüngling wie Jungfrau leben in der Phantasie, in einer Idealwelt mit dem Unterschiede, daß der Jüngling sich anschickt, die Welt, wie er sie kennen lernt, zu verbessern, die Jungfrau dagegen sich in das Ideal eines Mannes und einer Familie, wie sie sein sollen, hineinträumt. Die Stimmung des Jugendalters, dem die Zukunft gehört, ist wesentlich revolutionair.

b) Das reife Alter hebt das rücksichtslose Fürsichsein der Jugend auf und zwingt den Menschen, theils durch Arbeit, theils durch Zeugung und Erziehung von Kindern, für die Gattung thätig zu sein. Das Weib wird Gattin, Mutter und Hausfrau; der Mann hat an dem gemeinschaftlichen Werk der Gattung einen bestimmten Antheil der Production zu übernehmen. Er muß, will er etwas ausrichten, sich beschränken lernen. Nur in der Entschiedenheit und Folge der That bewährt er sich als Mann. Mann und Frau erscheinen durch den Erwerb, auf den der erste, durch die Erhaltung des Erworbenen, worauf die zweite geht, nicht so edel, als Jungfrau und Jüngling, welche für die Uneigennützigkeit ihrer Gesinnung noch kein Opfer zu bringen haben. Die Stimmung des reifen Alters ist die der Reform und des Conservatismus.

c) Das greise Alter setzt die Identität der durch den Kampf des reifen Alters völlig ausgebildeten Individualität mit den In-

tereſſen der Gattung. In Bezug auf ſich ſelbſt wird das Individuum vorſichtiger, bedächtiger, weil es phyſiſch ſchwächer wird; in Bezug auf die Intereſſen der Gattung aber wird es von unbefangener Theilnahme, weil es das Weſentliche ſeiner eigenen Geſchichte hinter ſich hat. Die Erinnerung ſeiner Vergangenheit beſchränkt es zwar; die Gewohnheit, in die es ſich eingelebt hat, vertödtet es ſogar; allein der ſelbſtiſche Ungeſtüm des jugendlichen und die polemiſche Rüſtigkeit des männlichen Alters verſchwinden gegen den Ueberblick, den die breite Erfahrung verleihet. Heitere Ergebenheit gegen das individuelle Geſchick, und Hoffnung für das Geſchlecht ſind die normale Stimmung des Greiſenalters, das eben deshalb gern wieder zur Bildung der Jugend ſich hinwendet, an ihrem Feuer ſich erwärmt und oft vorurtheilloſer iſt, als das mittlere Alter.

Sind aber die beiden vorangehenden Alter *nicht normal durchlebt*, ſo entſtehen im Greiſenalter *Mißgeſtalten*, welche die männliche Erwerbluſt in Geiz, die Beſonnenheit in Mißtrauen, die mütterliche Sorge in Nepotismus, die Kritik in Tadelſucht, die frühere Entbehrung in raffinirte Ausſchweifung und die Hoffnung in die Verzweiflung des Peſſimismus verkehren. Das greiſe Alter, ſeinem Begriff nach der würdevolle Selbſtgenuß des durchkämpften Lebens und die fruchtbare und wohlwollende Darſtellung ſeiner Errungenſchaften, wird dann zur Geißel der Menſchheit.

3) Schlaf und Wachen.

§. 593.

In Bezug auf ſich ſelbſt durchläuft das Individuum den Wechſel von Schlaf und Wachen. Der Menſch ſchläft urſprünglich als Embryo und Fötus. Wachen iſt die Thätigkeit der Cerebralnerven. Sind dieſelben durch anhaltendes Schwingen erſchöpft, ſo erneuen ſie ihre Intenſität durch ein relatives Ruhen, während deſſen die plaſtiſche Thätigkeit der Rückenmark- und Abdominalnerven überwiegt. Aus der Zerſplitterung und Zerſtreutheit ſeiner Erregung während des Wachens kehrt der Menſch als ſchlafender durch die Auflöſung aller willkürlichen und

unwillkürlichen Gebundenheit in die Einfachheit ſeines Urſtandes zurück. Dieſe Rückkehr des Menſchen aus der Geſchichte in die Natur, dieſe Verſenkung in die Einheit mit der Natur durch die Natur, iſt die verjüngende Macht des Schlafes, deſſen periodiſche Pauſen der Menſch nicht entbehren kann.

III.

Das Empfinden.

§. 594.

Die unmittelbare, als momentaner Proceß entſtehende und vergehende Beſtimmtheit des Individuums iſt das Empfinden, ein Verlauf von Nervenvibrationen, der in die einfache Selbſtbeziehung des Individuums ſich aufhebt. Das Empfinden iſt 1) nach ſeiner Allgemeinheit; 2) nach der Beſonderheit ſeines Unterſchiedes; 3) nach der Identität mit dem einzelnen empfindenden Subject zu betrachten.

1) Das Empfinden überhaupt.

§. 595.

Das Individuum empfindet, indem es von einer Erregung ſeiner Nerven — wodurch immer dieſelbe vermittelt werde, — ſich unmittelbar als Individuum unterſcheidet. Das Empfundene und das Empfinden ſind im Act der Empfindung allerdings identiſch, allein eben dies Zuſammengehen iſt es, was ſich in die Einheit des Individuums reflectirt. Ohne dieſe Reflexion würde eben nicht empfunden

Ein Gemeingefühl als eine beſondere Artung des Empfindens exiſtirt nicht. Was man ſo nennt, iſt das Empfinden überhaupt, wie es durch den Zuſammenhang der Nerven untereinander eine Einheit bildet, alſo auch Konäſthеſien begründen kann.

Kein Nerv kann für den andern vicariren. Weil aber der Geiſt an ſich Totalität iſt, ſo kann er nicht nur durch ſein Vergleichen mit einem Sinn die Function eines andern analogiſch

ersetzen, wie z. B. der Blinde durch das Tasten das Sehen und der Taube durch das Sehen das Hören, sondern er vermag auch, wenn seinem Organismus die Function eines Sinnes fehlt und der adäquate Nerv todt ist, diese Lücke durch ein instinctives aus seiner ideellen Einheit und Ganzheit entspringendes Supplíren zu füllen.

2) Die Besonderung des Empfindens.

§. 596.

Das Empfinden besondert sich qualitativer, quantitativer und modaler Weise.

a) Qualitativ kann das Empfinden Alles zu seinem Inhalt haben. Seine Erregbarkeit schließt an sich nichts von sich aus. Aber diese an sich unbestimmte Vielheit der Empfindungen scheidet sich doch sogleich in die beiden Hauptgruppen, daß das Empfinden entweder von Außen oder von Innen her erregt wird.

α) Das äußere Empfinden ist die Erregung der sensitiven Nerven, insbesondere der Sinnesnerven des Gefühls, des Geschmacks und Geruchs, des Gesichts und Gehörs. Die Hautfriction ist das recht eigentlich thierische Gefühl, welches der Mensch indessen im Druck der Hand und im Kuß des Mundes zum Ausdruck des zartesten Seelenlebens zu verklären vermag. — Das Schmecken affirmirt die Selbsterhaltung, stimmt daher den Menschen heiter und läßt ihn sich dem Augenblick ergeben. Viele Menschen, ganze Nationen, haben sogar die Neigung, immer etwas zu kauen, und alle Festfreude, die religiöse nicht ausgenommen, zählt das Essen und Trinken zu ihren Attributen. — Der Geruch verräth die Existenz des Materiellen über seine unmittelbare Grenze hinaus. Das Riechen dient daher dem wilden Menschen als vorzügliches Unterscheidungsmerkmal und für den Culturmenschen wird es Quell des feinsten Kitzels, der dem Gehirn durch den Olfactorius schmeichelt. — Sehen und Hören vermitteln hauptsächlich den Proceß der theoretischen Intelligenz. Das Sehen umfaßt jedoch nur eine Hälfte der Umgebung des

Menſchen, das Hören dagegen alle Richtungen. Die Bedeutung des Sehens liegt nicht blos im Aufnehmen der Umriſſe und Farben der Geſtalten des Materiellen, ſondern auch darin, daß der Geiſt im Blick ſich von Innen aus darſtellen, ſich in ihm ausſtrahlen kann. Das Hören aber wird noch wichtiger dadurch, daß es die Sprache als die reinſte Darſtellung des Geiſtes möglich macht.

β) Das innere Empfinden entwickelt ſich aus der freien Selbſterregung des Geiſtes. Dieſe urſprünglich ideell entſtehenden Empfindungen ſind eigentlich Vorſtellungen und Gedanken, Urtheile und Schlüſſe, ohne daß der Geiſt dieſer formalen Beſtimmtheit ſich ausdrücklich bewußt zu ſein brauchte. Alle innere Empfindung, auch die dem Inhalt nach abſtracteſte, verleiblicht ſich durch die Vermittelung der Nerven. Die organiſche Begleitung durchläuft den ganzen Organismus. In Syſtemen und Organen deſſelben, die bei dem Einzelnen gerade beſonders reizbar ſind, muß jedoch die Verleiblichung des primitiv geiſtigen Gefühls ſtärker hervortreten. Nach der Verſchiedenheit der Individuen geht natürlich dieſe Individualiſirung in's Unendliche, nicht aber exemplificirt ſchlechthin bei allen Menſchen einer beſondern Empfindung auch die Erregung eines beſondern Organs. Wolluſt z. B. wird nicht nur in den Geſchlechtsorganen, ſondern durch den ganzen Organismus, durch die Totalität des Lebens hin empfunden; eben ſo Muth, Freude, Schrecken, Hoffnung u. ſ. w. Die Empfindungen wirken je nach ihrem Inhalt durch alle Nerven und Muskeln hin anſpannend oder abſpannend, ſo daß dann auch gute oder ſchlechte Ernährung, alſo auch guter oder ſchlechter Schlaf, alſo auch gutes oder übles Ausſehen u. ſ. w. die Folge ſind.

b) Quantitativ kann die Empfindung von demſelben Individuum zu verſchiedenen Zeiten in einem höhern oder geringern Grad der Stärke empfunden werden; eine Beſtimmtheit, die zugleich ſowohl von der Art als dem Grade der einer Empfindung vorhergehenden Empfindung abhängig iſt, auf welchem Umſtande das Raffinement der Sinnen- und Gefühlsſchwelgerei wie das Metier aller Verführer von Profeſſion beruht. Die hyper-

ſthenische wie die extrem aſthenische Empfindung kommen zu demſelben Reſultate der Anäſthesie.

c) Modaler Weiſe beſtimmt ſich die Empfindung, wie ſie nun auch qualitativ und quantitativ beſchaffen ſei, affirmativ, negativ oder gemiſcht; affirmativ, wenn ſie die Steigerung der Einheit des Lebens und Geiſtes mit ſich ſelbſt zu ihrem Inhalt hat; negativ, wenn ſich die Entzweiung des Lebens oder des Geiſtes mit ſich ſelbſt darin ausdrückt; gemiſcht, wenn ſie zugleich poſitiv und negativ, alſo eine in ſich ſelbſt widerſprechende und doch in dem Individuum als momentane Einheit exiſtirende iſt, wie in der traurigen Freude, in der freudigen Trauer, im ſüßſauern Geſchmack, in der Sehnſucht und Wehmuth, im Muthe der Furchtſamkeit, in der Wolluſt der Grauſamkeit u. ſ. f.

Dieſe Modalität der Empfindung als Luſt oder Unluſt oder als Miſchung von Luſt und Unluſt kann durch das Quantum ihrer Wiederholung oder Dauer in ihr Gegentheil verändert werden. Die Luſt kann, ohne daß ihre Qualität als ſolche geändert würde, durch ihre Tautologie langweilig werden und zur Unluſt übergehen und die Unluſt kann, habituell geworden, als ein affirmatives Moment des Lebens empfunden werden.

3) Das Selbſtgefühl.

§. 597.

In aller Mannigfaltigkeit ſeiner Empfindungen bleibt das Individuum zugleich die einfache, aus allen Veränderungen in ſeine ideelle Einheit zurückkehrende Centralität. In der wechſelnden Particularität ſeines Empfindens iſt es Selbſtgefühl.

a) Als ſolches iſt es die identiſche Totalität ſeiner Empfindungen. Jede derſelben iſt in ihrer ſpecifiſchen Beſtimmtheit gleichgültig ſowohl gegen jede andere als auch gegen das Subject ſelbſt. Sie nimmt für ſich ihren Verlauf. Die heterogenſten äußern wie innern Empfindungen ſind im Individuum der Coexiſtenz fähig. Es ſelbſt iſt die Identität aller.

b) Das Individuum iſt ferner in jedem Moment die Summe aller bis auf denſelben in ihm dageweſenen Empfindungen oder

ihre ideelle Identität. Jede Empfindung, da ſie ein Werdeproceß, entſteht und vergeht allerdings. Iſt ſie aber actu vorüber, ſo iſt ſie damit im Subject nicht zu Nichts geworden, ſondern wird in ſeiner concreten Exiſtenz ideell geſetzt und als ein ſie miterbauendes Moment aufbewahrt. Das Individuum iſt alle ſeine Empfindungen, aus welchem Grunde, was wir empfinden, nichts weniger als gleichgültig iſt.

c) Jedes Individuum ſteht in einem beſondern Kreiſe von Empfindungen, die es erfüllen. Jede Veränderung dieſer Empfindungsſphäre iſt daher zugleich eine Veränderung der Wirklichkeit des Selbſtgefühls, da daſſelbe niemals ein abſtract allgemeines, ſondern ſtets ein partieularisirtes iſt.

B.

Der Traumgeiſt.

§. 398.

Mit ſeiner Natürlichkeit iſt der Geiſt allerdings unmittelbar identiſch, aber als Geiſt eben ſo unmittelbar von ihr unterſchieden. Dieſen Unterſchied muß er alſo auch ſetzen, allein zunächſt wird dies Setzen noch ſelbſt den Charakter der Unmittelbarkeit haben. Der Geiſt wird daher 1) gegen ſein Beſtimmtwerden durch die Natur noch innerhalb derſelben reagiren; dieſe Reaction iſt das Träumen; 2) er wird ſich in ſeinem Selbſtgefühl der Freiheit ſeiner Idealität unmittelbar erinnern, allein zugleich in der ſteten Gefahr ſchweben, ſich der Allgemeinheit ſeines Selbſtgefühls zu entfremden, eine Gefahr, der er nur durch unaufhörliche Selbſterneuung ſeiner Freiheit begegnen kann, indem er 3) ſich dieſelbe als eine beſtimmte Wirklichkeit zur Gewohnheit macht. Die Gewohnheit bildet die Freiheit dem Organismus als ein vom Geiſt geſetztes Sein in der Weiſe ein, daß ſie für ihn die träumeriſche Sicherheit eines Naturmechanismus empfängt,

eine Sicherheit, die wiederum den Mangel hat, als eine urſprünglich vom Geiſt geſetzte doch geiſtverlaſſen werden zu können.

I.

Das Träumen.

§. 599.

Das Schlafen iſt die Naturveränderung des individuellen Geiſtes, durch welche er aufhört, für ſich zu ſein. Aber im Schlafen iſt ſein Fürſichſein nicht vernichtet, nur aufgehoben und ſomit die reale Möglichkeit, die durch die Natur geſetzte Negation noch innerhalb derſelben zu negiren. Der Geiſt, indem er ſich während des Schlafens als Geiſt regt, bleibt ſomit noch unter der Naturgewalt kryptiſch gebunden, erſcheint folglich trübe und mehr oder weniger phantaſtiſch.

1) als einfacher Traumſchlaf;
2) als Traumwachen;
3) als Schlafwachen.

1) Der Traumſchlaf.

§. 600.

Schlafend ſinkt der Geiſt in die ſelbſtloſe Einfachheit ſeiner elementariſchen Allgemeinheit zurück. Die in ihm geſetzten Empfindungen, die weiterhin ſchon zu Anſchauungen, Vorſtellungen und Gedanken gebildet ſein können, werden von dem Selbſt losgelaſſen und bewegen ſich chaotiſch in einem mehr oder weniger lebhaften Bildergewoge durcheinander. Dieſe dumpfe Auflöſung des wirklichen Geiſtes in die Natürlichkeit, in den Zuſtand, in welchem ſich das Thier auch wachend befindet, ſofern es nämlich als Subject ſich nicht ſelbſt von den Objecten für ſich unterſcheidet, ſondern den Unterſchied nur empfindet, iſt das Träumen; es iſt in ſeinen Elementen gerade nur ſo mannigfaltig, als die Welt der beſtimmten Wirklichkeit, worin das Individuum ſich bewegt. Was dem Menſchen am Traum ſeltſam

erſcheint, iſt eben nur die abſolute Lockerheit der Traumbilder, die Nichtunterſcheidung des träumenden Subjects von ihnen und das ihm Zurückkommen von Vorſtellungen, die es ſchlechthin vergeſſen zu haben ſchien.

Der Schlaf kann relativ traumlos ſein. Der Traumſchlaf kann ſich dem Wachſein nähern und den Traumbildern mit der ſich bereits ſteigernden Cerebralthätigkeit den Schein ſtärkerer Gegenſtändlichkeit verleihen. Aber der Schlaf kann auch ſo feſt und der Traum ſo lebhaft ſein, daß die motoriſchen Nerven und durch dieſe die Muskeln erregt werden. Dann entſteht ein Traumhandeln, welches den Träumenden in einem der Form nach wachen Zuſtand erſcheinen läßt. Dieſer ſogenannte Somnambulismus kann bis zu einem förmlichen Arbeiten, jedoch nicht blos in der Nacht, ſondern auch am Tage fortgehen. Die mechaniſche Sicherheit dieſes Zuſtandes rührt theils davon her, daß der Schlafende nach Außen ſich nur durch den Gefühlsſinn ohne alles actuelle Riechen, Sehen und Hören verhält, theils kein Urtheil über ſeine wirkliche Situation hat, vielmehr ſich in ſich auf die Localität nur ſeines Traumbildes bezieht.

2) Das Traumwachen.

§. 601.

Verfällt der Menſch während des Wachens momentan in ein Träumen, ſo ſetzt daſſelbe ein relatives Schlafen des Gehirns voraus; ein relatives, denn formell kann der Geiſt ganz und gar bei ſich und doch in Einer Richtung von ſich abweſend ſein, wie in den Zuſtänden der ſogenannten Ahnung, der Viſion und des zweiten Geſichts.

a) Das Ahnungsvolle iſt in uns die polariſche ganz unmittelbare Reaction der Totalität unſeres Geiſtes gegen ſeine Vereinſeitigung im wachen Reflexionsleben, was das Schlafen und Träumen überhaupt auch ſind. In jedem Einzelnen lebt ſeine ganze Vergangenheit, ſeine ganze Umgebung, ſeine ganze reale Möglichkeit, ohne daß er über alle Einzelheiten dieſes mannigfaltigen Inhaltes ein ausdrückliches Bewußtſein zu haben ver-

möchte. Jeder macht, auch unabsichtlich, Schlüsse von dem ihm Gegebenen auf das Zukünftige. Dringt sich diese Beziehung dem Subject als Gefühl so auf, daß ihm die Vermittelung desselben entgeht, so erscheint die plötzliche träumerische Versenkung des Geistes in solchen Inhalt als die sogenannte Ahnung, die als formale Möglichkeit eine ihrem Traumbild entsprechende Realität haben kann oder nicht.

b) Die Vision ist eine subjective Phantasmagorie, die während des Wachens einen Traum mit aller Stärke objectiver Deutlichkeit träumt. Gewöhnlich ist sie mit Hallucinationen verbunden, d. h. mit subjectiven Sinnestäuschungen, und vermag alsdann mit ihren Luggestalten, Lugfarben und Lugtönen den Menschen auch bei vollkommen nüchternem Bewußtsein zu necken.

c) Verbindet sich der wache Traum mit einem Augenkrampf, der den sogenannten Stechblick erzeugt, so wird die Vision zum sogenannten zweiten Gesicht. Diese Deuteroskopie, die zu ihrem Inhalt nur die nächsten sinnfälligen Interessen des Lebens, Krankheit, Heirath, Leibesgefahr u. dgl. zu haben vermag, findet sich besonders bei einsamen, nervös reizbaren Berg- und Fischervölkern, und hat sich bei einigen Stämmen Keltischer und Finnischer Abkunft zu einem weitläufigen System traditionellen Aberglaubens ausgebildet.

Alle diese Zustände können durch die nervöse Infection der psychischen Atmosphäre wahlverwandtschaftlicher, in demselben Empfindungs- und Vorstellungskreise befindlicher Menschen, von einem auf mehre übertragen und somit endemisch und epidemisch werden.

3) Das Schlafwachen.

§. 602.

Erwacht endlich der Mensch im Schlaf, ohne doch nach Außen hin zu erwachen, so entsteht der sogenannte Somnambulismus, der sowohl ein Idiosomnambulismus, als ein durch den tellurischen, metallischen Magnetismus oder durch rhythmisches Reiben und Streichen nervös kräftigerer Individuen erregter sein kann. Ursprünglich ist er in der That nur der tiefe Schlaf, in

von ſich das kranke Selbſtgefühl zuſammennimmt, ſich in die Einheit mit dem Leben überhaupt wiederherzuſtellen. In dieſem Schlaf kann aber auch der Traum zu ſpielen und derſelbe durch die Sprache ſich zu äußern beginnen. Ja, der Menſch kann im ſogenannten Hochſchlaf formell als ein völlig wacher Menſch erſcheinen, mit dem man ſogar zu ſprechen vermag und der, dem Nachtarbeiter und Tagarbeiter ähnlich, allerlei äußerlich vorzunehmen im Stande iſt.

Der Somnambulismus iſt auf ſeinen höhern Stufen die Gebrochenheit des Selbſtgefühls, den Geiſt ganz in die thieriſche Seelenhaftigkeit herabzuſetzen und ihm doch vermöge ſeiner ſonſtigen Bildung die Möglichkeit zu geſtatten, ſich formell als Geiſt und Bewußtſein darſtellen zu können. Die extreme Steigerung der ringenden Senſibilität läßt den Somnambulen wohl gar anmuthiger, geiſtvoller und ſelbſt ſittlich reiner, als gemeinhin, erſcheinen. Mit der wachſenden Geneſung aber verſchwindet dieſer Schein wieder.

Der Idiotismus des kranken Lebens kann die Somnambulen zur Selbſtverordnung von Heilmitteln, zur Vorherſage von Kriſen und, ſobald ihnen eine ſolche Richtung gegeben wird, dazu führen, ſich eine eigene Sprache, eine eigene Schrift, eine eigene Welt, mit der ſie träumend verkehren, zu imaginiren. Dies Alles kann, je nach dem Bildungsgrade der Kranken, mehr oder weniger ſinnig oder albern ſein. Es iſt natürlich, daß alsdann das religiöſe Element, namentlich bei Weibern, an abenteuerlichen Formationen beſonders fruchtbar wird. Nichts aber iſt verkehrter, als in dieſen Träumereien göttliche Offenbarungen oder in dem Zuſtand überhaupt eine Annäherung an die Normalexiſtenz des Menſchen zu erblicken.

II.

Die Selbſtbeſinnung und die Selbſtentfremdung.

§. 603.

Die Negation des Traumlebens iſt die Selbſtunterſcheidung, welche der Geiſt zwiſchen ſich und die Natur, zwiſchen ſich und

diesem particulären Individuum und der Welt überhaupt setzt. Diese Selbstbestimmung kann sich aber nur als fortdauernde Thätigkeit erhalten und hierin liegt die Möglichkeit begründet, daß der Geist die Beziehung auf sich verlieren und sich seiner Allgemeinheit entfremden kann.

§. 604.

In der Wirklichkeit seiner Existenz besteht der Geist einen unaufhörlichen Kampf. Die verschiedensten Empfindungen stürmen, oft gleichzeitig, auf ihn ein; die mannigfachsten Vorstellungen kreuzen sich in ihm; die entgegengesetztesten Entschlüsse drängen sich ihm zur Wahl auf und in diesem Gewirr muß er die Identität mit sich und die objective Sonderung aller jener Unterschiede bewahren. Jede der Beziehungen, in die er tritt, ist fähig, ein Mittelpunct zu werden, der ihn absorbirt, weil an sich Alles mit Allem zusammenhängt. Jede Empfindung, jede Vorstellung, jede Anlage, jede Begierde, jede Tendenz, jedes Verhältniß strebt an sich nach ausschließlicher Herrschaft. Der Mensch hat aber den ganzen Reichthum seines Lebens in der Unterordnung unter sich, unter seine Selbstbestimmung, zu erhalten. So lang' er daher aus jeder Vereinseitigung wieder in die ursprüngliche Allgemeinheit seines Selbstgefühls zurücktritt, ist er geistig gesund; sobald er aber die Allgemeinheit seines Selbstgefühls verliert, oder in einer Particularität fixirt, entfremdet er sich seinem wahrhaften Wesen und verkehrt theils die leibliche Wirklichkeit in die geistige, theils entäußert er die geistige an ein sich widersprechendes Moment derselben.

§. 605.

Es ist ein Irrthum, die sogenannten Seelenstörungen, oder Gemüths- oder Geisteskrankheiten als ganz außerordentliche Zustände aufzufassen, die zum sonstigen Leben sich verhielten, wie etwa die Meteorsteine, wenn man sie als Auswürflinge des Mondes auf die Erde, als verirrte Gäste, ansieht. Der Grund des Irreseins, sofern er nicht rein somatisch ist, wie in der Fieberphantasie, im angeborenen Blödsinn, in Sinnestäuschungen,

in Gehirnverletzungen und Sinn- oder Rückenmarkkrankheiten, in Nervenverstimmungen überhaupt, liegt eben in der Freiheit des Geistes. In jeder Einseitigkeit als einer zur Ausschließlichkeit strebenden lauert schon Möglichkeit einer Verrückung des ganzen Systems eines Individuums.

Die Einseitigkeit, Zerstreutheit oder Concentration des Gefühls oder der Phantasie, des Verstandes oder Willens für sich, oder Irrthum und Thorheit, sind aber noch keine Verirrungen im dämonischen Sinn. Sie können vom Individuum in die Einheit und Totalität des Geistes, in den flüssigen Zusammenhang des Ganzen zurückgenommen werden. Die geistige Erkrankung unterscheidet sich von ihnen qualitativ dadurch, daß der Geist die ihm als solchem immanente Freiheit actu verliert, nicht in dem Sinn, wie wir auch von dem Bösen sagen, daß er die ihm wesentliche Freiheit negire, sondern in dem Sinn, daß er sie an das Nichts der Bestimmungslosigkeit, an die Vorstellung eines thatsächlich Unwirklichen oder dem Begriff nach Unmöglichen so entäußert, daß er dagegen als gegen ein ihm unbedingtes Sein schlechthin ohnmächtig wird.

Er entfremdet sich damit seinem Wesen; er fixirt eine theoretische oder praktische Unmöglichkeit für sein Bewußtsein und Gefühl als Wirklichkeit; er verfällt in einen Zustand, der ganz und gar dem des Träumens entspricht. Der Irre ist machend gerade so in seine fictive Welt als in eine seiende verloren, wie der Träumende, der sich auch nicht von den ihm vorüberhuschenden Bildern als freies Subject unterscheiden kann. Der Irre brütet sich in seinen Traum so hinein, daß nur dieser ihm die wahrhafte Realität zu enthalten scheint, weshalb die gemeine Wirklichkeit, als diesem Inhalt nicht entsprechend, ihn zu empören und bis zur Raserei aufzuregen pflegt.

§. 606.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Zerrüttung des Gefühls eine somatische Initiative zu haben vermag. Aus ihr entstehen zahllose empirische Formen der Verrückung der Allgemeinheit des Selbstgefühls in ein nur gemeintes Sein, in dessen

Projection der Krankheit ſeine Disharmonie reflectirt. Dieſe Kränkungen und Verſetzungen des Selbſtgefühls heben ſich auf, ſobald der Organismus in ſeiner Vitalität wieder zur freien Einheit mit ſich hergeſtellt wird.

Aber das Irreſein kann ſich auch in Widerſprüchen des Geiſtes ſelber begründen und dieſe Widerſprüche können ſich auch in die Leiblichkeit reflectiren. Extreme Grübelei, unbefriedigte Leidenſchaften, Unglück, große, ſogar angenehme, Umwandlungen des individuellen Geſchicks, mächtige Veränderungen des allgemeinen Weltzuſammenhangs, welche dem Einzelnen den geſetzmäßigen Verlauf der Natur und Geſchichte problematiſch werden laſſen u. ſ. w., können den Bruch des Geiſtes bewirken. Wie wir geſehen haben, daß im Traum alle diejenigen Regungen ſich entbinden, welche die Reflexion des wachen Lebens niederhält und zurückdrängt, ſo liegt auch ſolcher Verrückung das Streben nach Compenſation zu Grunde; das Aeußerſte, indem es, gegen die verſtändige Meinung des Subjects, doch wirklich wird oder wirklich zu ſein ſcheint, ruft in ihm die Reaction des entgegengeſetzten Aeußerſten hervor. Menſchen alſo, von unerträglichem Druck gepreßt, halten ſich plötzlich für Könige; Menſchen, ſich in ihrer Sündhaftigkeit erkennend und darob erſchreckend, ſpringen um und halten ſich für Chriſtus; Geizige, ungeheuere Reichthümer zuſammenſcharrend, halten ſich für Bettler und nehmen die Lebensart des Bettlers an; Mädchen in Ehehoffnungen getäuſcht, halten ſich für verheirathet u. ſ. w.

§. 607.

Das beſondere Material, worin der Widerſpruch des Geiſtes ſich darſtellt, kann ein ſehr verſchiedenes ſein. Erfindungsreich kann der Geiſt mit ſeiner Verkehrung abwechſeln. Dieſe Metamorphoſen, in denen bei aller Incohärenz ſich doch eine gewiſſe Conſequenz nicht verleugnen wird, ſind nur formal, beweiſen aber noch, ſo lange ſie nicht in den Blödſinn der Faſelei ſich auflöſen, noch eine gewiſſe Freiheit und Beweglichkeit des Subjectes. Der Bruch des Selbſtgefühls kann aber auch die Perſönlichkeit völlig zerſetzen, ſo daß das Subject nicht nur ſich

vorſtellt, von andern Weſen (Dämonen, Teufeln, Polizeidienern, Jeſuiten u. dgl.) verfolgt und gepeinigt zu werden, ſondern auch, daß es ſich an die von ihm vorgeſtellte Perſönlichkeit eines Dämons, oder eines Menſchen, oder gar eines Thiers (wie in der Lykanthropie und Boanthropie) abſolut entäußert und ſich in deſſen Gebärden und Stimme verwandelt.

§. 608.

Alle dieſe Zuſtände ſind ein Herunterfallen des Geiſtes in das Traumleben, unterſcheiden ſich aber von ihm als einfachem Traum dadurch, daß der Traum nicht blos wachend geträumt wird, ſondern auch die Wirklichkeit des Selbſtgefühls in ſich aufgenommen hat. Weil aber dieſe Verkehrung der Particularität in die Allgemeinheit dem Weſen des Geiſtes widerſpricht, ſo überſchwebt mindeſtens die reale Möglichkeit der Vernünftigkeit den corrupten Zuſtand. Die dem Geiſt, weil er Geiſt iſt, inwohnende Vernunft erſcheint daher bald als Kritik, indem der Irre zeitweiſe doch an der Objectivität ſeiner Wahngebilde zu zweifeln beginnt, bald als ein Intermittiren des Wahns und der Raſerei (lucidum intervallum), bald in der noch reſtirenden Integrität des Verſtandes, den Einen dunklen Fleck ausgenommen u. ſ. w. Selbſt dem Blödſinn kann die in ihm latitirende Vernunft nicht abgeſprochen werden.

§. 609.

Weil die Selbſtentfremdung den Geiſt nicht ſeiner Totalität nach aufhebt, ſo bleibt er in ihr die Möglichkeit, ſich aus ihr zur Selbſtbeſinnung zurückzuarbeiten. Wie im Zuſtand des geſunden Selbſtgefühls die relativen Uebergänge in die Erkrankung deſſelben nicht fehlen, ſo auch nicht diejenigen Momente, welche formell der Rückkehr des Geiſtes aus ſeiner krankhaften Selbſtvergeſſenheit zur kritiſchen Selbſtbeſinnung analog ſind, wie das Erwachen aus dem Traumſchlaf, wie der Rückblick auf ein raſches und lebhaftes Handeln, in das wir ganz aufgegangen waren, wie die Beruhigung nach dem Sturm eines Affects, wie die Ernüchterung aus dem Rauſch einer Leidenſchaft. Wie aber das

Irresein in den Individuen zwar schon lange angelegt und, während sie noch als ganz oder leidlich Vernünftige für Andere gelten, im Werden begriffen sein kann, bis es plötzlich als ein entscheidender Sprung in den Abgrund des Wahns sich realisirt, so auch ist der Rücktritt in die Einheit und Allgemeinheit des Selbstgefühls, oft lange schon vermittelt, zuletzt auch wieder ein Sprung. Das Subject nimmt dann mit Entschiedenheit wieder von sich als einem freien Besitz und spricht dies auch aus. Die Erinnerung der Genesenden an den durchlebten Zustand wird dann mehr oder weniger traumartig.

§. 610.

In der Selbstbesonnenheit entäußert sich das Individuum seines Außersichseins und erhebt sich wieder zur Herrschaft über seine Natürlichkeit. Diese stellt für den Geist als den seiner selbst mächtigen nicht sich selbst als unmittelbare Lebendigkeit, sondern den in sie sich einführenden, nach seinen Zwecken sich eingewöhnenden Geist dar.

III.

Die Gewohnheit.

§. 611.

Das Individuum muß sein Selbstgefühl mit bestimmtem Inhalt erfüllen, so daß derselbe ihm nicht mehr als von ihm unterschieden fühlbar wird. Dieser Act ist die Gewöhnung.

Die Gewöhnung *befreiet* den Geist von der *Fremdheit*, welche Anderes unmittelbar für ihn hat. Die Gewöhnung setzt dasselbe als ein Moment seines eigensten Empfindens so, daß er den Proceß der Assimilation, obwohl er sich stets erneuet, doch gar nicht mehr als solchen wahrnimmt und daher zu weiteren Aneignungen und Thätigkeiten fortgehen kann, für welche die schon erworbenen Gewohnheiten als Geschicklichkeiten das Mittel werden.

§. 612.

Der Geist setzt durch Wiederholen eines Processes seine Allgemeinheit in seine Natürlichkeit, so daß sie das durch ihn selber bestimmte Werkzeug seiner Thätigkeit wird. Ursprünglich ist die Natur für ihn ein Schicksal, denn er muß, so frei er in sich ist, doch nehmen, was sie ihm, in der Race, im Geschlecht, in der Anlage u. s. f. gibt. Allein durch die Gewöhnung bildet er sich und seine Zwecke seiner Natürlichkeit ein und durchdringt sie mit seiner Herrschaft, so daß nunmehr seine Macht und Thätigkeit ihr Schicksal wird.

§. 613.

Ob wir eine Gewohnheit als nützlich oder schädlich bezeichnen sollen, ist ganz relativ. Dieselbe Gewohnheit kann in verschiedener Beziehung sowohl das eine als das andere Prädicat empfangen. Nur ein schon zur Gewohnheit gewordener Inhalt ist unser völliges Eigenthum und, um in Bezug auf Etwas ganz frei zu werden, müssen wir durch seine Gewohnheit alle Spannung zwischen ihm und unserm Selbstgefühl aufheben. Die Leiblichkeit, in welche der Geist sich eingewöhnt hat, läßt ihn durch sich als sein Symbol und Zeichen hindurchscheinen.

C.

Die Naturſymbolik des Geiſtes.

§. 614.

Der Geist erscheint allerdings schon ganz unmittelbar in seiner Gestalt, denn sie ist die des Geistes, allein als Geist erscheint er in seiner Leiblichkeit doch erst, sofern er im Verlauf seiner Geschichte sich darin einbildet. Er muß die Sprödigkeit des Leiblichen für sich flüssig machen, so daß er als das Innere in ihm als seinem Aeußern sich darstellt und dies nicht mehr

eine Bedeutung als Naturobject, ſondern nur als Symbol des Geiſtes in Anſpruch nimmt.

Die Freiheit des Geiſtes iſt nun zwar an ſich unbeſchränkt, ſo daß er ſich auf ſehr mannigfaltige Weiſe zur Erſcheinung bringen kann. Die conventionelle Mimik der Nationen zeigt daher ſehr große Abweichungen. Allein doch ſind die mimiſchen Bewegungen, wie ſehr ſie ſich auch verſchnörkeln mögen, principiell an die Natur und zwar 1) an den Unterſchied der Function gebunden, den die verſchiedenen Momente des Organismus haben. Hiernach werden ſinnliche, gemüthliche und geiſtige Regungen nach der Differenz des Unterleibes, der Bruſt und des Kopfes und nach der Differenz des Antlitzes als der Maxillar-, Naſal- und Frontalregion deſſelben ausgedrückt. 2) Die andere Gebundenheit der mimiſchen Bewegungen an die Natur wird durch die aufrechte Stellung des Menſchen bedingt, indem jede von Unten nach Oben aufſtrebende Bewegung die Verſelbſtſtändigung, jede von Oben nach Unten niederdrückende Bewegung die Verunſelbſtſtändigung des Individuums ausdrückt. Beide Formen haben, als entgegengeſetzte, zwiſchen ſich eine Menge gemiſchter Formen.

§. 615.

Aus der Bewegung, welche die Empfindungen in ihrer Verleiblichung pathognomiſch im Organismus unabſichtlich hervorbringen, ſo wie aus der Wiederholung der willkürlichen mimiſchen Bewegungen, erzeugt ſich in der ganzen Natürlichkeit des Menſchen ein eigenthümlicher Ausdruck als der objective, maleriſche Niederſchlag ſeiner Geſchichte. Die einzelne Empfindung wie die einzelne mimiſche Aeußerung hat immer etwas Beſonderes zum Inhalt. Die Phyſiognomie des Habitus, der Hand und des Antlitzes ſpricht die allgemeine über die ganze Leiblichkeit ausgegoſſene Eigenthümlichkeit aus, wie ſie als ein feſtes Reſultat der Thätigkeit des Geiſtes erſcheint.

Zweiter Abſchnitt.

Die Subjectivität.

Phänomenologie.

§. 616.

Die Natur beſtimmt den Geiſt, aber der Geiſt beſtimmt ſich auch unabhängig von der Natur in ſich ſelbſt und reagirt eben deshalb ganz unmittelbar gegen ſeine Natürlichkeit, ihr ſich einzubilden und ſein Beſtimmtwerden in die Freiheit ſeiner Selbſtbeſtimmung umzuwandeln. Der Geiſt iſt Individualität, ſofern er mit ſeiner Natürlichkeit unmittelbar identiſch iſt, allein die Wahrheit dieſer Identität iſt die reine, von der Natur freie Selbſtbeſtimmung, die Subjectivität als Bewußtſein. Der Geiſt iſt von Anfang ſeiner Exiſtenz an Wiſſen, Sich Wiſſen, Sich Wollen. Allein daß er dies iſt, bringt er für ſich erſt allmälig zum Bewußtſein. Das primitive Bewußtſein muß, ſo zu ſagen, ſich als ſecundäres ſetzen, um den Begriff ſeiner ſelbſt zu erfaſſen und ſich als Bewußtſein zu haben. Der einzelne Geiſt iſt abſolute, einfache Beziehung auf ſich und nur durch dieſe Reflexion in ſich eben ſo einfache Beziehung auf Anderes. Aber dieſe Beziehung auf Anderes erſcheint ihm eher, als er die in derſelben und vorher an ſich ſchon vorhandene Beziehung auf ſich für ſich ſetzt. Er iſt immer ſchon Ich, allein er ſetzt das Ich als Ich erſt, nachdem er das ihm Andere, das Nichtich, geſetzt hat. Und das Nichtich iſt urſprünglich der Unterſchied, den das Ich in ihm von ſich als Ich ſetzt.

Der Begriff des Bewußtſeins, als der Begriff des einfachen Verhältniſſes des Geiſtes zu ſich als Subject und Object, iſt derjenige, welcher die formale Seite aller Bildung des Geiſtes beherrſcht. Der Geiſt ſetzt ſich erſt objectiv ſich ſelber voraus, bevor er ſich als ein Selbſt realiſirt und bevor er die objective und ſubjective Seite ſeiner Exiſtenz in die Allgemeinheit und Nothwendigkeit ſeiner Vernunft zuſammenfaßt. Die abſolute Geſchichte des Bewußtſeins iſt daher zwar auch eine Geſchichte des Erkennens, allein in einem andern Sinn, als des theoretiſchen Proceſſes der Intelligenz überhaupt. Der Begriff des Bewußtſeins als der abſolute Verhältnißbegriff des Geiſtes wird von dem Begriff des theoretiſchen Proceſſes der Intelligenz als Bedingung vorausgeſetzt, darf aber nicht als einerlei mit demſelben genommen werden. Der Proceß der theoretiſchen Intelligenz macht nicht begreiflich, wie es kommt, daß die Geſetzgebung über die Freiheit des Eigenthums der über die perſönliche Freiheit; daß der Dogmatismus dem Skepticismus; daß die Epik der Lyrik; daß die abſtracte Legalität der Moralität; daß die Despotie der Republik; daß das Sinnliche dem Geiſtigen u. ſ. w. vorangeht.

Es iſt wahr, daß der Begriff des Bewußtſeins ſchlechthin einfach iſt. Iſt dies aber ein Grund, ihn nicht in ſeiner Selbſtſtändigkeit anzuerkennen? Iſt dies ein Grund, ihn in den Begriff des Erkennens unbeſtimmt aufzulöſen?

Seit Descartes und Kant ſind alle tieferen und wahrhaft originellen Erweiterungen der Philoſophie von dem Begriff des Bewußtſeins ausgegangen. Von der Wiſſenſchaft iſt er befreiend in das praktiſche Leben, in die Religion und Poeſie eingedrungen. Und nun ſollte er mit dem antiquirten Begriff eines beſondern Erkenntnißvermögens wieder verſchmolzen werden?

§. 617.

Als Subject hebt der Geiſt ſeine geſammte Individualität in die ſich ſelbſt ſetzende Punctualität des Ichs auf. Die Individualität erſcheint inſofern nunmehr als eine durch das Ich geſetzte, denn Ich als die Kraft der abſoluten Selbſtbe-

ſtimmung greift über ſeine ganze Natürlichkeit über und macht ihr Beſtehen von ſich abhängig.

Das Ich iſt dieſe unendliche Unruhe, die als eine ſich ſelbſt anfachende in jedem Moment von ſich ausgeht und in ſich zurückkehrt. Das Ich unterſcheidet ſich von ſich ſelbſt als Ich und nimmt dieſen Unterſchied als einen ideellen eben ſo ſehr in die Gleichheit mit ſich zurück.

Das Ich erſcheint ſich nur, indem es ſich ſelber hervorbringt und daher iſt es unmöglich, daß Anderes ihm erſcheine, außer ſofern es das Andere für ſich ſetzt.

§. 618.

Das Subject bezieht ſich allerdings abſoluter Weiſe auf ſich. Weil aber dieſe Beziehung den Unterſchied des Ichs vom Ich in ſich ſchließt, ſo bezieht es ſich 1) auf Anderes und macht es ſich als Anderes zum Gegenſtand: ſo iſt es Bewußtſein; 2) bezieht es ſich auf ſich ſelbſt als ſein Anderes und macht ſich ihm ſelber zum Gegenſtand: ſo iſt es Selbſtbewußtſein; 3) das Subject macht alſo einmal das Object ſich ſelbſt gleich, nimmt es in ſich herein und das anderemal macht es ſich ſelbſt zum Object, entäußert ſich durch ſeine Negativität und ſchaut ſich in dem Product als ſeinem eigenen Selbſt an. Die Gleichheit des Objects und Subjects iſt jedoch nicht blos die formale der Identität der Beziehung, ſondern die auch reale, daß die Wahrheit der Objectivität wie der Subjectivität die in ihnen gleiche Vernunft iſt. Das Subject, welches den Begriff der Vernunft als der Copula zwiſchen der Welt und zwiſchen ſich, dem atomen Ich, erfaßt, iſt vernünftiges Selbſtbewußtſein. Jedem Subject iſt dieſe Vernünftigkeit an ſich immanent, allein jedes hat ſich zu ihrem Begriff zu erheben. Daß dies mehr oder weniger gelingt, fällt in die Geſchichte der Bildung.

A.

Bewußtſein.

§. 619.

Das Subject bezieht ſich auf die Objectivität 1) durch die Vermittelung ſeiner Individualität: ſo iſt es ſinnliche Gewißheit; 2) da es ſich aber auf dieſem Standpunct irren kann, ſo ſucht es im Auffaſſen der Gegenſtände ſich kritiſch zu überwachen: es wird wahrnehmendes Bewußtſein; 3) da es an ſich ſchon Begriff, Allgemeinheit und ſich ſelbſt gleich iſt, ſo muß es auch den Gegenſtand nach ſeiner Allgemeinheit und Gleichheit mit ſich ſehen: es verhält ſich als geſetzfindendes und geſetzgebendes Bewußtſein.

1) Sinnliche Gewißheit.

§. 620.

Das unmittelbare Verhältniß des Subjects zu Anderem wird durch die Vermittelung der Sinne gegeben. Das Bewußtſein iſt zunächſt auf das concret Einzelne gerichtet, welches im Raum auf dieſem Punct, in der Zeit in dieſem Moment ſich darſtellt.

2) Wahrnehmen.

§. 621.

Die ſinnliche Gewißheit kann zahlloſe Gegenſtände haben und bleibt auch auf den höchſten Stufen des Geiſtes ein nothwendiges Element ſeiner Exiſtenz; ſelbſt die Religion vermittelt die Gewißheit ihrer Wahrheit durch ſinnliche Vergegenſtändlichung.

Nicht durch die Sinne als Sinne, ſondern durch die Gegenwart des Bewußtſeins in ihnen wird die Gewißheit hervorgebracht. Das Bewußtſein kann daher die Ungleichheit in der Erſcheinung deſſelben Gegenſtandes, ſo wie die Ungleichheit

des Zustandes seiner Sinnesfunctionen sich ebenfalls zum Gegenstande machen. Sofern es sich während des Actes der sinnlichen Vergewisserung in dieser Negativität verhält, ist es wahrnehmend und fragt, ob der Gegenstand auch wirklich an sich so ist, als er unmittelbar erscheint?

a) Es sucht daher den Gegenstand als Erscheinung zuerst richtig und vollständig zu ergreifen. Das Resultat dieses Actes ist die Beschreibung, die wichtige Basis alles objectiven Wissens.

b) Weil jedoch der Gegenstand theils durch zufällige Nebenbestimmungen, theils durch die zufällige Beschaffenheit der ihn erfassenden Sinnesorgane anders erscheinen kann, als er an sich ohne solchen Zusammenhang ist, so wird seine erneuete Vergleichung mit der schon gewonnenen Beschreibung nothwendig. Diese comparative Wiederholung des Wahrnehmens ist das Beobachten, welches sich zur Steigerung der Genauigkeit Instrumente erfindet und das Object dem Experiment unterwirft d. h. Bedingungen veranstaltet, unter denen es auf eine ganz bestimmte Weise erscheinen muß.

c) Hat das Bewußtsein durch die Häufigkeit der Beobachtung den Inhalt des Wahrnehmens bewährt gefunden, d. h. ihn von seinen accidentellen, sowohl objectiven als subjectiven Modificationen unterschieden, so ist es berechtigt, sich als eine empirische Allgemeinheit oder Erfahrung auszusprechen, für welche das Einzelne zum vermittelnden Grunde wird.

3) Gesetzfindendes- und gebendes Bewußtsein.

§. 622.

Das Wahrnehmen des Gegenstandes in seinen vereinzelten Exemplaren und Phänomenen läutert sich durch die Erfahrung dazu, ihn als intelligibles Object zu setzen. Das Bewußtsein vereinfacht nun den Inhalt der mannigfaltigen Erscheinung als die ihm zu Grunde liegende Einheit des Gesetzes, das in aller zufälligen Veränderung sich gleich bleibt. Das Bewußtsein hebt die Vielgestaltigkeit der wechselnden Erscheinung in die Ab-

ſtruction des Geſetzes und damit ſich ſelbſt zu einem rein ideellen Gegenſtande auf, wie es für ſich ſelber ein ſolcher iſt. In den Geſetzen, die es findet, wie in den Geſetzen, die es gibt, verhält es ſich zu Beſtimmungen, die ſeinem Begriff homogen ſind und von denen es ihre äußerliche Exiſtenz unterſcheidet. Das Andere aber, welches doch für es kein Anderes iſt, iſt es ſelber, als ſich, im Unterſchied von ſich, auf ſich beziehend: Selbſtbewußtſein.

B.

Selbſtbewußtſein.

§. 623.

Das Bewußtſein hat das Selbſtbewußtſein zu ſeinem Grunde. In ſeiner Entwicklung aber ſetzt das Selbſt ſich erſt als Bewußtſein, bevor es, aus dem Objectiven in ſich zurückgehend, ſein eigenes Fürſichſein als Object für ſich ſetzt; ein Proceß, der in aller ſtaatlichen, äſthetiſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildung die Wendepuncte der Geſchichte, den Uebergang von der Naivetät zur Reflexion, bezeichnet. Das Selbſtbewußtſein hat das Bewußtſein, die Beziehung auf Anderes, noch als Moment an ſich, verhält ſich aber durch ſie hin doch nur zu ſich ſelber. Es ſetzt 1) die geſammte Objectivität, ſofern ſie ſelbſtlos iſt, zu einem Accidenz ſeines Selbſtes herab; 2) bezieht es ſich auf ſich als reines Ich und verhält ſich 3) zu andern Subjecten, die, wie es ſelber, Subject für ſich ſind.

1) Das Selbſtloſe.

§. 624.

Das Selbſtbewußtſein iſt, was es für ſich iſt, nur durch ſich und erkennt nur dasjenige an, was ihm als ein Selbſt gleich iſt. Die unſelbſtige Objectivität überhaupt, wie groß ſie ſei und was immer ihren beſondern Inhalt ausmache, nimmt es

daher von vorn herein, gleichsam instinctiv, als ein bloßes Moment ſeiner ſelbſt, das ſich gegen ſeine Durchdringung nicht zu behaupten vermag.

a) Wird daher das Selbſt durch die unmittelbare Lebendigkeit ſeiner Individualität auf einen ſelbſtloſen Gegenſtand bezogen, ſo verhält es ſich ohne Weiteres als ſeine Macht, greift zu, eignet ihn ſich an und hebt die anfängliche Ungleichheit zwiſchen ihm und ſich auf. Es genießt ſich in dieſer Aſſimilation als den abſoluten Herrn der Dinge, die gegen es nicht auszuhalten vermögen.

b) Oder das Selbſt läßt das ſelbſtloſe Object an ſich beſtehen, leihet ihm aber für ſich den Schein der Selbſtheit und ſetzt es durch ſolche fictive Verſelbſtung als eine Hypoſtaſe illuſoriſcher Weiſe ſich gleich.

c) Oder endlich das Selbſt verändert das Object und gibt ſich durch ſeine Bearbeitung deſſelben eine gegenſtändliche Exiſtenz. In dieſem Fall vereinigt ſich die Selbſtändigkeit des Objects mit der Selbſtthätigkeit des Subjects, das ſich in der Veränderung ſeiner ſelbſt entäußert, und in ihr, da es ſich in ſie hineingebildet hat, ſich ſelbſt anſchauet.

2) Das Ich.

§. 625.

Indem das Selbſt aus dem Objectiven in ſich zurückgeht, findet es ſich in ſich ſelbſt als mit ihm, dem Subject, identiſch. Es unterſcheidet ſich von ſich zu einem Unterſchiede, der eben ſowohl keiner iſt, weil das Ich, welches Subject, und das, welches Prädicat iſt, an und für ſich daſſelbe Ich ſind.

Das Ich ſetzt ſich ſelbſt, ſetzt ſich ihm ſelber entgegen und ſetzt ſich auch als die Einheit des ſetzenden und geſetzten Ichs. Es iſt ſeine eigene Theſe, Antitheſe und Synthеſe.

Oder auch es iſt mit ſich identiſch, von ſich unterſchieden und zugleich der Grund, in welchem die Identität und ihr Unterſchied ſich aufheben.

Oder auch es iſt die Subſtanz, die ſich als Cauſalität mit ſich in Wechſelwirkung ſetzt.

Oder endlich es iſt in ſeiner Idealität ſich ſelbſt, da es actu nur durch ſich exiſtirt, auch alle Realität.

Alle dieſe Wendungen bemühen ſich, das Selbſtbewußtſein zu beſchreiben, wie es als Ich-Ich um ſich als ſeine Achſe ſchwingt, wie es ſelbſt die Vorausſetzung ſeiner Beſchränkung in ſich trägt und die Forderung machen muß, Alles, was ihm als Gegenſtand, als von ihm objectiv unterſchieden erſcheint, mit ſich auszugleichen und mit dem eigenen Selbſt identiſch zu ſetzen.

3) Das Selbſt und das Selbſt.

§. 626.

Das Ich tritt aber dem Ich auch als einem wirklich anderm, ebenfalls für ſich ſeiendem gegenüber. Dieſes Entgegentreten verbirgt jedoch unmittelbar das Ich dem Ich durch die Individualität, in welcher es erſcheint. Das Ich ſchauet ſich im Ich an und doch widerſpricht die ſinnliche Form dem Inhalt, dem reinen Begriff des Selbſtes, das ſich von ſeiner Natürlichkeit unabhängig weiß. Das Selbſtbewußtſein muß ſich aber im Selbſtbewußtſein zur Anerkennung bringen. Es muß, das eine dem andern, jedes dem andern, das andere dem andern, ſeine weſentliche Identität mit ihm zeigen.

Dies vermag das Selbſtbewußtſein nur durch Aufhebung ſeiner Unmittelbarkeit, ſie als ſeine bloße Erſcheinung zu ſetzen. Hiermit ergibt ſich ein neuer Widerſpruch. Die Unmittelbarkeit der Individualität, gegen welche das Subject ſich negativ verhält, damit ihm ihr Weſen, das Ich, erſcheine, iſt nothwendig, denn ſie iſt ja das Werkzeug und Symbol des Geiſtes, worin er ſein Selbſtgefühl hat, wodurch er für Andere als reales Subject da iſt und ſeine Allgemeinheit mit ihnen vermittelt.

Indem nun das eine Selbſt gegen die Unmittelbarkeit des andern ſich negativ verhält, bringt jedes das andere in die Gefahr des Todes. Es entſteht ein Kampf auf Leben und Tod

als das Experiment, wodurch jedes Selbstbewußtsein prüft, ob das andere ihm entgegentretende ihm actu ebenbürtig ist. Dieser Kampf macht den Urbeginn aller Geschichte aus, bis dieselbe die Gemeinde und den Staat hervorbringt, welche die Anerkennung aller ihnen Zugehörigen von vorn herein als Gleicher, als in dem nämlichen Selbstbewußtsein Stehender garantiren. Je unvollkommener der Staat noch ist, um so mangelhafter ist auch noch diese Garantie, so daß relativ der Kampf um die Anerkennung noch immer wieder hervorbricht, wohl gar gesetzlich angeordnet ist.

Die rohe Negation des einen Subjects durch das andere, der einseitige Tod, fördert die Anerkennung nicht, denn sie raubt ja dem Ich das andere Ich und läßt ihm nur die trockene Unfriedenheit, für sich seinem Begriff treu geblieben zu sein.

§. 627.

Erzittert dagegen eines der Subjecte im Kampf vor dem Tode und gibt es sich gegen das andere auf, so berechtigt es dadurch dasselbe, von ihm als ihm wesentlich ungleich angesehen zu werden. Das von der Anhänglichkeit an das Leben sich frei wissende Selbstbewußtsein erkennt sich in dem unfreien Selbst nicht wieder an und setzt es gegen sich als den Herrn zum Knecht herab, dem es die Bearbeitung der gemeinen Endlichkeit der Dinge überträgt, ihm nur eine secundäre Selbstbestimmung leihet und sich nur mit der Erhaltung, Pflege und Anschauung der Herrlichkeit seines Selbstes als eines selbstständigen beschäftigt.

Das unselbstständig gewordene Selbstbewußtsein arbeitet in der Furcht des Herrn mit gehemmter Begierde, schauet aber im Herrn stets den Begriff an, den es von sich haben und behaupten sollte und erinnnert sich auch den selbstlosen Dingen gegenüber, die es verarbeitet, an die Wirklichkeit seines an sich vorhandenen Selbstbewußtseins. Da es sich also den Objecten gegenüber noch als ihre Macht erfährt und da es sie nicht für sich zum Genuß verarbeitet, von diesem vielmehr zu Gunsten des Herrn abstrahiren muß, so gelangt es durch solche Thätigkeit

und Enthaltſamkeit zur Bildung und gewinnt eine neue Innerlichkeit.

Daher kann, iſt es zu ihr gekommen, der Sclav ſeine Knechtſchaft auf doppelte Weiſe aufheben, einmal indem er den früher aufgegebenen Kampf der Anerkennung auf Leben und Tod nachholt und ſeine Freiheit erkroßt; oder indem er ohne den Grimm der Empörung durch ſeine Bildung ſeinem Herrn ſich ſo unentbehrlich und achtungswerth macht, daß derſelbe ihn als ſich dem Weſen nach gleichgeworden anerkennt und freiwillig emancipirt.

Dieſer Proceß geht durch alle Dependenzformen der ſocialen Verhältniſſe nicht nur der Knechte und Herrn, ſondern auch der Frauen und Männer, der Kinder und Eltern, der ſogenannten niedern Stände zu den höhern, unterjochter Völker zu den Eroberern, der Baſtardſtämme zu den Vollblutracen, der Lehrlinge zu den Geſellen, der Proletarier zu den Plutokraten, der novi homines zu den anerkannten Notabilitäten. Die Bedeutung dieſer im Lauf der Geſchichte ſich immer mehr verfeinernden Kämpfe iſt allerdings auch vom höchſten ethiſchen Intereſſe, ihre Begründung aber weſentlich pſychologiſch.

§. 628.

Das Reſultat des Proceſſes der Anerkennung iſt die Gemeinſamkeit des ſich im Andern gleich wiſſenden Selbſtbewußtſeins, die von ſich im Plural als Wir ſpricht und den Boden alles Vertrauens, aller Vertragsfähigkeit, aller Ehre, Liebe und Freundſchaft ausmacht.

C.

Vernünftiges Selbſtbewußtſein.

§. 629.

Die Wahrheit der bloßen Gemeinſamkeit des Selbſtbewußtſeins iſt die ihm an ſich innewohnende Allgemeinheit der in ſich

bestimmten logischen Nothwendigkeit, in welcher das Subject nicht nur mit dem Subject, sondern auch mit der gesammten Objectivität überhaupt sich als wesentlich identisch erkennt.

§. 630.

Sofern diese Identität der Ob- und Subjectivität von dem Subject in der Form des Begriffs als Gegenstand für es selbst gesetzt wird, ist dieselbe der Begriff der Vernunft. Sofern es hingegen von den logischen Bestimmungen sich unterscheidet, jedoch zugleich weiß, daß Alles, was existirt, formaler Weise durch sie bedingt wird, hat es Vernunft oder ist es vernünftig. Dies Bewußtsein braucht aber gar nicht in der Form wissenschaftlicher Strenge zu existiren. Erst durch das Bewußtsein der Nothwendigkeit der reinen Vernunftbestimmungen als der absoluten Copula der Objectivität mit der Objectivität, der Objectivität mit der Subjectivität und der Subjectivität mit der Subjectivität hebt sich die Spannung auf, welche durch die ganze Geschichte des Bewußtseins als die Beziehung zwischen Subject und Object hindurchgeht.

§. 631.

Indem aber diese Beziehung zum bloßen Moment herabsinkt und das Subject auf dem Grunde der Vernunft als der Einheit, durch welche es Alles als das an sich Seinige weiß, sich sowohl als Inhalt wie als Form hervorbringt, ist es Persönlichkeit oder Geist.

Dritter Abſchnitt.

Die Perſönlichkeit.

Pneumatologie.

§. 632.

Durch ſeine Natürlichkeit iſt der Geiſt Individualität; durch ſeine abſtracte Beziehung auf ſich als Bewußtſein iſt er Subjectivität; als die Einheit der Individualität und Subjectivität iſt er wirklicher Geiſt, der nämlich ſich weiß und ſich will und dies Wiſſen und Wollen durch ſeine Natürlichkeit zur entſprechenden Realiſirung erhebt.

Für dieſe Einheit haben wir den Ausdruck Perſönlichkeit, denn die bloße Individualität, die in der atomen Natürlichkeit wurzelt, iſt nicht wahrhafte Perſönlichkeit, weil ihr die freie Unterſcheidung des Geiſtes als Subject von ſich und Anderm fehlt, wie z. B. der Menſch, wenn er ſchläft oder trunken oder verrückt oder blödſinnig iſt, zwar als Individualität und damit als mögliche Perſönlichkeit, nicht aber als wirkliche exiſtirt. — Oder umgekehrt iſt die bloße Subjectivität, das ſich als atomer Begriff Wiſſen und Wollen, ohne daß das Bewußtſein ſich als Erſcheinung realiſirt, nicht wahrhafte Perſönlichkeit, weil die Selbſtunterſcheidung des Subjects von ſich und Anderem als eine nur ideelle, die nicht weder für ſich noch für Andere ſich äußerlich vergegenſtändlicht, das Subject nicht als die in ſeiner Individualität gegenwärtige Macht ſich manifeſtiren läßt. Dies iſt z. B. der Fall in denjenigen kataleptiſchen Zuſtänden, in denen der

Mensch vollkommenes Bewußtsein hat, allein schlechthin es durch den natürlichen Organismus zu äußern unfähig ist. Der Mensch existirt dann zwar als Subjectivität und als mögliche Persönlichkeit, nicht aber als wirkliche.

Persönlich ist der Geist sowohl individuell als subjectiv. Als die negative Einheit dieser Momente ist er selbst erst ihre wahrhafte Ursache. Die Individualität ist als natürliche diese eigenthümliche, weil der einzelne Geist dieser eigenthümliche ist, der von Innen nach Außen sich in seiner Natürlichkeit seinen reellen Ausdruck gibt. Und eben so ist er nur deshalb Wissen von sich und Anderm, oder erscheint Anderes ihm und er sich selbst, weil er an und für sich substantielle Totalität ist, für welche die Beziehung auf Anderes als Verhältniß von Subject und Object nur die Bedeutung hat, sich auch actu als Geist zu erfahren und in stetem Fortschritt den Schein aufzuheben, als wenn das Wesen des Geistes und das Wesen der ihm sich darstellenden Erscheinung ein qualitativ verschiedenes wäre.

§. 633.

Die Wissenschaft des subjectiven Geistes hat sich vorzüglich in zwei Eintheilungen bewegt; die eine theilt ihn nach Leib, Seele und Geist ein; die andere betrachtet ihn nach dem Unterschied der Vermögen als dem Gefühls-, Erkenntniß- und Begehrungsvermögen. Das Mangelhafte der ersten Eintheilung liegt darin, daß das Verhältniß der Begriffe Seele und Geist unklar bleibt; es entsteht der Schein zweier Subjecte, eines psychischen und pneumatischen. Was wir aber Seele nennen, ist der Geist selber in Einheit mit seiner Natürlichkeit. Das Mangelhafte der zweiten Eintheilung liegt darin, daß der Geist allerdings zu fühlen, zu erkennen und zu begehren vermag, daß aber diese Unterschiede nur die nothwendigen verschiedenen Richtungen sind, in welche seine an und für sich identische Thätigkeit sich auseinandersetzt und zwar so, daß die Momente ihrer Entwickelung unter einander in einem bestimmten Zusammenhang stehen. Mit der Bezeichnung jener Unterschiede als besonderer Vermögen schleicht sich leicht eine atomistische Zersplitterung derselben ein. Diese Theorie der Vermögen ist eben durch den Begriff des

Bewußtſeins unhaltbar geworden, das nicht mehr als eine beſondere Kraft des Geiſtes aufgefaßt werden kann und die alle Differenzen durchdringende Einheit als ſubjective unmöglich macht. Aber das Bewußtſein iſt nur die Seite des Geiſtes, nach welcher hin er als im Verhältniß der Selbſtbeziehung auf Anderes ſteht. Der Geiſt ſelbſt iſt mehr, als nur dieſe Beziehung, die Unendlichkeit der Form; er iſt auch ſich ſelber der Inhalt.

Aus dem Weſen der Idee, ihre Fülle in jedes ihrer Momente zu verſenken, wird es erklärlich, daß der Begriff der Individualität wie der der Subjectivität die höheren Formen des Geiſtes bereits in ſich hereinziehen können. An das Empfinden des Individuums ſo gut, als an das Bewußtwerden des Subjects läßt ſich der Proceß des theoretiſchen wie des praktiſchen Geiſtes anknüpfen, in Wahrheit aber macht der Geiſt ſich den Realismus der Individualität wie den Idealismus der Subjectivität zu Vorausſetzungen und Mitteln ſeiner Verwirklichung. Ohne dieſe tiefere Begründung der Freiheit des Geiſtes bleibt die Freiheit des Selbſtbewußtſeins formal.

§. 634.

Der Geiſt iſt als einzelnes Subject an ſich zwar Alles, was außer ihm als beſondere Erſcheinung exiſtirt, aber für ſich iſt er nur, wozu er ſich ſelbſt macht. Er iſt frei d. h. er verhält ſich in dem, wozu er ſich beſtimmt, als zu ſich ſelbſt.

Er verarbeitet ſich ſelbſt als Stoff zur Form und die Form als von ihm ſelbſterzeugte wird ihm wieder zum Stoff. Die Vernunft, die er unmittelbar iſt, bringt er ſich für ſeinen Begriff zur ideellen Darſtellung und die Vernunft, als die er ſich weiß, erhebt er für ſeinen Genuß zur reellen Darſtellung.

In erſterer Hinſicht verfährt er theoretiſch, in zweiter praktiſch, aber als die Einheit und Totalität aller ſeiner Beſtimmungen iſt er zugleich von dieſer Doppelrichtung ſeines Verhaltens frei und macht ſich die Realiſirung ſeiner Freiheit als objective Freiheit zum Zweck.

A.

Der theoretische Geist.

§. 635.

Der Geist *findet* sich unmittelbar bestimmt. Diese Bestimmtheit kann durch die Natur, durch die Beziehung auf einen Gegenstand, durch seine Spontaneität vermittelt sein, nimmt aber für ihn den Charakter der Unmittelbarkeit an, weil sie, als eine in ihm gesetzte, zunächst *einzelne* ist. Er ist aber nach seinem Wesen allgemein und muß daher daran arbeiten, den Inhalt, als welchem er sich findet, zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die seine Freiheit sind, fortzubestimmen. Er schauet daher denselben an, um ihn in die Innerlichkeit des Vorstellens zurückzunehmen; er versetzt ihn in diese Innerlichkeit, um ihn zur Einfachheit des Denkens zu erheben. Das vernünftige Selbstbewußtsein ist diesen verschiedenen Acten eben so immanent, als die geistbeherrschte Natürlichkeit.

I.

Anschauen.

§. 636.

Der Geist ist 1) sich unmittelbar bestimmt findend, *fühlender*; 2) als der sich auf sein Gefühl hinrichtende der *aufmerkende*; 3) der den Inhalt des Gefühls in seinem bestimmten Unterschied von allem andern Inhalt setzende und damit eben *anschauende*.

1) Der Geist findet sich bestimmt. Unmittelbar ist die Bestimmtheit als die *seinige* von ihm als freiem Subject nicht unterschieden. Er geht als Subject unmittelbar in die Bestimmtheit auf. So ist er *fühlender*.

2) An sich aber ist er Subject und folglich von jeder besondern Bestimmtheit, die in ihm gesetzt werden kann, frei. Er ist also die reale Möglichkeit, sich auf sich selbst als fühlenden

hinzurichten und sich in der jeweiligen Bestimmtheit seines Gefühls zu erfassen. Er abstrahirt dazu von jeder andern in ihm coexistirenden Bestimmtheit und reflectirt in identischer Continuität des Impulses gerade auf Eine. Dieser Act ist der der Aufmerksamkeit als der formalen Bedingung alles Erkennens und Bildens.

3) Durch das Aufmerken wird der Unterschied des Subjects von seinem Fühlen und der Unterschied des eigenthümlichen Inhalts des Gefühls von anders bestimmtem Gefühl so gesetzt, daß der besondere Zusammenhang, worin der Geist die primitive Genesis des Gefühls in Raum und Zeit vorfindet, gleichgültig wird. Diese nun gesetzte Unabhängigkeit des Inhalts von der zufälligen Vermittelung macht ihn zur Anschauung. Der Geist setzt den isolirten Inhalt in die Freiheit seiner eigenen ideellen Räumlichkeit und Zeitlichkeit.

II.

Vorstellen.

§. 637.

Die Anschauung, als das nunmehr zum Product des Geistes in ihm erhobene Gefühl, kann 1) innerlich erneuet und dadurch zur Vorstellung gemacht werden; 2) die Vorstellungen können vom Subject auf freie Weise in ihm reproducirt und verknüpft und 3) in einer Form der Anschauung erinnert werden, welche der Geist aus seiner Freiheit heraus selber dafür erschafft.

1) Erinnerung.

§. 638.

Die Anschauung wird durch die Selbstbestimmung des Geistes in ihm in freier Selbstständigkeit gesetzt. In dieser Erinnerung reinigt sie sich von allem Beiwesen der ursprünglichen Erzeugung und macht sich zum Bilde der Sache.

Von dieſem Bilde kann das Subject kraft ſeiner Spontaneität abſtrahiren und daſſelbe in die unbeſtimmte Weite ſeiner einfachen Innerlichkeit fallen laſſen d. h. es vergeſſen.

Wird es aber angeregt, denſelben Inhalt in ſich noch einmal als Anſchauung zu bilden, ſo ruft dieſer Act das Bild aus der Nacht der Innerlichkeit wieder hervor. In der Erinnerung, den Inhalt ſchon als Bild zu beſitzen, kann der Geiſt die Vorſtellung mit der Anſchauung vergleichen, eine Recognition, aus welcher die genauere Beſtimmung der Vorſtellung hervorgeht. Das Subject erfähret hiemit die Beweglichkeit der einzelnen Bilder in ſeiner Intelligenz und ſich als die Macht, ſie, auch ohne äußere Veranlaſſung, willkürlich zu erneuen.

2) Phantaſie.

§. 639.

Die nicht mehr durch die Beziehung auf die Anſchauung gebundene freie Production der Vorſtellung iſt die Phantaſie.

Sie iſt a) die reproductive, inſofern der Geiſt die in ihm ſchon fertigen Vorſtellungen nach völligem Belieben vergegenwärtigt. Die Folge der Vorſtellungen bildet in dem Subject eine in's Unendliche hinlaufende, in ihren beſondern Gliedern an ſich unbeſtimmte Reihe. Die Verbindung derſelben kann eine bis zur Zuſammenhangloſigkeit zufällige; oder ſie kann eine nach einem eigenthümlichen Kreiſe der Vorſtellungen habituelle; oder eine bis zur künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Strenge logiſche ſein. Die Kraft der Selbſtbeſtimmung vermag jedes Spiel, jeden Mechanismus der Vorſtellungen auf unberechenbare Weiſe zu durchbrechen. Die Stärke einer Vorſtellung in einem Subject iſt einer abſoluten Veränderlichkeit unterworfen.

b) Indem das Subject allen ſeinen Vorſtellungen als freie Macht gegenübertritt, kann es aus ihnen neue Verbindungen eigenſchöpferiſch hervorrufen. In Anſehung ihrer Elemente iſt die productive Phantaſie durch die reproductive bedingt, nicht aber in ihrer Combination derſelben.

c) Die Freiheit des Subjects von ſeinen Vorſtellungen macht es endlich möglich, nicht nur, daß es ganz willkürlich eine Vorſtellung zum Zeichen einer andern machen, ſondern für eine Vorſtellung eine Anſchauung als Zeichen ſetzen kann, die an ſich mit dem Inhalt der Vorſtellung nur einen geringen oder gar keinen Zuſammenhang mehr hat. In ihrer Bildung beginnt die ſemiotiſche Phantaſie allerdings mit ſymboliſchen Darſtellungen, die in ihrer Form das Weſen des Inhalts noch relativ erkennen laſſen, geht dann aber zu Geſtalten fort, die an ſich ſelbſt ſinnlos ſind und nur noch diejenige Bedeutung haben, die ihnen von der Willkür des Subjects ausſchließlich beigelegt wird. Dieſe vermögen dann eine nur conventionelle Bedeutung anzuſprechen.

Die Zeichen können der ruhenden oder bewegten Materie nach ihrer Geſtalt, Farbe und Art der Bewegung; oder ſie können dem in der Zeit verklingenden Ton; oder endlich der Sprache angehören, die dem Vocal als reinem Ton durch die Einrahmung des Conſonanten eine plaſtiſche Haltung gibt, welche ihm als bloßem Naturproduct fehlt.

§. 640.

Das Wort entſteht in demſelben Augenblick, in welchem die Anſchauung in der Intelligenz ſich zur Allgemeinheit der Vorſtellung fortbildet. Es iſt ein urſprünglich reflexionsloſes Product des Geiſtes, an deſſen Entſtehen die Rückſicht auf ſeine Nützlichkeit als Mittel der Verſtändigung keinen Antheil hat. Die Sprache iſt die höchſte Form der Darſtellung des Geiſtes, in welcher er ſich nach ſeiner, auch natürlichen, Totalität zur Erſcheinung bringt. — Im Ausdruck des Hörbaren kann das Wort eine Lautſymbolik zeigen und onomatopoetiſch ſein; eben ſo im Ausdruck desjenigen Sichtbaren, das zugleich hörbar iſt. Bei allen Abſtractionen jedoch und bei allen Begriffen, die das Geiſtige als ſolches zum Inhalt haben, hört die Symbolik des Tones auf oder beſchränkt ſich wenigſtens auf eine ſehr entfernte und vieldeutige Analogie.

§. 641.

Jede Sprache iſt die individuelle Einheit eines natürlichen und des rationellen Elementes der dem Geiſt immanenten Vernunft. Das natürliche Element beſteht in der eigenthümlichen Geſtalt der Lautbildung, wie ſie durch den Bau der Sprachwerkzeuge, durch das Klima u. ſ. f. bedingt iſt und eine beſondere Miſchung der Kehl-, Zungen- und Lippenbuchſtaben, ſo wie einen beſondern Uebergang der Vocale und Conſonanten in einander erzeugt. Das rationelle Element beſteht in der Gliederung der Sprache in die verſchiedenen Formen der Subſtanz- und der Verhältnißwörter. — Zwiſchen den verſchiedenen Sprachen beſteht in Anſehung der Vollkommenheit ihrer etymologiſchen und ſyntaktiſchen Formation eine der Bildung und dem geiſtigen Standpunct der Völker analoges Verhältniß.

§. 642.

Das Wort nimmt noch die phyſiologiſche Beſchränktheit und den Affect des Sprechenden in ſich auf. Von dieſer Zufälligkeit reinigt ſich der Geiſt, indem er den Laut, der ſchon ein Zeichen, abermals durch ein Zeichen darſtellt und deſſen Hörbarkeit für die Anſchauung des Auges ſichtbar werden läßt. Der Geiſt erfindet ſich die Schrift, die anfänglich als Strich- und Knotenſchrift nur ein abſtractes Zeichen als ungefähre Erinnerung an eine gewiſſe Vorſtellung iſt; ſodann in Bildformen zur ſymboliſchen Schrift wird; bis ſie im Buchſtaben das reine Zeichen für den Laut ſetzt und damit das Mittel zur Veranſchaulichung aller Wörter gewonnen hat.

3) Gedächtniß.

§. 643.

Das geſammte Reich der Vorſtellungen exiſtirt alſo nunmehr in der Form der Sprache, im Reich der Wörter. Inſofern nun das Subject ſich der Vorſtellungen in der Form des Wortes erinnert, gewinnt es ihrer, hat es Gedächtniß.

Dieſe Erinnerung hat nicht die Breite der Anſchauung und des Bildes derſelben in der reproductiven Phantaſie, vielmehr beſitzt die Intelligenz den Inhalt im bildloſen Namen. Dieſe Einfachheit erleichtert ihr den Wechſel und die Bewegung der Vorſtellungen, ohne daß ſie dadurch zurückgehalten wäre, ſich, falls es ihr beliebt, aus der Abbreviatur des Wortes rückwärts in die Mannigfaltigkeit der Sonderbeſtimmungen der Vorſtellung zu vertiefen.

Da nun in einer gegebenen Sprache die Vorſtellung nur in dem ſie bezeichnenden Worte exiſtirt, ſo kommt es für ihre Aeußerung weſentlich auf daſſelbe an.

Umgekehrt aber, da der Name ein bloßes Zeichen, welches die Intelligenz ſelber erſchaffen, ſo wird der Name gegen den Inhalt der Vorſtellung als ſolcher gleichgültig und kommt es weſentlich nur auf ſie an.

Die freie Gewalt des Subjects über ſeine Vorſtellungen nicht allein, ſondern auch über deren Wortbezeichnung vermag nicht nur a) den einzelnen Namen mit Beziehung auf die ihm correlate Vorſtellung; nicht nur b) einen Namen ohne jegliche Bedeutung; ſondern c) auch ganze Reihen von Wörtern und Zahlen in ihrer puren Aeußerlichkeit zu behalten, ohne während ihrer mechaniſchen Reproduction auf den durch ſie dargeſtellten Inhalt ſich einzulaſſen.

Mit dieſem Formalismus hebt ſich das Vorſtellen in ſich ſelbſt auf, die abſtracte Macht, die hierin ſchon wirkſam, ja auf allen Stufen des theoretiſchen Proceſſes im Werden iſt und die wir zwar abſtract nennen, die aber an ſich die intenſivſte Concretion des theoretiſchen Geiſtes ausmacht, iſt das Denken.

III.

Denken.

§. 644.

Im Anſchauen ergreift der Geiſt, weil er in ſich über jede relative Erregung ſeinem Begriff nach hinaus iſt, ſich ſelbſt nach

seiner unmittelbaren Bestimmtheit, um diese von sich und anderen zu unterscheiden. Die Anschauung als solche kann daher von ihm in seiner reinen Innerlichkeit, unabhängig von den Umständen ihrer primitiven Erzeugung, erneuert werden. Dann wird sie zum Bilde, dem sich die dem Geist an sich inwohnende Allgemeinheit mittheilt, so daß er analoge Anschauungen darunter als unter ein Schema subsumiren kann. Dies allgemeine Bild ist die Vorstellung. Das Vorstellen gibt aber seinem Inhalt in der Semiotik der Ton- und Schriftsprache wieder eine Form der Anschauung, die nur der Production des Geistes selber angehört und macht dadurch den Inhalt der ursprünglichen Anschauung zu einem rein ideellen. Als vernünftiges Selbstbewußtsein erhebt der Geist den besondern Inhalt seiner Intelligenz zur bildlosen Einfachheit des Denkens, wobei die Allgemeinheit der Vorstellungen zugleich auch eine nothwendige ist. Das Denken, als die freieste Selbstbestimmung des erkennenden Geistes, hebt daher seine Abhängigkeit sowohl von den einzelnen Vorstellungen, als von der Form auf, die er ihnen gegeben.

§. 645.

Hieraus folgt 1) daß derselbe Inhalt der Intelligenz in allen drei Formen, als Anschauung, als Vorstellung und Gedanke zu existiren vermag. Die Form ändert ihn nicht an sich, wohl aber in seinem Verhältniß zum erkennenden Subject; ein Satz, der für alle Pädagogik, für alle politische und religiöse Bildung von unendlicher Wichtigkeit ist.

2) Es folgt aber auch, daß jede der drei Formen an sich denselben Werth hat, und daß keine derselben gegen die andere herunterzusetzen ist. Denn wenn auch, auf das Ende gesehen, das Denken die höhere Form ist gegen das Vorstellen, das Vorstellen gegen das Anschauen, so ist doch eben das Vorstellen und Anschauen an sich selber schon Denken und stehen ihm schon insofern ganz gleich.

3) Es folgt ferner, daß der Geist naturgemäß vom Anschauen anfangen und durch das Vorstellen zum Denken fortgehen muß, daß dieser Stufengang aber auch die rückläufige

Bewegung nicht ausschließt. Das Denken kann nicht nur in das Verstehen und Anschauen zurückgehen, sondern muß es auch oft für die Vollständigkeit und Gründlichkeit seiner Bildung.

§. 646.

Im Denken befreiet sich der Geist von aller Aeußerlichkeit, indem er den allgemeinen Inhalt der Vorstellung, seine Nothwendigkeit zu ermitteln, der Kritik der logischen Kategorien unterwirft. Was nur allgemein, aber nicht nothwendig, aber was nur nothwendig, aber nicht allgemein, ist auch kein wirklicher Gedanke, wenngleich wir im gewöhnlichen Leben auch das formal logische Verketten von Vorstellungen Denken zu nennen vollkommen Recht haben. Das Denken in seiner Absolutheit geht auf die ewige Vernunft des Seins als die sich immer gleiche Wirklichkeit. Es geht auf den an und für sich seienden Begriff der Sache, zu welchem sich die Erscheinungen dem Denken nach nur als Beispiele verhalten.

§. 647.

In der Form ist das Denken bildlos, sofern die Kategorien nur abstracte, unsinnliche Gestalten sind. Diese Unsinnlichkeit ist es eben, die wir am Denken das Absolute zu nennen pflegen, denn sonst ist es nichts weniger als abstract. Der besondere Inhalt des Denkens kann Alles sein und jeden Inhalt kann es als Begriff, als Urtheil oder Schluß setzen. Diese Unterschiede sind es, die man als Verstand, als Reflexion oder Urtheilskraft und als Vernunft bezeichnet.

1) Verständiges Denken.

§. 648.

Das Denken ist verständig, wenn es Allgemeinheiten, Gesetze, Gedanken, Principe, abstracte Begriffe bildet. Der Verstand ist dogmatisch, indem er die Wahrheit seiner Bestimmungen voraussetzt.

2) Reflectirendes Denken.

§. 649.

Das Denken reflectirt, wenn es die Momente des Begriffs auf einander bezieht, also urtheilt. Man nennt es daher auch Urtheilskraft, aber man darf keine besondere Kraft für etwas vorausſetzen, was ein Act derſelben Thätigkeit iſt. Mit der Reflexion beginnt die Unruhe des Denkens. Es hebt durch den Zweifel den unbefangenen Unterſchied der einfachen Begriffe des Verſtandes auf. Seine Skepſis verwirrt den verſtändigen Dogmatismus durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die es macht. Die Reflexion ſucht die Gewißheit der Begriffsbeſtimmungen durch ihre Subſumtion zu finden.

3) Speculatives Denken.

§. 650.

Das Denken wird ſpeculativ, indem es die Reflexion durch die Einheit der Gewißheit und Wahrheit aufhebt. Das vernünftige Denken, das concret ſchließende, vermittelt die Einheiten des Verſtandes mit den Unterſchieden der Reflexion durch den Beweis, daß der Begriff ſich ſelbſt in ſeine Momente ſowohl auseinanderlegt, als aus ihnen in ſich zurückführt. Dieſen Beweis führt es analytiſch, ſynthetiſch, genetiſch.

a) Analytiſch macht es den gegebenen Begriff α) zum Problem, ſucht ihn β) durch Auflöſung in ſeine einzelnen Beſtimmungen, die es durch Combination wieder nach ihrer Verwandtſchaft gruppirt, in ſeine verſchiedenen Gründe zu verlegen und zieht γ) aus ihrer Vergleichung das Reſultat des allgemeinen und nothwendigen Begriffs.

b) Synthetiſch ſtellt es den Begriff α) als Definition auf, die ihn als eingeboren mit ſeiner nächſthöheren ihm immanenten Allgemeinheit zuſammenſchließt; gibt β) die Diviſion des Begriffs und bindet dieſe nach ihren Unterſchieden γ) in den einzelnen Sätzen aus, in denen es vom einfachern zum zuſammengeſetzteren folgerichtig fortſchreitet.

c) Genetiſch geht das Denken vom Begriff der Idee ſelber aus, ſo daß ſeine Unterſchiede, indem ſie ſich ſowohl analytiſch als ſynthetiſch entwickeln, ihre Kritik an ſich ſelber üben und die Wahrheit ſich als die ihrer ſelbſt gewiſſe, die Gewißheit als die ihren Inhalt nach ſchlechthin wahre manifeſtiren laſſen. Wenn daher das analytiſche Denken heuriſtiſch, das ſynthetiſche conſtructiv verfährt, ſo das genetiſche dialektiſch. Es vollendet ſich als die methodiſch denkende Wiſſenſchaft.

§. 651.

Das Denken iſt die letzte, weil einfachſte Form, zu welcher die Bildung der Intelligenz vom Gefühl durch die Vorſtellung hin ſich erhebt. Der theoretiſche Geiſt iſt in ſeinen verſchiedenen Formen die Bedingung für den praktiſchen, weil die Selbſtbeſtimmung des Subjects den beſondern Inhalt, zu welchem es ſich entſchließt, entweder durch die Anſchauung, die Vorſtellung oder den Gedanken für ſich ſetzt.

B.

Der praktiſche Geiſt.

§. 652.

Als theoretiſcher bringt ſich der Geiſt ſeinen Begriff zum Begriff; als praktiſcher iſt er ſich ſelbſt der Begriff, dem er für ſich Realität gibt und in dieſer Verdoppelung den Genuß ſeiner ſelbſt findet. Im Allgemeinen iſt der einzelne Geiſt 1) unmittelbar praktiſches Gefühl, ſofern er in ſich ein natürliches Sollen findet; 2) im Beſondern unterſcheidet ſich das praktiſche Gefühl in verſchiedene Formen, deren conſtante Einheit und Totalität das individuelle Gemüth begründet; das ſich 3) auf das Glück hinrichtet, ſeinen Begierden, Neigungen und Leidenſchaften Befriedigung zu ſchaffen.

I.

Praktisches Gefühl.

§. 653.

Als einzelner ist der Geist unmittelbar durch sein Wesen bestimmt. Dies Bestimmtwerden ist der Trieb seiner Natürlichkeit wie seiner Geistigkeit, die ganz unmittelbar, weil sie sind, in ihm sich thätig erweisen; die Natürlichkeit als Trieb der Selbsterhaltung oder Nahrungstrieb, und als Trieb der Erhaltung der Gattung oder Geschlechtstrieb; die Geistigkeit als Trieb der Erkenntniß und als Willenstrieb.

Diese qualitativ verschiedenen Richtungen sind ganz unmittelbar im Subject thätig. Sie setzen für dasselbe eine Welt voraus, auf die es sich als die seinem Wesen entsprechende bezieht. Das Subject fühlt zwar die Regung seiner Triebe in dumpfer und verworrener Selbstischkeit überhaupt in sich, allein zur bestimmten Unterscheidung derselben gelangt es erst, indem es sich mit der Welt berührt, die ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Triebe gibt. In dieser Berührung empfindet es den Reiz der für es prästabilirten Harmonie.

Jedoch ist es möglich, daß der Trieb, wie er befriedigt werden kann, auch nicht aber in einer schlechten Weise befriedigt wird, wodurch denn das Selbstgefühl zur Unlust bestimmt wird. Die Richtung auf die Befriedigung und diese selbst gewährt ihm Lust, d. h. das Gefühl, im Andern, wozu es sich verhält, sein eigenes Wesen wiederzufinden und in ihm mit sich zusammenzugehen.

II.

Die Besonderung des praktischen Gefühls.

§. 654.

Der praktische Geist verhält sich in seinem Fühlen unmittelbar dem Thier ähnlich, allein es ist demnach zwischen ihm und dem nur Lebendigen ein qualitativer Unterschied, weil er an sich

frei iſt. Die Pſychologie hat die Freiheit jedoch nicht als moraliſche abzuhandeln, wie ſo oft geſchieht, ſondern nur die Formen zu beſchreiben, in denen das praktiſche Gefühl ſich als menſchliches äußert. Dieſe Beſtimmung hängt von den Formen des theoretiſchen Geiſtes ab. In der Anſchauung nämlich wird das praktiſche Gefühl zur Begierde; in der Vorſtellung zur Neigung; im Gedanken zur Leidenſchaft. Die unendlich mannigfaltige beſondere Erfüllung des Gefühls beſtimmt ſich einfach nach der Natur des Inhalts. Das Gefühl kann daher ein ſittliches, ein äſthetiſches, religiöſes ſein. Eben deshalb iſt es überflüſſig, da, wo das Sittliche, das Schöne u. ſ. f. zur Sprache kommt, dieſen Inhalt noch einmal nur mit dem Zuſatz, daß er gefühlt werde, zu beſchreiben.

1) Begierde.

§. 655.

Anſchauend begeht ſich der Geiſt auf einen ihm unmittelbar gegenwärtigen Inhalt. Das praktiſche Gefühl, auf einen beſtimmten, ihm ſinnlich hier und jetzt gegenwärtigen Gegenſtand gerichtet, wird zur Begierde erregt, indem die in dem Gegenſtand und in dem Triebe an ſich vorhandene Identität durch ſolche Berührung actu zur Erſcheinung gebracht wird. Es gelüſtet dann das Subject, den Gegenſtand ſich anzueignen und durch dies negative Verhalten gegen ihn das Gefühl ſeiner Mangelhaftigkeit poſitiv aufzuheben.

Widerſpricht der Gegenſtand, der Mittel für die Befriedigung ſein ſollte, durch ſeine Beſchaffenheit der Begierde, ſo wendet ſich dieſe, indem ſie ſich auf ihn hinrichtet, zugleich von ihm abſtrahirend in ſich zurück und wird zum Abſcheu oder gar, tritt die Erinnerung an die ſchon gemachte Erfahrung jener Widrigkeit hinzu, zum Ekel.

Iſt der Trieb erſättigt, ſo regt ſich die Begierde nicht, auch wenn er mit ihm entſprechendem Object ſich berührt. Es kommt dann nicht zum Gelüſten als dem Wohlgefühl der Bemächtigung und Aneignung.

2) Neigung.

§. 656.

Die Anſchauung hebt ſich zur Vorſtellung auf. Dieſer Uebergang bedingt die Möglichkeit der Neigung. Die Anſchauung bezaubert gleichſam den Geiſt durch die Energie der ſinnlichen Gewißheit. Kinder, die noch wenig Erfahrung haben, für die noch immer Neues ſich darbietet, Menſchen, die auf der Oberfläche des Lebens ſtehen bleiben, werden daher von der Begierde in Bann gehalten. Indem aber der Geiſt den Inhalt in die Idealität ſeiner Innerlichkeit hereinnehmen und ſich zu ihr als einem vorgeſtellten verhalten kann, hebt ſich die rohe Heftigkeit der Begierde auf.

Dieſe Möglichkeit ſo wie die Möglichkeit, von der Begierde wie ſehr ſie gelöſt, kraft der Selbſtbeſtimmung zu abſtrahiren, ſind ſchon im Begehren thätig und unterſcheiden daſſelbe vom thieriſchen, welches weder einer ideellen noch reellen Gewältigung fähig iſt.

Für Neigung wird aber das pantiſche Gefühl dadurch, daß der allgemeine Trieb in ihm als Hang particularisirt iſt. Er verhält ſich in ſeiner Allgemeinheit zugleich als ein beſonderer, indem das Subject kraft ſeiner Eigenthümlichkeit auf bleibende Weiſe zu gewiſſen Befriedigungsmitteln hinneigt. Die Neigung wird hiedurch und durch die Möglichkeit, ſich auf ihren Inhalt als Vorſtellung zu beziehen, alſo das Fehlen der reellen Gegenwart durch die ideelle zu erſetzen, von der Gebundenheit durch die ſinnliche Vereinzelung frei und damit ruhig. Jeder Neigung correſpondirt natürlich die ihr conforme Abneigung.

3) Leidenſchaft.

§. 657.

Das Vorſtellen hebt ſich im Denken auf. Das Denken ſetzt einen Inhalt als allgemeinen. Die Neigung wird zur Leidenſchaft, indem der Gedanke ſie zum Affect beſeelt. Der Af-

fect iſt das Ergriffenſein des Subjects von einem Inhalt als ſeiner Allgemeinheit, ſo daß es mit ſeiner Einzelheit ganz darin aufgeht. Die Neigung iſt von der Begierde qualitativ unterſchieden, da ſie nicht durch das Gelüſten als dem Blitz der acuten Erregung, ſondern durch den Hang und ſeine beharrliche Identität ſich vermittelt. Die Leidenſchaft aber iſt nicht blos eine geſteigerte Begierde oder ſtärkere und dauerndere Neigung, ſondern ſie iſt die Neigung, die in den qualitativen Unterſchied der Unruhe des Affects übergegangen iſt.

Weil alſo Begierde und Neigung innerhalb der Leidenſchaft Momente werden, verwechſelt man ſie häufig mit ihr. Die Neigung läßt das Subject in Anſehung der Befriedigung zwar nichts weniger als gleichgültig, wohl aber ruhig. Die Leidenſchaft verzehrt den Menſchen, indem ſie ihm die ausſchließliche Richtung auf einen Inhalt gibt; eine Ausſchließlichkeit, die ohne das Denken unmöglich wäre, weshalb kein Thier der Leidenſchaft fähig iſt. Der Fanatismus der Leidenſchaft iſt nicht mit der Hohheit der Begeiſterung identiſch. Die Gegenwart des Denkens in dem als Leidenſchaft continuirlich gewordenen Affect zeigt ſich nicht nur in der Abſtraction, worin ſie ſich bewegt, ſondern auch in der formalen Beſonnenheit, mit der ſie Alles als Mittel für ſich berechnet, und mit welcher ſie ihre Exiſtenz der Wahrnehmung und Beobachtung zu verbergen im Stande iſt.

III.

Die Glückſeligkeit.

§. 658.

Das praktiſche Gefühl iſt die allgemeine Beſtimmtheit des praktiſchen Geiſtes; in den Formen der Begierde, Neigung, Leidenſchaft beſondert es ſich. Das Subject ſollte, wie es ſcheint, in der Befriedigung aller ſeiner Triebe, Begierden u. ſ. f. ſein Glück finden. Allein in der Exiſtenz der Triebe, Begierden,

Neigungen und Leidenſchaften liegt ſelbſt ſchon eine Hemmung des Glücks. Die Vielheit und Verſchiedenheit derſelben zieht den Menſchen nach verſchiedenen Seiten; ja es iſt möglich, daß er ganz widerſprechende Begierden, Neigungen, Leidenſchaften hegt.

Er muß daher als einzelnes Subject den vielen und verſchiedenen Regungen des praktiſchen Gefühls gegenübertreten und ſie, die an ſich unmittelbare Mächte ſeiner Seele ſind, durch ſeine Reflexion beſtimmen. Er muß es verſuchen, ſie in ſich als Einheit ſo zuſammenzufaſſen, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen und maaßvoll ausgleichen. Um glücklich zu ſein, muß er ſich beſchränken lernen.

C.

Der freie Geiſt.

§. 659.

Der Geiſt iſt frei ſchon, indem er die Richtungen ſeines praktiſchen Gefühls überherrſcht und regelt. Nicht nur von jedem einzelnen Act des Erkennens und Wollens, ſondern auch von dem Unterſchied des theoretiſchen und praktiſchen Verhaltens iſt der Geiſt an und für ſich frei. Gegen alle beſondere Beſtimmungen, die er in ſich vorfindet, oder die er ſich gibt, kann er ſich negativ verhalten. Er kann aber auch nur dasjenige zu ſeinem Inhalt machen wollen, was, indem er ſelbſt ſich dazu beſtimmt, auch an ſich allgemein und nothwendig iſt. Das Denken erhebt den Einzelnen über den Conflict, in welchen ſeine Begierden, Neigungen und Leidenſchaften mit den Schranken der Welt, wie unter ſich ſelbſt, gerathen können. Er erkennt, daß er die Vernünftigkeit des Inhalts nicht nur wollen kann, ſondern auch wollen muß, weil er nur in ihr das rechte Maaß und den höchſten Selbſtgenuß zu finden vermag.

§. 660.

Nicht die unbestimmte Vorstellung der Glückseligkeit, sondern der bestimmte Begriff objectiver Freiheit bestimmt dann seine Selbstbestimmung. Er ist nicht mehr nur Persönlichkeit, sondern Person und tritt vom psychologischen Gebiet auf das ethische über.

Zweite Abtheilung.

Der objective Geist.

Ethik oder praktische Philosophie.

Digitized by Google

§. 661.

Der subjective Geist hebt sich durch den Begriff der Allgemeinheit und Nothwendigkeit seiner Freiheit zum objectiven auf. Die Wahrheit des natürlichen Willens, dessen Wesen nur erst die in sich unendliche Selbstbestimmung, ist der Begriff des Guten, d. h. derjenigen Freiheit, die, als Selbstbestimmung des Einzelnen, zugleich die absolute Nothwendigkeit des Willens zum Inhalt hat. Es ist nicht genug, daß der Geist an sich frei ist, sondern er muß auch den freien Willen wollen.

§. 662.

Der Wille ist also 1) der schlechthin allgemeine; 2) der einzelne, wie er sich durch die Allgemeinheit seines Begriffs bestimmt; 3) der in seiner Einzelheit allgemeine, wie er zugleich für Andere als Wille objectiv zur Geltung kommt.

Diese Unterschiede sind der Begriff des *Guten*, der *Moralität* und des *Rechts*. Das Gute ist der allgemeine Begriff des freien Willens; die Moralität ist die Realisirung dieses Begriffs in der Bethätigung des abstract einzelnen Willens; das Recht gibt dem Willen auch diejenige *Aeußerlichkeit* des *Daseins*, durch welche er als allgemeiner Wille in seiner Einzelheit *anerkannt* wird. Diese Aeußerlichkeit ist es, die ihn gegen die Erhabenheit der Idee des Guten überhaupt und gegen die Innerlichkeit der Moralität geringer erscheinen läßt; allein erst in dieser *objectiven Bestimmtheit* vollendet sich der Wille.

Das System der Organismen, zu denen der Wille als objectiver sich auswirkt, kann auch das System der *Sittlichkeit*

genannt werden, um den Schein aufzulöſen, als wenn nicht die Idee der Freiheit es wäre, die in der Totalität aller dieſer Beſchränkungen des Rechts ſich auf lebendige Weiſe verwirklichte. Geſchichtlich iſt die Erſcheinung der Reflexion des Willens in ſich allerdings in der umgekehrten Reihenfolge nothwendig: aus dem poſitiven Recht reflectirt er ſich in die Innerlichkeit der Moralität und dieſe ſucht in der Erkenntniß der Idee des Guten ihre letzte Begründung.

Erſter Abſchnitt.

Das Gute.

§. 663.

Der pſychologiſche Begriff des Willens iſt der formale ſeiner Selbſtbeſtimmung, die eben ſo ſehr alles Mögliche als ihren Inhalt ſetzen, wie davon abſtrahiren kann. Dieſe Schrankenloſigkeit hebt ſich in der ethiſchen Selbſtbeſtimmung auf, die ſich nämlich in ihrer Vereinzelung die vernünftige und darum allgemeine Nothwendigkeit zum Inhalt macht. Der Wille iſt 1) der in ſeiner Nothwendigkeit abſtract allgemeine: ſein Geſetz; 2) iſt er als ſubjectiv in Verhältniß zu ſeinem allgemein nothwendigem Begriff: er iſt willkürlich und kann ſowohl die Identität als die Nichtidentität ſeiner Selbſtbeſtimmung mit der Vernunft ſetzen; 3) wahrhafter Wille iſt er aber nur, ſofern er die Einheit der Allgemeinheit und der Einzelheit, der Nothwendigkeit und der Selbſtbeſtimmung, des Geſetzes und der Willkür ſetzt. So iſt er frei.

A.

Der Wille als Geſetz.

§. 664.

Der Geiſt iſt als der denkende der zugleich wollende. Aber der Wille tritt als Wille erſt damit hervor, daß der Geiſt ihn ſich als Zweck ſetzt, dem er in ſich und weiterhin für Andere eine durch ihn hervorgebrachte Wirklichkeit gibt.

§. 665.

Dem Willen, der ſeine Vernunft als das Seinſollende beſtimmt, iſt das Angenehme und Nützliche ſubordinirt, das Schöne und Wahre coordinirt.

§. 666.

1) Das Angenehme als das Gefühl der Luſt oder Unluſt kann nicht Princip des Willens ſein, weil für das Gefühl in verſchiedenen Zeiten, unter verſchiedenen Umſtänden, daſſelbe ſowohl als Luſt wie Unluſt empfunden werden kann, der Begriff des Angenehmen alſo ganz relativ und wechſelnd iſt. Er bleibt daher dem Begriff des Guten als zufällig untergeordnet. Gefallen oder Mißfallen ſind kein objectives Kriterium des Guten und Böſen.

Das Nützliche, die Beſtimmung von Etwas als Mittel für ein Anderes als Zweck, iſt eben ſo relativ. Der Verſtand iſt in dieſen Beziehungen unbeſchränkt. Aber eine ſolche Subſumtion von Mittel und Zweck vermag kein Kriterium des Guten und Böſen zu ſein, denn ſowohl ein Zweck als ein Mittel können ſchlecht und ſchändlich ſein.

Das Angenehme wie das Nützliche vermögen daher nicht als ethiſche Principien zu gelten und die endämoniſtiſchen Syſteme, welche die Luſt, wie die utiliſtiſchen, welche den Nutzen als Principien aufſtellen, haben ſtets durch Verallgemeinerung ihres Ausgangs die Zufälligkeit und Unbeſtimmtheit ihres Princips zu corrigiren geſtrebt. Das Gute, wenn

auch oft nicht sogleich, wird mindestens im weiteren Verlauf sich immer auch als das Angenehme und Nützliche erweisen.

§. 667.

2) Das Schöne ist dem Guten coordinirt, aber das Gute darf ihm nicht subordinirt werden. Das Schöne als die Absolutheit der sinnlichen Erscheinungsform der Idee ist für seine Vollendung durch die Einheit mit dem Wahren und Guten bedingt, es selbst aber ist für sie, ethisch genommen, gleichgültig. Das Naturschöne als solches drückt weder Wahrheit noch Güte aus; das Kunstschöne kann mit dem Wahren und Guten identisch sein und entspricht in solcher Identität erst völlig seinem Begriff, denn es ist auch in einer Weise möglich, welche der sittlichen Würde nicht entspricht oder gar widerspricht, und welcher noch der Reiz formaler Vollkommenheit zugestanden werden muß.

Die Unterordnung aber des Guten unter das Schöne entfremdet die sittliche Wahrheit an die Zufälligkeit der natürlichen Schönheit und an die Gewandtheit des Benehmens. Auf diesem ästhetischen Standpunct werden sogar grobe Vergehen sehr nachsichtig unter der Bedingung beurtheilt, daß mit ihnen nicht gegen den conventionellen Anstand gefehlt ist: die gewöhnliche Ethik des höfischen Lebens!

Es kann auch das Leben ernstlich zum Kunstwerk gestaltet werden sollen. Diese Tendenz muß auf ihrer Spitze in Schönseligkeit, d. h. in ästhetische Prüderie verfallen, die in ihrer letzten Consequenz das Handeln selbst aufheben muß, weil dasselbe uns immer in Conflicte, Collisionen und Affecte bringt, die stets auch in schöner Abrundung darstellen zu wollen den sittlichen Gehalt und die gesunde Kraft des Herzens verzehrt.

§. 668.

Darf das Schöne nicht Princip des Wollens sein, so folgt doch hieraus nicht, daß das Gute, um gut zu sein, das Schöne von sich ausschließen und dasselbe in seiner Erscheinung verleugnen müßte, vielmehr kann es, da das Schöne als Idee mit ihm an und für sich identisch ist, sich auch in seiner Form darstellen.

Die Sitte eines Volkes, einer Gesellschaft, einer Familie, das Benehmen eines Individuums, kann schön sein. Durch die Verletzung des ethisch erfüllten Anstandes beleidigt dann der Einzelne die Sittlichkeit selbst. Die kleinliche Zudringlichkeit geradherziger Biedermännerei verkennt die Bedeutung, welche die conventionellen Formen einer Nation als anmuthige und wohlthätige Schranken zwischen den Einzelnen ziehen und ihre persönliche Selbständigkeit oft da noch schützen, wo sie vom geschiedenen Gesetz verlassen ist. Die Gleichgültigkeit, die bis zur positiven Nichtachtung der Formen der allgemeinen Sitte fortgeht, ist das cynische Betragen.

Das Streben nach Einheit und Zusammenhang im Leben ist an sich unverwerflich. Das negative Extrem des ästhetischen Pharisäismus und seiner krankhaften Richtung, eher edel als gerecht zu handeln, ist die tumultuarische Planlosigkeit und moralische Geschmacklosigkeit, die das materielle Gute, welches sie vollbringt, durch den Mangel an Tact und Höflichkeit eines feinen Herzens oft geradezu wieder aufhebt.

§. 669.

Das Wahre ist eine positive Bedingung des Guten. Als Irrthum kann die Negation des Wahren ethisch schuldlos sein; als Lüge aber ist sie, indem mit dem Wahren, zugleich mit dem Guten in Widerspruch.

§. 670.

3) Das Gute verhält sich endlich zu sich selbst, indem es als absoluter Wille mit sich in Einheit ist und sich selber will. In dieser Uebereinstimmung mit sich ist es schlechthin allgemein und in seiner Allgemeinheit schlechthin nothwendig, denn es ist dem Inhalt nach vernünftig und der Form nach seine eigene Causalität. Es ist heilig. Der nur formale Wille ist nicht heilig, sondern nur der Wille, der, als die Unendlichkeit der Form, auch die gleiche Unendlichkeit des Inhalts setzt. Als seine Nothwendigkeit und deren Allgemeinheit für den einzelnen Willen herauskehrend ist der absolute Wille das ethische Gesetz: Das

Geſetz iſt der Selbſtbegriff des Willens im Unterſchied von ſeiner Beſtimmtheit. Weil aber der Wille ſeiner Form nach ſchlechthin freie Selbſtbeſtimmung iſt, ſo iſt er die reale Möglichkeit, ſich als Form von ſeinem nothwendigen Inhalt zu unterſcheiden und ſich eben ſo ſehr in Uebereinſtimmung mit ihm als in Gegenſatz gegen ihn zu ſetzen. Er iſt Willkür.

B.

Die Willkür.

§. 671.

Selbſtbeſtimmung überhaupt iſt noch nicht, im ethiſchen Sinne, Willkür, denn Selbſtbeſtimmung hat auch das Thier. Erſt diejenige Selbſtbeſtimmung iſt Willkür, die in ihrer Unbedingtheit und Allmöglichkeit zugleich das Bewußtſein der Einheit, der Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Willens hat.

§. 672.

In der Geſetzlichkeit des Willens liegt die Erlaubtheit alles deſſen, was ſie nicht verbietet. Die erlaubte Willkür darf Alles, was die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Willens nicht verletzt. Dies iſt verboten. Das Erlaubte enthält den Uebergang zum Verbotenen durch ſeine Relativität, indem in concreto unter verſchiedenen Bedingungen dieſelbe Handlung ſowohl erlaubt als unerlaubt ſein kann. Der Unterſchied der Geſchlechter, der Altersſtufen, der Stände, Volksſitten, der poſitiven Geſetzgebung und beſonderer Umſtände macht das Feld des Erlaubten zu einem höchſt beweglichen und es gibt kein abſolutes Adiaphoron. Wegen ſeiner wechſelnden Beſtimmbarkeit iſt daher das Unerlaubte in einem poſitiven Falle keineswegs an ſich auch immer ſchon das Unſittliche, ſondern dies iſt nur dasjenige, was durch die Idee des Guten ſchlechthin verboten iſt, nämlich die Lüge und die Liebloſigkeit.

§. 673.

Einem möglichen besondern Inhalt des Willens gegenüber wird die Willkür zur Wahl. Diese ist gänzlich frei, weil das Subject von mehren verschiedenen oder von zweien entgegengesetzten Bestimmungen entweder die eine oder die andere, aber weil es weder die eine noch die andere, oder endlich weil es sowohl die eine als die andere zum Inhalt seines Willens machen kann. Gewöhnlich bleibt man bei dem ersten Dilemma stehen, um durch das Uebersehen oder Vergessen der beiden andern Möglichkeiten die Wahl zur Qual zu machen; ein Handstreich, den die moralische Vexation besonders liebt.

§. 674.

In der Unendlichkeit der Selbstbestimmung liegt aber auch die Möglichkeit, das Moment ihrer Einzelheit von dem ihrer Allgemeinheit nicht nur zu unterscheiden, sondern auch zu trennen. Diese Entgegensetzung der abstracten Einzelheit gegen die dem Subject als vernünftigem an sich immanente Nothwendigkeit der Allgemeinheit ist das Böse und der Widerspruch, der dadurch im Subject erzeugt wird, seine eigene That.

Die Natur ist nicht das Princip des Bösen, so wenig als sie das des Guten ist. Der Ausdruck, daß der Mensch von Natur böse sei, bedeutet, daß der Mensch im Zustand seiner unmittelbaren Natürlichkeit seinem Begriff nicht entspricht, da er als Geist die Natur seiner Freiheit unterworfen und sie nur als Organ seiner vernünftigen Thätigkeit gelten lassen soll. Als in seine Natürlichkeit oder in sich als Subject reflectirt ist der einzelne Geist nur an sich böse.

§. 618.

Der allgemeine Gedanke der egoistischen Wendung des Willens in seine Endlichkeit und Einzelheit ist noch nicht böse; er wird es erst durch die Realisirung der Vernichtung der gesetzlichen Allgemeinheit. Das Gefühl und die Vorstellung, dieser Negation offen fähig zu sein, ist die Versuchung. Der Geist führt sich selbst in Versuchung, weil er sich selbst bestimmt

und jeden Inhalt zum Medium seiner abstracten Verselbstung machen kann.

§. 676.

Allein auch die Versuchung als solche ist noch nicht böse. Gerade dem kraftvollen, reinen, vielseitigen, lebensreichen Menschen wird es nicht an ihr fehlen. Doch muß sie ungesucht entstehen. Das Spiel mit ihr oder der Wunsch nach ihr als einer Tugendprobe ist schon eine Hingabe an das Böse.

In der Versuchung kommt es darauf an, ob man sie überwindet, oder ob man ihr erliegt. Das Gefühl und Bewußtsein, aus dem Abgrund seines Willens heraus etwas schaffen zu können, das ohne uns niemals existiren würde, und zugleich das Bewußtsein, diese Schöpfung eben so gut unterlassen, sie in das Nichts einer bloßen Vorstellung zurückwerfen zu können, ist das eigentlich Dämonische in der Versuchung zum Handeln überhaupt. In die Versuchung zum Bösen mischt sich der Reiz ein, etwas hervorzubringen, das, als positive Negation des allgemeinen Gesetzes, schlechthin nur uns angehört. In dieser Befriedigung der extremen Negativität des Willens liegt, was man den Genuß des Bösen nennen kann. Es ist der heiße Schauer des Subjects, mit seiner einsamen That in die göttliche Ordnung der Welt einen Riß gemacht zu haben.

§. 677.

Dem Willen an und für sich ist das Böse gar nicht nothwendig. Es macht kein constitutives Merkmal seines Begriffs aus. Wäre dies der Fall, so würde das Böse zu einer Pflicht für den einzelnen Willen werden müssen. Im Begriff des Willens an sich ist nur die reale Möglichkeit des Bösen, des Insichgehens der von ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit abstrahirenden Einzelheit des Willens enthalten, welche mit dem Entschluß zum Bösen die Kraft der Selbstbestimmung des Willens gegen sein Wesen erfährt.

Daß der Einzelne diese Erfahrung mit der That mache, gehört also nicht der Nothwendigkeit, nur der Möglichkeit des Willens an, die, als eine reale, in der Geschichte sich verwirk-

licht. Schon die Erfahrung der Versuchung sollte entweichen, allein in sie kann noch der Zweifel eindringen, ob denn dem Subject die Freiheit, seinem Gesetz zu widersprechen, auch wirklich innewohne? Diesen Zweifel schlägt die That nieder. Hat die Willkür sie vollbracht, so hat das Subject auch die Gewißheit erreicht, das ethisch Abnorme als Realität setzen zu können. Die Erkenntniß dieser Möglichkeit ist also nichts weniger als eine Rechtfertigung des Bösen, das im wahrsten Sinne des Wortes das absolut Grundlose, das Wunder der negativen Willkür ist.

§. 678.

Dem böse gewordenen Subject erscheint hintennach durch die unausbleibliche Vergleichung mit seinem Begriff sein gesetzwidriges Thun als eine armselige Selbsttäuschung, geschehe dies nun sofort oder entwickle sich diese Selbsterkenntniß allmälig aus den negativen Folgen der negativen Handlung.

Jedoch sind diese Folgen keineswegs in der Form einer äußeren Lebenshemmung nothwendig, denn eine solche kann auch aus der Verwirklichung des Guten hervorgehen und ihre Erscheinung, das Uebel, ist deshalb schlechterdings kein Maaßstab für das Böse.

§. 679.

Durch das Böse schließt sich der Einzelne thatsächlich von der allgemeinen Vernunft aus. Folglich ist auch sein Ausgeschlossenwerden gesucht, allein nur relativ, denn er ist auch im Bösen die stete Möglichkeit, die Negativität seines Willens aufzugeben. Kommt es zur Wirklichkeit der Negation der Negation der Abstraction von der Absolutheit, so ist dieselbe die Reue als die Selbstvernichtung des Bösen in uns durch die Scham, in ihm unser Wesen vernichtet und dadurch uns mit uns selbst entzweiet zu haben. Die wahrhafte Reue ist jedoch nicht blos der Schmerz über das Begangene und sein passives Nichtwiederthunwollen, sondern das positive Anderesthun, das Besserhandeln, das Gutsein.

§. 680.

Die empirische Thatsächlichkeit des Bösen kann durch die Reue nicht vertilgt werden und kann sich, trotz derselben, nach ihrer negativen Seite in der objectiven Verkettung der Dinge weiter entwickeln. Dies Elend ist nicht ein von Außen einwirkender Fluch, sondern die von Innen thätige Consequenz der in sich widersprechenden Handlung. Sie ist vom Bereuenden mit Resignation zu tragen. Die Weltordnung aber, als auf das Gute eingerichtet, hat die Macht, nicht nur dem Bösen zu widerstehen, sondern auch es zu überwinden und so gut, als ungeschehen zu machen — ein tiefsinniger Ausdruck unserer Sprache.

§. 681.

Der wenigstens der That nach Gutgebliebene (für Menschen ein nur relativer Begriff) darf sich nicht weigern, den Bösegewesenen, wenn er sich als den Bösen bekannt und vollends wenn er in dem daraus resultirten Uebel die Strafe seiner Sündhaftigkeit genossen hat, als ihm selber gleich anzuerkennen, denn die Vornehmheit gegen einen solchen, das harte Herz des Nichtvergebens, würde selbst wieder böse sein.

Die Möglichkeit, das Böse durch die Willkür hervorzubringen, die mit ihr an sich identische entgegengesetzte Möglichkeit, von dem Bösen zu lassen, und die dadurch bedingte Versöhnung nicht blos in abstracto des Bösen mit dem Guten, sondern auch der Bösen mit den Guten, ist das eigentliche Heiligthum der Freiheit und der absolute Mittelpunct ihrer Geschichte.

C.

Die Freiheit.

§. 682.

Die allgemeine Nothwendigkeit des Gesetzes und die Unbestimmtheit und Egoität der Willkür vereinigen sich zu derjenigen

Selbſtbeſtimmung, welche das Gute zum Inhalt des Willens macht, ſo daß das Geſetz lebendiges und die Willkür geſetzerfülltes Wollen iſt.

§. 683.

Dieſe Einheit, in welcher ſich der Gegenſatz des Sollens und des Sichbeſtimmens aufhebt, iſt die wirkliche Freiheit, die autonomiſch, autokratiſch und autarkiſch iſt; denn in Anſehung ihrer Möglichkeit iſt ſie ſelbſt ihr Begriff; in Anſehung ihrer Verwirklichung iſt ſie ihre eigene Cauſalität und in Anſehung endlich ihres Zweckes iſt ſie ſich Selbſtzweck und genügt ſie ſich ſelber.

1) Die Autonomie.

§. 684.

Die Freiheit iſt in ihrer Selbſtbeſtimmung ſich ſelbſt die Nothwendigkeit. Wird dieſe Einheit der Nothwendigkeit und der Willkür getrennt, ſo entſteht einerſeits der Fatalismus, andererſeits der Indifferentismus. Die Nothwendigkeit iſolirt ſich zum empiriſchen Schickſal, welches einmal ſo und nicht anders iſt. Die Willkür abſtrahirt von der Nothwendigkeit und negirt in ihrer Zufälligkeit den Unterſchied des Guten vom Böſen. Der Fatalismus iſt gleichgültig gegen die ſubjective Freiheit, der Indifferentismus gegen die Heiligkeit des Geſetzes.

§. 685.

Die Auflöſung dieſer Antinomie iſt die Autonomie des wahrhaften Willens, daß er nämlich ſelbſt der Begriff ſeiner Nothwendigkeit iſt. Es exiſtirt für ihn nicht die Heteronomie eines von Außen her beſtimmenden Zwanges, ſondern ſein eigenes, von ihm als Wille unzertrennliches Weſen iſt die Schranke, die er mit aller Willküranſtrengung nicht zu vernichten vermag. Der Indifferentismus aber iſt die Selbſtbeſtimmung eines Subjects, das an ſich im Weſen ſeines Willens allgemein, wenn es auch mit der Neigung, daß keine Geſetzlichkeit des Willens exiſtire, irrt oder ſich ſelbſt belügt.

Die Autonomie iſt der Selbſtbegriff der Freiheit als aller Nothwendigkeit und der Allgemeinheit der Selbſtbeſtimmung als der auch gegen die An- und Abſicht des Subjectes nothwendigen.

2) Die Autokratie.

§. 686.

Die Freiheit iſt aber nicht nur ihr eigener Begriff, die Beſtimmung ihres Seinſollens, ſondern ſie iſt auch ihre eigene Verwirklichung, die außer ſich keines andern Mittels bedarf.

Wird die Einheit des Begriffs und ſeiner Realiſirung zerriſſen, ſo erzeugt ſich hier die Antinomie des Determinismus und des Indeterminismus. Der erſtere beruhet auf dem Begriff des pragmatiſchen Cauſalnexus, nach welchem alles Wollen, als in die Zeit fallend, durch alle bis auf den letzten Entſchluß vorangegangenen Momente mit Nothwendigkeit mechaniſch bedingt iſt. Der Indeterminismus dagegen gründet ſich auf der realen, auch vom Determinismus nicht abzuleugnenden Möglichkeit, daß der Wille, den pſychologiſchen Zwang negirend, als unbedingte Cauſalität in jedem Moment der Zeitreihe ſich unterbrechen und aus der ſchrankenloſen Unendlichkeit ſeiner Selbſtbeſtimmung ſchlechthin von Vorn anfangen kann.

Die Wahrheit des Determinismus iſt die geſchichtliche Vermittelung des beſondern Inhalts des Willens. Allein gegen dieſen Inhalt iſt der Wille frei und ſeine Beſtimmbarkeit durch denſelben hängt actu von ihm ab. Die Wahrheit des Indeterminismus aber iſt die abſolute Unbeſtimmtheit des Willens an ſich. Als wirklicher muß der Wille ſich zu etwas beſtimmen und dies Etwas kann nicht umhin, auf das Gewordene irgendwie ſich zu beziehen. Die Selbſtvermittelung der Freiheit ſchließt deshalb in der Wirklichkeit der Geſchichte eben ſo ſehr die Vergangenheit als die Zukunft des Subjects in ſich.

3) Die Autarkie.

§. 687.

Die Folge oder Wirkung, das Ende oder Reſultat der Freiheit iſt nur ſie ſelber. Die Geſchichte, in welcher alle Möglich-

keiten des Willens ſich realiſiren, iſt in ihrem Durchſchnitt ein Gemiſch des Guten und Böſen. Die Freiheit aber bleibt auch in dieſer empiriſchen Doppelexiſtenz die ſich ſelbſt genügende, die keinen Zweck außer ſich hat.

Wird das Gute vom Böſen dualiſtiſch getrennt, ſo entſteht dort der Optimismus, hier der Peſſimismus. Der Optimismus erkennt die empiriſche Wirklichkeit inſofern als vollkommen an, als nach ihm alles Böſe und ſeine Folge, das Uebel, ſich im Zuſammenhang des Ganzen zu ihrem Gegentheil aufheben ſollen. Das Böſe und das Uebel ſind daher nach ihm nur ein unvollkommenes Gute und Wohl, deren Weiterentwicklung die Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz rechtfertigen wird. Das Wahre an dieſem Begriff iſt, daß das Böſe und das Uebel nur durch ihr Gegentheil möglich ſind und daher, als eine nur ſecundäre Exiſtenz, die primitive Grundlage der Welt nicht zu vertilgen vermögen.

Der Peſſimismus kehrt dieſe Anſchauung um, indem nach ihm das Böſe und das Uebel über das Gute und das Wohl letztlich den Sieg davon tragen ſollen, mithin eine abſolute Weltzerſtörung eintreten muß. Das Wahre am Peſſimismus iſt die reale, von der Erfahrung oft genug beſtätigte Möglichkeit, daß der einzelne Menſch, oft gerade wegen ſeiner Güte, durch böſe Menſchen ſich zu Grunde gerichtet oder durch ſonſtige äußere Verhältniſſe unglücklich gemacht ſehen kann.

§. 688.

Der Optimismus, der an die Exiſtenz der beſten unter allen möglichen Welten glaubt, und der Peſſimismus, der an die Unüberwindlichkeit des Böſen glaubt und die Welt für ein diaboliſches Product hält, das eben nur werth iſt, zu Grunde zu gehen: beide ſind im Begriff der wahren Freiheit verſchwindende Momente, die nämlich ſich ſelbſt der Zweck iſt.

Der empiriſche Zuſtand des ethiſchen Subjectes nach dem Gegenſatz von Luſt und Unluſt, von Glück und Unglück, iſt gegen die urſprüngliche Selbſtbeziehung der Freiheit auf ſich gleichgültig. Der wahrhaft Freie reflectirt nicht auf die an-

genehmen oder unangenehmen Folgen des vernünftigen Handelns, ſondern gehorſamt der heiligen Nothwendigkeit als ſeiner eigenen, was auch äußerlich an Wohl oder Wehe für ihn dabei herauskomme. Die Freiheit dient nicht um Lohn.

§. 689.

Die Freiheit in ihrer Selbſtgenügſamkeit iſt ſich die Gewißheit, daß die Natur für ihre Verwirklichung keinen abſoluten Widerſtand zu leiſten vermag; daß jedes Böſe und Uebel, da ſie durch die Vorausſezung des Guten und des Wohls bedingt ſind, auch wieder aufgehoben werden können; daß in dem Totalzuſammenhang der Verhältniſſe und Perſonen jede Action ihre Reaction nothwendig erzeuge, hiedurch aber nicht blos ein mechaniſches Gleichgewicht von Gut und Böſe, von Wohl und Uebel, ſondern im Prozeß der Geſchichte progreſſiv mit dem intenſiveren Selbſtbewußtſein der Freiheit auch eine größere Ausdehnung ihrer Exiſtenz, ein heitrer Selbſtgenuß ihres Daſeins, werde hervorgebracht werden.

Zweiter Abſchnitt.

Die Moralität.

§. 690.

Der Begriff der Idee des Guten enthält den Begriff der allgemeinen Wahrheit des Willens, des Willens, wie er ſein ſoll. Der Wille hat ſchon im Wollen des Guten überhaupt, in der guten Geſinnung, abſolute Würde. Die Selbſtbeſtimmung des Willens, ſich die Freiheit zum Inhalt zu machen, iſt zugleich ſchon die Realität des Begriffs der Freiheit. Allein der Wille kann nicht bei dieſer Allgemeinheit ſtehen bleiben, ſondern muß ſich zunächſt individuell durchführen. Das Wollen iſt in concreto Wollen des einzelnen Willens. Die Moralität iſt der Begriff des Verhältniſſes des einzelnen Willens zum abſoluten, der Begriff der Realiſation des abſoluten Willens innerhalb des einzelnen und durch denſelben.

Für dieſen wird nun 1) die Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Geſetzes zur Pflicht; 2) die Willkür wird zur Tugend, zur ſubjectiven Anſtrengung, dem Begriff der Pflicht objectives Daſein zu ſchaffen; 3) die Freiheit wird zum Gewiſſen als der freien Selbſtvergleichung des Einzelnen zwiſchen dem Begriff des Guten, wie es ſein kategoriſcher Imperativ iſt, und zwiſchen ſeiner empiriſchen Wirklichkeit.

Wollte man Namen für dieſe drei Begriffe nach dem Griechiſchen Sprachgebrauch aufſtellen, ſo müßte man die auf ſie bezüglichen Wiſſenſchaften die Deontologie, Aretologie und Synderesiologie nennen.

A.

Die Pflicht.

§. 691.

Der einzelne Wille ist wirklicher Wille nur dadurch, daß er 1) aus seiner Unbestimmtheit herausgeht und sich zum Handeln entschließt; 2) was er aber bestimmter Weise thun soll, wird eben durch die Pflicht gesetzt; 3) da nun verschiedene Pflichten gleichzeitig an das Eine Subject die Forderung ihrer Realisirung machen können, so wird hiedurch eine Collision der Pflichten möglich.

I.

Die Handlung.

§. 692.

Der Geist ist nur, was er thut. Alles, was er thut, ist seine Schuld. Jede Veränderung, die er in der empirischen Realität hervorbringt, kann nur auf ihn selbst als die sich unbedingt aus sich bestimmende Causalität zurückgeführt werden. Sie wird ein Prädicat, welches er sich selbst und zwar als sich selbst setzt. Das Wollen als Wollen ist die eigentliche Urhandlung.

1) Die Freiwilligkeit.

§. 693.

Das Handeln kann sein a) ein *unfreiwilliges*, wenn das Subject durch Umstände, die nicht in seiner Gewalt sind, Ursache von Veränderungen wird, die es nicht will oder nicht einmal weiß; b) ein *gemischtes*, wenn es etwas thut, was es unter andern Umständen nicht thun würde, also einem auf sein Wollen geübten Zwange nachgibt, während der Wille in Wahrheit zu nichts gezwungen werden kann; c) ein *freiwilliges*, wenn die Veränderung von dem Subject so gesetzt wird, daß es nicht blos Ursache ist, sondern sie auch mit Wissen hat sein wollen.

2) Der Vorſatz.

§. 694.

Zwiſchen dem materiellen Thatbeſtande der Handlung und zwiſchen ſeiner ideellen Vorbildung im Bewußtſein exiſtirt ein Verhältniß: der Vorſatz. Genau genommen ſollte das Subject nur nach dieſem Vorbegriff beurtheilt werden. Da jedoch die Wirklichkeit ohne ſein Handeln nicht ſo, wie geſchehen, verändert ſein würde, ſo muß auch auf die Folgen ſeines Thuns gerückſichtigt werden. Es kann nun das Vorſätzliche a) zunächſt, während es ſich realiſirt, durch das Zufällige, das ſich darin miſcht, anders, als der Handelnde vorher wußte und wollte, beſtimmt werden; b) ſodann kann der Handelnde die Meinung haben, ſeinen Vorſatz wirklich auszuführen, ſich aber durch einen relativen Mangel an Beſonnenheit verſehen, ſo daß doch etwas Anderes, vielleicht ſogar das Gegentheil von dem herauskommt, was er wußte und wollte. Das Verſehen kann ein unglückliches, aber auch ein glückliches ſein. Es ſpielt in das Leidenſchaftliche über, wenn der Handelnde in ſeiner Beſonnenheit durch den Affect getrübt wird und etwas halb mit halb ohne Vorſatz thut: die Uebereilung. Iſt in dieſem Fall das Verſehen eine Verletzung des Geſetzes, ſo nennen wir es Vergehen. c) Endlich iſt das eigentlich vorſätzliche und deshalb ſchlechthin zurechnungsfähige Handeln dasjenige, in welchem die That mit ihrem Vorbegriff im Bewußtſein übereinſtimmt

3) Die Abſicht.

§. 695.

Da nun der Menſch an ſich vernünftig iſt, ſo muß ſein Handeln nicht nur nach der Vorſätzlichkeit und empiriſchen Realität, ſondern auch nach der Seite ſeiner allgemeinen Bedeutung beurtheilt werden. Das Wiſſen um dieſelbe iſt die Abſicht. Dem beſondern Stoff nach iſt ſie eine unendlich mannigfaltige, dem ethiſchen Gehalt nach aber nur die gute oder böſe. Die gute Abſicht kann das Böſe als Mittel für ihren Zweck niemals

rechtfertigen, denn das Mittel muß doch auch gewollt werden. Ueberdem liegt in der Kategorie des Mittels die Möglichkeit, auf Alles ausgedehnt zu werden. — Der Form nach ist die Absicht entweder die directe oder die indirecte; jenes, wenn die unmittelbaren Folgen einer Handlung mit ihr selbst zusammenfallen; dieses, wenn im Thatbestande sich zunächst nur ein Theil des Zweckes verwirklicht, sein übriger Inhalt aber sich erst als weitere Folge entwickelt, jedoch gerade dieser Consequenz wegen gewußt und gewollt wird.

II.

Die Pflicht.

§. 696.

Die Wahrheit der Absicht ist die Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Willens. Sofern dieselbe auf einen bestimmten Inhalt bezogen wird, ist sie die Pflicht. Nur das Pflichtmäßige sollen wir zu unserer Absicht machen.

Die Pflicht existirt nicht für das Thier, denn das Thier kann nicht über seine Einzelheit zur sich wissenden Allgemeinheit hinaus. Eben so wenig existirt sie für Gott, denn als das schlechthin allgemeine und nothwendige Wesen, dessen Wille selber das Gesetz, ist er zwar auch Subject oder Einer, allein er ist nicht ein Einzelner. Die Pflicht existirt nur für den Menschen als das in seiner Einzelheit allgemeine, in seiner Allgemeinheit einzelne Subject.

Der Mensch hat daher Pflichten weder gegen das Thier noch gegen Gott, denn das eine steht unter, der andere über ihm. Was man Pflichten gegen das Thier nennt, sind primitiver Weise Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Ein Thier zu quälen ist eben so unvernünftig, als ihm so viel Gemuth zuzuwenden, wie nur der Mensch es verdient. Nicht aber nur auf das Thier, sondern auf die Natur überhaupt sollte man reflectiren, denn auch gegen die Pflanze kann der Mensch sich unvernünftig betragen. — Was man Pflichten gegen Gott nennt,

ſind Pflichten des Menſchen gegen den Menſchen. In Bezug auf Gott kann es für den Menſchen keine Pflichten geben, weil ein eigentliches Handeln des Menſchen auf Gott unmöglich iſt. Wohl aber hat der Menſch die Pflicht, die Religion in ihrer Erſcheinung als Lehre und Cultus mit Ehrfurcht zu behandeln. Auch der Atheiſt hat dieſe Pflicht, denn er ſoll und kann ein vollkommen moraliſcher und gewiſſenhafter Menſch ſein, der die Freiheit des Andern zu reſpectiren hat. — Wenn man ſich früher, ſelbſt in der poſitiven Geſetzgebung, ſo ausgedrückt hat, als könne Gott ſelbſt durch den Menſchen entehrt werden, ſo iſt dies ein Irrthum. Nur die Erſcheinung der Religion kann geehrt oder geſchändet werden.

Die Eintheilung der Pflichten zerfällt daher nur in ihren Real- und Formalunterſchied. Aus beiden heraus iſt ihre Colliſion möglich.

1) Der reale Pflichtunterſchied.

§. 697.

Der Realunterſchied der Pflicht iſt der der Selbſt- und Socialpflichten, welche letztere auch Nächſtenpflichten genannt werden.

a) Die Selbſtpflicht.

§. 698.

Der beſondere Unterſchied der Selbſtpflicht iſt der der Selbſterhaltung und der Selbſtvervollkommnung. Noch eine Pflicht, die der Selbſtbeglückung, hier anzunehmen, iſt überflüſſig, zumal das Kriterium der Erlaubtheit unſerer Vergnügungen ſchon im Begriff der beſondern Pflichten liegt. Groß aber und berühmt und im Glanz des Ruhmes glücklich zu werden, gibt es keine Verpflichtung. Der Ruhm muß die freie Folge tüchtiger Leiſtungen ſein und daher, iſt er rechter Art, die Beſcheidenheit des Berühmten überraſchen.

Die Selbsterhaltung umfaßt die Sorge für Leben, Eigenthum, Ehre. Die Selbstvervollkommnung hat die progressive Ausbildung unserer Anlagen zum Inhalt.

b) Die Socialpflicht

§. 699.

Die Socialpflicht ist einerseits die Rechtspflicht, anderseits die Liebespflicht. Jene begreift Leben, Eigenthum und Ehre unserer Mitmenschen in sich. Zur Anerkennung dieser Pflichten kann äußerlich genöthigt werden, weshalb sie auch Zwangspflichten, auch wohl wegen ihrer Unzweideutigkeit, vollkommene Pflichten heißen.

Die Liebespflicht hat das Wohl der Andern zu ihrem Gegenstande. Da nicht immer mit Bestimmtheit anzugeben, worin das Wohl besteht, also eine subjective Schätzung der Bedürfnisse und Zustände Anderer eintritt, so nennt man die Liebespflicht auch Gewissenspflicht. Man soll Andern wohl thun, soll ihnen, haben sie uns wohl gethan, dankbar sein, soll überhaupt eine wohlwollende Theilnahme für ihre Interessen in sich rege erhalten. Der Wohlthuende aber soll nicht auf Dank rechnen, der Dankende sich nicht wegwerfen und der Theilnehmende nicht die Grenze seiner Kraft überschreiten.

2) Der formale Pflichtunterschied.

§. 700.

Der formale Unterschied der Pflicht ist der logische der verschiedenen Urtheilsformen, denn jede Pflicht ist ein Prädicat, welches das Subject der Pflicht mit sich identisch setzen soll; eine Spannung des Gemüths und Bewußtseins, die nur durch Erfüllung der Pflicht selbst aufgehoben werden kann.

a) Der logisch qualitative Unterschied der Pflicht bezieht sich auf ihre Form und ist die positive des Sollens, die negative des Nichtsollens und die limitative der Einschränkung des Gebotes durch Hinzufügung des correspondirenden Verbotes.

sind Pflichten des Menschen gegen den M[illegible]acht bezieht sich auf Gott kann es für den Menschen kein[illegible]st zufällig und vorübereigentliches Handeln des Menschen [illegible] nur durch eine ausnahmsaber hat der Mensch die Pflic[illegible] entsteht. Die particuläre nung als Lehre und Cultu[illegible]nlichkeit des Geschlechts, des Alder Atheist hat diese Pf[illegible] objectiven Verhältnisse des Menschen men moralischer un[illegible] Pflicht endlich ist für alle Menschen des Andern zu [illegible] auch ihre Individualität, ihr Stand in der positi[illegible]ge.

Gott selb[illegible] der Relation und Modalität der Pflicht Irrthu[illegible] das Verhältniß des Begriffs zu seiner Realisgesc[illegible] Sollens zum Können. Die kategorische Pflicht [illegible] mit ihrer Forderung auch die unbedingte Möglichkeit [illegible] Realisirung. Weil ich soll, kann ich auch. Das Urtheil [illegible] zugleich assertorisch. — In der hypothetischen [illegible] ist das Sollen nicht zweifelhaft, wohl aber wird es das [illegible] und die Modalität gestaltet sich daher problematisch, [illegible] theils unmittelbar in der Gegenwart, theils mittelbar in der Zukunft, sofern ich für eine Pflicht noch die Bedingungen herbeischaffen muß, von denen ihre Verwirklichung abhängt. — Disjunctiv wird die Relation der Pflicht, sobald zu gleicher Zeit zwei oder mehre Pflichten an das Eine Subject den Anspruch der Erfüllung machen. Das Subject ist die Möglichkeit α) weder die eine noch die andere; β) entweder die eine oder die andere; γ) sowohl die eine als die andere zu verwirklichen. Welchen Entschluß es aber fasse, immer muß er ein apodiktisches Urtheil, ein Spruch der Nothwendigkeit sein. Die Collision ist nicht auf der Seite des Begriffs der Pflichten, nur auf der Seite der Ausführung, welche darin den Vorzug verdiene.

III.

Die Pflichtcollision.

§. 701.

Der Begriff der Pflicht als die Beziehung der Nothwendigkeit des Willens in ihrer Allgemeinheit auf das Concrete macht

möglich, den gesammten Inhalt des praktischen Geistes hier zu ziehen. Er macht es möglich, jeder Bestimmtheit des Ge- die Form der Pflicht zu geben und Pflichtcollisionen nur da zu erkünsteln, wo der Bequemlichkeit nicht zusagt, anfachen, aber sauren Pflicht zu genügen. Die wahrhafte Auflösung der wirklichen Pflichtcollision muß als ein apodiktisches Urtheil die Copula zwischen Subject und Prädicat auf bestimmte Weise ausfüllen und nicht bei der abstracten Identität des bloßen Seins stehen bleiben. Es muß sowohl die objective, als die subjective Seite der Pflicht begründet werden; die objective durch die größere Bestimmtheit des Inhalts, die subjective durch die größere Entfernung von dem egoistischen Interesse des Handelnden.

§. 702.

In realer Beziehung kann 1) die Selbstpflicht mit der Selbstpflicht collidiren, nämlich die Selbsterhaltung mit der Selbsterhaltung, die Selbstvervollkommnung mit der Selbstvervollkommnung, die Selbsterhaltung mit der Selbstvervollkommnung. In dieser Collision ist nach obigem Kanon die Pflicht für Ehre und Leben der für das Eigenthum, die Pflicht für die Ehre der für das Leben, die Pflicht für Ehre und Leben der für die Bildung vorzuziehen, denn die höhere Pflicht schließt die niedere in sich und den Genuß der letztern zu opfern wird dem Egoismus saurer.

Es kann 2) die Socialpflicht mit der Socialpflicht collidiren, nämlich die Rechtspflicht mit der Rechtspflicht, die Liebespflicht mit der Liebespflicht und die Rechtspflicht mit der Liebespflicht. Für die Rechtspflichten, da sie sich auf Leben, Eigenthum und Ehre beziehen, gilt dasselbe, was für die Collision der Selbsterhaltung mit der Selbsterhaltung. In Betreff des Lebens findet hier der Begriff der Nothwehr, in Betreff des Eigenthums der des Nothrechtes seine Begründung. Die Liebespflichten aber stehen den Rechtspflichten unbedingt nach. Die sogenannte Nothlüge läßt sich mit Nichts rechtfertigen. Sie ist ein ganz unbestimmter Begriff, hinter welchen mit einiger Reflexionsgeschicklichkeit alle Lüge sich verbergen kann. Viele

b) Der quantitative Unterſchied der Pflicht bezieht ſich auf das Subject. Die ſinguläre Pflicht iſt zufällig und vorübergehend, indem ſie für das Subject nur durch eine ausnahmsweiſe, außerordentliche Situation entſteht. Die particuläre Pflicht wird durch die Eigenthümlichkeit des Geſchlechts, des Alters, des Talents und der objectiven Verhältniſſe des Menſchen geſetzt. Die univerſelle Pflicht endlich iſt für alle Menſchen gleich verbindlich, welches auch ihre Individualität, ihr Stand und ihre Lage ſein möge.

c) Der Unterſchied der Relation und Modalität der Pflicht bezieht ſich auf das Verhältniß des Begriffs zu ſeiner Realiſirung, des Sollens zum Können. Die kategoriſche Pflicht verbürgt mit ihrer Forderung auch die unbedingte Möglichkeit ihrer Realiſirung. Weil ich ſoll, kann ich auch. Das Urtheil iſt hier zugleich aſſertoriſch. — In der hypothetiſchen Pflicht iſt das Sollen nicht zweifelhaft, wohl aber wird es das Können und die Modalität geſtaltet ſich daher problematiſch, theils unmittelbar in der Gegenwart, theils mittelbar in der Zukunft, ſofern ich für eine Pflicht noch die Bedingungen herbeiſchaffen muß, von denen ihre Verwirklichung abhängt. — Disjunctiv wird die Relation der Pflicht, ſobald zu gleicher Zeit zwei oder mehre Pflichten an das Eine Subject den Anſpruch der Erfüllung machen. Das Subject iſt die Möglichkeit α) weder die eine noch die andere; β) entweder die eine oder die andere; γ) ſowohl die eine als die andere zu verwirklichen. Welchen Entſchluß es aber faſſe, immer muß er ein apodiktiſches Urtheil, ein Spruch der Nothwendigkeit ſein. Die Colliſion iſt nicht auf der Seite des Begriffs der Pflichten, nur auf der Seite der Ausführung, welche darin den Vorzug verdiene.

III.

Die Pflichtcolliſion.

§. 701.

Der Begriff der Pflicht als die Beziehung der Nothwendigkeit des Willens in ihrer Allgemeinheit auf das Concrete macht

es möglich, den gesammten Inhalt des praktischen Geistes hier hereinzuziehen. Er macht es möglich, jeder Bestimmtheit des Gefühls die Form der Pflicht zu geben und Pflichtcollisionen nur zu gern da zu erkünsteln, wo der Bequemlichkeit nicht zusagt, der einfachen, aber sauren Pflicht zu genügen. Die wahrhafte Auflösung der wirklichen Pflichtcollision muß als ein apodiktisches Urtheil die Copula zwischen Subject und Prädicat auf bestimmte Weise ausfüllen und nicht bei der abstracten Identität des bloßen Seins stehen bleiben. Es muß sowohl die objective, als die subjective Seite der Pflicht begründet werden; die objective durch die größere Bestimmtheit des Inhalts, die subjective durch die größere Entfernung von dem egoistischen Interesse des Handelnden.

§. 702.

In realer Beziehung kann 1) die Selbstpflicht mit der Selbstpflicht collidiren, nämlich die Selbsterhaltung mit der Selbsterhaltung, die Selbstvervollkommnung mit der Selbstvervollkommnung, die Selbsterhaltung mit der Selbstvervollkommnung. In dieser Collision ist nach obigem Kanon die Pflicht für Ehre und Leben der für das Eigenthum, die Pflicht für die Ehre der für das Leben, die Pflicht für Ehre und Leben der für die Bildung vorzuziehen, denn die höhere Pflicht schließt die niedere in sich und den Genuß der letztern zu opfern wird dem Egoismus saurer.

Es kann 2) die Socialpflicht mit der Socialpflicht collidiren, nämlich die Rechtspflicht mit der Rechtspflicht, die Liebespflicht mit der Liebespflicht und die Rechtspflicht mit der Liebespflicht. Für die Rechtspflichten, da sie sich auf Leben, Eigenthum und Ehre beziehen, gilt dasselbe, was für die Collision der Selbsterhaltung mit der Selbsterhaltung. In Betreff des Lebens findet hier der Begriff der Nothwehr, in Betreff des Eigenthums der des Nothrechtes seine Begründung. Die Liebespflichten aber stehen den Rechtspflichten unbedingt nach. Die sogenannte Nothlüge läßt sich mit Nichts rechtfertigen. Sie ist ein ganz unbestimmter Begriff, hinter welchen mit einiger Reflexionsgeschicklichkeit alle Lüge sich verbergen kann. Viele

Nothlügen werden ohne Noth, viele ohne eigentliche Böswilligkeit aus geistiger Unbehülflichkeit und moralischer Trägheit begangen. Kinder, Gesinde, Frauen und Diplomaten verhüllen darin ihre Schwäche, ihren Mangel an Gewohnheit sittlichen Muthes.

Es kann 3) die Selbstpflicht mit der Socialpflicht collidiren, nämlich die Selbsterhaltung oder Selbstvervollkommnung mit der Rechts- oder Liebespflicht. In diesem Fall muß die Selbstpflicht der Socialpflicht weichen, sofern nicht die Ruhe unseres Gewissens dem Wohl Anderer geopfert wird, denn mit dieser Verletzung tritt wieder die Selbstpflicht der Socialpflicht voran.

§. 703.

Der formale Unterschied der Pflicht bezieht sich nicht auf das Sollen, nur auf das Können und die für ihn mögliche Collision betrifft daher die Frage, welche Pflichten ich erfüllen kann, indem die reale Möglichkeit vorausgesetzt wird, daß ich die eine so gut als die andere zu realisiren vermöchte und doch durch Erfüllung der einen die der andern ausschließen würde. Nun kann aber bei dem qualitativen und quantitativen Unterschiede der Pflicht von einer Collision gar nicht die Rede sein, sondern erst bei der Relation und Modalität. Es kann 1) das Sollen kategorisch feststehen, das Können aber nur assertorisch; 2) wird das Sollen hypothetisch, so kann das Können problematisch werden; 3) disjunctiv gestaltet sich das Können, wenn eine moralische Aufgabe durch zwei gleich sehr kategorische Pflichten gelöst werden kann, jede derselben aber eine andere verletzt. Die Schulbeispiele fingiren für diese Collisionen Fälle mit einem Ausgang des Geschehens, dem der umgekehrte eben sowohl entgegengestellt werden kann. Die Auflösung der formalen Pflichtcollision besteht darin, daß ein apodiktisches Urtheil gewonnen und demselben unbedingt Folge geleistet wird, ohne Rücksicht auf die Folgen, die für uns durch den Gehorsam gegen die erkannte Nothwendigkeit zu erwachsen vermögen. Daß wir mit der Erfüllung einer Pflicht nach anderen Seiten hin Anstoß erregen, darf uns so wenig bestimmen, als die Vor-

theile, welche die Nichterfüllung einer Pflicht uns darbieten kann. Bei der Vielseitigkeit aller Verhältniſſe iſt es in erſterer Hinſicht unmöglich, es Allen recht zu machen, und in zweiter Hinſicht die Gefahr, die unſer Handeln für uns äußerlich in ſich ſchließen kann, ſich immer gleich. Für die kleinlich egoiſtiſche Geſinnung, die am Endlichen kleben bleibt, wird es hier immer heißen:

Was du auch thun magſt, es wird dich gereu'n!

B.

Die Tugend.

§. 704.

Die Pflicht iſt der abſtracte Begriff der beſtimmten ethiſchen Nothwendigkeit. Dieſer Begriff, das particulariſirte Sollen der abſoluten Idee des Guten, ſoll realiſirt werden. Die Thätigkeit für die Verwirklichung der Pflicht iſt die Tugend.

Dem abſtracten Begriff nach iſt die Tugend alſo nur Eine. Wie aber das einfache Sollen des Guten in die Vielheit der Pflichten auseinandergeht, ſo auch die Tugend in die Mannigfaltigkeit der beſondern Tugenden.

Als das Hervorbringen der Realität des Pflichtbegriffs iſt zwar die Qualität der einzelnen Tugend ſchlechthin einfach, allein durch den Unterſchied der Quantität ihrer concreten Exiſtenz werden für ſie zwei gegen die Wahrheit ihres Begriffs gleich negative Extreme möglich. Die wahrhafte Tugend, als die lebendige Mitte ihres Zuviel und Zuwenig, kann ſich nur als unaufhörliche Thätigkeit erhalten.

Die ſelbſtbewußte Einwirkung des Subjectes auf ſeinen Zuſtand, ihn zur Darſtellung der richtigen Mitte zu machen, um alſo Schwierigkeiten zu entfernen, Begünſtigungen herbeizuſchaffen und den Willen als guten zur Gewohnheit werden zu laſſen, iſt die Askeſe.

Das Resultat der Anstrengung des ethischen Subjectes für seine Selbstbildung ist sein **Charakter** als die dem Einzelnen habituell gewordene Methode seines Verhaltens zur Idee des Guten. Der Charakter ist des Menschen eigenes Werk und nicht mit der natürlichen und psychischen Individualität zu verwechseln, die für den Charakter nur das Colorit seiner Erscheinung abgibt.

I.

Das System der Tugenden.

§. 705.

Der Begriff der Tugend unterscheidet sich nach der Differenz des Inhaltes, in welchem die Selbst- und Socialpflicht die Verwirklichung ihres Begriffs vollbringen. Dieser Inhalt ist die natürliche Individualität als das Organ des Geistes, die Intelligenz und der Wille selbst. Die Tugend ist demnach 1) die *physische*; 2) die *intellectuelle* und 3) die *praktische*. Gesundheit, Selbstbeschützung, eben so kraftvolle als elastische Tüchtigkeit des Leibes; Wahrhaftigkeit, Klugheit, Anstand und Tact; Besonnenheit, Beharrlichkeit und Gerechtigkeit, bilden ein großes System zahlreich abgestufter, oft höchst zarter Bestimmungen. Der Reichthum derselben entsteht vorzüglich dadurch, daß die Tugend, als stets ihr Dasein erkämpfende, mit ihrer quantitativen Differenz auch in eine qualitative Aenderung übergehen kann. Im Extrem des Minimums oder des Maximums ist die Tugend noch da, aber mit dem *Ueberschreiten des Minimums und Maximums* tritt ein anderes Verhalten ein. Z. B. in der *Wirthschaftlichkeit* wird das Geld als ein *Mittel* geachtet, aber doch immer nur als ein Mittel behandelt; im *Geiz* wird dies Mittel zum *Zweck* gemacht und in der *Verschwendung* gar *nicht geachtet*. So ist die Lehre von der μεσοτης der Tugend richtig zu verstehen. Sie beruhet auf dem Begriff des Maaßes. — Laster nennen wir die habituell gewordene, mit Bewußtsein gepflegte Untugend. Daß Ein Laster eben so andere nach sich zieht, als Eine Tugend andere Tugen-

den, liegt im ſyſtematiſchen Zuſammenhang der moraliſchen Begriffe. Jede Tugend kann ſich in jeder Tugend und daher auch jede Untugend in jeder Untugend mitbeſtimmend ſetzen.

Wie bei dem Pflichtbegriff, iſt es auch bei dem Tugendbegriff möglich, alle objectiven Willensverhältniſſe in ihn hineinzuziehen. Jedes Verhältniß, zum Vaterlande, zur Familie, zum Stande u. ſ. w. kann auch in der ſubjectiven Form der Tugend dargeſtellt werden. Die Moral als ſtrenge Wiſſenſchaft ſollte aber das Praktiſche nur inſoweit umfaſſen, als der einzelne Menſch auf ſich ſelbſt und auf Andere eben nur als Einzelner wirkt.

II.

Die Askeſe.

§. 706.

Die Tugend iſt alſo nichts Ruhendes, ſondern in ihrer Exiſtenz weſentlich Proceß. Ihr Werden iſt jedoch nicht, wie das der Natur, ein von ſelbſt erfolgendes, ſondern durch die Kraft der Selbſtbeſtimmung vermitteltes. Die Beziehung der praktiſchen Thätigkeit auf ſich ſelbſt, ihrem Begriff während ſeiner Realiſation möglichſt zu genügen, iſt die Askeſe; ſie iſt dasjenige Element der Moralität, das noch am eheſten Kunſt genannt werden kann.

Die Askeſe entwickelt 1) den Begriff der Selbſterkenntniß; 2) aus der Selbſterkenntniß geht die Auffindung des uns gemäßen Stoffes zum Handeln hervor, zu welchem wir durch Natur und Schickſal berufen ſind; aus beiden, aus der Selbſterkenntniß und aus der Particularität unſeres ethiſchen Stoffes ergibt ſich 3) die individuelle Technik, mit welcher wir uns bald affirmativ, bald negativ zu unſern Neigungen und Gewohnheiten verhalten.

§. 707.

1) Die Selbſterkenntniß. Sie iſt a) die ſubjective, d. h. der Begriff, den ſich der Einzelne von ſeinem eigenen Weſen macht. Weil dieſer Begriff, da jeder Menſch als ein unvollen-

in den verſchiedenen Epochen und Situationen ſeines Lebens ſich verändert darſtellt, nothwendig viel Unbeſtimmtes in ſich ſchließt, ſo muß derſelbe b) durch die objective Selbſterkenntniß berichtigt werden, die wir aus unſern Thaten, aus dem Urtheil Anderer über uns und aus der Vergleichung unſeres Handelns mit dem ihrigen ſchöpfen. Da jedoch auch dies Vergleichen wieder zu nur relativen Beſtimmungen, zur bloßen Meinung führt, ſo muß c) zur abſoluten Selbſterkenntniß fortgegangen werden, welche nicht hypochondriſch in die Falten unſeres Herzens ſich hineinwühlt, nicht ſelbſtgefällig unſere Thaten beleuchtet, nicht die Urtheile Anderer über uns ſich durch beliebige Motivirung zurechtmacht, nicht den Vergleich mit Andern zur Folie ihrer Eitelkeit benutzt, ſondern die Nothwendigkeit der Freiheit an und für ſich und die Verpflichtung zur Tugend einzig und allein als das ewige Weſen unſeres Willens erkennt. Nur aus dieſem abſoluten Begriff quillt uns wahre progreſſive Kraft.

§. 708.

2) Der Beruf. Um aber mit Sicherheit handeln zu können, müſſen wir auch erkennen, theils was durch die Natur in uns als unter allen Umſtänden gleiche Fähigkeit angelegt worden, theils was durch die Geſchichte im wechſelnden Lauf des Lebens uns zur beſondern ſittlichen Aufgabe geſetzt wird. Beides zuſammen in ſeiner Wechſelwirkung iſt der Begriff unſeres Berufs, dem wir treu zu bleiben, alles ihm Fremdartige von ihm auszuſchließen, alles ihm Gemäße zu ſeiner Förderung heranzuziehen das Recht und die Pflicht haben.

§. 709.

3) Die moraliſche Technik. Im Proceß des Handelns müſſen wir zur Verwirklichung der allgemeinen Idee der Freiheit in dem Kreiſe unſeres beſondern Berufes uns nach unſerer Selbſterfahrung eine individuelle Technik bereiten, welche uns die Tugend zur gewohnten Fertigkeit werden läßt, indem ſie uns die Entwicklung unſerer guten Richtungen erleichtert, die unſerer üblen erſchwert.

Das Ethische erfordert einen gleichmäßigen Ernst, um das sogenannte Kleine mit derselben Liebe und Treue als das für die Welt hervorragendste Große zu vollbringen. Die Tugend ist so erhaben, daß sie weder der Genialität noch der Ausnahme bedarf.

An sich ist für den Willen jeder Moment dem andern gleich und jeder von unendlichem Werth. Für die bestimmte Wirksamkeit aber kommt es auf die sorgfältige Berücksichtigung des Ortes, der Zeit und der Personen an, den rechten Moment zu treffen. Was wir aber jemals gewollt und gethan haben, existirt in uns für immer fort und macht sich auch in unserer ferneren Zukunft geltend. Die Ivee des Guten muß jedoch uns stets über unsere Vergangenheit erheben. Haben wir uns in ihr mit unserm Wesen in Widerspruch gesetzt, so sind wir kraft des Majestätsrechtes der Freiheit berechtigt, mit unserer bisherigen Geschichte zu brechen und in selbstbewußter Unschuld einen neuen Lebenslauf anzufangen. Wir vermögen nicht das Bewußtsein unserer Schuld und noch weniger die Realität unserer negativen Thaten und ihrer Folgen zu vertilgen und haben den Schmerz darüber zu tragen, allein die Abhängigkeit von ihnen können wir vernichten, indem wir muthig zum Urstande der Freiheit zurückkehren und aus ihm heraus unsere Gedankenkreise, Gewohnheiten und Zustände umbilden.

III.

Der Charakter.

§. 710.

Das Resultat der Thätigkeit, mit welcher wir den Begriff der Freiheit in uns realisiren, ist die habituell gewordene Bestimmtheit unserer individuellen Art und Weise zu handeln: der Charakter. Für ihn ist die natürliche Individualität des Geschlechts, des Temperaments und der Anlage, die Eigenheit der Bildung und die Eigenthümlichkeit des äußern Geschicks nur die Voraussetzung seiner Modalität, zu erscheinen. Er selbst ist die zur Gewohnheit gewordene individuelle Methode des

Handelns. Das Tragische und Komische ist keine Charakterbestimmtheit, sondern eine Situation, worin jeder Charakter gerathen kann.

§. 711.

Das Subject kann sich unmittelbar in einem Zustande der Unbestimmtheit seiner Handlungsweise befinden. Dann besteht sein Charakter eigentlich in der Charakterlosigkeit, wie sie der Masse eigen ist. Oder der Ansatz zur Bestimmung tritt erst als Rohheit des Charakters hervor.

Aus diesem unvollkommenen Zustande sucht der Wille sich zum Charakter hervorzuarbeiten. Geht er hierbei aus der Gesinnung direct zur offenen Aeußerung über, so wird er natürlich, naiv, einfach, gefühlvoll, biedr, ehrlich, gerad[illegible] u. s. w. genannt. Gewöhnt er sich dagegen an ein indirectes Verfahren, das seine wahren Absichten verbirgt, so wird er künstlich, verschlossen, geheimnißvoll, intriguant, berechnend, listig, heimlich, finster, widerspruchsvoll, lauernd u. s. f. Nimmt der Wille seine Erfüllung nur aus den Ideen, so daß ihre Nothwendigkeit auch das Maaß seines Handelns ausmacht, so wird er die Reflexionsbildung in der Art der Freiheit unterordnen, daß ihm nach Außen hin eben so wohl die unmittelbare Offenheit als die undurchdringliche Zurückhaltung, eben so wohl das directe als das indirecte Verfahren, mit idealem Tact möglich wird. So vollkommen durchgebildete oder harmonische Charaktere werden oft nicht anerkannt und für sich widersprechende gehalten, weil sie nicht die leichtfaßliche Monotonie der Mittelmäßigkeit zeigen.

§. 712.

Diese Form des Charakters bestimmt sich näher durch die Kraft, mit welcher der Wille die Gleichheit seiner Richtung innehält. Läßt sich der Wille durch die Umstände, die ihn berühren, durch die Personen, die auf ihn wirken, abwechselnd bestimmen, so ist er in solcher Passivität schwach. Der schwache Charakter ist im guten Sinn liebenswürdig, milde, gefällig, weich, bequem;

im üblen launisch, kleinlich, schlaff, kraftlos, gemein und aus Nullität und Zusammenhanglosigkeit unberechenbar. Behauptet sich der Wille dagegen in der Gleichheit mit sich gegen Umstände und Personen, so entsteht der starke Charakter, der im guten Sinn consequent, fest, kühn, hart und derb, vornehm; im üblen hart, verwegen, kalt, grausam wird. Aus der Einigung weiblicher Empfänglichkeit und männlicher Strebsamkeit erzeugt sich der schöne Charakter, der auch groß sein und in's Erhabene übergehen kann.

§. 731.

Die absolute Bestimmtheit des Charakters bleibt jedoch immer das Verhältniß des Willens zur Idee des Guten. Ist dasselbe negativ, so ist der Charakter schlecht; ist es affirmativ, so ist er gut. Als raffinirt böse wird der schlechte teuflisch, als aufopferungsfähig den guten edel. Die Unvollkommenheit oder Vollkommenheit der Bildung, die Inconsequenz oder Consequenz des Charakters gehen in diese letzte Bestimmtheit über.

C.

Das Gewissen.

§. 714.

Die Pflicht bestimmt das moralische Subject zum Handeln um der Pflicht willen. Dem Sollen ihres Imperatios sucht es durch die Anstrengung der Tugend zu genügen und durch Gewöhnung sich das Gute zum Charakter zu machen. In dieser Thätigkeit muß also das Subject einerseits sich zur Abstraction des Guten erheben, andrerseits auf sich nach seiner empirischen Zufälligkeit reflectiren. Das Vergleichen beider Seiten ist das Gewissen. Es ist das Urtheil des Subjectes selbst über den moralischen Werth seines empirischen Handelns gegenüber der

Idee des Guten, wie es selbst dieselbe begreift und sich actu auf sie bezieht.

§. 715.

Für Andere existirt die Moralität des Subjects nur in der Entäußerung desselben an sein objectives Thun, aber das Subject allein weiß, wie es zu seinem erscheinenden Handeln sich auch innerlich nach den Motiven verhalten und ob es selber seiner Handlung, seinem Zustande, für sich das Prädicat des Guten oder des Bösen gegeben. Es stellt sich in der Tiefe des Geistes vor *sein eigenes Forum* und richtet sich selbst. Diese Zurückgezogenheit ist die unzugängliche Burg aller subjectiven Freiheit.

§. 716.

Das Gewissen als der Selbstbegriff der guten oder bösen Qualification des Handelns ist auf jedem Punkt desselben gegenwärtig, unterscheidet sich jedoch nach dem Verlauf der Entscheidung der That als *vorausgehendes*, *begleitendes* und *nachfolgendes*.

§. 717.

Weil die Function des Gewissens Vergleichen und Urtheilen ist, so wird eine Dialektik möglich, welche bis zur Auflösung des Gewissens fortzugehen vermag.

Der *qualitative* Unterschied des Urtheils begründet den Unterschied des Gewissens als des einen Inhalt, eine Richtung unseres Willens *billigenden* oder *verwerfenden*, sofern er nämlich mit der allgemeinen Nothwendigkeit der Freiheit entweder *positiv* identisch ist oder ihr *negativ* widerspricht. Die *limitative* Form des qualitativen Urtheils kommt in der Existenz des sogenannten *schweigenden* d. h. weder bejahenden noch verneinenden, also indifferenten Gewissens, eines Gewissens, das keines ist, zur Wirklichkeit, wie in der ethischen Rohheit, Verstocktheit, Betäubung. Mit der Affirmation des Gewissens ist seine Ruhe als sein Lohn, mit der Negation seine Unruhe als seine Strafe unmittelbar identisch. Das *gute* Gewissen ist so

ipso die Beſeligung, das böſe die Verdammniß des Geiſtes. Es iſt an ſich ſchon barbariſch, hier von Lohn und Strafe zu ſprechen; noch barbariſcher, das, was man darunter verſteht, außerhalb des Geiſtes zu ſuchen; noch barbariſcher endlich, das Böſe nicht für das höchſte, das abſolute Unglück zu halten, dem man, es aufzulöſen, ſich nur mit reinem Mitleiden und unbedingtem Wohlwollen nahen ſollte.

§. 718.

Der Quantität des Urtheils nach, iſt das Gewiſſen einerſeits die Beſtimmung des ethiſchen Stoffs nach ſeiner Singularität, Particularität oder Univerſalität, anderſeits die graduelle Unterſchiedenheit der Intenſität der Thätigkeit des Gewiſſens in der Beachtung des ethiſchen Stoffs. Das regſame Gewiſſen oder die Gewiſſenhaftigkeit iſt die lebendige Aufmerkſamkeit auf alle dieſe Momente, die Gewiſſenloſigkeit ihre Mißachtung. Weil die Quantität die unbeſtimmte Grenze iſt, ſo ſchwankt das Gewiſſen zwiſchen den Extremen der Weite des Latitudinarismus und der Enge der Scrupuloſität. Das Maximum von jenem führt den Leichtſinn bis zum Begehen des Böſen, das Maximum von dieſer führt die Peinlichkeit bis zum Unterlaſſen des Guten.

§. 719.

Der Relation nach iſt das Gewiſſen, ſelbſt in Colliſionsfällen, immer kategoriſch. In der Modalität aber kann 1) der Unterſchied der Gewißheit und Wahrheit unbefangen als Widerſpruch geſetzt; 2) die Wahrheit verſtellt und 3) die Wahrheit im Subject durch die Willkür deſſelben vernichtet werden.

a) Die Wahrheit und Gewißheit trennen ſich im irrenden Gewiſſen, welches die Wahrheit zum Inhalt zu haben vermeint, während, vom Standpunct der Idee des Guten aus, das Gegentheil der Fall iſt. Das zweifelnde Gewiſſen hebt die Unbefangenheit des naiven Zutrauens zu ſich auf und wird zum Handeln mit böſem Gewiſſen, wenn trotz des Zweifels oder mit

dem Bewußtſein der moraliſchen Nichtberechtigung doch gehandelt wird.

b) Will das Subject für ſich das Böſe, nimmt es aber nach Außen die Form des Guten an, ſo entſteht die Verſtellung, die eben ſowohl eine Heuchelei gegen Andere, als ein Belügen und Betrügen ſeiner ſelbſt ſein kann.

c) Die Auflöſung des Gewiſſens durch die Sophiſtik ſetzt die Einheit der Wahrheit und ihrer Gewißheit α) zunächſt zur bloßen Wahrſcheinlichkeit herab. Der Handelnde begnügt ſich mit der Annäherung an die Einheit. Die Form, in welcher er ſich der Mühe überhebt, ſelbſtſtändig zur Harmonie mit ſich zu gelangen, iſt bald die, daß er von Andern ſich Rath geben läßt und damit die Schuld des Handelns von ſich auf den Rathgeber abwälzt; bald die, daß er ſich mit Andern vergleicht und ein rechtfertigendes Beiſpiel für ſein Handeln findet; bald die, daß er die Autonomie ſeines Urtheils völlig aufgibt und nach einer Auctorität handelt, ſei dieſe ein Orakel, oder die Vorſchrift einer Caſuiſtik oder der Befehl eines Beichtvaters. Alle dieſe Wendungen nennen wir den Probabilismus. Der Form nach erkennt er das Gewiſſen durchaus noch an und bringt es zur Kunſt, mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit gewiſſenlos zu ſein, weshalb er vorzüglich die ſophiſtiſche Maxime liebt, daß der gute Zweck die ſchlechten Mittel heilige. β) Gibt aber das Gewiſſen die objective Begründung, wäre ſie auch nur eine ſcheinbare, auf, ſo bleibt nur die reine Subjectivität der blinden Ueberzeugung zurück, die ſich nicht als Wahrheit rechtfertigt, nur als Gewißheit grundlos behauptet. Dies iſt der Standpunct des Fanatismus. γ) Von dieſem Handeln aus der Thatſache der Ueberzeugung, die alle Vermittelung ihrer Nothwendigkeit von ſich ausſchließt, iſt nur noch Ein Schritt bis zur gänzlichen Vernichtung des Gewiſſens durch die Ironie des Subjects gegen ſein Handeln, daß es nämlich von ihm abhänge, ob es in concreto das Gute oder das Böſe wolle exiſtiren laſſen oder nicht, weil die Idee des Guten, ohne das Daſeinthun des einzelnen Subjects, eben ein blos abſtracter Begriff ſei. Es iſt der Uebermuth des moraliſchen Subjectes, daß die Freiheit ſeiner Gnade die Exiſtenz

soll zu verdanken haben. Das Gute wird eine Zufälligkeit. „Manchmal war's, daß ich bezwang Meine sündige Begier; Aber wenn mir's nicht gelang, Hatt' ich dennoch viel Plaisir."

§. 720.

Das moralische Subject hat also gerade an seiner Selbstbestimmung aus dem eigenen Begriff und Urtheil heraus die Gefahr, sich moralisch unsicher zu machen und zu entleeren. Nicht mit Unrecht hat man wegen der möglichen nur subjectiven Identität des Gewissens mit sich von der Verwandtschaft des Gewissens mit der Form des Bösen gesprochen. Die Wahrheit der Moralität ist daher die Sittlichkeit, in welcher die Idee des Guten sich objectiv durch die Thätigkeit der mit ihr als ihrem Wesen sich identisch wissenden Subjecte realisirt. Die Welt der Sittlichkeit entwickelt die Freiheit zu einem System geltender Rechte, an denen das Subject die Richtschnur seines Gewissens findet.

Dritter Abſchnitt.

Die Sittlichkeit.

§. 721.

Die Idee des Guten ſoll durch den einzelnen Willen verwirklicht werden. Sie iſt ſeine Idee und er iſt ihre Realität. In der Freiheit des einzelnen Subjectes liegt aber die Möglichkeit, ſowohl die thatloſe Nichtverwirklichung, als die mit der Idee übereinſtimmende, als die ihr widerſprechende Verwirklichung ihres Begriffs zu ſein. Ja, es liegt darin die Möglichkeit, den wahrhaften Begriff des Guten zu haben, oder ihn nur als ein Zerrbild zu beſitzen, oder ihn ſich gar nicht zu vergegenwärtigen. Dieſe Unbeſtimmtheit des Einzelwillens wie die in ſich unerfüllte Allgemeinheit des Guten überhaupt heben ſich in der Beſtimmtheit des Willens auf, wie er, als in ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit *für ſich* ſeiender Wille, zugleich für einen *andern* Willen da iſt, dieſen als *Willen* anerkennt und von ihm anerkannt wird. Im Allgemeinen iſt dieſe Form der Exiſtenz des Willens die des *Rechtes*. In ihrer Entwicklung iſt dieſelbe:

1) das *ſinguläre* Recht der *einzelnen Perſon*, die ſich zu ſich ſelbſt, zu den ſelbſtloſen Gegenſtänden und zu andern Perſonen nur als *formelle Identität* ihres Willens verhält. Sie will ſich, will Anderes und will mit Andern daſſelbe. Der *Inhalt* dieſes *privaten* Rechtes iſt daher noch von der *Willkür* des atomen Subjectes abhängig.

2) Die Iſolirung des Willens hebt ſich aber nicht blos zur *relativen Gemeinſamkeit* zweier oder mehrer Willen, ſon-

dern auch zu der substantiellen Einheit sittlicher Organismen auf, welche die Freiheit zum nothwendigen Inhalt aller in ihr enthaltenen Einzelnen als Glieder des Ganzen haben.

3) Diese Organismen bilden unter sich eine Stufenreihe von Gemeinwesen, in denen sich die Particularität des Rechts ausprägt. Der Einzelne gilt für die Andern, weil er Mit-glied eines Gemeinwesens ist und dies Gemeinwesen sich als einen allgemeinen und nothwendigen Willen setzt, der den seiner einzelnen Glieder in sich integrirt. Allein an der unvermeidlichen Particularität hat das Recht noch eine Schranke; es befreiet sich von ihr durch die Dialektik der ethischen Organismen zur Universalität des unveräußerlichen Rechts der Menschheit, die dem Menschen aus dem einfachen Grunde, weil er Mensch ist, inhäriren.

§. 722.

Den Kreis der Selbst- und Socialpflichten, so wie das System der Tugenden findet erst in der Bestimmtheit der verschiedenen Gestalten des Rechts die concrete Entwicklung, welche dem Einzelnen das ihm nothwendige Maaß der Freiheit objectiv zuertheilt, so daß er nicht blos weiß, was er soll, sondern auch muß, was er darf und kann.

§. 723.

Alle Gestalten des concreten Willens beginnen mit dem Gegensatz der Naturbestimmtheit des Willens einerseits und der in sich unendlichen Idealität des Selbstbewußtseins anderseits. Im singulären Recht ist die Individualität das Naturelement, dem das Selbstbewußtsein als solches mit seiner Spontaneität gegenübersteht; im particulären Recht ist die Familie und das Bedürfniß das Naturelement, dem die Bildung und die Arbeit gegenübersteht; im universellen Recht ist die Abgeschlossenheit der Erde in der Kugelform das Naturelement, dem die sich in sich vertiefende Unendlichkeit der Geschichte gegenübersteht.

A.

Das singuläre Recht.

§. 724.

Der einzelne Wille, der sich als Wille weiß und sich sein Thun als Schuld zurechnet, muß 1) seine natürliche Erscheinung für sich in Besitz nehmen; 2) muß er das selbstlose Object mit seinem Willen durchdringen, es zu seinem Eigenthum machen. In der Individualität ist er allerdings schon für Andere als ein realer Gegenstand da, allein die Individualität ist noch nicht seinem Selbst für Andere unmittelbar identisch. Legt die Person ihren Willen in einen an sich selbstlosen Gegenstand, so gilt sie in diesem nicht nur sich selbst, sondern sie hat daran auch das Mittel, sich für Andere in einer von ihrer natürlichen Erscheinung unabhängigen und darum freieren Weise zur Anerkennung zu bringen. Allein diese Entäußerung des Willens an die Objectivität müßte einseitig sein, wenn nicht die Person ihren Willen auch wieder in sich zurücknehmen und sich im Wollen des Willens anderer Personen, einer selbstbewußten Objectivität, zum Inhalt machen könnte.

§. 725.

Alle diese Bestimmungen sind Postulate des persönlichen Rechts. Die Person ist aber als soll die reale Möglichkeit, sich durch ihre Willkür gegen das von ihr gesetzte Recht negativ zu verhalten. Sie kann Unrecht thun.

§. 726.

Das Unrecht widerspricht dem gesetzten Recht und der Wille kann diesen Widerspruch nicht wollen, wenn er nicht sich selbst widersprechen will. Die Negation des wirklich gewordenen Unrechts kann daher nicht blos der ihm entgegengesetzte Gedanke des Rechts, sondern die dem Begriff des Rechts entsprechende reale Veränderung der Wirklichkeit: die Strafe sein. Ihr

Grundbegriff ist Wiedervergeltung in dem Sinn, daß das straffällige Subject als vernünftig gilt und deshalb unter seine eigene Handlung als einer dem Inhalt nach allgemeinen, als einem Gesetz, subsumirt werden darf.

I.

Das Recht an sich.

§. 727.

Der einzelne Wille hat Wirklichkeit nur in der Einheit der unmittelbaren Individualität und des Selbstbewußtseins. Diese Einheit ist der Begriff der Person, der sich in der persönlichen Freiheit, in der Erwerbung von Eigenthum und im Vertrage realisirt.

1) Persönliche Freiheit.

§. 728.

Das Subject ist seinem Wesen nach frei, allein es muß diese Freiheit auch als Freiheit setzen. Es muß also seine Individualität als Ausdruck und Organ des Begriffs, den es von sich selbst hat, ergänzen. Nun existiren es leben will, hat es. Ist dann als frei sich gegen sein Leben negativ verhalten. Für Andere muß es die Unmittelbarkeit seiner Erscheinung als mit seinem Selbst identisch zur Anerkennung bringen, was ursprünglich sogar zu einem Kampf auf Leben und Tod führt. Als an sich vernünftig darf und muß es fordern, seinen Willen, obwohl er ein einzelner, auch als allgemein und nothwendig anerkannt zu sehen. Es darf daher von Andern fordern, nicht als Sclav, d. h. als für sich willenloses Object genommen zu werden; wie es aber dies Recht hat, so hat es auch die Pflicht, sich von Andern nicht dazu herabsetzen zu lassen.

2) Eigenthum.

§. 729.

Die Perſon als Perſon für ſich und für Andere iſt, bei aller Hohheit des Selbſtbewußtſeins, doch nur eine Perſon und die Sprache legt daher in dies Wort ſogar eine verächtliche Nebenbedeutung. Die Perſon iſt, nur auf ihre Individualität beſchränkt, noch unſelbſtſtändig. Selbſtſtändig wird ſie erſt, indem ſie die ſelbſtloſe Gegenſtändlichkeit mit ihrem Willen durchdringt und Dinge als Momente ihres Willens ſetzt. Das Hülfswort Haben wird ſo wichtig, als das Hülfswort Sein, obſchon das Haben allein ohne das Sein keinen ſittlichen Werth hat. Die Dinge vermögen nicht ſich ſelbſt zu beſitzen. Sie an ſich ſind herrenlos. Die Perſon ergreift ſie — der Act der Occupation —, formirt ſie, bezeichnet ſie, damit ſie von Andern als die ſeinigen gewußt werden. Das als Eigenthum geſetzte Object bedeutet nicht mehr nur ſich ſelbſt, ſondern hat den Willen des Beſitzenden zu ſeiner Seele empfangen. Dieſer iſt in ihm da und er iſt da, lediglich, weil er gewollt wird.

Die Perſon hat die Pflicht, Eigenthum zu erwerben, weil ſie ihrem Willen durch daſſelbe eine für ſie und Andere gegenſtändliche Exiſtenz erſchafft, die zwiſchen ſie ſelbſt und andere Perſonen als eine Verdoppelung der Perſönlichkeit in die Mitte tritt und, trotz dieſer unendlichen Wichtigkeit, doch nur ſo lange gilt, als die Perſon will.

Sie gebraucht und verbraucht die Dinge für ihre Zwecke als Mittel und hat das abſolute Recht, ihres Eigenthums ſich wieder zu entäußern, ihrem Willen aus den Dingen, in die er ſich gelegt, wieder in ſich zurückzuziehen. Ohne dieſe Möglichkeit wäre das Eigenthum nicht eine Stufe zur reellen Befreiung des Willens, vielmehr ſeiner Knechtung. Der freie Menſch ſoll haben, als hätte er nicht.

3) Vertrag.

§. 730.

Aus der Beziehung auf die Dinge als Eigenthum kehrt der Wille in sich nur *einseitig* zurück — gerade wie im Kampf um die Anerkennung als Selbstbewußtsein, wenn es nicht zur Gegenseitigkeit der Freiheit kommt. Der Mensch reflectirt als Eigenthümer zwar sich in die Dinge, aber nicht sie sich in ihn. Sie sind, ihm gegenüber, *todt*. Daher geht die Person, um sich als vollständige Person anzuschauen, dazu fort, ihren Willen in Bezug auf einen *besondern Inhalt* mit dem Willen einer oder mehrer *Personen* in der Weise identisch zu setzen, daß der *Leistung* der einen eine Leistung der andern entspricht. Diese *gegenseitige Verbindlichkeit* ist der Vertrag.

Als an sich leere Form kann er alle Seiten menschlichen Wollens, Besitzens und Wirkens zum Inhalt haben, jedoch mit Ausnahme a) der persönlichen Freiheit und ihrer Selbstgewißheit an sich, die nicht veräußert werden kann. Ist sie, gegen ihren Begriff, doch veräußert worden, so hat sie das Recht, sich der Verbindlichkeit sogar eines vollkommen stipulirten Vertrages zu entziehen. Eben so wenig darf b) das Leben veräußert werden, weil es für die Verwirklichung der Freiheit, die höher steht, als alles Schicksal, die nothwendige Bedingung ausmacht.

Die substantiellen Verhältnisse des particulären und universellen Rechts sind allerdings insofern sämmtlich über den Vertrag erhaben, als sie für ihre geschichtliche Entstehung alle *Willkür* ausschließen, ob man sie wolle oder nicht, und als ihr Inhalt die Unendlichkeit der *Gesinnung* in sich faßt, während der Vertrag aus der Willkür hervorgeht und eine kalte Beobachtung fordert. Die Pietät der Familie, das Vertrauen der Bürger in einem Gemeinwesen, die Begeisterung des Patriotismus, oder gar der Glaube einer religiösen Gemeinde, lassen sich nicht mit der formalen Bedingtheit des Contractverhältnisses erschöpfen. Allein so wahr dies ist, so bleibt es doch ein gefährlicher Irrthum, den Vertrag als eine für die *objective Gültigkeit* auch der höchsten Sphären des Rechts überflüssige Form zu verachten.

Obwohl sie nicht ursprünglich durch den Vertrag begründet werden, so müssen sie doch, rechtliche Bestimmtheit zu erreichen, auch als Vertrag sich fixiren. Unvermögend, ihrer Tiefe zu genügen, sichert der Vertrag die Erfüllung wenigstens ihrer wesentlichsten Punkte gegen die Willkür der Einzelnen.

§. 731.

Der Vertrag bewegt sich einerseits in dem ganz äußerlichen Element einer rein objectiven Sachlichkeit; andrerseits läßt er die subjective Freiheit in sich eintreten. Aber mit diesem Element werden die Grenzen sowohl der Forderung als der Leistung unsicher, weshalb er, gegen solche Unbestimmtheit zu schützen, den Vertrag dem Vertrage hinzufügt. Er ist demnach:

a) die Entäußerung von Object gegen Object als Tausch, als Kauf und Verkauf und als Anleihe;

b) die Entäußerung des vollständigen Gebrauchs einer Sache mit Ausschluß ihrer Vernichtung in der Miethe; die Entäußerung einer bestimmten Thätigkeit als Dienst gegen Lohn; die Entäußerung des Wollens und Handelns einer Person an eine andere durch Bevollmächtigung zur Stellvertretung;

c) die Belastung der Entäußerung mit besondern Bedingungen als Bürgschaften für die Erfüllung des stipulirten Vertrages, der sogenannte accessorische Vertrag. Er zeigt den Mangel, der in der Vertragsform überhaupt liegt, denn er entspringt aus dem Mißtrauen der Paciscenten und ist im Grunde ein neuer Vertrag.

§. 732.

Die Ausführung des Vertrages hebt ihn reeller Weise auf. Allein, da er ein Product der Willkür, so kann er auch von den Paciscenten eingetretener Hindernisse halber aufgegeben oder auch freiwillig zurückgenommen werden. Auch der Tod des einen der Paciscenten kann seine Realisirung vereitlen. Die Endlichkeit des Vertrages kommt aber auch durch seine Verletzung zum Vorschein. Schon die nicht ganz adäquate Ausführung, ein Mehr oder Weniger des stipulirten Inhalts, verletzt ihn; noch

mehr die Unterlassung; noch mehr das Zuwiderhandeln. Die Negation des objectiv gültigen Willens durch die That ist das Unrecht.

II.

Das Unrecht.

§. 733.

Das Unrecht kann a) ein nur mögliches; b) ein wirkliches, aber den Schein des Rechts behauptendes; c) ein solches sein, welches die Nothwendigkeit des Willens mit Bewusstsein durch offenen Zwang negirt. Das erste ist, als das unbefangene, der Streit zwischen verschiedenen Personen, welcher von ihnen eine Sache oder Befugniß zukomme. Sie wollen das Recht, sind sich seiner aber nicht vollkommen gewiß. Das wirkliche sich als solches wissende Unrecht, das jedoch die Form des Rechts heuchelt, ist die Lüge und der Betrug. Das gewaltsame Unrecht endlich ist der Zwang, der α) gegen das Eigenthum durch Diebstahl, Einbruch und Raub; β) gegen die Person eines Andern durch Beschimpfung, Mißhandlung und Haft; γ) gegen die totale Persönlichkeit durch Mord verübt wird.

Bei der Zurechnung des Unrechts kommt es nicht blos auf die reine Thatsache, sondern auch auf alle die moralischen Bestimmungen an, die im Begriff der Handlung überhaupt als Schuld nach Freiwilligkeit, Vorsatz und Absicht liegen.

III.

Die Strafe.

§. 734.

Seinem Begriff nach ist der Wille vernünftig und will auch in seiner Erscheinung als solcher gelten. Das Unrecht als die Negation der Geltung des an sich vernünftigen Willens ist unvernünftig. Der Wille darf es daher, will er nicht seiner All-

gemeinheit und Nothwendigkeit widersprechen, nicht dulden. Die nothwendige Negation der Negation des Unrechts ist die Strafe. Sie ist die Wiederherstellung des Rechts nicht im Sinn einer materiellen, so oft unmöglichen in integrum restitutio, sondern in dem Sinn, die objective Anerkennung des Rechts zu behaupten. Ihr Begriff ist daher von der Modalität ihrer Ausführung zu unterscheiden, die von der jedesmaligen Culturstufe eines Zeitalters abhängt und mit dem Fortschritt der Humanität immer mehr an Härte verliert.

§. 735.

Das Gefühl der individuellen Verletztheit durch das Unrecht, welches zur Rache spornt und in der Talion eine materiell gleiche Wiedervergeltung anstrebt; die Gefährlichkeit des Verbrechers für die Ruhe Anderer und die Absicht, ihn von fernerem Missthun zurückzuschrecken und möglichen Verbrechen durch psychologischen Zwang zuvorzukommen; die Pflicht, in dem Verbrecher eine Sinnesänderung zu bewirken und der Wunsch, ihn zu bessern, also Deterrition, Prävention und Correction müssen der Gerechtigkeit als secundäre Momente untergeordnet bleiben. Die politische Polizei- und Rechtspflege sind in dieser Hinsicht noch Barbareien.

Bei der Ausführung der Strafe ist alles dem Gesichtspunct der Vernunft Fremdartige fortzulassen. Der, welcher Unrecht gethan, darf fordern, nichts desto weniger noch als Mensch anerkannt und demgemäß behandelt zu werden. Die Strafe soll ihn nicht für immer entehren oder gar brutalisiren. Sie ist ein Zwang, der dem Eigenthum, oder der persönlichen Freiheit oder gar dem Leben dessen, der sich vergangen hat, angethan wird. Die Todesstrafe ist jedoch nur für den prämeditirten, directen und wirklichen Mord gerecht. Nicht als ein Recht, nur als eine Gnade darf der verurtheilte Mörder die Nichthinrichtung ansprechen. Indem aber auf gesteigerten Stufen der Civilisation die Einsicht in die psychologische und ethische Entwicklung des Verbrechens aus den allgemeinen Zuständen der Gesellschaft klarer und lebendiger wird, indem das Gemeinwesen in dem begangenen

Unrecht seine Missschuld erkennt, so kann es dahin kommen, daß zwar weder die Verhältnißmäßigkeit der Todesstrafe für den absichtlichen Mord noch die Berechtigung zu ihrer Ausübung in Zweifel gezogen, sie selbst aber factisch abgeschafft wird.

B.

Das particuläre Recht.

§. 736.

Das singuläre Recht, als die Beziehung des einzelnen Willens nur auf Einzelnes, hebt sich in derjenigen Objectivität des Willens auf, die sich als Totalität durch Vermittelung einer besondern Naturelemente gestaltet. Diese Besonderheit ist 1) der Geschlechtsunterschied; 2) das Bedürfniß der Entwicklung der natürlichen Bedürfnisse, Anlagen und Neigungen; 3) die unmittelbare Eigenthümlichkeit eines Volksgeistes.

Aus der ersten entspringt die Familie; aus der zweiten die sogenannte bürgerliche Gesellschaft; aus der dritten der Staat.

§. 737.

Die formale Grundlage aller dieser Organismen ist die Gegenseitigkeit von Recht und Pflicht. In der Sphäre des abstracten Rechts sind Rechte ohne Pflichten und Pflichten ohne Rechte möglich. Im Gemeinwesen arbeitet der Organismus auf jene Gegenseitigkeit hin, weil Rechte ohne Pflichten und Pflichten ohne Rechte die Ursachen alles Despotismus sind, mit welchem der Wille seinen Wesen als der an sich gleichen Freiheit aller Menschen widerspricht.

Die allgemeinen Bestimmungen des particulären Willens heißen objectiv als Gesetz, subjectiv als Sitte. In der Sitte ist die Gesetzlichkeit zur unmittelbaren Gewohnheit des praktischen Verhaltens geworden. Gesetz und Sitte sollen congruent sein.

Gesetze, die nicht mehr als Sitte lebendig zu sein vermögen, sind todt und sollen aufgehoben werden. Der Widerspruch zwischen Gesetz und Sitte ist das Zeichen der ethischen Corruption.

§. 738.

Familie, Gesellschaft und Staat sind die Grundformen aller ethischen Organisation, unter welche alle übrigen Formen subsumirt werden müssen. Auch die religiöse Gemeinde, selbst wenn sie sich zu einer Kirche ausdehnt, kann nicht von dieser Subsumtion ausgenommen werden. Insofern die Absolutheit des Geistes als religiöse zur äußern geselligen Darstellung gelangt, muß sie sich theils der Familie (im Hausgottesdienst), theils der bürgerlichen Gesellschaft (in ihren Festen, im Besitzthum, im Eide), theils dem Staat (in Beachtung seiner Grenzen, seiner Obrigkeit, seiner Zustände u. s. f.) anschließen, oder sie muß sich, will sie sich für sich verselbstständigen, dem Staat als freie Association und Corporation unterordnen — gerade wie die Kunst und Wissenschaft. Nur so kann die Religion ihre Freiheit, nur so der Staat seine Nothwendigkeit bewahren. — Wo die Religion noch nicht vom Staat als Kirche unterschieden, so ist der Staat noch selbst ein religiöser; auch Hellas und Rom waren noch religiöse Staaten. Der Athenische Staat war es, der Anaxagoras wegen Blasphemie anklagte und verbannte, der einen Sokrates wegen Untergrabung der Religion hinrichtete. In Rom war der Pontifex maximus Staatsbeamter und die Ausführung der Cultusbeschlüsse war von den Entscheidungen des Augurencollegiums abhängig. Der Kaiser machte sich folgerecht auch zum Pontifex maximus. Ist es zum Unterschied des Staates von der Kirche gekommen, beherrscht aber diese den Staat, so ist das die Hierarchie eines Kirchenstaates; beherrscht umgekehrt der Staat die Kirche, so ist dies der Grundcharakter einer Staatskirche. Jenem fehlt es an politischer, diesem an kirchlicher Freiheit. — Religionen greifen als Weltmächte über verschiedene Völker und Staaten hin. Der Staat soll Vernunft und Gesetzlichkeit als selbstbewußte haben. Religion aber hat vorzugsweise es so wenig, wie Sittlichkeit, als Kunst und Wissenschaft zu regieren.

Sie kann sie, wie einen über seine Sphäre hinausliegenden Ursprung haben, nur pflegen, ihre positive Entwicklung in den Formen von Schulen und Gesellschaften als ein nothwendiges Bildungsmoment schützen und, da es das System der Sittlichkeit ist, vor ethischer Corruption bewahren.

§. 739.

Familie, Gesellschaft und Staat sind zwar wesentliche Stufen, bedingen sich aber doch einander in der Weise, daß von der Natur durch die Cultur zur Freiheit fortgeschritten wird.

Jedes dieser Elemente kann Princip einer besondern Staatsform werden, weil jedes an sich die Totalität ist. a) Die Familie, die in ihrer weitern Entwicklung zum Stamme wird, ist das Princip des patriarchalischen Staates, der sich in der Einfachheit des Gefühls bewegt und wegen der strengen Pietät und Sittenreinheit, die in ihm herrschen, der eigentliche Naturstaat ist. — b) Das Bedürfniß, die Arbeit für sie und der durch die Arbeit erzeugte Gesammtbesitz bringt den Culturstaat hervor, der sich in der Abstraction und Reflexion des Verstandes bewegt und zugleich, wegen der Abhängigkeit der Einzelnen vom Ganzen, der Nothstaat ist. Für ihn ist die Familie bereits die Bedingung. — c) Aus der Freiheit und ihrem Bewußtsein, aber noch vermittelt durch die Substanz eines Volksgeistes, geht der politische Constitutionsstaat hervor, der seinem Zweck, der Selbstständigkeit und Freiheit, die Familie und die bürgerliche Gesellschaft schlechthin unterordnet und in dieser Autonomie und Totalität auf dem Wege ist, in der Weise vernünftig zu werden, daß er sich in seinen Gesetzen und Einrichtungen durch den Begriff von Vernunft selbst bestimmt.

I.

Die Familie.

§. 740.

1) Das unmittelbare Gemeinsame ist das durch die Natur gesetzte der Familie. Ihre Bedingung ist nämlich der natürliche

der Geschlechter und die Aufhebung dieses Unterschiedes zur lebenslänglichen, ungetheilten, natürlichen wie geistigen und als Recht befestigten Einheit der Ehe. Diese sittliche Einheit schließt als Folge die Geschlechtsgemeinschaft in sich. Weil das Weib in der Ehe sich als Jungfrau aufgibt, so ist die Würde der Gattin, welche es durch die rechtlich anerkannte Einheit mit dem Manne für seine Hingebung zurückempfängt, die nothwendige Bedingung für diese letztere. Den deshalb, ohne zur wirklichen Ehe diese absolute Hingebung nothwendig, als in welcher auch das Weib im Gatten einen vollständigen Mann zu finden das Recht hat. Die Rohheit der Natur wird gebrochen und die Gemeinschaft zur letzten Innigkeit geheiligt, indem die Gatten die Befriedigung des Geschlechtstriebes aus Liebe aufeinander beschränken. Die Ehe ist wesentlich monogamisch und, weil die Liebe sich als Treue stets verjüngt, unauflöslich. Gegen Verschiedenheit der Ansichten, auch in der Religion, gegen Verstimmung, gegen Krankheit, gegen Unglück aller Art, und leidenschaftliche Aufwallung muß die höhere Einheit in der Liebe festgehalten werden. Nur da, wo die Realität einer Ehe dem Begriff derselben nicht blos unvollkommen entspricht, vielmehr factisch, wie im Ehebruch, widerspricht, soll die Ehe auflöslich sein.

§. 741.

Innerhalb der Ehe ist die Stellung eines jeden der Gatten durch die natürliche Bestimmtheit derselben gegeben. Jeder Gatte vermittelt dem andern den Genuß der ihm durch die psychische Individualisirung zugetheilten Welt. Die Freiheit des Weibes fordert die Anerkennung aller der Person wesentlichen Rechte, nicht aber eine unmittelbare und reale Betheiligung an der Oeffentlichkeit des Gemeinwesens, die vielmehr ohne den Gegensatz eines in sich selbstständigen Familienlebens nicht gedeihen kann.

§. 742.

2) Durch die Ehe wird die wahrhafte Familie in der Zeugung der Kinder hervorgebracht, denn durch diese erst werden die Gatten als Vater und Mutter Eltern. Die subjective Seite

tung der Liebe wird durch die Kinder genöthigt, objectiv aus sich herauszugehen. In der Sorge für die Kinder bewährt sich erst der Ernst und die Treue der Liebe, die sittliche Freiheit; ohne welche der Geschlechtsgenuß profan wird. Die Liebe der Kinder entzündet sich an der der Eltern.

Die Kinder werden im Schooß der Familie mit der Tiefe des unmittelbaren, alle Keime ächter Menschlichkeit in sich schließenden Vertrauens erfüllt, dessen sittlich befruchtende Weihe durch kein Surrogat zu ersetzen ist. Als Unmündige haben die Kinder das Recht, von den Eltern genährt, gekleidet und erzogen zu werden; die Eltern folglich hiezu die Pflicht und daher wiederum das Recht, von den Kindern Gehorsam zu fordern. Hier ist der Ort der Pädagogik.

§. 743.

Das Eigenthum der Familie ist seinem Begriff nach Gemeingut. Durch den Mann wird es erworben, durch die Frau erhalten. Der Mann disponirt darüber im Ganzen, während der Wirthlichkeit und Sparsamkeit der Frau die angemessene Verwendung für das Einzelne zufällt. Die Art der Erziehung der Kinder wird relativ durch das Vermögen der Eltern bedingt.

§. 744.

Die Familie arbeitet durch die Erziehung daran, die Kinder aus der Vormundschaft der Eltern heraustreten und sie, als für sich selbstständig geworden, die Verantwortlichkeit ihrer Handlungen selbst übernehmen zu lassen, so daß sie auch für sich neue Familien zu stiften berechtigt und befähigt sind. Läßt nun die Großjährigkeit die persönliche Rechtsfähigkeit der Kinder hervortreten, so hebt sie doch keineswegs die Pietät und die in ihr gegen die Eltern liegenden Verpflichtungen auf.

§. 745.

3) Die Ehe löst sich durch den Tod der Gatten auf. Das Eigenthum der Verstorbenen wird innerhalb der Familie nicht herrenloses Gut, sondern fällt in den natürlichen Erbgang,

der Geschlechter und die Aufhebung dieses
henslänglichen, ungetheilten, natürlichen
Recht befestigten Einheit der Ehe. Diese
als Folge die Geschlechtsgemeinschaft
in der Ehe sich als Jungfrau
Gattin, welche es durch die
dem Manne für seine Hingebung
Bedingung für diese letztere
Ehe: diese absolute Hin
das Weib im Gatten
Recht hat: Die
Gemeinschaft zu
die Befriedigung
schränken.
Liebe sich
schieden
gegen die directen Erben aufheben. Nur die Ver-
der Pietät selbst oder Verbrechen gegen das Gemeinwesen
können die Kraft solcher Aufhebung haben.

§. 746.

Durch Stiftung immer neuer Familien entwickelt sich die Familie auf natürliche Weise ihrer selbst, weil die Innigkeit der Beziehung ihrer Glieder mit der Weitläufigkeit der Verwandtschaft erlischt. Durch diese Selbstauflösung der Familie erzeugt sich die zweite Form des particulären Rechts, der Organismus der Gemeinde als derjenigen Totalität von Familien, die ein gemeinsames System der Wirthschaft, des Rechts und der auf ihr Wohl bezüglichen Ordnung haben; ein System, das wir mit dem Namen der bürgerlichen Gesellschaft zu bezeichnen pflegen.

II.

Die bürgerliche Gesellschaft und die Gemeinde.

§. 747.

Die Familie hegt den Einzelnen so als Glied in sich, daß er als solches unmittelbar Geltung hat. Allein mit der Auflö-

der Familien und den dann entstehenden Feindseligkeiten der
n gegen einander hebt diese Geltung auf. Es ist dann
r genug, einem solchen natürlichen Zusammenhange in-
en, sondern der Einzelne muß sich zu Etwas ma-
ch sich bilden, uns für Andere eine Seite der
ehren zu können, die nicht auf bloßer Verwandt-
n diesem Streben geht der Einzelne zunächst
ns, erreicht aber in der Befriedigung desselben
digung der Andern, insofern dieselben ein
was er hervorbringt. Der Egoismus
e Atomistik der einzelnen Personen und
aus hebt die Atomistik wieder auf. Das Ganze
Gemeinwesens wird zur Abhängigkeit der Subsistenz des Ein-
zelnen von der Subsistenz aller übrigen. Es unterscheiden sich
hier 1) der Begriff der Gesellschaft überhaupt; 2) der Begriff
der verschiedenen Functionen der Gesellschaft; 3) der Begriff des
Organismus, in welchem sich die Vielheit der Familien und
die Mannigfaltigkeit der socialen Functionen zur Einheit als
Gemeinde zusammennimmt.

1) Die Gesellschaft überhaupt.

§. 748.

Gesellschaft ist ein vieldeutiger Ausdruck, der erst, wenn er
gebraucht wird, der nähern Bestimmung bedarf. Was z. B.
versteht nicht unser Zeitalter Alles unter Socialismus! In allen
Variationen des Begriffs Gesellschaft wird aber als seine Identität
immer die Bestimmung vorkommen müssen, daß die Gesellschaft
ein Aggregat Einzelner ist, die sich freiwillig und so, daß
an sich jeder dem andern gleich weiß, zu einer relativen
Einheit zusammenschließen. Wegen ihrer Freiwilligkeit können
sie dieselbe auch wieder verlassen und wegen ihrer Gleichheit
können sie an allen Interessen und Zwecken der Gesellschaft und
demselben Antheil sich betheiligen.

In diesen Kriterien der Freiwilligkeit des Zusammentritts,
der Gleichheit der Betheiligung und der bloßen Relativität der

nach welchem die Ueberlebenden je nach dem Grad ihrer Verwandtſchaft mit dem Erblaſſer das Anrecht auf ein mehr oder weniger großes Quantum des Vermögens haben.

Da es jedoch im Begriff des Eigenthums liegt, daß die Perſon über daſſelbe willkürlich verfügen darf, ſo darf ſie es auch über die Grenze ihres Lebens hinaus. Der Nothwendigkeit der Naturordnung vorgreifend, macht ſie ihren letzten Willen ſelbſt zur rechtlichen Nothwendigkeit.

Dies Recht des Teſtamentirens muß aber am Weſen der Familie ſeine Schranke haben. Die aus der Ehe unmittelbar hervorgehenden Verhältniſſe müſſen allen andern vorangehen. Mehr der Stamm der Verwandtſchaft, dem die einzelne Familie als Zweig angehört; noch ein für die Familie als unveräußerlich fixirtes Vermögen; noch die ſogenannte Familie der Freundſchaft und Gunſt, oder die Beförderung beſonderer Zwecke, dürfen die Verpflichtung gegen die nächſten Erben aufheben. Nur die Verletzung der Pietät ſelbſt oder Verbrechen gegen das Gemeinweſen als ſolches können die Kraft ſolcher Aufhebung haben.

§. 746.

Durch Stiftung immer neuer Familien entwickelt ſich die Familie auf natürliche Weiſe ihrer ſelbſt, weil die Innigkeit der Beziehung ihrer Glieder mit der Weitläufigkeit der Verwandtſchaft erliſcht. Durch dieſe Selbſtauflöſung der Familie erzeugt ſich die zweite Form des particulären Rechts, der Organismus der Gemeinde als derjenigen Totalität von Familien, die ein gemeinſames Syſtem der Wirthſchaft, des Rechts und der auf ihr Wohl bezüglichen Ordnung haben; ein Syſtem, das wir mit dem Namen der bürgerlichen Geſellſchaft zu bezeichnen pflegen.

II.

Die bürgerliche Geſellſchaft und die Gemeinde.

§. 747.

Die Familie hegt den Einzelnen ſo als Glied in ſich, daß er als ſolches unmittelbar Geltung hat. Allein mit der Auflö-

sung der Familien und den dann entstehenden Gemeinheit der Personen gegen einander hört diese Geltung auf. Es ist dann nicht mehr genug, einem solchen natürlichen Zusammenhange integrirt zu sein, sondern der Einzelne muß sich zu Etwas machen. Er muß sich bilden, um für Andere eine Seite der Realität herauskehren zu können, die nicht auf bloßer Verwandtschaft beruhet. In diesem Streben geht der Einzelne zunächst vom Egoismus aus, erreicht aber in der Befriedigung desselben zugleich die Befriedigung der Andern, insofern dieselben ein Bedürfniß dessen haben, was er hervorbringt. Der Egoismus zersetzt das Ganze in die Atomistik der einzelnen Personen und eben der Egoismus hebt die Atomistik wieder auf. Das Ganze des Gemeinwesens wird zur Abhängigkeit der Subsistenz des Einzelnen von der Subsistenz aller übrigen. Es unterscheidet sich hier 1) der Begriff der Gesellschaft überhaupt; 2) der Begriff der verschiedenen Functionen der Gesellschaft; 3) der Begriff des Organismus, in welchem sich die Vielheit der Familien und die Mannigfaltigkeit der socialen Functionen zur Einheit als Gemeinde zusammennimmt.

1) Die Gesellschaft überhaupt.

§. 748.

Gesellschaft ist ein vieldeutiger Ausdruck, der erst, wenn er gebraucht wird, der näheren Bestimmung bedarf. Was z. B. versteht nicht unser Zeitalter Alles unter Socialismus! In allen Variationen des Begriffs Gesellschaft wird aber als seine Identität immer die Bestimmung vorkommen müssen, daß die Gesellschaft ein Aggregat Einzelner ist, die sich freiwillig und so, daß an sich jeder dem andern gleich weiß, zu einer relativen Einheit zusammenschließen. Wegen ihrer Freiwilligkeit können sie dieselbe auch wieder verlassen und wegen ihrer Gleichheit können sie an allen Interessen und Zwecken der Gesellschaft und demselben Antheil sich betheiligen.

In diesen Kriterien der Freiwilligkeit des Zusammentritts, der Gleichheit der Betheiligung und der bloßen Relativität der

Einheit der Einzelnen liegt der Gegensatz der Gesellschaft gegen die Nothwendigkeit des Naturzusammenhanges, in welchem der Einzelne innerhalb der Familie, oder gegen die zur Nothwendigkeit gewordenen Freiheit des Staates steht. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Form der Gesellschaft es ist, die in revolutionairen Krisen die Familie wie den Staat aufzulösen droht.

Aber die Gesellschaft ist nur die Reflexionssphäre des particulären Rechts, die nicht unmittelbar auf sich zu beruhen vermag, vielmehr einerseits die Familie als Grundlage, aus der sie hervorgeht, anderseits den Staat als Zweck voraussetzt, in den sie übergeht. Die Familie kann so gut als der Staat und als die Menschheit selber nach der oberflächlichen Bestimmung des Zusammenseins vieler Menschen auch Gesellschaft genannt werden, allein congruent ist die Bezeichnung der Gesellschaft doch nur a) für die ephemeren Gruppirungen der tausendförmigen freien Geselligkeit, die nur die flüchtige Berührung und das Spiel in allen Gestalten zum Inhalt hat; b) für den Verein, der einen besondern Zweck verfolgt, eine Form der Vergesellschaftung, für welche der Ausdruck Association jetzt beinahe technisch geworden ist; c) für die Corporation, die ein gemeinschaftliches Eigenthum als sogenannte moralische Person erwirbt und vererbt; d) für die bürgerliche Gesellschaft als die Totalität der ethischen Organismen, in denen sich der Erwerb und Genuß von Eigenthum so wie die Sicherung und das Wohlsein der Einzelnen als Rechtspersonen realisirt. Spricht man auch von der menschlichen Gesellschaft, so kann darunter nur die Totalität der Völker und Staaten verstanden werden.

2) Die besondern Functionen der Gesellschaft.

§. 749.

Die besondern Functionen, in welche die Thätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft sich zerlegt, sind a) das Bedürfniß und die Arbeit für dasselbe; b) das Gericht als die Erhaltung des gesetzlichen Zustandes und c) das Wohl und die Erzeugung der es schützenden und fördernden Ordnung.

Dieſe ökonomiſche, juridiſche und polizeiliche Function bilden relative Syſteme, die ſich einander integriren. Sie können aber auch ſo in Verhältniß zu einander treten, daß ein Syſtem ſich die andern unterordnet, und dieſe Einſeitigkeiten können ſogar als beſondere Staatsformen Exiſtenz gewinnen. Es entſteht dann der Oekonomieſtaat oder der Rechtsſtaat oder der Polizeiſtaat. Der erſtere kann wieder eine beſondere Wirthſchaftsform zu ſeiner Qualität machen, oder als Kaſten- und Ständeſtaat die verſchiedenen Arbeitsrichtungen neben einander fixiren, oder alle Wirthſchaftsformen in die des Geldes als des allgemeinen Mittels des Verkehrs auflöſen und damit zum Banquierſtaat werden. Der abſtracte Rechtsſtaat ſucht alle ſittlichen Verhältniſſe der Form des Vertrags zu unterwerfen, wie im Feudalſtaat und im Conſtitutionalismus der Romaniſchen Völker. Der Polizeiſtaat exiſtirt unter den verſchiedenſten Epochen bald als die wohlwollende Vorſorge großer und aufgeklärter Regenten für ein Volk, das ſie der Rohheit erſt entreißen und durch ihre ſelbſtbewußte Bevormundung der höhern Cultur gewinnen; bald als der Argwohn tyranniſcher Machthaber, namentlich wenn ſie Eroberer oder Uſurpatoren ſind. Polizei im guten Sinne und im rechten Maaß und von den Bürgern ſelbſt geübt, iſt eine nothwendige Function der Geſellſchaft. Viele Publiciſten, — von der Doctrin der Clubbs ganz zu geſchweigen — ſcheinen gar nicht zu wiſſen, daß, was den eigentlichen Hintergrund der ſogenannten ſocialen Fragen ausmacht, von der Polizeiwiſſenſchaft längſt behandelt worden iſt. So ſehr iſt ihnen das Wort Polizei mit der Vorſtellung der verabſcheuenswerthen geheimen Polizei und der überflüſſigen, eben ſo koſtſpieligen als fruchtloſen Uebervormundung identiſch geworden.

a) Das Bedürfniß und die Arbeit.

§. 750.

Die Bedürftigkeit entſpringt dem Menſchen aus der Allſeitigkeit ſeines Weſens. Den Mangel, den er fühlt, ſucht er unmittelbar zu befriedigen. Allein dieſe Unmittelbarkeit reicht nicht

weit und die Noth zwingt ihn zur Vermittelung der Befriedigung. Diese Vermittelung ist die Arbeit, die sich allmälig in verschiedene, sich einander voraussetzende Gebiete theilt.

a) Das Bedürfniß.

§. 751.

Die Triebe des Menschen sind an sich einfach, allein ihre Beziehung kann eine ins Unendliche hin sich steigernde werden. Der Mensch bleibt, weil er Geist ist, nicht, wie das Thier, bei der Befriedigung des ursprünglichen Zwanges der Natur stehen, sondern der individuelle Geschmack in der Wahl des Mittels, so wie das sogenannte eingebildete Bedürfniß machen an ihn nicht weniger herrische Anforderungen. Durch die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse entsteht schon eine formelle Befreiung von der Einseitigkeit des einzelnen, indem das Individuum durch den Wechsel die Ausdehnung eines jeden für sich beschränkt.

§. 752.

Das Mittel für die Befriedigung des Bedürfnisses ist nicht nur, wie bei dem Thier, der unmittelbare Rohstoff, sondern derselbe, wie er durch die Bearbeitung und Zubereitung seine Natürlichkeit abgestreift und vom Geist für den Geist vergeistet worden ist. — Durch Raffinement wird das Mittel in sich verfeinert und durch Vervielfältigung breitet es über die Gesellschaft den Reiz der Nachahmung aus. — In ihrem constanten Typus wird die Weise der Befriedigung zur Sitte, deren variable Seite die Mode ist, die im rastlosen Umtrieb ihrer Formen die jedesmalige allgemeine Stimmung des Geistes individualisirt. Die Mode ist der Widerspruch, einerseits ein demokratisches Nivellement in der Gleichheit der Form Aller hervorzubringen und zugleich den Einzelnen zur Auszeichnung seiner persönlichen Erscheinung zu treiben.

§. 753.

Die Einheit des subjectiven Bedürfnisses und des objectiven Mittels ist der Stoff, der die Bestimmung des Mittels, dem

Triebe aufgeopfert zu werden, durch seinen Verbrauch verwirklicht, und für welchen es mithin gleich sehr auf die Qualität wie auf die Quantität der Mittel ankommt. Sind Bedürfniß und Mittel einander gleich, so ist dies der Wohlstand; übertrifft die Qualität und Quantität der Mittel die Genußfähigkeit des Besitzers, so existirt Reichthum; bleiben aber die Mittel hinter dem Bedürfniß zurück, so entsteht Dürftigkeit. Die heitere Zufriedenheit des Auskommens, das übermüthige Spiel des Luxus und die Noth der Armuth gehen in der Dialektik der Gesellschaft stets in einander über.

γ) Die Arbeit und ihre Bedingung.

§. 754.

Die Thätigkeit für den Erwerb des vom Bedürfniß zur Negation seines Mangels geforderten Mittels ist die Arbeit. Die Gewöhnung zu ihr macht den Hauptunterschied des Culturmenschen vom Naturmenschen aus. Die Bildung zur Arbeit muß die für die Behandlung des Gegenstandes nothwendigen Kenntnisse einsammeln und eben so sehr die Fähigkeit des Uebergehens von einer Vorstellung zur andern und von einem Geschäft zum andern, als auch die Kunst besitzen, in der Menge und Verschiedenheit der Berührungen Einen Zweck als ihren wesentlichen zu verfolgen und zugleich den Willen Anderer mit seinen Zwecken und Berechtigungen zu berücksichtigen.

§. 755.

Die Arbeit ist aber bedingt. Zunächst hängt ihr Gelingen von der subjectiven Wirksamkeit ab, welche die Beschränkung der Thätigkeit auf ihr Gebiet erzeugt. Eben die Ausübung der subjectiven Meisterschaft sieht sich jedoch unmittelbar an die Vollkommenheit des Werkzeugs gebunden. Großer Aufwand von Zeit, Mühe und Fleiß läßt allerdings auch mit einem schlechten Werkzeug viel ausrichten, allein mit Recht sucht der Mensch seine Werkzeuge bis dahin zu vervollkommnen, daß alles Mechanische

in seinem Thun durch Maschinen ausgeführt wird, denen er nur die Richtung und den Anstoß gibt.

§. 756.

Mit der Steigerung der Virtuosität und der Vollendung der Werkzeuge steigert sich auch die Production. Die Vornehmung derselben erzeugt in Verbindung mit der wachsenden Vereinfachung der Leistungen der Einzelnen eine immer größere Abhängigkeit derselben vom Ganzen. Jede Seite der Existenz bis in das kleinste und unscheinbarste Bedürfniß hinein wird für den Einzelnen Mittel der Subsistenz. Grundbesitz gibt ihm die Bodenrente; Besitz von beweglichem Eigenthum oder Geld gibt ihm die Capitalrente; Besitz endlich von erworbener Geschicklichkeit gibt ihm die Arbeitsrente. Der Einzelne kann auf eines dieser Momente beschränkt sein oder ein aus ihnen gemischtes Einkommen genießen. Jedes derselben wird für ihn Grundlage zum Erwerb und durch Geburt, Erziehung, Neigung, Bildung und Zufall erzeugt sich hier eine unendliche Ungleichheit der Verhältnisse, welche der bürgerlichen Gesellschaft ihre Frische und Mühelosigkeit erhalten.

γ) Die Theilung der Arbeit.

§. 757.

Wie mannigfaltig aber auch die Thätigkeit der Einzelnen sich gestalte, so greifen doch gewisse Unterschiede als die constant nothwendigen durch die Arbeit hin und weisen dem Einzelnen nach der Qualität seiner Beschäftigung seinen bürgerlichen Stand zu. Der Trieb der Gesellschaft geht auf gleichmäßige Befriedigung aller Bedürfnisse. Die geschichtliche Bildung läßt durch successive Vorherrschaft einer Entwicklungsform vor andern jede zu ihrem Recht kommen. Nicht die ausschließliche Fixirung nur eines der ökonomischen Momente, nur ihre dialektische lebendige Einheit, die sie alle integrirt, ist das wahrhafte Wirthschaftssystem. Nicht die Bodenrente im physiokratischen, nicht das Geldcapital im mercantilen, nicht die Arbeitsrente im

industriellen Systeme sind stellt von einander die Wahrheit des nationalen Reichthums.

§. 758.

Die Arbeit der Gesellschaft theilt sich im Allgemeinen nur dadurch, daß sie entweder die Production oder die Fabrication oder die Circulation betrifft. — Im Besondern theilt sie sich durch die Qualität des Inhalts, ob sie das physische oder das geistige Bedürfniß als solche zu befriedigen, ob sie also für die Freiheit des Geistes in Acker- und Bergbau, in Gewerb und Handel die Nothwendigkeit der Natur zu überwinden oder in Production der Kunst, Wissenschaft und Religion die Freiheit des Geistes als seine eigene Nothwendigkeit zu bilden sucht. — Jede dieser Arbeiten hat mit jeder das gleiche Recht und die gleiche Würde. Keine darf sich eine Herrschaft über die andere anmaaßen, denn jede vollbringt ein dem Ganzen nothwendiges Geschäft. Die freie Concurrenz hat die Vollkommenheit jeder Richtung groß zu ziehen und den richtigen Werth der Arbeit zu ermitteln. Wenn nun die Einzelnen durch solchen Unterschied bis zur grenzenlosen Verschiedenheit auseinandergehen, so sind sie doch Alle zu Einer Thätigkeit gleichmäßig verpflichtet, nämlich unter der Gefahr des Todes die Selbstständigkeit der Gesellschaft gegen Angriff von Außen und Aufruhr von Innen mit den Waffen in der Hand zu schützen. Alle Bürger des Staats sind zum Wehrdienst verpflichtet.

§. 759.

Welche besondere Arbeit der Einzelne in der Gesellschaft übernehmen will, hängt nun freilich von ihm ab. Für die Länder und Völker aber hat im Allgemeinen die Natur die Art ihrer Arbeit vorherbestimmt. Es ist vergeblich, dem Norden Producte von zu entreißen, zu denen nur der Süden berufen ist. Der freie Handel hat hier die Unterschiede auszugleichen, so daß durch seine Vermittelung, die endlich die barmherzigen Christengefühle und die Kriegsflotten überflüssig machen muß, allen Menschen doch alle Producte des Planeten zum Genuß zugänglich

in seinem Thun durch Maschinen an[illegible] als Arbeit
nur die Richtung und den Anstoß [illegible] erscheinung
[illegible]chen Interessen,
§. [illegible]ion, an welcher
Mit der Steigerung [illegible]zweck mit einem all-
den Werkzeuge steigert [illegible]ung anschließt und sich
mung derselben erzeu[illegible]n Stunden, doch zugleich
einförmigung der [illegible] dauernderen Verbinden auf mehr
hänglichkeit der [illegible]leisten entgegenstehen vermag. An die
in das Al[illegible]lichen Leistung tritt deshalb bei dieser Form
Einzelr[illegible] Geld ein.
der

b) Das Gesetz und das Gericht.

§. 760.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und Bestimmungen der Einzelnen setzt die Anerkennung derselben als Personen voraus. Der Idealismus des Rechts hat am Realismus des Systems der Bedürfnisse das concrete Substrat seiner Ausbildung. Das Recht muß *α*) für das Bewußtsein des Gemeinwesens als Begriff seines Willens, als Gesetz, erfaßt werden; *β*) dieser Begriff muß den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zur lebendigen Gegenwart erhoben und *γ*) jede willkürliche Verletzung des allgemeinen Willens durch ein zu ihrer Beurtheilung bestimmtes Organ erkannt und aufgehoben werden, wodurch erst die Rache in wirkliche Strafe verwandelt wird.

α) Das Recht als Gesetz.

§. 761.

Das Recht existirt in der Gesellschaft zunächst als Sitte, als eine von den Sitten und der Natur der Sache erzeugte Form des Handelns, durch welche sie sich unmittelbar gebunden fühlen. Weil diese Existenz des allgemeinen Willens der Willkür und dem Zufammenhang unterworfen ist, solche Zufälligkeit aber dem Begriff des Rechts als schlechthin geltendem Willen widerspricht, so hebt die Gesellschaft die Unbestimmtheit der [illegible]

bewußten Gewohnheit durch schriftliche Aufzeichnung Rechts auf. Durch die Schrift wird es möglich, die Masse in Zusammenhang mit Bestimmtheit zu übersehen und zu ihr Bewußtsein zu bringen.

§. 762.

Positive Recht kann jedoch nur dasjenige zu seinem ...en, was als eine Aeußerlichkeit des Willens, was ... That gesetzt werden kann. Das Moralische, die Innerlichkeit der Gesinnung, eignet sich nicht als Stoff für das Gesetz.

§. 763.

Das positive Recht strebt nach Verwirklichung des ewigen Rechtes der Vernunft. Weil es aber die Form des Willens ist der Beschränkung und Verwicklung der geschichtlichen Umstände hervorbringt, so entspricht es zwar im Allgemeinen der jedesmaligen Kulturstufe der Gesellschaft, bleibt aber, dem absoluten Begriff des Guten gegenüber, relativ und mangelhaft und kann den Wemuth und Reichthum des Geistes sogar unterdrücken.

β) Das Dasein des Gesetzes.

§. 764.

Das Gesetz gilt für Alle mit gleicher Nothwendigkeit, weil der Wille der Einzelnen in demselben nach seiner Allgemeinheit gesetzt ist. Das Gesetz muß daher kurz, deutlich und ungezwungen in der eigenen Sprache der Gesellschaft fixirt werden, weil diese allein in dem Selbstbewußtsein vollkommen adäquate Erscheinungsform des Geistes ist.

§. 765.

Jedes Gesetz gilt nicht eher, als bis es öffentlich bekannt gemacht, aber auch so lange, bis es öffentlich aufgehoben ist.

§. 766.

Das Gesetz hat nicht nur den bestimmten Inhalt des allgemeinen Willens anzugeben, sondern auch die Form, unter der

zur Handhabung derselben allein objective Geltung zu erlangen vermag, so wie die Strafe, welche die Verletzung nach sich zieht.

Für die Aufrechthaltung des Gesetzes, wenn es verletzt werden könnte oder verletzt worden, ordnet das Gemeinwesen eine besondere, in das particuläre Interesse der Einzelnen nicht verwickelte Behörde: das Gericht, an.

γ) Das Gericht.

§. 767.

Das Gericht muß öffentlich sein, weil jedes Glied der Gesellschaft das Interesse hat, sich zu überzeugen, daß es unparteiisch geübt werde. Weil das Gesetz für Alle gilt, hat jeder nicht nur das Recht, vor Gericht zu stehen, sondern auch die Pflicht, sich vor Gericht zu stellen.

§. 768.

Das Gericht enthält eine doppelte Function. Die eine richtet sich auf die unwandelbare Gleichheit des Gesetzes, das auf die concreten Fälle bezogen werden muß. Diese Function erfordert für ihre Verwirklichung sorgfältiges Studium des bestehenden Rechts, vielseitige Uebung und eine unabhängige Stellung des Einzelnen als Richters. — Die andere Function betrifft das Verhältniß des Gerichts zum Gemeinwesen, sich die lebendige Einheit mit demselben und das Vertrauen der Einzelnen zu erhalten. Von dieser Seite muß ein bewegliches Element in das Gericht eintreten, lebenskundige, sittenfeste und verständige Wahlmänner, die für jeden besondern Fall neu gewählt werden.

§. 769.

Das Gericht betrifft α) als freiwillige Rechtspflege der Gesellschaft die ausdrückliche Verwaltung des Eigenthums Einzelner, welche durch Unmündigkeit daran gehindert werden; oder eines Eigenthums, um dessen Besitz als Verlassenschaft oder Gemeinschaft Mehre streiten; oder eines Eigenthums, welches überhaupt zweifelhaft, also relativ herrenlos ist und dem

problematischen Eigenthümer bis zur Verjährung erhalten werden muß. Für diese Thätigkeit ist das schriftliche Verfahren angemessen.

ββ) Aus der Collision der Berechtigung entsteht der Civilproceß.

Die Streitenden können hier zunächst einen Vergleich durch die Vermittelung eines Schieds- oder Billigkeitsgerichts versuchen, an dessen Urtheil sie sich aber nur freiwillig zu binden haben. Weil hier der Friedensrichter als ein Mann des Vertrauens neben den objectiven Rechtsgründen besonders psychologische und moralische anzuregen haben wird, so wird die Verhandlung gar nicht öffentlich, aber nur mündlich sein.

Der eigentliche Civilproceß geht von der Klage desjenigen aus, der sich in seinem Recht beeinträchtigt glaubt, weshalb auch der im Proceß Unterliegende die Kosten seiner Führung zu tragen hat. Dieser Proceß soll öffentlich geführt werden. Wünschen beide Parteien freiwillig die Aufhebung der Oeffentlichkeit, so ist sie ihnen im Allgemeinen zu gewähren. Die Mündlichkeit des Verfahrens schließt das schriftliche nicht aus.

γγ) Der Criminalproceß hat die Anklage des Verletzten nicht abzuwarten, sondern die Rechtspflege hat sie im Interesse der Gesellschaft selbst zu erheben. Der peinliche Rechtsstreit ist öffentlich zu führen, weil sein Inhalt die Oeffentlichkeit angeht; mündlich, weil es sich hier nicht um todtes Eigenthum oder leichte Ehrenkränkungen, sondern um gefährliche Thaten handelt, für deren richtige Auffassung die unmittelbare Anschauung der dabei Betheiligten nothwendig ist. Die Schriftlichkeit ist als Hülfsmittel auch hier keineswegs ausgeschlossen, so wie die Berathung sowohl der Beisitzer des Gerichts (als der geschworenen Schöppen) als der Richter geheim sein muß, weil sie nothwendig ein Moment subjectiver Skepsis enthält, dessen privater Charakter nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört. Das Urtheil selbst ist entweder die Zuerkennung der Schuld, bei welcher jedoch in Ansehung ihres Grades mildernde Umstände eintreten können; oder die Entbindung von der Instanz; oder die gänzliche Freisprechung.

§. 770.

Die Strafe hat in der Natur des Maaßes eine quantitative Seite an ſich, die ihre abſolute Beſtimmtheit unmöglich macht. Ihre Modalität muß auf die Zukunft des Verbrechers, auf das Wohl der Geſellſchaft Rückſicht nehmen. Die Strenge der Gerechtigkeit muß daher bei Ausführung der Strafe auf die Billigkeit reflektiren, theils den Verbrecher als durch das Erleiden ſeiner Strafe für wirklich mit der Geſellſchaft verſöhnt zu betrachten, theils ihm den möglichſt unbefangenen Rücktritt in dieſelbe zu gewähren.

c) Das Wohl und die Polizei.

§. 771.

Durch die Vermittelung der Arbeit verhält der Menſch ſich endlich gar nicht mehr zur Natur als ſolcher, ſondern zu ihr, wie ſie durch ihn vergeiſtet und ihre Nothwendigkeit ſeiner Freiheit relativ unterworfen iſt.

Durch die Vermittelung der Geſetzgebung und Rechtspflege verhält er ſich zu einer idealen Welt, zum Willen als dem ſeiner denkend bewußten Willen.

Ueber beide hinaus geht die Polizei, indem ſie das Wohl der Geſellſchaft bezweckt und dem Einzelnen nach den Seiten hin Unterſtützung gewährt, nach welchen er ſeine ſubſtantiellen Zwecke zu realiſiren nicht Macht genug hat. In der bürgerlichen Geſellſchaft ſucht jede Seite des Ganzen ihre Eigenthümlichkeit ſelbſtſtändig zu machen. Eben ſo aber ſucht ſich das Ganze als Grund und Macht der ſich iſolirenden, ſich in ſich einhauſenden Beſtrebungen zu erweiſen und ihre Feſtigkeit, damit ſie eine relative bleibe, von Zeit zu Zeit zu erſchüttern. Die Geſellſchaft leiſtet zweideutig dem Egoismus des Einzelnen Vorſchub und thut ihm auch wiederum Abbruch. Der Willkür muß immer ein großer Spielraum bleiben. Innerhalb der geſetzlichen Schranken kann der Einzelne ſich phyſiſch und moraliſch durch die Maaßloſigkeit und Unordnung ſeines Arbeitens wie Genießens zerſtören. Es bleibt zufällig, nicht nur, ob er ſeine unweſentlichen, ſondern

auch, ob er ſeine weſentlichen Bedürfniſſe zu befriedigen im Stande iſt. Die bürgerliche Geſellſchaft enthält daher einerſeits die Möglichkeit der wohlhäbigen, bis zur Ueppigkeit geſteigerten Exiſtenz, anderſeits die Möglichkeit des ſogar vom Nothdürftigen entblößten Elendes: ein unter allen Regierungsformen ſich erzeugender Contraſt. Der ſchrecklichſte, durch unfehlbare, bittere Enttäuſchung ſich rächende Irrthum politiſcher Revolutionen iſt der Wahn, mit der Aenderung der Regierungsform ſofort auch die materiellen, ſocialen und moraliſchen Zuſtände geändert zu ſehen.

Es kommt nun darauf an, daß das Vertrauen zur Verwirklichung der Subſiſtenz über die Furcht vor ihrer Unmöglichkeit in der Geſellſchaft die Oberhand behalte. Die Polizei hat daher das Syſtem der Bedürfniſſe und die Organiſation der Arbeit, ſo wie die Sicherheit der Perſonen und des ungeſtörten Genuſſes ihrer Rechte in ihrer individuellen Selbſtſtändigkeit zu ſchützen; die Schranken, welche die Entwickelung der Arbeit, des Genuſſes und des Rechts beengen, möglichſt zu beſeitigen und den Einzelnen, ihre productive Thätigkeit zu erweitern, ſo viel möglich auch poſitive Hülfe zu ſchaffen.

§. 772.

Aus dieſer eben ſo ſchönen als ſchwierigen Aufgabe der Polizei folgt, daß ihr Verfahren den Charakter des auch unaufgeforderten momentanen Einſchreitens, der Kürze der Verhandlung, der Wandelbarkeit der Maaßregeln, der energiſchen Durchſetzung derſelben, überhaupt alſo der durch die jedesmaligen Umſtände bedingten Relativität haben muß. Ihre Beamten müſſen die Feſtigkeit einer reſignirten perſönlichen Haltung mit einer für den ſchnellen Wechſel der Situation erforderlichen Biegſamkeit vereinen. Geiſtesgegenwart muß ihnen im höchſten Grade inwohnen. Die Polizei iſt eine unvermeidliche, an ſich höchſt wohlthätige Function der bürgerlichen Geſellſchaft. Sie wird nur dann gehäſſig, wenn ſie unter der weitſchichtigen Kategorie der Gefährlichkeit alle Freiheit der Arbeit und des Genuſſes, des Rechts und des perſönlichen Verkehrs ſelber gefährdet und,

ſtatt der heitern und verſittlichenden Macht der Oeffentlichkeit zu vertrauen, durch Errichtung eines geheimen Spionirſyſtems das Gift des Mißtrauens und der Verſtellung in der Geſellſchaft verbreitet. Um die Erhaltung des Rechts in der Polizei zu bezeichnen, hat man ſie daher neuerdings Präventivjuſtiz genannt.

§. 773.

Im Beſondern hat die Polizei α) für die Geſundheit; β) für die Erleichterung der Arbeit; γ) für die Erhaltung der guten Sitten und Ordnung zu ſorgen. Sie iſt Medicinal-, Cultur- und Sittenpolizei. Als Sittenpolizei hat ſie die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, Achtung vor der Sitte, äußerlich genaue Befolgung der Geſetze zu erwirken, ohne dem richterlichen Urtheil Eintrag zu thun und noch weniger ohne die Innerlichkeit des individuellen Gewiſſens anzutaſten.

Das ſchwierigſte Problem der polizeilichen Function iſt die Verhütung der Entſtehung des Pöbels und die Vorſorge für die Aufhebung enſtandenen Pöbels. Verſtehen wir unter Pöbel die Gemeinheit ſelbſtſüchtiger Geſinnung, ſo kann dieſelbe ſowohl bei Armen als Reichen und unter allen Ständen vorhanden ſein. Im polizeilichen Sinn iſt Pöbel die Maſſe der ſubſiſtenzloſen Bürger, welche durch ihr äußeres Elend nicht nur der ſubſtantiellen Geſinnung für das Ganze des Gemeinweſens entfremdet, ſondern dadurch auch in die poſitive Verworfenheit von Laſtern aller Art heruntergezogen werden. Die Armuth bildet zu ſolcher Entſittlichung durch ihre Hülfloſigkeit, ihre Scham, ihren Grimm, ihre Unruhe, ihre allmälige Abſtumpfung des Ehrgefühls, den Uebergang. Die wahrhafte Verhütung der Pöbelerzeugung iſt immer nur die immanente, allen Organismen der Geſellſchaft inwohnende Sittlichkeit: die Aufrechthaltung ächter Pietät in den Familien, der Fleiß, die Redlichkeit und Wirthlichkeit der Bürger, die Achtung des Eigenthums und der Geſetze, die Ehrenhaftigkeit der Corporationen, die Treue der Beamten. Und alle dieſe Tugenden ſind nur möglich unter der Herrſchaft der Vernunft und Freiheit im Gemeinweſen.

Daß ſie alſo in den Einrichtungen deſſelben immer mehr zur Verwirklichung gelangen, muß die erſte Sorge der Geſellſchaft ſein. Da nun aber durch Naturereigniſſe (Ueberſchwemmungen, Brand, Mißwachs, Viehſeuchen, epidemiſche und endemiſche Krankheiten u. ſ. w.) und durch Conſtellationen der Geſchichte (Krieg, Veränderung der Handelswege, Erfindung neuer Maſchinen u. ſ. w.) der Einzelne unverſchuldet in Armuth gerathen kann, ſo muß die Geſellſchaft eine Ausgleichung der ſo entſtehenden Leiden anſtreben. Hier iſt es, wo die Moralität, die Liebe des Nächſten, ein unermeßliches Feld ihrer Thätigkeit findet. Allein die Methode des Wohlthuns muß immer von dem Princip ausgehen, daß jeder in der Geſellſchaft arbeiten ſollte. Die Arbeit hat nicht nur den Werth, Mittel des Erwerbs zu ſein, ſondern den abſoluten Werth der objectiven Manifeſtation der Freiheit.

Die Polizei iſt daher berechtigt α) eine Vorſorge zu treffen, daß diejenigen Bürger, die unverſchuldet ohne Arbeit, alſo auch ohne Erwerb ſind, Gelegenheit und Stoff zur Arbeit erhalten, ſo wie daß die ohne ſonſtige Subſiſtenzmittel müßig Gehenden mit Zwang zur Arbeit angehalten werden. Ein Recht auf Arbeit in dem Sinne, daß das Gemeinweſen verpflichtet wäre, Jedem ohne Weiteres Stoff und Gelegenheit zur Arbeit und zum Erwerb zu geben, exiſtirt nicht. Die Arbeit muß geſucht werden. Die Einzelnen müſſen ſich die Fähigkeit aneignen, nach verſchiedenen Seiten hin thätig ſein und ſich umbilden zu können. Will die Geſellſchaft ſchlechthin Arbeitgeberin und Vorſehung aller Einzelnen werden, ſo erſtickt ſie den Trieb zur Arbeit und fördert ſyſtematiſch Trägheit, Unbildung und Uebermuth. Unter der Vorausſetzung alſo, daß die Geſellſchaft ſich der Kranken, der Waiſen, der Irren, der Verwahrloſten, der wirklich Hülfsbedürftigen annimmt, hat die Polizei den Bettel unbedingt zu verfolgen, denn er verlettet zum Egoismus, zur umſchweifenden Lebensart, zur Heuchelei und geht leicht in Gaunerei, Dieberei und Räuberei über. Die Unterſtützung des Armen und Hülfloſen durch das gemeinſame Vermögen iſt daher zwar nothwendig, allein immer in der Richtung, ihn wo möglich

weit und die Noth zwingt ihn zur Vermittelung der Befriedigung. Diese Vermittelung ist die Arbeit, die sich allmälig in verschiedene, sich einander voraussetzende Gebiete theilt.

a) Das Bedürfniß.

§. 751.

Die Triebe des Menschen sind an sich einfach, allein ihre Beziehung kann eine in's Unendliche hin sich steigernde werden. Der Mensch bleibt, weil er Geist ist, nicht, wie das Thier, bei der Befriedigung des ursprünglichen Zwanges der Natur stehen, sondern der individuelle Geschmack in der Wahl des Mittels, so wie das sogenannte eingebildete Bedürfniß machen an ihn nicht weniger herrische Anforderungen. Durch die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse entsteht schon eine formelle Befreiung von der Einseitigkeit des einzelnen, indem das Individuum durch den Wechsel die Ausdehnung eines jeden für sich beschränkt.

§. 752.

Das Mittel für die Befriedigung des Bedürfnisses ist nicht nur, wie bei dem Thier, der unmittelbare Rohstoff, sondern derselbe, wie er durch die Bearbeitung und Zubereitung seine Natürlichkeit abgestreift und vom Geist für den Geist vergeistet worden ist. — Durch Raffinement wird das Mittel in sich verfeinert und durch Vervielfältigung breitet es über die Gesellschaft den Reiz der Nachahmung aus. — In ihrem constanten Typus wird die Weise der Befriedigung zur *Sitte*, deren variable Seite die *Mode* ist, die im rastlosen Umtrieb ihrer Formen die jedesmalige allgemeine Stimmung des Geistes individualisirt. Die Mode ist der Widerspruch, einerseits ein demokratisches Nivellement in der Gleichheit der Form Aller hervorzubringen und zugleich den Einzelnen zur Auszeichnung seiner persönlichen Erscheinung zu treiben.

§. 753.

Die Einheit des subjectiven Bedürfnisses und des objectiven Mittels ist der Stoff, der die Bestimmung des Mittels, dem

Triebe aufgespeichert zu werden, durch seinen Verbrauch verwirklicht, und für welchen es mithin gleich sehr auf die Qualität wie auf die Quantität der Mittel ankommt. Sind Bedürfniß und Mittel einander gleich, so ist dies der Wohlstand; übertrifft die Qualität und Quantität der Mittel die Genußfähigkeit des Besitzers, so existirt Reichthum; bleiben aber die Mittel hinter dem Bedürfniß zurück, so entsteht Dürftigkeit. Die heitere Zufriedenheit des Auskommens, das überschwängliche Spiel des Luxus und die Noth der Armuth gehen in der Dialektik der Gesellschaft stets in einander über.

γ) Die Arbeit und ihre Bedingung.

§. 754.

Die Thätigkeit für den Erwerb des vom Bedürfniß zur Negation seines Mangels geforderten Mittels ist die Arbeit. Die Gewöhnung zu ihr macht den Hauptunterschied des Culturmenschen vom Naturmenschen aus. Die Bildung zur Arbeit muß die für die Behandlung des Gegenstandes nothwendigen Kenntnisse einsammeln und eben so sehr die Geschicklichkeit des Uebergehens von einer Vorstellung zur andern und von einem Geschäft zum andern, als auch die Kunst besitzen, in der Menge und Verschiedenheit der Berührungen Einen Zweck als ihren wesentlichen zu verfolgen und zugleich den Willen Anderer mit seinen Zwecken und Berechtigungen zu berücksichtigen.

§. 755.

Die Arbeit ist aber bedingt. Zunächst hängt ihr Gelingen von der subjectiven Wirksamkeit ab, welche die Beschränkung der Thätigkeit auf ihr Gebiet erzeugt. Eben die Ausbildung der subjectiven Geschicklichkeit sieht sich jedoch unmittelbar an die Vollkommenheit des Werkzeugs gebunden. Großer Aufwand von Zeit, Mühe und Fleiß läßt allerdings auch mit einem schlechten Werkzeug viel ausrichten, allein mit Recht sucht der Mensch seine Werkzeuge bis dahin zu vervollkommnen, daß alles Mechanische

seinem Thun durch Maschinen ausgeführt wird, denen er nur die Richtung und den Anstoß gibt.

§. 756.

Mit der Steigerung der Virtuosität und der Vollendung des Werkzeuges steigert sich auch die Production. Die Vermehrung derselben erzeugt in Verbindung mit der wachsenden Vereinfachung der Leistungen der Einzelnen eine immer größere Abhängigkeit derselben vom Ganzen. Jede Seite der Existenz bis in das kleinste und unscheinbarste Bedürfniß hinein wird für den Einzelnen Mittel der Subsistenz. Grundbesitz gibt ihm die Bodenrente; Besitz von beweglichem Eigenthum oder Geld gibt ihm die Capitalrente; Besitz endlich von erworbener Geschicklichkeit gibt ihm die Arbeitsrente. Der Einzelne kann auf eines dieser Momente beschränkt sein oder ein aus ihnen gemischtes Einkommen genießen. Jedes derselben wird für ihn Grundlage zum Erwerb, und durch Geburt, Erziehung, Neigung, Bildung und Zufall erzeugt sich hier eine unendliche Ungleichheit der Verhältnisse, welche der bürgerlichen Gesellschaft ihre Frische und Mühelosigkeit erhalten.

γ) Die Theilung der Arbeit.

§. 757.

Wie mannigfaltig aber auch die Thätigkeit der Einzelnen sich gestalte, so greifen doch gewisse Unterschiede als die constant nothwendigen durch die Arbeit hin und weisen dem Einzelnen nach der Qualität seiner Beschäftigung seinen bürgerlichen Stand zu. Der Trieb der Gesellschaft geht auf gleichmäßige Befriedigung aller Bedürfnisse. Die geschichtliche Bildung läßt durch successive Vorherrschaft einer Einseitigkeit vor andern jede zu ihrem Recht kommen. Nicht die ausschließliche Fixirung nur eines der ökonomischen Elemente, nur ihre dialektische lebendige Einheit, die sie alle integrirt, ist das wahrhafte Wirthschaftssystem. Nicht die Bodenrente im physiokratischen, nicht das Geldcapital im mercantilen, nicht die Arbeitsrente im

industriellen Systems sind schützt man einander die Wahrheit des nationalen Reichthums.

§. 758.

Die Arbeit der Gesellschaft theilt sich im Allgemeinen nur dadurch, daß sie entweder die Production oder die Fabrication oder die Circulation betrifft. — Im Besondern theilt sie sich durch die Qualität des Inhalts, ob sie das physische oder das geistige Bedürfniß als solche zu befriedigen, ob sie also für die Freiheit des Geistes in Acker- und Bergbau, in Gewerb und Handel die Nothwendigkeit der Natur zu überwinden oder in Production der Kunst, Wissenschaft und Religion die Freiheit des Geistes als seine eigene Nothwendigkeit zu bilden sucht. — Jede dieser Arbeiten hat mit jeder das gleiche Recht und die gleiche Würde. Keine darf sich eine Herrschaft über die andere anmaaßen, denn jede vollbringt ein dem Ganzen nothwendiges Geschäft. Die freie Concurrenz hat die Vollkommenheit jeder Richtung groß zu ziehen und den richtigen Werth der Arbeit zu ermitteln. Wenn nun die Einzelnen durch solchen Unterschied bis zur grenzenlosen Verschiedenheit auseinandergehen, so sind sie doch Alle zu Einer Thätigkeit gleichmäßig verpflichtet, nämlich unter der Gefahr des Todes die Selbstständigkeit der Gesellschaft gegen Angriff von Außen und Aufruhr von Innen mit den Waffen in der Hand zu schützen. Alle Bürger des Staats sind zum Wehrdienst verpflichtet.

§. 759.

Welche besondere Arbeit der Einzelne in der Gesellschaft übernehmen will, hängt nun freilich von ihm ab. Für die Länder und Völker aber hat im Allgemeinen die Natur die Art ihrer Arbeit vorherbestimmt. Es ist vergeblich, dem Norden Producte von zu entreißen, die ihnen nur der Süden berufen ist. Der freie Handel hat hier die Unterschiede auszugleichen, so daß durch seine Vermittelung, die endlich die barmherzigen Friedensgesetze stiftet und die Kriegsflotten überflüssig machen muß, allen Völkern doch alle Producte des Planeten zum Genuß zugänglich

bestehen. Für die Kinder aber, welche die Auflösung der Familie nach ihren Hauptdifferenzen zurücklässt, für die Verschmelzung und mannigfachste Cooperation ihrer gesellschaftlichen Interessen, erzeugt sich die freie Einigung der Association, an welcher den Einzelnen sich nur für einen bestimmten Zweck mit einem aliquoten Theil seines Vermögens als Beitrag anschließt, und deshalb, obwohl Mitglied eines bestimmten Standes, doch zugleich unbestimmt vielen flüchtigern oder dauernderen Vereinen auf mehr oder weniger willkürliche Weise angehören vermag. An die Stelle der persönlichen Leistung tritt deshalb bei dieser Form vorzugsweise das Geld ein.

b) Das Gesetz und das Gericht.

§. 760.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und Beschäftigungen der Einzelnen setzt die Anerkennung derselben als Personen voraus. Der Idealismus des Rechts hat am Realismus des Systems der Bedürfnisse das concrete Substrat seiner Ausbildung. Das Recht muß α) für das Bewußtsein des Gemeinwesens als Begriff seines Willens, als Gesetz, erfaßt werden; β) dieser Begriff muß den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zur lebendigen Gegenwart erhoben und γ) jede willkürliche Verletzung des allgemeinen Willens durch ein zu ihrer Beurtheilung bestimmtes Organ erkannt und aufgehoben werden, wodurch erst die Rache in wirkliche Strafe verwandelt wird.

α) Das Recht als Gesetz.

§. 761.

Das Recht existirt in der Gesellschaft nothwendig als Sitte, als eine von den Sitten aus der Natur der Sache erzeugte Form des Handelns, durch welche sie sich unmittelbar gebunden fühlen. Weil dieses Existiren des allgemeinen Willens der Willkür und dem Zufammenhang unterworfen ist, solche Zufälligkeit aber dem Begriff des Rechts als des schlechthin geltenden Willens widerspricht, so hebt die Gesellschaft die Unbestimmtheit der un-

[illegible] Gewohnheit durch schriftliche Aufzeichnung des Rechts auf. Durch die Schrift wird es möglich, die Gesetze in ihrem Zusammenhang mit Bestimmtheit zu übersehen und zu allgemeinster Bekanntheit zu bringen.

§. 762.

Das positive Recht kann jedoch nur dasjenige zu seinem Inhalt machen, was als eine Aeußerlichkeit des Willens, was als That gesetzt werden kann. Das Moralische, die Innerlichkeit der Gesinnung, eignet sich nicht als Stoff für das Gesetz.

§. 763.

Das positive Recht strebt nach Verwirklichung des ewigen Rechtes der Vernunft. Weil es aber die Frucht des Willens ist der Beschränkung und Verwicklung der geschichtlichen Umstände hervorbringt, so entspricht es zwar im Allgemeinen der jedesmaligen Kulturstufe der Gesellschaft, bleibt aber, dem absoluten Begriff des Guten gegenüber, relativ und mangelhaft und kann den Vernunft und Freiheit des Geistes sogar widersprechen.

β) Das Dasein des Gesetzes.

§. 764.

Das Gesetz gilt für Alle mit gleicher Nothwendigkeit, weil der Wille der Einzelnen in demselben nach seiner Allgemeinheit gesetzt ist. Das Gesetz muß daher kurz, deutlich und unzweifelhaft in der eigenen Sprache der Gesellschaft fixirt werden, weil diese allein die dem Selbstbewußtsein vollkommen adäquate Erscheinungsform des Geistes ist.

§. 765.

Jedes Gesetz gilt nicht eher, als bis es öffentlich bekannt gemacht, aber auch so lange, bis es öffentlich aufgehoben ist.

§. 766.

Das Gesetz hat nicht nur den bestimmten Inhalt des allgemeinen Willens anzugeben, sondern auch die Form, worin der

zum Gesetzgeber derselbe allein objective Geltung zu erlangen vermag, so wie die Strafe, welche die Verletzung nach sich zieht, für die Aufrechthaltung des Gesetzes, wenn es verletzt werden könnte oder verletzt worden, ordnet das Gemeinwesen eine besondere, in das particuläre Interesse der Einzelnen nicht verwickelte Behörde: das Gericht, an.

γ) Das Gericht.

§. 767.

Das Gericht muß öffentlich sein, weil jedes Glied der Gesellschaft das Interesse hat, sich zu überzeugen, daß es unparteiisch geübt werde. Weil das Gesetz für Alle gilt, hat jeder nicht nur das Recht, vor Gericht zu stehen, sondern auch die Pflicht, sich vor Gerichts zu stellen.

§. 768.

Das Gericht enthält eine doppelte Function. Die eine richtet sich auf die unwandelbare Gleichheit des Gesetzes, das auf die concreten Fälle bezogen werden muß. Diese Function erfordert für ihre Verwirklichung sorgfältiges Studium des bestehenden Rechts, vielseitige Uebung und eine unabhängige Stellung des Einzelnen als Richters. — Die andere Function betrifft das Verhältniß des Gerichts zum Gemeinwesen, sich die lebendige Einheit mit demselben und das Vertrauen der Einzelnen zu erhalten. Von dieser Seite muß ein bewegliches Element in das Gericht eintreten, lebenskundige, sittenfeste und verständige Wahlmänner, die für jeden besondern Fall neu gewählt werden.

§. 769.

Das Gericht betrifft α) als freiwillige Rechtspflege der Gesellschaft die nothwendige Verwaltung des Eigenthums Einzelner, welche durch Unmündigkeit daran gehindert werden; oder eines Eigenthums, um dessen Besitz als Verlassenschaft oder Concursmasse Mehre streiten; oder eines Eigenthums, welches überhaupt zweifelhaft, also relativ herrenlos ist und dem

problematiſchen Eigenthümer bis zur Verjährung erhalten werden muß. Für dieſe Thätigkeit iſt das ſchriftliche Verfahren angemeſſen.

ββ) Aus der Colliſion der Berechtigung entſteht der Civilproceß.

Die Streitenden können hier zunächſt einen Vergleich durch die Vermittelung eines Schieds- oder Billigkeitsgerichts verſuchen, an deſſen Urtheil ſie ſich aber nur freiwillig zu binden haben. Weil hier der Friedensrichter als ein Mann des Vertrauens neben den objectiven Rechtsgründen beſonders pſychologiſche und moraliſche anzuregen haben wird, ſo wird die Verhandlung gar nicht öffentlich, aber nur mündlich ſein.

Der eigentliche Civilproceß geht von der Klage desjenigen aus, der ſich in ſeinem Recht beeinträchtigt glaubt, weshalb auch der im Proceß Unterliegende die Koſten ſeiner Führung zu tragen hat. Dieſer Proceß ſoll öffentlich geführt werden. Wünſchen beide Parteien freiwillig die Aufhebung der Oeffentlichkeit, ſo iſt ſie ihnen im Allgemeinen zu gewähren. Die Mündlichkeit des Verfahrens ſchließt das ſchriftliche nicht aus.

γγ) Der Criminalproceß hat die Anklage des Verletzten nicht abzuwarten, ſondern die Rechtspflege hat ſie im Intereſſe der Geſellſchaft ſelbſt zu erheben. Der peinliche Rechtsſtreit iſt öffentlich zu führen, weil ſein Inhalt die Oeffentlichkeit angeht; mündlich, weil es ſich hier nicht um todtes Eigenthum oder leichte Ehrenkränkungen, ſondern um gefährliche Thaten handelt, für deren richtige Auffaſſung die unmittelbare Anſchauung der dabei Betheiligten nothwendig iſt. Die Schriftlichkeit iſt als Hülfsmittel auch hier keineswegs ausgeſchloſſen, ſo wie die Berathung ſowohl der Beiſitzer des Gerichts (als der geſchworenen Schöppen) als der Richter geheim ſein muß, weil ſie nothwendig ein Moment ſubjectiver Skepſis enthält, deſſen privater Charakter nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört. Das Urtheil ſelbſt iſt entweder die Zuerkennung der Schuld, bei welcher jedoch in Anſehung ihres Grades mildernde Umſtände eintreten können; oder die Entbindung von der Inſtanz; oder die gänzliche Freiſprechung.

§. 770.

Die Strafe hat in der Natur des Maaßes eine quantitative Seite an ſich, die ihre abſolute Beſtimmtheit unmöglich macht. Ihre Modalität muß auf die Zukunft des Verbrechers, auf das Wohl der Geſellſchaft Rückſicht nehmen. Die Strenge der Gerechtigkeit muß daher bei Ausführung der Strafe auf die Billigkeit reflectiren, theils den Verbrecher als durch das Erleiden ſeiner Strafe für wirklich mit der Geſellſchaft verſöhnt zu betrachten, theils ihm den möglichſt unbefangenen Rücktritt in dieſelbe zu gewähren.

c) Das Wohl und die Polizei.

§. 771.

Durch die Vermittelung der Arbeit verhält der Menſch ſich endlich gar nicht mehr zur Natur als ſolcher, ſondern zu ihr, wie ſie durch ihn vergeiſtet und ihre Nothwendigkeit ſeinen Freiheit relativ unterworfen iſt.

Durch die Vermittelung der Geſetzgebung und Rechtspflege verhält er ſich zu einer ideellen Welt, zum Willen als dem ſeiner denkend bewußten Willen.

Ueber beide hinaus geht die Polizei, indem ſie das Wohl der Geſellſchaft bezweckt und dem Einzelnen nach den Seiten hin Unterſtützung gewährt, nach welchen er ſeine ſubſtantiellen Zwecke zu realiſiren nicht Macht genug hat. In der bürgerlichen Geſellſchaft ſucht jede Seite des Ganzen ihre Eigenthümlichkeit ſelbſtſtändig zu machen. Eben ſo aber ſucht ſich das Ganze als Grund und Macht der ſich iſolirenden, ſich in ſich einhauſenden Beſtrebungen zu erweiſen und ihre Feſtigkeit, damit ſie eine relative bleibe, von Zeit zu Zeit zu erſchüttern. Die Geſellſchaft leiſtet zweideutig dem Egoismus des Einzelnen Vorſchub und thut ihm auch wiederum Abbruch. Der Willkür muß immer ein großer Spielraum bleiben. Innerhalb der geſetzlichen Schranken kann der Einzelne ſich phyſiſch und moraliſch durch die Maaßloſigkeit und Unordnung ſeines Arbeitens wie Genießens zerſtören. Es bleibt zufällig, nicht nur, ob er ſeine unweſentlichen, ſondern

auch, ob er seine wesentlichen Bedürfnisse zu befriedigen im Stande ist. Die bürgerliche Gesellschaft enthält daher einerseits die Möglichkeit der wohlhäbigen, bis zur Ueppigkeit gesteigerten Existenz, anderseits die Möglichkeit des sogar vom Nothdürftigen entblößten Elendes: ein unter allen Regierungsformen sich erzeugender Contrast. Der schrecklichste, durch unfehlbare, bittere Enttäuschung sich rächende Irrthum politischer Revolutionen ist der Wahn, mit der Aenderung der Regierungsform sofort auch die materiellen, socialen und moralischen Zustände geändert zu sehen.

Es kommt nun darauf an, daß das Vertrauen zur Verwirklichung der Subsistenz über die Furcht vor ihrer Unmöglichkeit in der Gesellschaft die Oberhand behalte. Die Polizei hat daher das System der Bedürfnisse und die Organisation der Arbeit, so wie die Sicherheit der Personen und des ungestörten Genusses ihrer Rechte in ihrer individuellen Selbstständigkeit zu schützen; die Schranken, welche die Entwickelung der Arbeit, des Genusses und des Rechts beengen, möglichst zu beseitigen und den Einzelnen, ihre productive Thätigkeit zu erweitern, so viel möglich auch positive Hülfe zu schaffen.

§. 772.

Aus dieser eben so schönen als schwierigen Aufgabe der Polizei folgt, daß ihr Verfahren den Charakter des auch unaufgeforderten momentanen Einschreitens, der Kürze der Verhandlung, der Wandelbarkeit der Maaßregeln, der energischen Durchsetzung derselben, überhaupt also der durch die jedesmaligen Umstände bedingten Relativität haben muß. Ihre Beamten müssen die Festigkeit einer resignirten persönlichen Haltung mit einer für den schnellen Wechsel der Situation erforderlichen Biegsamkeit vereinen. Geistesgegenwart muß ihnen im höchsten Grade inwohnen. Die Polizei ist eine unvermeidliche, an sich höchst wohlthätige Function der bürgerlichen Gesellschaft. Sie wird nur dann gehässig, wenn sie unter der weitschichtigen Kategorie der Gefährlichkeit alle Freiheit der Arbeit und des Genusses, des Rechts und des persönlichen Verkehrs selber gefährdet und,

ſtatt der heitern und verſittlichenden Macht der Oeffentlichkeit zu vertrauen, durch Errichtung eines geheimen Spionirſyſtems das Gift des Mißtrauens und der Verſtellung in der Geſellſchaft verbreitet. Um die Erhaltung des Rechts in der Polizei zu bezeichnen, hat man ſie daher neuerdings Präventivjuſtiz genannt.

§. 773.

Im Beſondern hat die Polizei α) für die Geſundheit; β) für die Erleichterung der Arbeit; γ) für die Erhaltung der guten Sitten und Ordnung zu ſorgen. Sie iſt Medicinal-, Cultur- und Sittenpolizei. Als Sittenpolizei hat ſie die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, Achtung vor der Sitte, äußerlich genaue Befolgung der Geſetze zu erwirken, ohne dem richterlichen Urtheil Eintrag zu thun und noch weniger ohne die Innerlichkeit des individuellen Gewiſſens anzutaſten.

Das ſchwierigſte Problem der polizeilichen Function iſt die Verhütung der Entſtehung des Pöbels und die Vorſorge für die Aufhebung entſtandenen Pöbels. Verſtehen wir unter Pöbel die Gemeinheit ſelbſtſüchtiger Geſinnung, ſo kann dieſelbe ſowohl bei Armen als Reichen und unter allen Ständen vorhanden ſein. Im polizeilichen Sinn iſt Pöbel die Maſſe der ſubſiſtenzloſen Bürger, welche durch ihr äußeres Elend nicht nur der ſubſtantiellen Geſinnung für das Ganze des Gemeinweſens entfremdet, ſondern dadurch auch in die poſitive Verworfenheit von Laſtern aller Art heruntergezogen werden. Die Armuth bildet zu ſolcher Entſittlichung durch ihre Hülfsloſigkeit, ihre Scham, ihren Grimm, ihre Unruhe, ihre allmälige Abſtumpfung des Ehrgefühls, den Uebergang. Die wahrhafte Verhütung der Pöbelerzeugung iſt immer nur die immanente, allen Organismen der Geſellſchaft inwohnende Sittlichkeit: die Aufrechthaltung ächter Pietät in den Familien, der Fleiß, die Redlichkeit und Wirthlichkeit der Bürger, die Achtung des Eigenthums und der Geſetze, die Ehrenhaftigkeit der Corporationen, die Treue der Beamten. Und alle dieſe Tugenden ſind nur möglich unter der Herrſchaft der Vernunft und Freiheit im Gemeinweſen.

Daß ſie alſo in den Einrichtungen deſſelben immer mehr zur Verwirklichung gelangen, muß die erſte Sorge der Geſellſchaft ſein. Da nun aber durch Naturereigniſſe (Ueberſchwemmungen, Brand, Mißwachs, Viehſeuchen, epidemiſche und endemiſche Krankheiten u. ſ. w.) und durch Conſtellationen der Geſchichte (Krieg, Veränderung der Handelswege, Erfindung neuer Maſchinen u. ſ. w.) der Einzelne unverſchuldet in Armuth gerathen kann, ſo muß die Geſellſchaft eine Ausgleichung der ſo entſtehenden Leiden anſtreben. Hier iſt es, wo die Moralität, die Liebe des Nächſten, ein unermeßliches Feld ihrer Thätigkeit findet. Allein die Methode des Wohlthuns muß immer von dem Princip ausgehen, daß jeder in der Geſellſchaft arbeiten ſollte. Die Arbeit hat nicht nur den Werth, Mittel des Erwerbs zu ſein, ſondern den abſoluten Werth der objectiven Manifeſtation der Freiheit.

Die Polizei iſt daher berechtigt α) eine Vorſorge zu treffen, daß diejenigen Bürger, die unverſchuldet ohne Arbeit, alſo auch ohne Erwerb ſind, Gelegenheit und Stoff zur Arbeit erhalten, ſo wie daß die ohne ſonſtige Subſiſtenzmittel müßig Gehenden mit Zwang zur Arbeit angehalten werden. Ein Recht auf Arbeit in dem Sinne, daß das Gemeinweſen verpflichtet wäre, Jedem ohne Weiteres Stoff und Gelegenheit zur Arbeit und zum Erwerb zu geben, exiſtirt nicht. Die Arbeit muß geſucht werden. Die Einzelnen müſſen ſich die Fähigkeit aneignen, nach verſchiedenen Seiten hin thätig ſein und ſich umbilden zu können. Will die Geſellſchaft ſchlechthin Arbeitgeberin und Vorſehung aller Einzelnen werden, ſo erſtickt ſie den Trieb zur Arbeit und fördert ſyſtematiſch Trägheit, Unbildung und Uebermuth. Unter der Vorausſetzung alſo, daß die Geſellſchaft ſich der Kranken, der Waiſen, der Irren, der Verwahrloſten, der wirklich Hülfsbedürftigen annimmt, hat die Polizei den Bettel unbedingt zu verfolgen, denn er verlettet zum Egoismus, zur umſchweifenden Lebensart, zur Heuchelei und geht leicht in Gaunerei, Dieberei und Räuberei über. Die Unterſtützung des Armen und Hülfloſen durch das gemeinſame Vermögen iſt daher zwar nothwendig, allein immer in der Richtung, ihn wo möglich

wieder arbeitsfähig zu machen. Das todte und unkritische Almosengeben befördert die Entsittlichung, vergeudet die vorhandenen Kräfte und spaltet endlich durch Armentaxen die Gesellschaft in zwei feindliche Lager der Besitzenden und Nichtbesitzenden.

β) Die Polizei ist berechtigt, für die Erziehung der Verbrecher, welche sie in Haft hält, eine Technik zu bilden, damit in ihnen der menschliche Sinn gepflegt werde; so wie sie für die aus der Haft entlassenen Verbrecher eine Vorsorge treffen darf, ihnen einen wahrhaft sittlichen Rücktritt in die Gesellschaft möglich zu machen.

γ) Endlich ist die Polizei berechtigt, für diejenigen, die mit der Gesellschaft in totalen Widerspruch verfallen oder in ihr durch eigenthümliche Conjuncturen des Erwerbs beraubt oder sonst ihrer überdrüssig geworden sind, die Auswanderung zu eröffnen und die Kolonisation eines neuen Vaterlandes anzubahnen.

3) Die Gemeinde.

§. 774.

Die Familien wie die besondern Functionen der Gesellschaft gewinnen erst dadurch eine wahrhafte Organisation, daß sie sich zur Einheit eines Localsystems zusammenschließen und die in ihnen möglichen Schwankungen einer Centralisation der Verwaltung unterwerfen. Dies Localsystem ist die Gemeinde.

§. 775.

Die Gemeinde besteht aus Familien, die sich auf Einem Ort autonomisch vereinigen. Aus Familien, denn nur Einzelne vermögen zwar einen Club, eine Association, nicht aber eine Gemeinde zu bilden, als welche die Totalität menschlichen Daseins erfordert. Der Heerd, das heilige Feuer der Vesta, ist ihr constitutives Element. Auf Einem Ort, denn nur durch das unmittelbare Zusammenleben der verschiedenen Familien entwickelt sich ein wirklich gemeinsames Bewußtsein, ein mitgefühltes Schicksal aller Glieder des Ganzen. Autonomisch, denn die Gemeinde muß sich aus der Selbsterkenntniß ihrer Bedürfnisse

auch selbst diejenigen Einrichtungen erschaffen, die für sie gerade die nothwendigen sind. Individualität, also auch Individualisirung ist der Grundcharakter der Gemeinde.

§. 776.

Als Glied der Gemeinde hat daher der Einzelne a) in Ansehung der Einheit des Locals das Heimathsrecht; b) in Ansehung des gemeinsamen Vermögens das Erwerbsrecht, so wie das ihm correspondirende Recht auf Unterstützung von der Gemeinde im Fall der Hülflosigkeit; c) in Ansehung der Uebernahme von Geschäften, die sich auf das Ganze beziehen, das active und passive Wahlrecht.

§. 777.

Indem die Gemeinde durch das Gesetz die Allgemeinheit ihres Willens für das Bewußtsein Aller fixirt, entsteht der Unterschied von Obrigkeit und Unterthan, denn sie muß Einige aus ihrer Mitte durch Wahl beauftragen, die Verwirklichung des allgemeinen Willens durch die Einzelnen zu leiten und zu überwachen. Der Unterschied von Obrigkeit und Unterthan ist kein Gegensatz, keine Unterordnung der Personen nach ihrer Besonderheit, vielmehr sind die mit der Vollführung der Gesetze und allgemeinen Institutionen Betrauten ebenfalls dem Gesetze wie den Zwangsmitteln zu seiner Realisation unterworfen. Alle Gemeindeverfassung strebt nach republicanischer Ordnung.

§. 778.

Für die Ausführung ihrer allgemeinen, jedem Einzelnen zu Gute kommenden Zwecke bedarf die Gemeinde einer besondern Concentration ihres allgemeinen Vermögens. Sie muß daher für das Minimum jenes Bedarfs dem Einzelnen von seinem Einkommen so viel abziehen, als für ihn, ohne seine Subsistenz zu beeinträchtigen, entbehrlich und, bei der Ungleichheit des Besitzes, jedem angemessen ist. Hiedurch entsteht das Steuersystem. Die Pflicht der Besitzenden haben Alle. Die Ausführung aber des an sich nothwendigen Steuer muß vermeiden, auf die Pro-

duction und Conſumtion hemmend einzuwirken. Im Steuerſyſtem der Gemeinde kehrt das Syſtem der Bedürfniſſe reeller Weiſe in ſich zurück, indem es durch die Arbeit wie durch den Genuß Aller die Mittel ſchafft, dieſe ſelbſt als das gemeinſame Werk durch gemeinnützige Unternehmungen zu fördern.

§. 779.

Der Zuſammenhang des Gemeinweſens unterſcheidet ſich für den beſondern Antheil daran in die ländliche und ſtädtiſche Betriebſamkeit, die ſich gegenſeitig ergänzen. Die Stadt, mit welcher der Staat anfänglich unmittelbar identiſch ſein kann, ſondert einerſeits die Theilung der Arbeit in's Unendliche, und ſetzt anderſeits die verſchiedenen Erwerbsarten in die innigſte Abhängigkeit von einander. Für ihre Sicherung und leichtere Vertheidigung umgibt ſie ſich mit einem Mauerkranze und breitet ſich von einem centralen Maximum der Geſchäftigkeit, des Reichthums und Genuſſes in kreisförmigen Schichten aus. Den umliegenden Gütern, Dörfern und Flecken theilt ſie in Bezug auf ihre Bedürfniſſe beſtimmte Hilfsrollen zu. An dieſem Unterſchied der Stadt- und Landgemeinde entwickelt ſich formaler Weiſe die Geſchichte. Die Gemeinden aber können ſich zu Gemeindeverbänden erweitern, die wir Bezirke, Kreiſe, Provinzen nennen.

Die Familie kann man als den Naturſtaat, die Gemeinde als den Verſtandesſtaat, als den Culturſtaat betrachten. Der Staat aber, der über die Nützlichkeit, über das Privatrecht, das Wohl und Genießen der bürgerlichen Geſellſchaft hinausgeht, iſt der Volksſtaat oder Nationalſtaat, oder auch in Rückſicht auf die Selbſtſtändigkeit, die er ſich zum Zweck macht, der politiſche Centralſtaat. Zu ihm verhalten ſich die Gemeinden eben ſo als Organe, wie die Familien zu der Gemeinde.

III.

Der Staat.

§. 780.

Der Begriff des particulären Rechts vollendet ſich im Begriff des Staats, in deſſen Verfaſſung der Wille ſich über die

Natürlichkeit des Familienzusammenhanges eben so wohl, als über die bloße Nützlichkeitsbeziehung der bürgerlichen Gesellschaft zum Wollen der Freiheit als solcher erhebt. Der Staat ist insofern ein Werk der sich selbst als absolute Nothwendigkeit erkennenden Vernunft. Er vermag daher verschiedene Stämme mit verschiedenen Sprachen und Sitten in sich zu vereinigen. Allein für seine Bildung kann er eines nationalen Ausgangspunctes nicht entbehren. Ein Volk muß ihm den eigenthümlichen Charakter geben, der mit einer zunächst instinctiven, relativ unbewußten Richtung seine verschiedenen Interessen durchdringt und endlich Eine Sprache, Eine Sitte, Ein Recht, Ein Selbstbewußtsein zum siegreichen macht, worin sich die Besonderheiten der anfänglich mehr gegen einander isolirten Elemente auflösen. Im geschichtlichen Beginn können verschiedene Stämme neben einander da sein und in mehr äußerliche Beziehung treten. Zur Staatenbildung jedoch kann es nur kommen, sofern das unmittelbare Pathos einer nationalen Einheit sich entwickelt. Griechische Sprache und Bildung, Römische Sprache und Römisches Recht, haben daher sogar die politische Selbstständigkeit von Hellas und Rom überdauert, weil sie national geworden waren. Ohne Staat zu werden, bleibt ein Volk in roher Naturwüchsigkeit gegen wirkliche Staaten schwach; ohne die Lebendigkeit nationaler Begeisterung bleibt ein Staat ein Aggregat verschiedener Gemeinden auf dem Standpunct der bürgerlichen Gesellschaft. Der centrale Staat, alle Interessen der Gesellschaft auch zu den seinigen machend, kehrt insofern auf seiner höhern Stufe zur Einheitlichkeit der Familie zurück.

§. 781.

Nach der Seite der einzelnen Familien, der einzelnen Gewerbe, Vereine, Corporationen und Gemeinden erscheint der Staat nicht blos positiv, sondern auch, gerade weil er sie in sich zur organischen Einheit vermittelt, negativ, denn er muß sie mit Bezug auf den Zweck des Ganzen in ihrer Particularität auch beschränken, um sie nicht, wie man ganz richtig sagt, zu einem Staat im Staat werden zu lassen. Ganz falsch aber wird

dieſe Beſchränkung als ein Opfer aufgefaßt, welches die Einzelnen dem Staat von ihrer Freiheit brächten. Ein Opfer wäre die Beſchränkung, wenn ihr Inhalt nicht die Befreiung vom natürlichen Egoismus wäre. Es liegt dieſer Anſicht die irrthümliche Vorſtellung des Staates zu Grunde, in ihm nur ein Mittel des Lebens, des Gewinnens und der Freiheit zu erblicken, nicht aber in ſeiner Verfaſſung die Freiheit ſelber als objective, als das zur Macht unbedingter Geltung ſich entfaltende Syſtem der Sittlichkeit zu wiſſen. Jene Anſicht nimmt den Staat nur als Polizeiinſtitut, höchſtens als formalen Rechtsſtaat, und dann iſt es nicht zu verwundern, wenn aus ihr auch keine andere Wirklichkeit zu Tage kommt.

§. 782.

Der Staat muß 1) den Begriff der Nothwendigkeit ſeines Willens in dem für alle ſeine Bürger geltenden Geſetz aufſtellen; 2) dieſen Begriff durch ſeine Gewalt realiſiren; 3) in dieſer doppelten Function, nach Innen und nach Außen ſich als Einer wiſſen und wollen, eine Einheit, die nicht blos als Begriff, ſondern als das Fürſichſein eines wirklichen Subjectes, der abſoluten Staatsperſon, exiſtiren muß. Dieſe Wirklichkeit iſt der Begriff der Souveränetät.

1) Die geſetzgebende Gewalt.

§. 783.

Die Familie für ihre Hausordnung; der Verein für ſeine Statuten; die Gemeinde für ihre Verwaltung, ſind ihrer individuellen Freiheit überlaſſen. Der Staat übt über ſie nur ſo weit die Controle, daß ſie nicht mit ſeinem Zweck in Widerſpruch treten. Das Staatsgeſetz aber iſt für alle Bürger ohne Unterſchied gleich ſehr verbindlich, weshalb auch alle das Intereſſe haben, an ſeiner Hervorbringung Theil zu nehmen, um nämlich ihren eigenen Willen als einen auch durch ſie mitgeſetzten darin wiederzuerkennen. Unmittelbar aber kann jeder Einzelne nur in dem engſten localen Kreiſe, in der Corporation oder

Gemeinde, seinen Willen zum Ausdruck bringen. Um jedoch seine Theilnahme und das Bewußtsein derselben zu erhalten, um hiedurch sein sittliches Gefühl zu heben und ihn mit der Freiheit als dem substantiellen Zweck Aller zu durchdringen, muß sich eine Vertretung der Vielen durch Wenige organisiren, die von ihnen mit dem Vertrauen gewählt worden, daß sie eben so sehr ihr particulares Interesse nach seinem Zusammenhang mit dem Ganzen, als auch dies Ganze selber in seinem Verhältniß zu den verschiedenen, mit einander auch wohl collidirenden Interessen zu verstehen und dies Verständniß angemessen auszudrücken befähigt sind. Jeder mündige, selbstständige und unbescholtene Bürger hat das active und passive Wahlrecht zur politischen Vertretung. Diese Form führt, wie alle Formen der Gesellschaft, in ihrer Verwirklichung auch große Mängel mit sich, ist aber unvermeidlich. Die christlichen Theologen haben sich nicht gescheut, sie auf Kirchenversammlungen anzuwenden und durch die Majorität der Abstimmenden sogar zu entscheiden, welche Begriffe der Gottheit für alle Christen wahr oder falsch sein sollten.

§. 784.

Es kommt jedoch nicht nur auf die Allgemeinheit des Willens, sondern auch auf seine Nothwendigkeit an. Die Allgemeinheit wird durch die Vertretung überhaupt, die Nothwendigkeit aber durch die Beweisführung gesetzt; die Debatte der Abgeordneten hat die Einsicht in die Nothwendigkeit einer Bestimmung zu vermitteln. Die Verschiedenheit der Ansichten erzeigt einen Streit, dessen Dialektik theils durch Thatsachen, theils durch Gründe der Zweckmäßigkeit, theils durch Vernunftgründe, endlich aber durch die Abstimmung entschieden wird. Die Mehrheit ist nichts weniger als die unbedingte Bürgschaft für das Nothwendige, aber sie ist die unvermeidliche Form der Entscheidung, die bei allgemeinem Wahlrecht die Möglichkeit ihrer Correctur in sich selbst trägt und der sich daher die Minderheit unterwerfen muß.

§. 785.

Weil in der Abſtimmung ein Moment ſubjectiver Zufälligkeit liegt und weil das Geſetz als für Alle geltend der Oeffentlichkeit angehört, ſo muß die Berathung der geſetzgebenden Verſammlung öffentlich ſein. In der geheimen Berathung verliert der Einzelne nicht ſein Privatgefühl. Er ſoll aber das Gefühl empfangen, daß die Nation es iſt, die durch ſeinen Mund ſpricht. Nur durch die Oeffentlichkeit vermag ſich die Nation von der Tüchtigkeit ihrer Vertreter zu überzeugen und nur durch ſie kann die öffentliche Meinung und die, wie ſich aus dem Begriff des Geiſtes von ſelbſt verſteht, freie Preſſe den Gang der Debatte mit ihrer Kritik begleiten.

2) Die Regierungsgewalt.

§. 786.

Die Geſetzgebung ſetzt den Begriff des Ganzen, aber nur erſt als Begriff. Dieſer Begriff ſoll realiſirt werden. Die Subjecte für dieſe Realiſirung ſind die Bürger des Staates ſelber. Allein dieſe Beziehung iſt wieder nur abſtract. Der Wille des Ganzen muß in alle Beſonderheiten eingeführt und, während er in ihnen lebendig iſt, aus ſeiner Beſonderung ſtets wieder in die Allgemeinheit zurückgenommen werden. Dieſe Function, die nicht blos richterliche, ſondern active, ausführende Subſumtion der beſondern Fälle und Angelegenheiten unter die Allgemeinheit des Geſetzes iſt die Regierung.

§. 787.

Ohne einen Stufengang der Geſchäfte, ohne einen Mechanismus von Oben nach Unten, ohne Centraliſation der mannigfachen Thätigkeiten, iſt ihre Verwaltung nicht möglich. Sie muß aber hierbei vermeiden, theils die organiſche Selbſtbethätigung der Familien, Vereine und Gemeinden durch Ueberbevormundung illuſoriſch zu machen, theils die Urtheilskraft der Beamten durch ein Uebermaaß von Vervielfachung der Geſchäfte, von Rechenſchaftsablegung und Schreiberei zu ertödten. Die Be-

amten sind nicht Staatshierarchen, denen die übrigen Bürger als politische Laien gegenüberständen. Sie sind dies eben so wenig, als die Abgeordneten, weil sie vom Volk zu seiner Vertretung gewählt werden, sich dafür halten dürfen. Die Beamten sollen nicht als eine aristokratisch abgeschlossene Büreaukratie der Nation sich gegenüberstellen, als wenn nämlich die Existenz derselben nur das Mittel für ihre Existenz als Zweck und der Mechanismus der Verwaltung der eigentliche Staat wäre. Wohl aber muß der Beamte in der Ausübung seines Dienstes durch die Auctorität der Regierung gegen die Willkür und das mögliche Mißwollen der übrigen Bürger geschützt sein.

3) Die Souverainetät.

§. 788.

Die sowohl negative als positive Einheit der Gesetzgebung und Verwaltung ist die souveraine Gewalt als der für sich seiende Grundwille des ganzen Staats. Dieser Totalwille ist nicht der bloße Herr und Besitzer des Landes und seiner Leute, nicht eine blos vorübergehende Einheit; nicht eine bloße Majorität, der Ausdruck einer Partei, sondern die Monas der Nation als Totalität und Monas. Die subjective Einheit des Staatswillens muß auch als Einer, als eine wirkliche Person, sich zur Erscheinung bringen. Die sogenannte Volkssouverainetät und die fürstliche Souverainetät sind in Wahrheit dieselbe Souverainetät, jene als der in sich unendliche Inhalt der politischen Substanz, diese als die in sich unendliche Form der Subjectivität. Die absolute Staatsperson, in welcher die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Nation sich selbst erreicht, ist in ihrer Majestät unverletzlich und zwar moralisch, aber nicht juridisch verantwortlich. Sie wirft das Moment der Verwicklung mit den geschichtlichen Widersprüchen auf ihre Minister ab, die sie das Recht hat zu wählen und die für ihre politischen Handlungen der gesetzgebenden Versammlung als dem Staatsgericht verantwortlich sind. Weil aber der Souverain der als individuelles Subject wirkliche Wille des ganzen Staats ist, nichts

ſich, bei vorkommenden Entzweiungen, die Gefahr der Revolution nothwendig immer gegen ſeine Perſon, indem das Volk, obwohl mitſchuldig, doch nicht in den Miniſtern, die er wählt, ſondern in ihm den Träger der Schuld erblickt.

§. 789.

Im Souverain exiſtiren alle Elemente des Staats gleichmäßig als unmittelbares Intereſſe. Er hat daher das Recht der Sanctionirung der berathenen Geſetze, denn es iſt zugleich ſein eigener Wille, den er in ihnen ſetzt.

Als der geſchichtliche Genius ſeines Volkes und als die Perſon, in welcher alle Unterſchiede und Conflicte des Ganzen als an ſich aufgelöst enthalten ſind, hat der Souverain das Recht der Begnadigung. Er kann und darf zwar das Recht nicht aufheben, aber bei ſeiner Ausführung kann er die Billigkeit eintreten laſſen.

Endlich hat der Souverain als die concrete Spitze des Ganzen daſſelbe nach Außen hin zu vertreten und demnach das Recht zur Eröffnung des Krieges und zum Schluß des Friedens.

§. 790.

Dieſe Momente der Verfaſſung des Staats ſind hier nach ihrer allgemeinen Nothwendigkeit angegeben. Welche Form ſie aber in concreto annehmen, hängt von der Geſchichte ab. Keines dieſer Momente kann in einer Verfaſſung ganz fehlen, wohl aber kann es verkrüppelt, unvollkommen entwickelt, gewaltſam gehemmt, oder mit andern verſchmolzen ſein. Der logiſche Gegenſatz der Form der Verfaſſung iſt der der abſoluten Monarchie und der abſoluten Republik, der Verſuch, das Weſen beider Formen in einer neuen zu vereinigen, iſt die conſtitutionelle Monarchie. Glücklich oder unglücklich, mächtig oder ohnmächtig, reich oder arm, ſittlich oder unſittlich, kann ein Volk in jeder dieſer Formen ſein. Die Form des Staats allein macht ein Volk nicht frei und groß und wohlhabend.

Welche Form aber ein concreter Staat habe und in welchem Zuſtand ſich ein Volk befinde, das hängt weſentlich nicht nur

von ihm, sondern auch von dem Verhältniß des einzelnen Volks und Staats zu allen übrigen ab. Das particuläre Recht hebt sich zum universellen auf.

C.

Das universelle Recht und die Weltgeschichte.

§. 791.

Die Wahrheit des particulären Rechts ist das universelle, das Recht der Menschheit. Die einzelnen Völker und Staaten in ihrer Besonderheit sind endlich und gemäß durch ihren Unterschied auch in Gegensatz und Widerspruch, der, wie ursprünglich unter Individuen, den blutigen Kampf der Anerkennung hervorruft. Der einzelne Staat geht über seine Particularität zunächst 1) damit hinaus, daß er durch die Kunst der diplomatischen Verhandlung oder durch den Zwang der Waffen mit andern Staaten bestimmte Verträge über seine Wechselbindung mit ihnen schließt. Diese Tractate bezeichnen das specifische Interesse einer laufenden Geschichtsepoche.

2) Der einzelne Staat kann mit andern Staaten sich zu einem Staatenbunde vereinigen, so daß er mit ihnen sich zu gewissen gemeinsamen Rechten und Pflichten vertragsmäßig verknüpft, die das äußere Staatsrecht betreffen, vornämlich also den Handel und den Krieg.

3) Der Staatenbund geht in den Bundesstaat über, wenn der Einheit des äußeren Staatsrechts auch der innere Zustand der verbündeten Staaten sich allmälig angenähert hat, so daß die innere Gleichartigkeit die Mannigfaltigkeit nach Außen getrennter Souveränitäten zum leeren Ueberfluß werden läßt. Es tritt dann eine factische und relative Mediatisirung der einzelnen Souveraine eines solchen Bundesstaates ein.

§. 792.

Einzelſtaaten, Staatenbünde und Bundesſtaaten werden zu Gliedern welthiſtoriſch hegemoniſcher Staatenſyſteme und unter dieſen bildet ſich durch Vermittelung der poſitiven Verträge, durch Gewohnheit, durch die Macht der öffentlichen Meinung eine beſtimmte Handlungsweiſe für die Gaſtlichkeit im Frieden und die Menſchlichkeit im Kriege aus; ein Verfahren, das, als der eigentliche Inhalt des Völkerrechts, allmälig auch auf diejenigen Völker übergehen muß, die in ihrem Schickſal von den progreſſiven Culturvölkern abhängig ſind und in Verhältniß zu denſelben als die relativ barbariſchen erſcheinen. Culturvölker nehmen den Krieg nur als Mittel, barbariſche als Zweck. Dies iſt ihr qualitativer Unterſchied.

§. 793.

Der Geiſt als der erſcheinende kann, als ſeine ihm an ſich immanente Freiheit hervorbringend und ſich darin für ſich als Gegenſtand darſtellend, nicht umhin, Geſchichte zu haben d. h. einen nothwendigen Zuſammenhang ſeines Thuns, da er nur iſt, was er thut. An und für ſich iſt die Geſchichte die der Gattung des Menſchengeſchlechts, der ſich die Racen, Völker, Stämme, Familien und Individuen unterordnen. Die Wiſſenſchaft der Geſchichte hat zu ihrer Vorausſetzung a) den Begriff der abſtracten Vernunft, denn die logiſchen Geſetze ſind auch die des geiſtigen Geſchehens; namentlich aber gehören hieher die Beſtimmungen der Verwirklichung der Idee in der Form des Localſyſtems, der Compenſation und der Centraliſation; b) die zweite Vorausſetzung des Begriffs der Geſchichte iſt der Begriff der Natur als des Schauplatzes des Geſchehens, namentlich aber der Begriff der Geſtalt der Erdoberfläche, die zur Entwicklung des Geiſtes in einem teleologiſchen Verhältniß ſteht; c) die dritte Vorausſetzung des Begriffs der Geſchichte iſt der Begriff des Geiſtes ſelbſt als des ſubjectiven und objectiven.

In dieſen Begriffen ſind alſo die Geſetze enthalten, welche den Verlauf der Geſchichte beherrſchen. Sie ſind inſofern

schon, was das Wesen des Geschehens betrifft, die eigentliche Geschichtswissenschaft; diese unterscheidet sich aber von ihnen dadurch, daß sie die Erscheinung aller jener Gesetze in der freien Form des Handelns zum Inhalt hat. Die Geschichte ist von dieser Seite die Erinnerung an die Gestalten, welche der Geist sich schon gegeben hat. Zur Wissenschaft wird diese Erinnerung durch die Erkenntniß der Nothwendigkeit jener Gestalten.

Allein eine solche Wissenschaft scheint unmöglich, nicht nur weil der Geist als frei auch absolut willkürlich zu handeln vermag, sondern auch, weil die Natur ihre Evolution mit Rücksichtslosigkeit gegen sein Handeln entfaltet. Diese beiden Momente sind der Geschichte wesentlich und machen jede sogenannte Construction der Geschichte a priori illusorisch. A priori kann man nur die zuvor angegebenen Gesetze erkennen, wie sie den Inhalt besonderer Wissenschaften bilden. Die Wissenschaft kann aus dem Begriff des Geistes den Zweck der Geschichte und die Form seiner Realisirung ableiten, allein sie vermag nicht eine einzige That, nicht einen einzigen Charakter vorher zu zeichnen. In's Allgemeine hin freilich ist ihr die Divination möglich, allein nicht in's Detail. Sie kann zeigen, wie die Völker endlich bis zu einem Völkeraeropag vorschreiten und, alle Individualität befreiend, die Vernunft des universellen Rechts zum bewußten Eigenthum jedes Menschen erheben müssen; sie ist aber nicht im Stande, die positive Wendung einer besondern Entwicklung mit Bestimmtheit vorauszuerkennen. Die Vorhersagen der Menschen werden immer von dem vielleicht dunkel geahnten, in seiner Wirklichkeit aber doch ganz anderm Neuen, das sie selbst willig und widerwillig hervorbringen helfen, überrascht.

§. 794.

Unter dem Titel einer Philosophie der Geschichte sehen wir daher die mannigfaltigsten Darstellungen der Geschichte sich hervorwagen. Die Kritik derselben gehört nicht hieher; die Grundsätze einer solchen sind in der so eben gemachten Beziehung auf die gesammte bisherige Entwicklung der Wissenschaft ange-

geben. Hier soll nur der eine Punct bemerklich gemacht werden, daß der organische Ausgang für den Begriff der Geschichte der Begriff des Staates ist. Es ist zwar ganz richtig, daß der Geist als der künstlerische, religiöse und wissenschaftliche auch noch eine Geschichte hat; allein auf diesen Gebieten geht er über das Wollen zugleich hinaus. Der Wille als thatenzeugender, als in objectiven Handlungen sich darstellender, gehört dem Staate an. Der Staat ist die ethische Form, in welcher sich die Freiheit als vernünftige, die Vernunft als freie organisirt. Kunst, Religion und Wissenschaft stehen als die Region der absoluten Entzweiung und Versöhnung des Geistes über der Objectivität des handelnden; aber von Seiten des Selbstbewußtseins der Vernunft und ihrer Freiheit steht der Staat als die Form des Willens da, welche Kunst, Religion und Wissenschaft als besondere Momente sich integrirt, so daß er verschiedene Kunststyle und Schulen, verschiedene Confessionen, verschiedene Systeme der Philosophie in sich ertragen und mit sich als dem gebietenden System der Sittlichkeit identisch setzen kann.

Entwickelt sich also der Begriff der Geschichte an dem des Staates, so folgt doch daraus nicht, daß nicht die Hauptmomente derselbe mit denen der Kunst, Religion und Wissenschaft zusammenfallen müßten. Im Gegentheil wirken in der Tiefe des Geistes alle Mächte desselben zusammen, so daß im Wesentlichen dieselbe Eintheilung durch die ganze Geschichte hindurchgehen muß.

§. 795.

Diese Eintheilung aber kann nur aus dem Begriff des Geistes selber folgen. Der Geist ist einerseits durch die Natur bedingt und diese Bedingtheit läßt ihn geschichtlich als Volk erscheinen. Anderseits bestimmt er sich in sich unabhängig von der Natur, jedoch auf abstracte Weise, so daß er gegen die Natur sich negativ verhält und die Sinnlichkeit derselben ihn um so mehr quält. Der Wille des Volkes wird zum Wollen des als Gesetz erscheinenden absoluten göttlichen Willens. Die Zer-

nissenheit des Geistes, die hiedurch entsteht, ist die absolute zwischen dem Bewußtsein des Willens als des endlichen, beschränkten, in seinem Thun sich selbst widersprechenden, durch den Begriff des Gesetzes sich selbst verurtheilenden und des Willens als des unendlichen, unbeschränkten, in seinem Thun sich selbst schlechthin entsprechenden, den Begriff des Gesetzes vollkommen realisirenden. Dieser Begriff der Entzweiung ist aber auch schon der seiner Auflösung in den Begriff der Versöhnung, indem der wahrhafte Wille als die eigene Nothwendigkeit der Freiheit und der als göttlich vorausgesetzte Wille zugleich als das Wesen des menschlichen Willens selber gewußt wird. Mit diesem Begriff, welchen die christliche Kirche als die Mutter der Völker sie in der Form des Gottmenschen anschauen läßt, erhebt sich der Wille über alle Particularität zur Universalität. Die Nationalität subsumirt sich auf diesem Standpunct mit Bewußtsein der Menschheit und dieser Ausdruck hat hier, wenn er aus seiner Unbestimmtheit herausgenommen wird, keinen andern Sinn mehr, als den der selbstbewußten Vernunft des Willens. Aber eben die absolute Höhe, auf welcher dieser Standpunct steht, macht es ihm möglich, innerhalb seiner in unendlichem Fortschritt die einseitigeren Formen des Willens immer wieder erscheinen zu lassen. Dadurch, daß sie in ihm sich wiederholen, sind sie jedoch zugleich qualitativ verändert.

§. 796.

Die Wissenschaft verhält sich formaler Weise zu dem Reichthum der geschichtlichen Gestalten eben so, wie zu der Fülle der Mineralien, Pflanzen und Thiere. Wenn aber für diese Raum und Ort die wesentlichste Bedingung der Existenz ausmachen, so kommt für die Geschichte als eine eben so wesentliche Bedingung die Zeit hinzu. Die Geschichte, obwohl rastlos fortschreitend, ist doch in ihren Veränderungen, weil Millionen daran Theil nehmen, sehr langsam. Die Ungeduld eines subjectiven Idealismus, der gern heute schon am Ende der Zeiten, bei der Herrlichkeit einer Vollendung, wie er sie sich vorstellt, anlangen möchte, vergißt, daß in der Geschichte eben das Werden, eben

das Geſchehen, eben die Gegenwart der Veränderung, den abſoluten Reiz für den Geiſt in ſich ſchließt und daß er nicht im fertigen Reſultat, ſondern im Handeln ſelber unendlichen Genuß findet, ſollte er auch das Leben ſogar nur damit erfüllen, für die Beſtattung ſeines Leichnams zu ſorgen, denn

Jenes gelbe Volk im Süden
Widmete ſein ganzes Thun
Nur dem Bau der Pyramiden,
Um als Mumie drin zu ruhn.

§. 797.

Die Geſchichte iſt demnach 1) die Geſchichte des *Nationalſtaates*; 2) des theokratiſchen Staates; 3) des Humanitätsſtaates, der ſowohl das nationale, als das kirchliche Moment in ſich aufnimmt.

I.

Der Nationalſtaat.

§. 798.

Die Familie iſt der natürliche Staat. Der urſprüngliche Staat iſt der nationale, der aus einer Einheit wahlverwandter Familien als einem Stamm, aus einer Einheit wahlverwandter Stämme als Volk hervorgeht. Die Geſchichte dieſes Staates muß daher darin beſtehen, das Naturelement immer mehr verſchwinden zu laſſen, ſo daß der Geiſt ſich unabhängig von der Natur endlich zu ſeinem eigenen Willen als ſeinem unmittelbaren Elemente verhalten kann; es entſteht in den Römern ein Volk, das, in ſeinem Urſprung ſchon ein Aggregat von Flüchtlingen, zum Herrn aller naturwüchſigen Völker ſich heraufarbeitet und an eben dieſer Herrſchaft, da ſie vollkommen geiſtlos iſt, untergeht. Die Geſchichte beginnt alſo 1) mit den Staaten paſſiver Völker, die von der Gebundenheit durch die Natur erſt durch ſelbſt noch natürliche Abſtractionen ſich zu befreien ſuchen; ſchreitet 2) zu den Staaten activer Völker fort, die über ſich hinaus zur

Wechselwirkung mit andern Völkern und zum Untergang ihrer Selbſtſtändigkeit gelangen, bis ſie 3) Völker hervorbringt, die in ihrer Individualität ſchon die theoretiſche, oder praktiſche oder dämoniſche Befreiung von der Natur und damit das Hinausgehen über die Schranken der Nationalität in ſich tragen.

1) Der Staat der paſſiven Völker.

§. 799.

Der Staat der paſſiven Völker iſt a) der patriarchaliſche; b) der Kaſtenſtaat; c) der Kloſterſtaat.

a) Der patriarchaliſche Staat.

§. 800.

Die unmittelbare Form des Staates iſt die Familie. Die beſondere Geſtalt, welche dieſelbe urſprünglich annimmt, iſt durch den Unterſchied der Lebensart bedingt. Das unſtäte Jäger- und Fiſcherleben, jenes im Dickicht der Wälder, dieſes am Ufer der Flüſſe und Meere, macht den rohen Anfang. Ihm folgt das Hirtenleben mit gezähmten Thieren, periodiſchen Wanderungen und beweglichem Eigenthum; zuletzt der Ackerbau mit feſten Anſiedlungen. Der Bergbau, da er nur indirect durch Tauſch zu ernähren vermag, iſt zu dieſen Lebensarten acceſſoriſch. Der Ackerbau nimmt alle als accidentelle Momente in ſich auf. Er organiſirt die Thätigkeit nach dem Cyklus der Jahreszeiten, zwingt, den Veränderungen der Natur Stand zu halten und modificirt darnach die Wohnung, die nicht mehr eine nur zufällige Höhle oder ein tragbares Zelt ſein kann, ſondern ſich feſt in den Boden ſenken muß. Da er zur Bewältigung der Natur nicht Hülfe genug haben kann, ſo entwickelt er an Stelle der egoiſtiſch indifferenten und trotzigen Wildheit des Waldmenſchen, Vertragſamkeit, und, da er nicht mehr nur im Freien lebt, an Stelle der ſchmutzigen Rohheit des thierfreundlichen Nomaden, Reinlichkeit. Der Ackerbau fordert aber auch eine berechnende Voraus- und Ueberſicht der Arbeiten und deren für

ihren Zeitpunct sofortige Vollbringung. Hiedurch legt er den Grund zu Hörigkeitsverhältnissen, fordert Befehl und Gehorsam, Herrenthum und Dienst streng von einander und begünstigt das Entstehen sittlicher Gliederungen. Der Ackerbauer ist, sein Eigenthum zu schützen, bei größerer Milde der Gesinnung als der Nomade und Jäger, doch zugleich der höchsten, ausdauerndsten und geordnetsten Tapferkeit fähig. Nur durch den Ackerbau hindurch erheben sich Völker zu Culturvölkern.

Die Mehrzahl der Völker bleibt auf den Vorstufen zum Ackerbau stehen. So unendlich verschieden die Abstammung, so groß ihre Anzahl war und noch ist, so stimmen sie doch alle darin überein, daß die Familie die Grundform ihres Gemeinwesens ausmacht. Ihre Staaten sind patriarchalische, mögen sie nun Wald- oder Strandvölker, Berg- oder Wüstenvölker sein. Alle diese unzähligen Nationen machen die Gruppe der geschichtslosen oder, wie wir sie auch nennen, wilden Völker aus, die sich zwar fleißig untereinander bekriegen, so daß allerdings immer etwas bei ihnen geschieht, die aber nichts hervorbringen, das über die Befriedigung des physischen Bedürfens hinaus einen selbstständigen Werth und ein allgemeineres Interesse anzusprechen vermöchte. Ihre Geschichte ist daher werth, vergessen zu werden und sie selbst beweisen dies dadurch, daß sie ihrer sich kaum auf Menschenalter erinnern.

§. 801.

Von allen diesen Nationen ist es nur die Chinesische, die es zu einem dauernden Staat gebracht und das patriarchalische Princip in seiner Verfassung auf das Consequenteste durchgeführet hat. In ethischer Hinsicht ist die Familie, in Betreff der Cultur der Ackerbau die Grundlage des Chinesischen Staats.

Ein Flach- und Hügelland, von zwei mächtigen, bis zum Meer reichenden Strömen durchschnitten, östlich vom Meere mit steilküstigem Ufer, nördlich von Steppen, auf den übrigen Seiten von Alpengebirgen eingehegt, begünstigt China in seinen fruchtbaren Niederungen den Ackerbau, während es die Jäger- und Hirtenvölker in den Gürtel der Gebirge und Steppen um sich

herum zurückgedrängt und, um seine Cultur zu schützen, zur Herrschaft über sie gezwungen ist. Auf dem Meer soll nur Küstenschifffahrt verbunden, ist es auf dem Lande stets erobernd gewesen; jedoch nicht freiwillig, sondern aus Nothwehr.

Ursprünglich war es ein feudaler Föderativstaat, der in der nordöstlichen Provinz Schensi seinen Mittelpunct hatte.

Das Wesen der Familie wird in China nach der Aeußerlichkeit seiner Erscheinung genommen, so daß die qualitative Bestimmtheit des Mannes und des Weibes, indem letzteres ersterem sich unterordnet, und die quantitative des Alters alle Verhältnisse durchdringt. Nicht sowohl die reine Innigkeit der Liebe, als der genau abgemessene ehrfurchtsvolle Gehorsam der Gattin gegen den Gatten, der Kinder gegen den Vater, ist daher das Resultat und jedes Vergehen gegen die Pietät zugleich ein gerichtlich strafbares Verbrechen. Dies Princip ist auf den Staat als die große Familie ausgedehnt. Seine Verfassung ist streng monarchisch, aber der Monarch nur Vater der Chinesen, so wie die Beamten für die Sphären ihrer Wirksamkeit väterlicher Autorität genießen. Wie die Kinder dem Vater, sind die niedern Beamten den höhern, der Kaiser selbst, als der Sohn des Himmels, diesem verantwortlich. Des Kaisers persönliches Verhalten, so sein unmittelbares Wollen als innere Intention, wirkt nach dem Glauben der Chinesen unmittelbar auf den Zustand des Reiches ein. Das Innerste der Chinesischen Verfassung ist der Glaube an Zauberei und an Geister. Der Verstand, ohne höhere Bestellung, hilft nicht gegen den Aberglauben.

Gegen die Unfreiheit der gesetzlich genau abgemessenen unmündigen Unterwürfigkeit macht die bürgerliche Gleichheit Aller das Gegengewicht aus. Aus ihr entspringt die freie Selbstbestimmung der individuellen Bildung und aus dieser die durch Prüfungsbehörden ermittelte Befähigung zu allen Aemtern bis zu den Ministerposten hin. Ein Erbadel existirt nicht, nur eine Classenordnung, denn eine Erbaristokratie würde die Einheit in der Staatsfamilie aufheben. Allein eben diese Einheit macht für den Staat die Centralisation der Verwaltung nothwendig, die wiederum nicht nur die Cultur der Verkehrswege be-

ſchleunigte, ſondern auch den Mechanismus der polizeilichen Controle hervorrief, deren mißtrauiſche Kälte und Vorſicht mit der Pietät als dem feinſollenden Princip des Ganzen contraſtirt. Das Militär ſchließt ſich der polizeilichen Function als ſtehendes Heer an, ihr ſofort im Innern des Staats Nachdruck zu ſchaffen und nach Außen die nachbarlichen Nomaden in Zaum zu halten.

Indem das Familienprincip überſpannt iſt und den Staat in der Verwaltung zum Polizeiſtaat gemacht hat, indem die an ſich tiefe Verantwortlichkeit der Eltern und Vorgeſetzten durch eine ſolidariſche Maaßloſigkeit factiſch unmöglich geworden, hat ſich das Moraliſiren entwickelt, das mit ſchönen Sentenzen an den guten Willen appellirt, den Geſetzen Folge zu leiſten. Die Größe des Chineſiſchen Geiſtes liegt wirklich im Streben nach Maaß und Ruhe, nach Ordnung und Einheit und ſelbſt das weitläufige, geſetzliche Ceremoniel des Umgangs hat dieſen Zweck. Der Geiſt will den Ungeſtüm der Natürlichkeit, die Rohheit der ſelbſtſüchtigen Begierde überwinden. Aus dem Leichtſinn der geſchichtsloſen, in kritikloſer Dumpfheit und Gedächtnißloſigkeit hinlebende Naturvölker kehrt er hier zum erſtenmal zu ernſter Beſinnung in ſich ein. Alle Künſte zur Verfeinerung und Verſchönerung des Daſeins werden von ihm gepflegt. Ein Geſetzbuch erhebt in den Kings durch Kong-fu-tſen das Gewohnheitsrecht ſeit dem ſechſten Jahrhundert vor Chriſtus zur geſchriebenen Verfaſſung. Die Geſchicklichkeit im Leſen und Schreiben wird Allen ein Bedürfniß, theils zur Geſetzkenntniß, namentlich zur Kenntniß des ſo wichtigen Strafgeſetzbuchs, theils als Grundbedingung für den Erwerb aller Staatsämter.

Der Chineſiſche Staat ſieht daher formell einem heutigen Europäiſchen Staat ſehr ähnlich und iſt doch innerlich ein ganz anderer, da es an einem öffentlichen Organ der Geſetzgebung zwiſchen dem Kaiſer und dem Volk fehlt und die Cabinetsordres des Kaiſers nie als geſetzliche Beſtimmung genommen werden dürfen. Weil der Kaiſer, als der unmittelbare Stellvertreter des Himmels, in welcher Eigenſchaft er auch der Hoheprieſter der Staatsreligion iſt, die Schuld des Ganzen auf ſich zu neh-

men hat, so richtet sich das Gefühl des Drucks, des Unglücks, selbst von Naturcalamitäten, sogleich gegen seine Person. Die Geschichte des Chinesischen Reichs besteht daher wesentlich in einer Reihe von Thronrevolutionen, die jedoch das Princip der Verfassung unverändert gelassen haben. Mit diesem Princip selber im Widerspruch standen die Eunuchen, welche der Kaiser Ho-ti zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christus als Leibwache einführte. Sie verursachten viel Unruhen und ihre herrsch- und habsüchtigen Intriguen endigten erst mit ihrem gänzlichen Sturz unter der jetzigen Tartarendynastie.

Wesentlich auf derselben Stufe, wie der Chinesische Staat, steht das insularische Japan, nächstdem Mexiko und Peru. Doch sind alle drei geistloser als China, wenn sie dasselbe auch in einzelnen Beziehungen übertreffen. Das Unterscheidende der Verfassung Mexiko's war der Mangel an eigentlichem Privatbesitz. Der Grundbesitz war Staatseigenthum und wurde alle drei Jahr in der Weise von Neuem verliehen, daß ein Drittel dem Klerus, eines der Armee und das größte dem Volk zugetheilt wurde. Diese communistische Einrichtung lähmte alle individuelle Energie und war das Hauptmoment des schnellen Untergangs des Aztekischen Staates, den seine sonstige administrative Centralisation, seine Durchführung des Decimalsystems in allen öffentlichen Einrichtungen, seine Courierverbindungen der Tschasti's, seine Staatsarchive u. dgl. nicht aufzuhalten vermochten.

b) Der Kastenstaat.

§. 802.

Die einfache durch die Natur gesetzte Einheit der Familie hebt sich in der Mannigfaltigkeit der Arbeit auf, welche das Princip der verschiedenen Stände wird. Im Familienstaat, worin jeder Alles werden kann, bleibt die Theilung der Arbeit gegen das Princip der Pietät accidentell; sie wird nicht Ausgangspunct für die sittliche Organisation, wie im Kastenstaat, der in Vorderindien seine vollkommenste, welthistorische Gestaltung empfangen hat. Der Kastenstaat entsteht, indem die

eigenthümliche Beſtimmtheit der Arbeit nicht nur Alle vereinigt, die ſie vollbringen, ſondern indem dieſe Ständigkeit durch die Familie erblich fixirt wird. Der Stand wird alſo zu einer zweiten Familie und die Geburt des Menſchen zum abſolut Wichtigen, weil ſie ſein objektives Schickſal entſcheidet.

Nicht ein elektiſches Aggregat verſchiedener Stämme, das nur ſecundärer Weiſe dabei mitwirkt, nur die qualitative Unterſcheidung der Arbeit iſt das wahrhafte Princip aller Kaſtenſtaaten; die Idealität des Wiſſens und der Tapferkeit, ſo wie die Realität der Gewerbe und des Handelns, des Ackerbaus und der zufälligen Handarbeit beſtimmen ihre Gliederung in Brachmanen und Kſchatrija's, in Wiſaja's und Sudra's. Durch Miſchungsgeſetze und durch Miſchkaſten entſteht eine Milderung in der Schroffheit der ſtändiſchen Unterſchiede, aber alle dieſe Kaſten und Abkaſten ſcheiden ſich auf das Schärfſte von Allen, die in gar keiner Kaſte geboren und deshalb ſchlechthin als Unweſen verworfen ſind. Die Sclaverei in Kaſtenſtaaten muß daher ſowohl von den Abkaſten als den Unkaſten unterſchieden werden. So lange Jemand Sclav iſt, wird ſeine Kaſte ignorirt. Die höher ſtehende Kaſte darf Alles thun, was die eigenthümliche Function der ihr untergeordneten Kaſte iſt, nicht aber umgekehrt, z. B. ein Brachmane darf wohl Handel treiben, jedoch kein Kaufmann die Veden leſen. Es iſt natürlich, daß durch Begünſtigung beſonderer Umſtände die verſchiedenen Kaſten an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten vorzüglich geblühet haben, z. B. die Brachmanen in den Ebenen des Gangesthales, die Kſchatrija's in den Gebirgen des Dekan.

In Vorderindien kämpften die beiden obern Kaſten eine Zeitlang unter einander um die Herrſchaft, bis ſie ſich gemeinſam verſtändigten, die beiden an Maſſe ihnen ſo weit überlegenen niedern Kaſten zu unterdrücken und namentlich die der Sudra's nur in ein Dienſtverhältniß zu ſich zu ſetzen. Der König wurde aus der Kriegerkaſte gewählt; die eigentliche Leitung des Ganzen blieb in den Händen der Brachmanen.

Die Organiſation der bürgerlichen Geſellſchaft nimmt die Form von Gemeinden an, die, nach beſtimmten religiös-ſitt-

lichen Vorschriften geordnet, ganz in sich abgeschlossen sind und nach ihren Bedürfnissen sich selbst verwalten. Die Kriege innerhalb Indiens waren, abgesehen von den spätern Religionskriegen, nur Eroberungskriege, die im Innern der Gesellschaft Alles, bis auf den ehrlichen Krieg, unverändert ließen und eine Modification nur der Grenzverhältnisse zur Folge hatten. Die Namen der Reiche von Ayodjha, Magadha u. s. f. sind insofern nur Collectivnamen, an welche sich kein Begriff einer unterscheidenden Cultur knüpft.

Indiens Geschichte hat *α*) zuerst die Trennung der Kasten durch eine unendliche Etiquette auf's Höchste getrieben; *β*) zweitens aber Versuche erzeugt, die Geschlossenheit der Kasten aufzuheben, weil durch dieselbe oft die grausamste Härte und die als heilig gebotene Verleugnung der einfachsten Menschlichkeit bedingt ward. Im Indier gilt etwas nicht, weil es vernünftiger Weise an und für sich rechtlich und tugendhaft ist, sondern nur insofern es zu den Pflichten einer Kaste gehört. So tritt daher eine empörende Ungleichheit der Bestrafung ein, z. B. daß ein Brachmane, auch wenn er die schwersten Verbrechen begangen hat, doch nicht mit dem Tode, nur mit Verbannung bestraft werden kann. Aus den Schranken der Wirklichkeit flüchtet der Indische Geist bald in den Taumel der Wollust, bald in den Rausch eines sentimentalen Pantheismus.

c) Der Klosterstaat.

§. 803.

Im Kastenstaat ist die Intelligenz der geistlichen Kaste die nicht herrschende Gewalt, der auch die Kriegerkaste untergeordnet ist; indem dieser Gegensatz als einfacher Hebenstritt, entsteht eine neue Staatsform, die hierarchische, in welcher betende Mönche und Nonnen den arbeitenden und kämpfenden Laien gegenüberstehen. Der Mittelpunct des Staats wird hier das Kloster, dessen Mauern das Weltleben als das relativ unwahre von sich ausschließen.

Dieser Staat wurde von dem Indischen Kastenstaat durch

eigene Negation ſeiner Mannigfaltigkeit hervorgebracht. Häretiſche Secten waren ihre Vorerwerbung; unter denſelben gewann über ein halb Jahrtauſend vor Chriſtus die Buddhiſtiſche aus dem Reiche Magadha die größte Wichtigkeit. Anfänglich zwar wurde ſie, als ein Product des Wiſhnucultus von der orthodoxen Kirche und deren verſchiedenen Confeſſionen gedrückt, bis die Oppoſition allmälig ſich ſteigerte und in einen entſetzlichen Religionskrieg ausbrach, in welchem die Brachmanen ſiegten und die Buddha's nach allen Seiten hin zur Auswanderung zwangen, ſo daß ſie jetzt in Nordindien, in Tübet, in der Bucharei und Mongolei, in Hinterindien und ſelbſt in China an der Spitze der Cultur ſtehen. An die Stelle der vielverſchränkten Etiquette der Kaſten hat der Buddhismus mit ihrer Aufhebung eine einfache, vernünftigere aſketiſche Haltung geſetzt, nicht zu morden, zu ſtehlen, zu lügen, unkeuſch zu ſein und ſich nicht zu berauſchen. Sein vorzüglichſtes Local hat er in den Alpenthälern und Hochebenen Mittelaſiens gefunden. In dieſen herrſchte, wie im nördlichen Aſien überhaupt, die Zauberreligion des Schamanenthums, die vom ſiebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert nach Chriſtus in wiederholten Bekehrungsverſuchen durch den Buddhismus überwunden ward, der ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert namentlich nicht wieder geſtürzt worden iſt und die Wildheit dieſer nomadiſchen Bergvölker durch ſeine milde Lehre geſittigt und geſinnigt hat.

In den dem Buddhismus angehörigen Kloſterſtaaten iſt α) das patriarchaliſche Princip der Familie nicht nur aufgehoben, ſondern ſogar inſofern degradirt, als die Secte der Ghyllukpa's die Prieſterehe verwirft und die Eheloſigkeit für heiliger, als den Eheſtand hält; β) die Beſtimmtheit des Menſchen zu irgend einem Geſchäft durch die Natur aufgehoben iſt. Es tritt die ſubjective Freiheit der Wahl des Berufs ein, obwohl in Tübet jedes fünfte Kind einer Familie als dem Prieſterſtande gewidmet angeſehen wird. Jeder kann Prieſter, jeder kann Laie und als Laie Alles werden. Die üppige Mannigfaltigkeit und großartige Zerriſſenheit des Indiſchen Geiſtes, die eine ſo reiche Kunſt und Wiſſenſchaft zur Folge hatten, vereinfacht und beruhigt ſich hier zur Reſignation eines mönchiſchen Quietismus, der jedoch freundlich

und ſtabenswürdig bleibt, weil er ſich den Gott in den Hauptlamen als in menſchlicher Gegenwärtigkeit exiſtirend vorſtellt.

2) Der Staat der activen Völker.

§. 804.

Logiſch läßt ſich die Eigenthümlichkeit der politiſchen Organiſation der paſſiven Völker ſo ausdrücken, daß in China die Allgemeinheit der Einen Staatsfamilie gegen alle Unterſchiede gleichgültig iſt; daß in Indien die Beſonderheit ſich durch die Theilung der Arbeit hervorbildet, aber gleichgültig iſt gegen die Allgemeinheit nicht minder, als gegen die Einzelheit; daß im Buddhismus endlich die Einzelheit zum Recht der Selbſtbeſtimmung bis zur völligen Zurückgezogenheit vom Leben gelangt, damit aber gegen die Allgemeinheit und Einheit der Familie und gegen die Beſonderheit der Arbeit, alſo auch gegen die Bildung, gleichgültig wird.

Dieſe Gleichgültigkeit verſchwindet in den activen Völkern Weſtaſiens, indem der Staat a) zum Kriegerſtaat; b) zum prieſterlichen Agriculturſtaat; c) zum Gewerb- und Handelsſtaat wird. Jede dieſer Staatsformen erhält ſich nur durch unausgeſetzte Thätigkeit und Hinausgehen über ſich.

a) Der Kriegerſtaat.

Kriegeriſch ſind alle wilden Völker, aber ſie ſind noch nicht zum Staat organiſirt. China hat ein ſtehendes Heer zu ſeinem Schutz; es erobert, ſich zu erhalten. Indien hat eine Kriegerkaſte, die thatſächlich der der Brahmanen untergeordnet iſt. Im Buddhiſtiſchen Kloſterſtaat wird der Krieg ein Unglück und ein trauriger Zufall, weshalb auch die Hauptlamen von andern Staaten, von China und Rußland, ſich ſchützen laſſen. Der erſte Militairſtaat in der Geſchichte, der den Krieg zu ſeinem Zweck macht, iſt Perſien. Es würde ganz barbariſch ſein, wenn nicht die Begründung dieſes Zwecks eine beſondere ethiſche wäre. China ſcheidet ſich von allen Völkern und umzirkt ſich ſogar, wo die Natur es nicht ſondert, mit einer Mauer; Indien ſcheidet die reinen Kaſten von den unreinen und wirft ſeine häreti-

schen Elemente von sich aus; der Buddhismus scheidet die Laien von den Mönchen; Persien scheidet sich als das reine Volk von den unreinen Völkern. Dies aristokratische Selbstgefühl treibt es in den Kampf oder vielmehr: der reine Iranier kann seine Reinheit nur, indem er sie hervorbringt, wirklich besitzen. Die Nationalität erhebt sich zum Nationalstolz.

Persien ging vom Zendvolk aus, von welchem die Babylonier und Assyrier, Meder und Chaldäer, Baktrier und Parsen verschiedene Stämme bildeten. In Babylonien entwickelte sich die Cultur am frühesten und stieg durch die Vermittelung des Handels bis zum üppigsten Genußleben; in Assyrien waltete ein mehr kriegerischer Geist; in Medien kam es zur gleichmäßigeren Ausbildung des mercantilen, militärischen, hierarchischen und politischen Elements. Es war Persiens Vorschule.

Die alten Perser oder Parsen erhielten nach der Schilderung Zarathuschtro's in dem religiös-bürgerlichen Gesetzbuch des Zendavesta unter dem mythischen Könige Dschemschid eine Verfassung, welche das Nomadenleben mit dem Ackerbau vereinigte. Die sparsame Bewässerung des Landes nöthigte zu sorgfältiger Benutzung des Terrains. Neben der Pflege der Heerden ward Urbarmachung wüsten Landes, Reinhaltung der Gewässer, Anlegung von Brunnen und Canälen zu einer Hauptsache. Die Theilung der Arbeit verfestigte sich aber nicht mehr in Kasten, sondern in freien Ständen, die sich einander gleich standen, wenn auch Krieger und Priester ein natürliches Uebergewicht bekamen. Es unterschieden sich die Mobeds als Priester, die Dehkanen als Krieger, die Sebeisa's als Ackerbauer und die Anuseschi's als Gewerbtreibende von einander. Der König war, dem Indischen Fürsten hierin ähnlich, anfänglich Anführer der Krieger.

Die Kraft, welche die Parsen ursprünglich zur Gewalt über die andern vorderasiatischen Völker befähigte, war die tiefsittliche Empfindung persönlicher Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit und das hohe Bewußtsein, den reinen Gott des Lichts in seinem Kampf gegen den Gott der Unreinheit und Finsterniß als Mitgenosse seiner Leiden und Freuden zu unterstützen. Ritterlich tritt der Parse mit der That gegen Böses und Uebel. Allein eben in

dieſer Mäßigkeit lag der Trieb zur Herrſchaft über andere Völker. Kyros griff die Weſtaſiaten, Kambyſes die Aegyptier, Darius und nach ihm Xerxes die Griechen an.

Seit Kyros begann die Fortbildung der Perſer, nachdem ſie von den Bergen einmal herniedergeſtiegen, zum continentalen eroberndem Militairſtaat. Zur See blieben ſie ohnmächtig; ihre Stärke beſtand in ihrer trefflichen Reiterei. In der Vorliebe für das Pferd ſchimmerte noch der nomadenhafte Urſprung durch. Eine gleichmäßige Bewaffnung und Methode des Kriegs kannte dieſer Staat noch nicht. Jedem ihm unterworfenen Volke ließ er ſeine Weiſe, wodurch alle militäriſchen Bewegungen unbehülflich gemacht wurden. Als freier Eroberungskrieg hatte der Krieg in ſich keine Grenze, ſondern ſchleppte ſich von Land zu Land, bis er an einem Volk ſeine Grenze fand, welches die Perſer in ihr eigenes Land zurückdrängte und es ſelbſt eroberte. Die ganze Verfaſſung des Staats war auf den Krieg berechnet. Satrapen ſtanden den verſchiedenen Provinzen eben ſo vor, wie der König dem Reich. Ihr Augenmerk war die Pflege des ſtehenden Heers, die Erhaltung der Leichtigkeit der Verkehrsbahnen, ſeit Darius Kodomannus die Erhebung der Steuern, und die möglichſte Uebergangsfähigkeit des Ganzen in den augenblicklichen Kriegszuſtand. Der König lebte thatſächlich immer im Genuß des Edelſten und Beſten, was die verſchiedenen Provinzen zu liefern vermochten. Er wurde mit Recht von den Griechen der große König genannt. Die Pracht ſeiner Erſcheinung iſt das Ideal aller Europäiſchen Despoten geblieben, deren Hofhaltungen, Gärten, Menagerien, Paläſte, Leibwachen, Marſtälle gegen die des Perſerkönigs immer nur als Winzigkeiten zuſammenſchrumpfen. Den Kern der Leibwache machten die edelſten Geſchlechter der Parſen, die Mardier, Maraphier und Paſargaden aus. Bei dem öffentlichen Erſcheinen war der Herr der Sclaverei einer ſtrengen kirchlich-ſittlichen Etiquette unterworfen, deren Zweck die Iſolirung des Monarchen war. Für ſolchen Zwang entſchädigte er ſich ſeit Kambyſes in den ausgeſuchten Laſten ſeines Harems, deſſen Intriguen bald der Mittelpunct der innern Politik wurden.

Von Kambyſes ab hatte daher das Perſiſche Reich eine monotone Doppelgeſchichte; α) einerſeits blieben die ihm allmälig einverleibten Völker unter heftigen äußerlichen Veränderungen doch in ihren Sitten ziemlich dieſelben; β) andrerſeits wurde die Geſchichte nur eine Hofgeſchichte, deren Hauptintereſſe die Erwerbung und Erhaltung der fürſtlichen Herrſchaft ausmachte, womit denn Prätendentenrivalität, Herbeiziehung fremder Hülfe, Wechſel der Dynaſtieen und die ungeheuerſten Greuel verbunden waren. Dieſer traurige Zuſtand, in welchem die zufällige Perſönlichkeit des Fürſten eine geſchichtliche Bedeutung erhalten hat, iſt durch den ſpätern Islam nicht geändert.

b) Der prieſterliche Agriculturſtaat.

§. 805.

Der Gegenſatz des Perſiſchen Reiterkriegerſtaats war der Aegyptiſche Prieſterſtaat, der zugleich mit ihm in der ſorgfältigen Pflege des Ackerbaues, allein unter ganz entgegengeſetzten Bodenverhältniſſen, zuſammentraf, inſofern die Parſen eine waſſerarme Hochebene, die Aegyptier eine waſſerreiche Niederung bebaueten. Der Nil, aus einer tropiſchen Alpenlandſchaft entquellend, lange von felſigen Ufern eingepreßt, tritt in eine Ebene aus, die er regelmäßig überſchwemmt und damit befruchtet. Dieſe Ebene wird aber nach Oſten von dem rothen Meer und einem Höhenzug, nach Weſten von der unwirthbaren Libyſchen Wüſte zu einem ziemlich ſchmalen Strich zuſammengeengt, der mit den Anſchwemmungen des Nils im Delta endigt. Die Geſchichte Aegyptens geht daher nicht, wie ſonſt alle Geſchichte von Oſten nach Weſten, oder von Norden nach Süden, ſondern von Süden nach Norden. Urſprünglich eine monarchiſche Prieſterariſtokratie, ward es zu einer Militairmonarchie, die aber zu ihrer Erhaltung theils fremde Truppen in Sold nehmen, theils, durch die Mündung des Nils in das Mittelmeer gezwungen, eine Flotte haben mußte. Zwiſchen Aſien, Afrika und Europa den Knotenpunct ihrer Wechſelberührung ausmachend, hat es die üppig ſtrotzende Naturkraft

des Afrikanischen Elementes, die Aethiopische Race in die Geschichte der gebildeten Völker eingeführt.

Aegypten nämlich nahm seinen Ausgang von dem Aethiopischen Staat Meroe, der eine priesterliche Verfassung hatte, die erst unter dem zweiten Lagiden durch den König Ergamenes gestürzt ward. Was man gemeinhin von der Priesterherrschaft im Orient sich vorzustellen pflegt, ist größtentheils eben so von Aegypten hergenommen, als, was man unter der Vorstellung des Orientalischen Despotismus herumträgt, von der Persischen Monarchie. Die Griechische Auffassung ist auch hier, wie in so Unzähligem, die Grundlage der allgemeinen Europäischen Anschauung geworden.

Meroe legte den Nil abwärts Kolonieen an, unter denen Theben, Memphis und Sais die Hauptpuncte wurden. In Theben vorzüglich entwickelte sich Ackerbau, Canalbau, Tempel- und Grabbau zum eigenthümlich Aegyptischen Charakter. — Eine wohlthätige Modification des in ihm sich gestaltenden Afrikanischen Elementes, das namentlich im Thierdienst sich aussprach, brachte die vorübergehende, doch mehrhundertjährige Herrschaft der Semitischen Hyksos hervor. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vor Christus wurden sie, nach hartem Kampfe, von der Reaction des Aethiopischen Stammgeistes zur Auswanderung gezwungen. Die Altägyptische Dynastie hatte in der Ammonsstadt Theben neben der Hyksosdynastie in Memphis sich forterhalten und nun trat aus der achtzehnten Dynastie Sesostris, aus der neunzehnten Rhamses Maiamun als Eroberer auf, die bis nach Babylon, Baktrien und Kolchis vordrangen und deren Thaten noch bis diesen Augenblick in zahllosen Gestalten und Scenen farbenfrisch auf den Trümmerdenkmalen ihrer Herrlichkeit sich darstellen. Aegypten erreichte nunmehr seine höchste Blüthe. Die Arabischen Bergstämme wurden ganz unterworfen, die Eintheilung des Landes in zwölf Bezirke und eines jeden Bezirks in drei Nomen vollendet, die ungeheuersten Prachtbauten ausgeführt. Die Kasten der Priester, Krieger, Ackerbauer, Getreidehändler und Schweinehirten erweiterten sich von nun ab durch die der Milchschiffer und der Dolmetscher. Der Grundbesitz gehörte

den Tempeln, von welchen Priester und Krieger ihn zu Lehen hatten, die ihn der dritten Kaste verpachteten.

Aus der Rivalität der Kasten entsprang jedoch ein Bürgerkrieg, der einen Föderativstaat der zwölf Nomen, die Dodekarchie, zur Folge hatte. Schnell genug ward dieser Bundesstaat in der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christus von Psammetich zur Monarchie umgewandelt. Die ausgedehntere Schiffahrt, die Jonischen und Karischen Miethstruppen, das unaufhaltsame Eindrigen des Phönikischen Elementes, löste nun den Staat auf, so daß ihn die Perser ein Jahrhundert später zur Provinz ihres Reiches machen konnten. Die Empörungen der Aegyptier waren im Ganzen fruchtlos. Alexander eroberte das Land eben so schnell und unter den Ptolemäern verklärte sich noch einmal der altägyptische Geist in reizender Durchdringung mit dem Hellenischen zu künstlerischem und wissenschaftlichem Glanze, bis er mit der schönen und wollüstigen, geistreichen und phantastischen Kleopatra dem Römischen Regiment verfiel.

c) Der Gewerb- und Handelsstaat.

§. 806.

Aegypten ist das Land der Widersprüche. Es strebte ihre Auflösung an, brachte es aber nur zur maaßvollen äußeren Synthese ihrer Extreme. Wie es durch die Aethiopen Afrika, durch die Semiten Asien angehörte, wie es Bergland und Ebene als ein Nebeneinander vereinte, wie es halb unter, halb über der Erde bauete, wie seine Götter Thierhäupter auf Menschenleibern trugen, wie es in der Sphinx umgekehrt das menschliche Antlitz mit dem Löwenleibe verband, wie in ihm die Ueberfluthung des Nilstroms mit fruchtbarer Ebbe abwechselte, wie es lebend nur dem Tode diente, wie es seinen Osiris bald vom Typhon getödtet, bald durch die Isis wiederbelebt werden ließ, so war es auch als Staat eine in sich gebrochene Einheit. Vom Priesterstaat ward es Militairstaat; selbst Kolonie ward es erobernd; von der Agricultur ging es zur Industrie; von continentaler Beschränkung zum Seehandel, von kastenhafter Abgeschlossenheit

zur Vermiſchung mit den Fremden fort. Es hatte ſchon die Kraft der Metamorphoſe.

Das Semitiſche Element, mit welchem die Perſer ſowohl als die Aegyptier kämpften, brachte in dem mittleren Local zwiſchen Perſien und Aegypten die höchſte Form der activen Völkergruppe hervor, den Induſtrieſtaat, der nothwendig zum Handelsſtaat, als Handelsſtaat zum Seeſtaat ward und als ſolcher zuerſt über die mediterraneiſche Thalaſſa ſich auf den Ocean wagte.

Dieſer Staat ward von den Phönikern begründet, die unter vielerlei Namen als Krethi, Plethi, Philiſtim, Pelasger, Allophylen u. ſ. w. bald hier bald dort erſchienen. Von andern Völkern, zuletzt von den Hebräern gedrängt, ſetzten ſie ſich an dem ſchmalen Küſtenſaum des Libanon feſt. Dem Ackerbau war dies Terrain nicht günſtig, bot aber treffliche Hafenſtellen. Die Purpurfärbereien in Tyrus und die Glasſchmelzereien in Sidon konnten ihre vielgeſuchten Producte ſchon am Ende des dritten Jahrtauſends vor Chriſtus von hier zu Schiffe verſenden. Der Continentalhandel ging von Indien in drei Straßen: nördlich über Balkh in Baktrien die Bamianſtraße nach dem nun verſchwundenen reichen Kolchis; ſüdlich mit Vermittelung von Transportſchiffen über den Perſiſchen und Arabiſchen Meerbuſen; in der Mitte über Babylon und Damaskus. Dieſe Straße mündete in die Häfen der Phöniker. Zur Geltung des Grundeigenthums geſellte ſich nun auch die des beweglichen Eigenthums; zur Gewalt des Stärkern die Liſt der Intelligenz; zur Unterordnung der Gemeinde unter den Centralſtaat demokratiſches Selbſtgefühl; zum Waffenzwang die Verführung des Goldes als des allgemeinen Repräſentanten des Werths aller Dinge. Der abſtracte, an der Scholle klebende Patriotismus hörte auf. Die Phöniker, mit Gewerb und Handel bis in weite Ferne beſchäftigt, miethoten ihre Truppen von andern Nationen und ſetzten an die Stelle der bloßen Eroberung die berechnende Koloniſation. In den Rieſenſtädten China's, Indiens, Meſopotamiens (Babylon, Ninive, Ekbatana), Aethiopiens und Aegyptens hatte die Befeſtigung durch Mauern und Thürme und die Anlage des Haupt-

tempels und der Königsburg in der Mitte der Stadt den Charakter ausgemacht. Nun gesellten sich Gewerbe, Handel und Lebensgenuß zum Stadtbau, erweiterten und veränderten ihn. Karthago z. B. hatte drei Quartiere: die Burg Byrsa auf dem höchsten Punct; die von Jonischen Säulengängen eingerahmte Hafenstadt Kothon, und Magara, wo sich Fabrikgebäude, Villen und Gärten ausbreiteten. In allen fremden Städten hatten die Phöniker ihr eigenes Quartier. Ueberall traten sie in der ihnen vortheilhaftesten Rolle auf. In Jerusalem und Damaskus waren sie z. B. die Fischhändler; fremde Armeen begleiteten sie als Sclavenhändler, da man die Gefangenen, ihre Rache fürchtend, gern verkaufte; gelegentlich raubten sie auch Menschen, namentlich schöne Jonische Jungfrauen, sie in die Orientalischen Harems zu verkaufen. Hetären (die Kedeschen) und lockere Tänzerinnen (die Ambubajen) verbreiteten sich ebenfalls mit ihnen zur Corruption kindlicher Sitten.

Die eigentliche Herrschaft der Phönikischen Stadtstaaten befand sich in den Händen der reichsten und angesehensten Familien; die fürstliche Gewalt scheint sehr beschränket gewesen zu sein. Ein Senat wählte zwei Suffeten für die Ausführung seiner Beschlüsse. Civil- und Militairgewalt waren ganz getrennt. Zum Senat trat in späterer Zeit noch ein Rath der Hundert und zu diesem, in Karthago namentlich mit großem Nachdruck, die Volksgemeinde. Im relativen Uebergewicht bald des einen bald des andern dieser Elemente und im letztlichen Sieg des demokratischen über das aristokratische besteht die innere Geschichte der Phönikischen Städte Sidon, Tyrus, Aradus, Biblus, Tripolis. Diese Städte waren unter sich zu einem Föderativstaat vereinigt, der in Tripolis seine Bundestagssitzung hatte, allein wegen der Eifersucht zwischen Sidon und Tyrus niemals zu besonderer Energie gelangte, so daß die Assyrier, Perser und Macedonier ihn sich unterordnen konnten. Bei Salamis waren die Phöniker den Griechen die heftigsten Gegner.

Auf allen Inseln und Küsten des Mittelmeers streueten die Phöniker den Samen ihrer Bildung, Religion und Genußvirtuosität aus. Die Tyrische Kolonie Karthahadsa d. i. Neustadt,

gewöhnlich Karthago genannt, in der Mitte des nördlichen Küstensaums von Afrika gelegen, entfaltete das mercantilische Princip auf das Großartigste. Sie trieb in Metallen, Früchten u. dgl. mehr Oekonomie- als Industriehandel, beherrschte trotz der Hetrusker die Westhälfte des Mittelmeers, hatte Comptoire in Ligurien, stand mit dem Mutterstaat nach Osten zu stets in freundlichem Vernehmen und wußte sich durch mächtige, schlagfertige Heere und Kriegsflotten überall Achtung zu erzwingen. Die Soldaten als Miethstruppen wurden streng gehalten, aber gut bezahlt. Feldherren waren freilich in späterer Zeit durch die Entzweiung des Senats und des Pöbels, der in der Volksgemeinde das große Wort führte, sehr gewirt. Der Senat wollte Frieden und der Pöbel wollte immer Krieg. Dies üppige London der alten Welt betrieb die Kolonisation systematisch. Keine Gelegenheit, keinen Ort ließ es unbenutzt. Durch egoistisch kluge, wiewohl oft grausame Maaßregeln, wußte es in Afrika bis zum Atlas hin, auf Sicilien, Malta, Sardinien, Corsica, den Balearen und der Iberischen Halbinsel seine Kolonieen in Abhängigkeit zu erhalten. Es war den Phönikern nicht um bloßes Herrschen, sondern um Ausbeutung der Cultur der Völker zu thun. Sie betrachteten daher den Krieg nur als Mittel zum Frieden und liebten den Weg der Verhandlung. Was die Alten dabei Punica fides nannten, würde heut zu Tage gewiß eine gewandte Diplomatie heißen.

3) Der Staat der freien Individualität.

§. 807.

China, Indien, Indochinesien haben an Persien, Aegypten und Phönekien ihre parallele Entgegensetzung. Alle diese Staaten sind Nationalstaaten, denn es ist immer Ein Volk, welches als unmittelbarer Träger eines Princips auftritt. Allein so in sich abgeschlossen, als diese Nationalitäten oft geschildert werden, sind sie doch nicht. In China z. B. ist die Tatarendynastie gar nicht ein angestammtes Fürstenhaus, sondern ein durch Eroberung octroyirtes, von der Chinesischen Cultur assimilirtes. In Indien

bildet gewiſſermaaßen jede Kaſte ein Volk im Volke; wilde Ureinwohner, von denen noch jetzt in den Gebirgen des Dekan ſich Reſte finden, negerartige Stämme auf den Inſeln ſpielen hinein. Der Buddhismus iſt ſchon eine über die Nationalität hinausdringende Abſtraction, die zwar von der Indiſchen Nationalität ihren Urſprung nimmt, allein nicht blos Indiſche, ſondern auch Mongoliſche, Chineſiſche und andere Stämme in ſich aufnimmt. Der Perſiſche Staat erhebt ſich ſchon zu einem Völkercomplex, der den einzelnen ihm incorporirten Nationen ihre Sitten u. ſ. f. frei läßt, und ſie nur zum Kriegsdienſt und zu den Steuern gleichmäßig heranzieht. Der Aegyptiſche Staat zeigt ſchon Aethiopen, Semiten, Griechen an ſeiner Spitze und eine Auflöſung der Nationalität in eklektiſche Bildung. Die Phönikier endlich ſind als Fabricanten, als Handelsleute und Schiffer ſchon von vorn herein gegen das nationale Moment gleichgültiger, zerſtreuen ſich in Kolonieen und laſſen die Kraft des Einzelnen gewaltig erſtarken.

Die dritte Gruppe der Nationalſtaaten entwickelt daher eine noch größere Ueberwindung der Natürlichkeit, die in aller Nationalität das unmittelbare Band der einzelnen Staatsbürger ausmacht. Zunächſt geſchieht dies durch das theoretiſche Element der äſthetiſchen Bildung; zweitens durch das praktiſche Element der juriſtiſchen und militairiſchen Fertigkeit; drittens durch das dämoniſche Selbſtgefühl einer ſich ſchlechthin, theoretiſch und praktiſch, frei wiſſenden Individualität. So folgen ſich 1) die Griechen; 2) die Römer; 3) die Germanen.

Die Oberflächlichkeit des Geſchichtsſtudiums, die bei Vermuthungen über die Urgeſchichte, bei einzelnen Beziehungen ſtehen bleibt und namentlich durch abſtractes Vergleichen analoger Zuſtände, z. B. der Aegyptiſchen mit den Indiſchen, als wenn jene aus dieſen ſtammten, die größte Verwirrung anrichtet; die Vorliebe mancher Hiſtoriker für ein Culturcentrum, z. B. das Baktriſche oder Chineſiſche, aus dem ſie dann alle andere Cultur empiriſch ableiten; der Mangel an klarer Auffaſſung der entſchiedenſten Thatſachen, ſo daß ein ungerechter Skepticismus gegen die documentirte und pragmatiſche Geſchichte vor-

nehm ſich benimmt und dafür in den Dogmatismus fictiver mythiſcher Urzuſtände, ethnologiſcher Vorgeſchichten ſich wirft, die oft nur auf der Combination einzelner Namen beruhen; insbeſondere aber die poſitive Unwiſſenheit ſo Vieler, die ſich auf philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte eingelaſſen haben, ſind die Urſachen, die eine richtigere Würdigung gerade der Griechiſch-Römiſchen Welt in ihrem Verhältniß zur ſogenannten Orientaliſchen und im Zuſammenhang hiermit einen wahrhafteren Begriff der Jüdiſchen Geſchichte bisher zurückgehalten haben. Die ſogenannte Philoſophie der Geſchichte muß mehr, als geiſtreiches Reflectiren, ſie muß Erkennen der Wahrheit ſein.

a) Der Staat der äſthetiſchen Individualität.

§. 808.

Die bewußte Geſchichte fängt in China auf rein continentalem Boden an, geht zu den Indiſchen Halbinſeln fort, ſteigt von den Iraniſchen Hochebenen in die Meſopotamiſche, von den Aethiopiſchen Alpen in die Thebaiſche Niederung herunter und zerſtreuet ſich mit der Phöniziſchen Koloniſation auf die thalaſſiſchen Inſeln. Mit der freier aufſtrebenden Individualität tritt die Peninſularformation noch mehr in den Vordergrund. Das phrygiſch-lydiſche Kleinaſien iſt noch ſehr maſſenhaft und nach ſeiner Stellung mehr ein Land des Ueberganges und Völkerdurchzuges, als Sitz centraler und dauernder Culturkreiſe. Griechenland, Italien und Spanien aber zeigen ſich als ſehr vollkommene Halbinſeln. Die Griechiſche Halbinſel mit vielen Bergkeſſeln, Terraſſen, Thälern und Buchten geht von Nordweſt nach Südoſt ganz in die Zerſplitterung einer höchſt mannigfaltigen Inſelflur über. Die Italiſche wirft mit verſtändiger Sonderung einen nördlichen continentalen, ackerbauenden, und einen ſüdlichen, maritimen, dem Jäger- und Hirtenleben und dem Gartenbau gewidmeten Theil auseinander und hat große Inſeln neben ſich; die Iberiſche wird wieder maſſenhaft und entbehrt nach Weſten einer ihr correſpondirenden nahen Küſte. Italien zeigt ſich daher ſchon äußerlich durch ſeine centrale Lage zur Herrſchaft aller Länder um

das Mittelmeer berufen, während Hellas durch seine absolute Zerstückelung den Gegensatz gegen die Orientalische abstracte Einheit, Spanien den Uebergang in die Oceanische Weite ausdrückt.

Die Griechische Individualität als die absolut poetische und künstlerische war mit der Natur unmittelbar versöhnt. Weder ließ sie sich von ihr als einem Schicksal beherrschen, noch floh sie dieselbe als verunreinigend, sondern gebrauchte sie mit unbefangenem Sinn als Werkzeug oder suchte sie in ihrer eigenthümlichen Trefflichkeit durch Pflege, Uebung, Schmuck plastisch auszubilden. Keine steife Familienetiquette, wie in China, und doch Pietät; keine Kasten, wie in Indien, aber die Handarbeit an einen Sclavenstand ausgeschlossen und dem Freien der Genuß des Ganzen zugewendet; keine Klöster und Mönche und doch Priester; keine Persische despotische Militairverfassung und doch höchste persönliche Tapferkeit; keine Aegyptische Mysterien einer Hierarchie, aber allgemeine Bildung in Kunst und Wissenschaft; kein engherzig in's Gemeine herunterziehender Erwerbsinn, wie bei den Phönikern, und doch blühende Industrie, Handel, Kolonien, Seemacht. Statt der Orientalischen Maaßlosigkeit überall die Schönheit sinnigen Maaßes in anmuthiger Beschlossenheit. Die Kalokagathie der innerste Kern des Hellenischen Musenvolkes. Um so rascher aber war der Verlauf der Griechischen Geschichte von einer heroischen Periode durch eine politische zu einer moralischen, in welcher die Diplomatie an die Stelle des selbstständigen Verfassungslebens trat.

α) In der heroischen Periode erschien die Kraft der Individualität zunächst in abenteuernder Unruhe, in Wanderlust, in Seeräuberei. — Es folgte eine oberflächliche Vereinigung der Glieder des Achäischen Stammes zu gemeinsamen Unternehmungen, besonders zum Trojanischen Kriege. — Ihr schloß sich die Selbstzerstörung der alten, mit dem Volk nur locker verbundenen Königshäuser durch Familienentzweiung an. Es wurden demokratische Verfassungen begründet.

β) In der zweiten politischen Periode wurden zuerst die Verfassungen in sich ausgebildet; dann aber wandte sich der Hellenische Geist wiederum nach Außen, den Orient in sich zu-

rückzuwerfen; mußte aber, wie einſt nach dem Trojaniſchen Kriege, nunmehr durch die Stammentzweiung wegen der Hegemonie ſich ſelbſt zerſtören.

In der Ausbildung der Verfaſſung unterſchied ſich die Doriſche und die Ioniſche Richtung. Die Doriſche abſtrahirte von der Beſonderheit des Einzelnen, ordnete ihn der Allgemeinheit mit ſtrenger Zucht unter, und hatte noch ein Orientaliſirendes Moment. Sie prägte ſich am Stärkſten bei den Spartiaten aus, die weſentlich eine gegen die umgrenzenden Stämme militairiſch organiſirte Landmacht waren. Sie beruhete im Innern auf gleichmäßiger Theilung des Grundbeſitzes unter erbberechtigte, auch in den Frauen fortſterbende Familien, war alſo eine Ariſtokratie, die allmälig zur habſüchtigſten Oligarchie wurde. — Die Ioniſche Richtung dagegen, in welcher der Helleniſche Geiſt ſeine Liebe zum Schönen auf das Freieſte entfaltete, und das Ganze wie den Einzelnen zum individuellen Kunſtwerk zu bilden ſtrebte, erſchien am Reinſten in den Athenäern, die weſentlich eine zum Betrieb von Gewerben und Künſten organiſirte Seemacht waren. Aus der Freiheit der Demokratie ging ſie zur leichtſinnigſten und verſchwenderiſchſten Ochlokratie über.

Durch Verbindung in ſogenannten Amphiktionien ſuchten ſich die einzelnen Staaten, in welche Hellas zerfiel, nach dem Princip der nachbarlichen Localität eine größere Einheit zu geben. Die Gefahr, in den Mediſchen Kriegen von der Despotie als der dem Weſen der Individualität widerſprechenden Staatsform erdrückt zu werden, vereinigte alle Helleniſchen Stämme zu dem Einen und gleichen Selbſtgefühl und Selbſtbewußtſein der Freiheit. Der erſte große Principienkrieg der Geſchichte war der Buddhiſtiſche Religionskrieg geweſen; dieſer Krieg gegen den großen König war der erſte politiſche Principienkrieg.

Allein eben dieſer Krieg zeigte den Mangel der Souverainetät des Ganzen. Jeder Helleniſche Staat für ſich war ſouverain und doch kam es im Kampf gegen die Perſer auf die Einheit aller dieſer Souverainetäten an. Der Staat, der den übrigen als Vorort vorantrat, wurde zum hegemoniſchen. Hieraus knüpfte ſich die Entzweiung der Hellenen mit ſich ſelbſt,

denn die Athenäische Hegemonie ward im Peloponnesischen Kriege durch die Spartiatische, diese durch die Thebanische gestürzt.

γ) Der Kampf um die Hegemonie war daher ebenfalls ein Principienkrieg und zwar der dritte große Principienkrieg der Geschichte, in welchem es sich um die auf abstracte Gleichheit gegründete Aristokratie und um die auf individuelle Freiheit gegründete Demokratie handelte. Aus dem Pathos der schönen Sittlichkeit ging der Hellenische Geist zur moralischen Reflexion fort, durch Begeisterung für die Idee des Guten, Gerechten und Schönen dem Einzelnen im wachsenden Sittenverderben einen innern Halt zu geben. Die Thebanische Hegemonie mußte an die Stelle des Bürgerthums schon das künstliche Moment der Freundschaft setzen und die Schlacht von Chäronea zeigte die heilige Schaar Mann vor Mann, wie sie gestritten, am Boden liegend.

Weil also Griechenland nicht aus sich selbst zu absoluter Souveränetät sich erheben konnte, so kam ihm dieselbe von Außen, zunächst durch Macedonien, dessen König Philipp die Rache für Delphi's verletztes Heiligthum übernehmen mußte. Sein Sohn Alexander, vollkommen Griechisch erzogen, hellenisirte den Orient, indem er Tyrus, Syrien, Aegypten, Persien eroberte und bis zum Indischen Hyphasis vordrang. Der Eklekticismus der Bildung, der die von ihm hervorgebrachte Völkermischung begleitete, schuf eine ausgedehnte Einheit des geselligen Tons, in welchem der Griechische Geist überall zur Herrschaft gelangte. Politisch aber mußte er zur Diplomatie übergehen, die in der Intriguengeschichte der Diadochenreiche einerseits, in den Hellenischen Conföderationen und Verschwörungen zur Wiederherstellung der alten Verfassungen anderseits ihre erste Schule fand.

b) Der Staat der praktischen Individualität.

§. 809.

Die ästhetische Individualität ist noch, eben durch die Schönheit ihrer Erscheinung, an die Natur gebunden. Die praktische Individualität abstrahirt von der Natürlichkeit, abstrahirt von der

Schönheit der Erſcheinung und reflectirt auf den Willen, der in ſeiner Selbſtbeſtimmung ſich mit andern Willen nur relativ, nur im Vertrage gleichſetzt. Die Perſon wird dies jedoch nur thun, ſofern der Inhalt der Willensbeſtimmung für ſie von Nutzen iſt. Die Geſchichte wird proſaiſch. Sie wird α) zum Kampf um das Eigenthum, in welchem der Wille ſich für den Willen äußere Realität gibt; β) zum Angriff und zur Vernichtung jedes fremden Willens; γ) zur Selbſtvernichtung durch den Widerſpruch des Einen abſoluten Willens mit dem Egoismus der vielen Willen.

α) Das Römiſche Volk iſt ſchon, ſeinem Urſprung nach, eine künſtliche Miſchung von Fragmenten anderer Stämme, die in einem Winkel Italiens zwiſchen den Etruskern, Lateinern und Sammitern ſich vereinten. Sie waren keine Kolonie, wie Theben in Aegypten, wie Theben in Böotien, wie Karthago, Elea, Maſſilien u. ſ. w. Sie waren ein Zuſammenfluß zufälliger Art. Daher von Hauſe aus Mißtrauen und Vorſicht gegen Gewaltthat und Uebervortheilung. Die Haltung von Verträgen und Eiden ward die eigentliche Religion der Römer. Von räuberiſchen Anfängen gingen ſie jedoch bald zu Ackerbau über und gründeten eine Stadt, in welcher ſich die mehr und weniger Beſitzenden, die Patricier und Plebejer, mit ungleichen Rechten gegenüberſtanden. Der Gegenſatz der Ariſtokratie und Demokratie, welchen die Griechiſche Geſchichte noch an den Doriſchen und Joniſchen Stamm vertheilt hat, fällt hier in Einen Staat, in Eine Stadt als ein Claſſenunterſchied der Bürger. Die reicheren hatten urſprünglich die Geſetzgebung in Händen und die ärmern wußten ſich gegen Anmaaßung und Bedrückung zuerſt nur durch Drohung der Auswanderung zu ſchützen. Schritt vor Schritt erkämpften ſie ſich aber günſtigere Schuldengeſetze, Unterſtützung in Nothfällen, das Recht zur Verheirathung mit den Patriciern, Vertretung ihrer perſönlichen Freiheit durch Tribunat und Prätur, Antheil an der Geſetzgebung und ſelbſt an der Verwaltung des Cultus. Schon das eigenthümliche Verhältniß des Plebejers zum Patricier, wenn er deſſen Client wurde, enthielt den Durchbruch der Schranken beider Claſſen. Die äußerliche nur rechtliche Auffaſſung der Ehe, die unbedingte Gewalt

des Vaters über die Kinder und das Streben der Plebejer, gegen die von den Patriciern festgehaltenen Intestaterbfolge das Recht des Testamentirens durchzusetzen, gab der Form des Kampfes eine außerordentliche bis in das Innerste der Familien dringende Härte.

β) Während aber Patricier und Plebejer mit einander um alle Stadien des Civil- und Criminalrechts kämpften, waren sie nach Außen hin darin einig, alle Nichtrömischen Völker sich zu unterwerfen und triumphirend sich das Bewußtsein zu erwerben, daß kein dem ihrigen an wirklicher Macht überlegener Wille existire. Zu Hause entwickelten sie den schärfsten Advocatenverstand, draußen die unsichtigste und ausdauerndste Tapferkeit, der weder die Italischen Acker- und Hirtenvölker, noch der Karthagische Handelsstaat, noch die hochgebildete Hellenisch-Macedonische Welt zu widerstehen vermochte. Zur Griechischen Cultur konnte sich der praktische, prosaische Römer nur sinnlich genießend oder dilettantisch verhalten. Seine Siege corrumpirten ihn daher. Ehr- und Hab- und Genußsucht zerstörten die altväterischen Tugenden.

γ) Hiermit ging die Geschichte in den politisch-socialen Kampf über. Die Person, welche mit jeder andern gleiche Rechte hat, unterscheidet sich von ihr äußerlich doch noch durch das Eigenthum, welches sie besitzt und gegen diesen Unterschied richtet sich nun die Revolution. Der an sich bestehenden Gleichheit der Personen sollte die Gleichheit des Besitzes entsprechen. Durch die Eroberungen hatte man Land zum Vertheilen erhalten. Die Agrarischen, unter verschiedenen Formen erneuerten, Gesetzvorschläge bezweckten eine Gleichvertheilung des Grundbesitzes und damit die Aufhebung des Proletariats.

Wie nun die Plebejer den Patriciern die Anerkennung der Gleichheit abtrotzten, so die Italischen Bundesgenossen den Römern das Recht der Civität, das späterhin unter Caracalla sogar allen Bürgern des Römischen Staats eingeräumt ward.

Eine weitere nothwendige Consequenz des Princips der ab-

ſtructen Perſonalität war der Kampf der Sclaven um ihre Emancipation.

In der Auflockerung des Staats durch die Socialrevolution entwickelte ſich aus der republicaniſchen Form die abſolut monarchiſche, indem die in ihren Verhältniſſen ſchon nivellirte Welt der Souverainetät Eines Willens als eines wirklichen bedurfte. Der Kampf um den Beſitz der unumſchränkten, unvermeidlich gewordenen Herrſchaft ſteigerte ſich von Marius und Sulla durch Pompejus und Cäſar bis auf Antonius und Octavius hin. In Octavius endlich erreichte er ſein Ziel, die einzelne Perſon zum wirklichen Herrn der Welt zu erheben. In der Einzigkeit ſeiner Majeſtät hatte ſeine Willkür an Nichts eine Schranke, außer am Tode, den die geheime Polizei der Dictatoren durch Entdeckung der ſtets gährenden Verſchwörungen zwar aufhielten, aber nicht unmöglich machen konnte. Der Widerſpruch zwiſchen der Vorausſetzung der Göttlichkeit der abſoluten Staatsperſon und der empiriſchen Bewingtheit ihrer zufälligen Individualität erzeugte zuerſt das Extrem der frechſten Despotie und Ausſchweifung, die bis zur Verrücktheit gingen; ſodann ſklaviſche Selbſtverleugnung und zuletzt gleichgültige Stumpfheit, deren Schwäche nur noch zu einem zwecklosen Verwüſten fähig war. In dieſem Zuſtande der Auflöſung war das Privatrecht die einzige Sphäre, die dem Einzelnen eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit ſicherte. Da jedoch die Selbſtſucht die Ehe vermied und mit dem Recht des Teſtamentirens die Erbſchleicherei und Gönnerſchaft ſich einniſtete, ſo war auch dieſe Sphäre entſittlicht.

Im bunten Durcheinander der wechſelvollen Langenweile ward der Selbſtmord aus Lebensſattheit gewöhnlich und die Anſchauung des Mordens in den Thierhetzen und Gladiatorſpielen das größte Vergnügen. Die kunſtreiche Betäubung der innern Verzweiflung, die raffinirte Aufreizung der Blaſirtheit in den Orgien myſtiſcher Cultur vereinigte Wolluſt und Grauſamkeit.

Da keine feſte Erbfolge beſtand und die Prätorianer auch außerhalb Roms Cäſaren erheben lernten, ſo war das ungeheure Reich in einem beſtändigen Schwanken begriffen und unterlag den Völkern, die es in ſeine Legionen aufgenommen hatte. Die

Kelten waren noch von den Römern in Iberien, Gallien und Britanien beſiegt; die Germanen aber beſiegten die Römer; Arminius, ein von den Römern im Kriegsdienſt gebildeter Cherusker, vernichtete den Römerfeldherrn Varus inmitten Deutſchlands.

c) Der Staat der ritterlichen Individualität.

§. 710.

Die Germaniſche Individualität iſt urſprünglich dämoniſch, d. h. von einem ihr ſelbſt nicht verſtändlichen, maaßloſen Freiheitsgefühl durchdrungen. Dies Freiheitsgefühl war als dämoniſches nicht blos wilde Rohheit, ſondern mit der Ahnung der Tiefe des Willens erfüllt. Die freiere, ehrenvollere Stellung des Weibes war hiervon der thatſächliche Ausdruck. Der Germaniſche Staat war anfänglich ein Föderativſtaat. Jeder darin verbündete Stamm hatte den Heerbann zu leiſten. Zu außerordentlichen kriegeriſchen Unternehmungen folgte man als Mann des Mannes frei gewählten Führern. Die Theilung des eroberten Landes legte den Grund zur Feudalverfaſſung, indem die Demokratie der gemeinen Freien, die Ariſtokratie der eigentlichen Vaſallen (Geſellen) und die Monarchie des Lehnsherrn ein eigenthümliches Ganze ausmachten.

Die Germanen beendigen die Reihe der eigentlichen Nationalſtaaten, denn ſie ſind zunächſt ohne Beziehung auf das Chriſtenthum zu faſſen, wie Cäſar und Tacitus ſie ſchildern und, wie ſie in den Scandinaviſchen Urſagen, in der Edda, in Sturleſons Heimskringla und in den erſten acht Büchern des Saxo Grammaticus, namentlich aber auch in ihren eigenen Geſetzbüchern, erſcheinen. Das Eigenthümliche der Germanen wird man, im Unterſchied von den Alten, den Juden, Kelten und Slaven, immer nur in der ſubjectiven Tiefe finden können, die wir mit einem nur Deutſchen Ausdruck Gemüth nennen, woraus alle Tugenden wie alle Laſter der Deutſchen Stämme entſpringen. Gegen die äſthetiſche Individualität des Griechen, gegen die praktiſche des Römers, kann die gemüthvolle Ueberſchwänglichkeit des

Germanen im Allgemeinen am Zweckmäßigſten als ritterliche bezeichnet werden, denn im Ritterlichen drücken wir theils die ſubjective Sprödigkeit, die Unendlichkeit des Eigenwillens, theils die Unterordnung unter eine Lebensregel aus, die über die Schranke der Nationalität durch das Princip freier Genoſſenſchaft hinausgeht. Der Perſer hatte etwas Ritterartiges, die antike Welt nicht. Ritterlichkeit mit der Verehrung des rechtlich gleichgeſtellten Weibes und der Erregbarkeit des Ehrgefühls kennt nur der Germane.

Wie mächtig aber auch die friſche Kraft der Germanen war, ſo würde ſie doch gegen die Bildung und Kriegskunſt der Oſt- und Weſtrömer nicht haben aushalten können und ſich in Trotz und Wanderluſt, ja ſelbſt in ſinnlicher Wüſtheit, verzehrt haben, wäre nicht das Chriſtenthum ihre Rettung geworden, ihre Individualität durch die Univerſalität des Begriffs der Menſchheit zu verklären. Das Chriſtenthum aber ging aus dem Judenthum hervor. Im Judenthum erhob ſich die Nationalität dadurch über ſich ſelbſt, daß ſie den Willen des Einen Gottes als ihr Geſetz erkannte. Daß dennoch ſeine Nationalität eine ſo ſcharf ausgeprägte wurde, lag in der Einzigkeit dieſes geiſtigen Factums. Gegen den Glauben ward die Natürlichkeit der Abſtammung das ſecundäre Moment, doch die Juden eben hatten ihn zuerſt.

II.

Der theokratiſche Staat.

§. 811.

Die Beſonderheit der Völker ſoll ſich in der Allgemeinheit der Menſchheit aufheben. Die Nationen der alten Welt kamen im Römiſchen Reich zur Auflöſung ihrer Nationalität; es blieben nur die atomiſtiſchen Perſonen in der abſtracten Gleichheit des Privatrechts übrig. Die Völker ſchieden ſich von einander als gebildete und barbariſche. Die Vermittelung der nationalen Individualität mit der Einheit der Gattung fiel in ein Volk, das in der Mitte aller Völker der alten Welt als das Odium generis humani im Jordanthal ſich abgeſchloſſen hatte. Dies

Thal ist nach Osten hin durch Klippengebirge und Wüsten, nach Süden durch das todte Meer, dem Andrang der schwärmenden Reiterschaaren Syriens und Arabiens schwer zugänglich gemacht. Nördlich umhegt es der Libanon und Karmel. Mit dem Meere steht es in keinem Verhältniß, theils weil ein Höhenzug es von der Küste abgliedert, theils aber und vornämlich, weil sein Hauptstrom, der unschiffsame Jordan, vom Genesarethsee ab durch zahllose Klippen mit vielen Schnellen und Katarakten in das düstere Grab des vulcanischen Asphaltsees sich fortwindend, nicht in das Mittelmeer ausfließt. Palästina, nur dreißig Meilen lang, zwanzig breit, mithin in seiner engen Abgeschlossenheit vom waldreichen Libanon ab, den die majestätische Ceder krönt, bis zum todten Meere, in welches heißdampfende Schwefelbäche sich ergießen und auf dessen ödem Ostrandgebirge nur der Steinbock und Klippendachs hausen, faßt alle Naturformen und Klimata, in contrastirender und eigenthümlich abgestumpfter Weise. In dieser Enge hing die Natur das Volk, das sich als das Volk der Völker wußte, als das Volk des Einen wahren Gottes, um das alle Völker sich einst scharen würden. In diesem absolut welthistorischen Volke, dem Mysterium der Weltgeschichte, kam es innerhalb der Nationalität zum Bruch mit derselben.

Die Geschichte der Nationalstaaten von China und Indien, von Persien und Aegypten, von Griechenland und Rom, ist ein in sich fortschreitendes Ganze, in welchem die Juden nur accidentell bald mit diesem bald mit jenem Volke sich berühren. Sie aber in diese Geschichte einzureihen ist ganz falsch, denn sie sind das Volk der Absonderung, das sich mit dem Gedanken des Einen unsichtbaren Gottes von der gesammten erscheinenden Natur wie von der Geschichte als einem endlichen Pragmatismus losgerissen und an die Stelle des Schicksals als eines Fatums die Teleologie des selbstbewußten göttlichen Willens gesetzt hat.

Einerseits ist es richtig, daß die jüdische Geschichte zu der der ethnischen Völker die Parallele ausmacht und beide Entwicklungen bei dem gleichen Resultat anlangen. Der Helle-

nische Zeus, von welchem die Philosophen kurzweg als dem Gotte sprechen, das Römische Numen Supremum und der Israelitische Jehovah, drücken ziemlich dieselbe Abstraction aus und Griechen, Römer und Juden waren gleich sehr der Erlösung von dem Wahn begriffen, das Wesen Gottes als ein dem Menschen heterogenes anzusehen. Am Kreuz des Gottmenschen vereinigten sie sich im gleichen Spott der ironischen Inschrift.

Anderseits aber darf über jenem Parallelismus des umgekehrten und doch zum selben Ziel führenden Entwicklungsganges nicht vergessen werden, daß im Monotheismus gegen den Ethnicismus das höhere Moment der Freiheit von der dämonischen Naturgewalt liegt und hiedurch die Geschichte einen verständigen Charakter empfängt. Der Wille sucht nun freilich sich als Willen auch dadurch recht geltend zu machen, daß er der Natur Gewalt anthut, wie in der Beschneidung, in den Speisegesetzen u. s. w. Der Jude ist nicht sowohl durch die fleischliche Abstammung von Abraham, als durch den Glauben an Jehovah Jude. Dies Glauben, welches den Proselytismus möglich machte, ist die höhere geistige Basis, die mit dem Monotheismus auftritt.

Von diesem Standpunct aus entwickelt sich nun die theokratische Staatsverfassung als die Besonderheit der Mitte zwischen dem individuellen Egoismus der Nationalstaaten und dem Universalismus des Humanitätsstaats.

Eben deshalb aber ist diese Entwicklung eine doppelte 1) nämlich, den Nationalstaaten gegenüber eine selbst nationale in der Jüdischen Theokratie; 2) dem Humanitätsstaat gegenüber eine elektische in den Collectivvölkern der Muhammedanischen Theokratie.

1) Die Jüdische Theokratie.

§. 812.

Der qualitative Unterschied des Hebräischen Staates von den bisherigen Nationalstaaten besteht in der Theokratie desselben, indem Gott selbst als der unmittelbare Gesetzgeber und Führer des

Volkes als seines Volkes gewußt wird. Seiner Souverainetät ordnet sich das patriarchalische Moment der Familie, das Moment des Stamm- und Kastenunterschiedes, das Moment der priesterlichen Aristokratie, das der fürstlichen Monarchie, ja selbst das des Eigenthumsrechtes unter, sofern das Land Kanaan als ein Lehen Gottes an sein Volk genommen wird. Alle Glieder des Volkes sind daher an sich Priester und jeder kann, falls Gott ihn dazu erwählt, Prophet seines Willens werden. Die Theokratie ist wesentlich demokratisch. Der Zweck der Geschichte ist die Heiligung des Volkes, das Gott seinem Dienst ausschließlich gewidmet hat; die Heiligung aber besteht eben im Wissen seines Wissens und im Wollen seines Wollens.

§. 813.

In der Geschichte der Juden ist a) das Mosaische Judenthum b) von dem Talmudischen Judenthum zu unterscheiden; jenes haftet noch an dem Localsystem der Palästinensischen Natur; dieses hat sich in der Zerstreuung der Juden unter die Völker den Sitten und Culturen derselben angeschmiegt.

a) Das Mosaische Judenthum.

§. 814.

Das Mosaische Judenthum hat α) eine Orientalische; β) eine Hellenische; γ) eine Römische Epoche durchlebt.

α) Die Orientalische beginnt mit dem nomadischen Patriarchenthum der Abrahamiden. Von Kanaan wandern die Juden nach Unterägypten, wo sie unter den Hykso's leben, bis der Druck sie zur Rückauswanderung treibt. Sie erobern Kanaan unter der Führung heroischer Suffeten und theilen das Land unter ihre Stämme. Der Grundbesitz wurde zum Regulativ der Verfassung und der Ackerbau und Weinbau zum Culturhebel. Von lauter feindlichen Völkern umringt, mußte die Centralisation der Nationalsouverainetät in einer fürstlichen erfolgen, mit welcher das Steuersystem, die Beamtencontrole und eine Militairordnung sich entwickelte. Nun erst gestaltete sich, dem Königthum gegen-

über, das bisherige demokratisch-prophetische Element und die priesterliche Function des Levitischen Stammes zu einer abgeschlossenen Hierarchie, die Jerusalem und den hier von David und Salomo erbaueten Tempel zum absoluten Centrum des Staats machen wollte. Diese Tendenz bewirkte den Abfall der nördlichen Stämme, welche das freie Opfer auf den Höhen festhielten, sich in Sichem eine Hauptstadt gründeten und dem Phönikischen Element ein bedächtliches Uebergewicht gaben. — Israel oder Ephraim zerfiel mit Juda, das nämlich mit Benjamin an der Davidischen Erbfolge festhielt, während Israel, das in Jerobeam einen Beamten Salomo's auf den Thron gesetzt hatte, Wahlreich blieb. Umsonst bemühten sich die Propheten, Ephraim und Juda zu vereinen. In ihrer Entzweiung unterlagen beide der Assyrischen Macht, die sie nach Babylonien verpflanzte, wo sie sich mit dem Persischen Element befreundeten. — Diese Epikope bildet das Seitenstück zum früheren Aufenthalt des Jüdischen Volks in Aegypten. In Aegypten war es, als Familie eingewandert, erst zum Volk erwachsen. Nach Babylonien ward es geworfen, nachdem es bereits Staat geworden. Der Aufenthalt daselbst gewährte den Juden vollkommene Freiheit mit Ausnahme der Rückkehr, bis Kores nach siebzig Jahren ihnen diese erlaubte. Viele blieben in Babylonien und unterstützten den Rückgang nur mit Geldbeiträgen. Unter Anfeuerung von Propheten, wie Jesaias und Jeremias, und unter Leitung selbstgewählter Chefs fingen sie an, sich wieder in Palästina anzusiedeln und den Tempel wieder zu erbauen. Jetzt erst erlangte das unter dem Könige Josiah angeblich im Tempel von einem Priester aufgefundene sogenannte Mosaische Gesetzbuch seine ganze Geltung und erst in dieser Periode kann die merkwürdige Einrichtung des Sabbathjahres, die agrarische Gesetzgebung des Jobel- oder Halbjahres und der freiwillige Uebergang des Gesindes von bedingter Knechtschaft zu unbedingter zu völliger Wesenheit und Ausführung.

β) Auf diese Orientalische Periode folgt seit Alexander dem Großen eine Hellenische, indem die Juden durch den Kampf der ehern so gesinnten als tüchtigen Makkabäer sich zu politischer

Selbſtſtändigkeit und zum höchſten Glück, deſſen ſie fähig waren, emporhoben.

γ) Dennoch konnten die Juden den Römern nicht widerſtehen. Beſonders war es Herodes, welcher die Romaniſirung ſeines Volks durchzuſetzen ſtrebte und dem Kampf mit den Phariſäern ſeine ganze Familie opferte. Nach ihm hatte das Fürſtenthum keine Bedeutung mehr und das Volk zerſplitterte ſich in Parteien. Nicht nur reproducirte ſich der frühere Gegenſatz von Israel und Juda in dem des Samaritaniſchen und des Hieroſolymitaniſchen Cultus, ſondern es traten auch folgende Richtungen hervor: αα) die hierarchiſch-levitiſche Partei, die ſich immer mehr in der Perſon des Hohenprieſters, deſſen Würde ſogar erblich ward, concentrirte, und welcher das Meſſiasgläubige Volk anhing, ββ) die Partei der Phariſäer und Sadducäer, als die ſtricte und late Obſervanz der Geſetzerfüllung; γγ) die Partei der Eſſener, welche durch Askeſe vorzüglich auf Reinheit der Geſinnung hinarbeitete. Dieſe Parteien ſind die welthiſtoriſchen Typen der Parteien aller religiöſen Revolutionen geworden.

b) Das Talmudiſche Judenthum.

§. 815.

Schon ſeit dem Babyloniſchen Exil hatten die Juden ſich gewöhnen müſſen, von den Bedingungen ihrer Heimath für ihren Cultus zu abſtrahiren. Dies möglich zu machen, war einerſeits zur Ergänzung des Moſaiſchen Geſetzes eine mündliche Ueberlieferung von Ritualvorſchriften entſtanden, anderſeits die Tradition einer mehr philoſophiſchen Faſſung der kirchlichen Dogmatik. Aus der ſchriftlichen Fixirung derſelben bildete ſich die Sammlung dort der talmudiſchen, hier der kabbaliſtiſchen Schriften.

Nach Jeruſalems Zerſtörung und nach Unterdrückung der ſpätern Aufſtände ward die Verbreitung der Juden unter andern Völkern immer größer und damit auch die Bedeutung der Tradition. An die Stelle des Grundbeſitzes trat die fahrende Habe, an die des Ackerbau's Gewerb und Handel und verbunderte die

Lebensart des Juden völlig. Ohne politische Selbstständigkeit, von den übrigen Nationen als Parasit bald mehr bald weniger toleriert, nirgends als urbarmachender Kolonist auftretend, ward er, der einst so kriegerisch gewesene, furchtsam, geschmeidig, durch List erringend, was zu fordern ihm versagt war. Er existirt seitdem nicht mehr als Staat, aber doch noch als Nation und als kirchliche Gemeinde. Er ist der Träger aller Socialpolitik geworden.

In dieser eigenthümlichen Stellung macht das Jüdische Volk unter allen übrigen Völkern ein bedeutendes Bildungsferment aus und repräsentirt ihnen den lebendigen Glauben an den Einen, unsichtbaren Gott, an seine Offenbarung und Wundermacht. Den verschiedensten Culturen schmiegt es sich an, ohne darüber seine Stammsitte aufzugeben, ohne seinen Mittelpunct in sich zu verlieren. Aeußerlich zurückgestellt, hat es dennoch das Bewußtsein, das zur Herrschaft über alle Völker auserwählte Volk zu sein.

Seine Entwicklung schwankt seitdem α) zwischen dem einfachen Mosaismus der Karaiten, die sich auf Befolgung der allgemeinsten Bestimmungen des Pentateuch beschränken; β) zwischen dem Babylonischen Talmudismus, dessen rigorose Befolgung das Wesen der Rabbaniten ausmacht und γ) zwischen philosophisch-moralischen Theorien, wie sich dieselben theils, seit Moseh dem Maimoniden, Aristotelisch, theils seit Spinoza pantheistisch, theils seit Moses Mendelssohn deistisch gestaltet haben. Die sogenannte Emancipation der Juden hängt einerseits davon ab, daß ihnen dieselben Pflichten, aber auch dieselben Rechte mit allen übrigen Bürgern des Staats, worin sie leben, eingeräumt werden; anderseits aber auch davon, daß sie die oft kleinlichen Bestimmungen des Talmud und diejenigen Vorschriften des Mosaischen Gesetzes aufgeben, die nur in Palästina einen Sinn haben und nunmehr ohne allen religiösen oder ethischen Gehalt sind. So lange die Juden durch das Gewicht, was auf das Gleichgültige als die Umzäunung des Gesetzes gelegt ward, unter den andern Völkern sich vereinsamen sollten, hatte diese Werkheiligkeit einen Werth für sie. Bei politischer Gleichberech-

tigung und freundlicher Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft wird sie nicht blos überflüssig, sondern hemmend.

Die in diesem Kampf des Judenthums mit sich selbst liegende Negation seiner nationalen Particularität hat der Islam äußerlich vollbracht.

2) Der Islam.

§. 816.

Der Islam ist diejenige Form des theokratischen Staats, wie sie dem Christenthum gegenüber sich gestaltete. Das Judenthum war auf Eine Nation beschränkt, wenn auch später der Proselytismus gestattet wurde. Der Islam nimmt Jeden ohne Unterschied der Nation in sich auf, der seinen Glauben adoptirt. Er hat also eine vollkommen ideelle Basis und ist dadurch fähig, über viele Nationen hin sich auszubreiten.

Als das Judenthum am Ende des fünften Jahrhunderts n. Chr. seine traditionellen Sammlungen geschlossen hatte, als ganz Vorderasien in einem Zustand gänzlicher Verödung, geistiger Zersplitterung, stumpfer Resignation sich befand, ward durch den Arabischen Kaufmann Muhammed noch ein letzter Versuch gemacht, die verschiedensten Nationalitäten und Bildungen in der Einheit eines Glaubens zusammenzufassen, der sich durch leichte Verständlichkeit für die intellectuelle Trägheit und durch Sinnlichkeit für die Genußsucht empfahl. Dieser Glaube war über die ethnischen Religionen durch das Festhalten an der Einheit und Geistigkeit Gottes hinaus; das Judenthum überbot er durch Vermeidung eines verwickelten Ceremonialgesetzes und Zulassung aller Nationen, entbehrte aber der Schönheit der erstern und der Heiligkeit des zweiten.

Die Verfassung des Muhammedanischen Staates ist im Wesen theokratisch, weil das politische und bürgerliche Gesetzbuch mit dem religiösen als der Offenbarung des göttlichen Willens zusammenfällt, der Form nach aber trotz der Gleichheit der Gläubigen ist sie despotisch, weil an die Stelle des unsichtbaren souveränen Gottes in der Wirklichkeit sein Prophet und nach

dieſem der Khalif tritt. In der Verwaltung, namentlich in der Steuererhebung und Polizeiordnung, ſetzt ſich dieſer Despotismus durch alle Sphären hin fort.

Der Islam ſoll, ſeinem Anſpruch nach, alle Völker in ſich aufnehmen, iſt aber in Wahrheit nur dazu beſtimmt, auf der Oſthemisphäre zwiſchen den untergehenden Naturreligionen und zwiſchen dem Chriſtenthum in Afrika und Vorderaſien die Mitte auszufüllen. An den Polen hat er keinen Sinn mehr. Den Grönländer und Botokuden kann die Schilderung ſeines Paradieſes nicht mehr reizen.

Die Geſchichte der Muhammedaniſchen Staaten verläuft ſich ſo, daß ein vom Islam ergriffenes Volk, fanatiſch erregt, für die Ausbreitung deſſelben ſich zuerſt nach Außen wendet, alſo erobert; die eigenthümlichen Culturelemente, die es in dem beſiegten Volk vorfindet, ſchnell verarbeitet, aber nach dieſer kurzen Blüthe in geiſtige und ſittliche Erſtarrung verſinkt. Weil der Islam aber der Individualität einen weiten Spielraum läßt, ſo haben ſich allerdings große und ſchöne Charaktere auf ſeinen Boden bilden können.

III.

Der Humanitätsſtaat.

§. 817.

Die theokratiſche Staatsform ſetzt ſchon die abſolute Nothwendigkeit des Willens, aber noch in der Form eines von Außen an den Menſchen kommenden, daher dem Inhalt nach für ihn zufälligen Geſetzes, wenn gleich er deſſen ſchlechthinnige Verbindlichkeit, weil es der Wille des Einen Gottes, anerkennt. Die Entzweiung, welche hierdurch im Menſchen zwiſchen der Heiligkeit des Geſetzes und der beſchränkten Einzelheit und Natürlichkeit ſeines Willens entſteht, hebt ſich in dem Selbſtbewußtſein der Freiheit als der eigenen Nothwendigkeit des Willens auf, zu welcher alle Menſchen ſich als zu ihrem Weſen auf gleiche Weiſe verhalten. Dies Selbſtbewußtſein der Freiheit und Gleichheit aller Menſchen in der Einheit des göttlichen Geiſtes

als ihrer Wahrheit iſt und wird der Menſchheit durch die chriſtliche Religion als die Weltreligion vermittelt. Nicht, weil der Menſch Römiſcher Bürger iſt, nicht, weil er von Abraham ſtammt, nicht, weil er an Allah und Muhammed glaubt, iſt er andern gleich, ſondern kategoriſch, weil er Menſch iſt. Der Staat wird daher aus dieſem Princip heraus der Humanitätsſtaat, der die Individualität der Einzelnen und die Particularität der Völker in die ihrer Allgemeinheit bewußte Menſchheit verklärt. Der Humanitätsſtaat mußte aber eben deswegen die Vorausſetzungen, die er in ſich aufhebt, noch einmal innerhalb ſeines Princips wiederholen, um ſie gründlich zu überwinden. In der modernen Geſchichte coordiniren ſich die Nationen und gelangen nur vorübergehend zu einer relativen Hegemonie, weil ſie ſich der Idee der Menſchheit ſubordiniren.

§. 818.

a) Das Princip der Nationalität war ſchon durch das Nivellement des Römiſchen Kaiſerreichs factiſch gebrochen, trat jedoch in den Germaniſchen Völkern noch einmal mit naturwüchſiger Gewalt hervor. Die Wanderungen derſelben und die Abhängigkeit, in welche ſie von der Griechiſch-Römiſchen Cultur geriethen, bewirkten äußerlich, ſo wie ihre zwar rohe doch gemüthvolle Freiheitsliebe innerlich, eine frühe Aufgeſchloſſenheit für die chriſtliche Religion, deren welthiſtoriſche Träger ſie wurden. Der Byzantiniſch-Römiſche Staat, als der Uebergangsſtaat aus der antiken Welt in die moderne, konnte das Princip der Humanität nur erſt als Staatskirche, nur erſt negativ als mönchiſche Heiligkeit, in ſich aufnehmen, während die Germanen poſitiv die ganze Fülle ihrer ſubjectiven Unendlichkeit mit ſeinem abſoluten Gehalt vermählten.

§. 819.

b) Das Princip der Theokratie wurde nun durch das Römiſche Papſtthum, oft mit ausdrücklichem Zurückgehen auf Beſtimmungen der Moſaiſchen Geſetzgebung, durchgebildet. Die Germaniſchen Feudalſtaaten entwickelten das Ritterthum we-

sentlich im Dienst der Kirche. Es schützte sie gegen den Islam, dessen Fanatismus es in seine Schranken aus Europa zurückwies. In den Kreuzzügen wollte es Palästina für dieselbe erobern. Gegen die Juden verhielt sich diese christliche Theokratie, während sie ihre Einrichtungen reproducirte, mit grausamer Härte negativ, weil sie in ihnen die fluchbeladenen Mörder ihres Stifters erblickt. Aber auch gegen die Natur verhielt sie sich negativ, weil sie in ihr das Element des Bösen verfolgte. Sie blieb unfrei gegen das Sinnliche, verleugnete es mit gewaltsamer Abstraction und konnte doch von ihm als dem Mittel seiner geistigen Erhebung nicht loskommen.

§. 820.

c) Der wirkliche Humanitätsstaat konnte daher erst beginnen, nachdem sich mit der Gemeindeverfassung der bürgerlichen Gesellschaft die Gewerbe und der Handel, die Kunst und Wissenschaft entwickelten. Die Deutsche, im Bürgerstand wurzelnde Reformation befreiete den Geist von dem Vorurtheil beschränkter Nationalität und Verachtung der Natur, indem sie die Gestalt Christi in ihrer wahrhaften Ursprünglichkeit als das absolute Ideal jedes Menschen hervorhob. Die Wissenschaft trat in diesem Proceß mit so nie dagewesener Macht hervor und klärte die Menschheit über ihre Bestimmung auf. Um die Vernunft mit Bewußtsein in die Wirklichkeit einzubilden, mußten die Staaten des christlichen Europa die Hierarchie und das feudale Ritterthum negiren. Die Welt wurde daher, der träumerischen und fanatischen Phantasie des Mittelalters gegenüber, werkthätig und prosaisch. An die Stelle der christlichen abstracten Universalmonarchie traten die Nationalstaaten als Momente eines Europäischen Staatensystems, das, zunächst unter der äußerlichen Form eines mechanischen Gleichgewichts, jedem einzelnen Staat seine Selbstständigkeit zu sichern bemüht war.

Die Gleichheit der Staatsbürger, die bis dahin nur als religiöse in der kirchlichen Gemeinde und auch in dieser wegen des Gegensatzes der Kleriker und Laien nur als eine Vorstellung

entfloh hatte, wurde von dem monarchiſchen Abſolutismus durchgeführt.

Die Monarchie als abſolute ſtellte durch den Glanz des Hoflebens, worin ſie die zu Edelleuten depotenzirten Ritter hineinzog, die Ariſtokratie unter ihre unmittelbare Controle; machte ſich durch ſtehende Heere von ihrer zufälligen Hülfe unabhängig; förderte die Induſtrie und mit ihr zwiſchen Erbadel und Pöbel einen gebildeten Mittelſtand; erhob ſich durch eine büreaukratiſche Verwaltung zu reichern Geldmitteln und hielt durch eine ausgedehnte, ſogar geheime Polizei in den Einzelnen das Bewußtſein ihrer Verantwortlichkeit und Bedeutendheit für das Ganze rege.

Durch dieſe Entwicklung, die ihr einen ſchwachen Nachglanz Orientaliſcher und Römiſcher Fürſtenherrlichkeit ſchuf, ſtürzte ſich die abſolute Monarchie, indem die Hofetikuette ſie der Volksſitte entfremdete; das ſtehende Heer ſeines Uebermuthes und ſeiner Koſtſpieligkeit wegen den Bürgern verhaßt ward; die Steuerlaſt immer drückender anwuchs, ſo daß der Bauer und Bürger darbte, während die Höfe in frivolem Luxus ſchwelgten; die Beamten ſich als den eigentlichen Staatszweck betrachteten und den Bürger zum blos gehorchenden Subject, zum willenloſen Unterthanen degradirten; die Polizei endlich alle Gemüthlichkeit individueller Freiheit durch ihre Spionage und Angeberei vernichtete; von der Immoralität und maaßloſen Willkür, welche einzelne Souveraine ſich geſtatteten, ganz zu geſchweigen.

Die Revolution, durch welche der Geiſt ſich zu retten ſuchte, ſchlug den durch und durch verunſittlichten Polizeiſtaat in Trümmer und proclamirte, durch die Vermittelung des Chriſtenthums dazu inſpirirt, die Rechte der Menſchheit, die Brüderlichkeit der Menſchen, die Religion der Vernunft und die in der Kirche ſchon beſtehende Repräſentativverfaſſung. Die Geſchichte hat ein bewundernswürdiges Gedächtniß für die Laſter und Tugenden, für die böſen und guten Handlungen der Menſchen, wenn wir, die wir ja ſo wenig wiſſen, ſie auch nicht in ihrem Pragmatismus völlig zu überſehen vermögen. Die Geſchichte iſt in der ſteten Kriſis des Guten vom Böſen die unmittelbarſte dramatiſche Poeſie und bis in die ein-

jenem Momente hin consequent. Die Reformation brach durch, als die Tiefe des Geistes, die Versöhnung des Menschen mit Gott, im Ablaßkram der frivolsten Veräußerlichung preisgegeben war. Die Revolution brach durch, als das Recht, vom Gericht verurtheilt zu werden, durch die lettres de cachet vernichtet und das Leben jedes Bürgers absoluter Unsicherheit, vollkommenster Rechtslosigkeit überantwortet war. Der Tag, an welchem Luthers seine Thesen an die Thür der Wittenberger Schloßkirche schlug, und der Tag, an welchem die Zerstörung der Bastille die Opfer souverainer Willkür befreiete, bleiben Triumphtage im Kalender der Menschheit.

Unter fruchtbaren Wehen ringt sie jetzt, den Staat freier Sittlichkeit zu organisiren. Die Völker wissen jetzt, was sie auf Erden sollen. Die Erde liegt ihnen in Blicken offen. Die geheimnißvolle Kraft der Ferne und Fremde ist verschwunden, die Natur dem Begriff nach unterworfen, das Recht jedes Menschen auf menschenwürdige Existenz anerkannt. Die Kraft der Vernunft im Gewirr der Religionen und positiven Rechte ist immer größer und die Nothwendigkeit, das Wesen des Christenthums als die vernünftige Liebe zu realisiren, immer dringender geworden. Der elende Proletarier als der finstere Schatten, den der luxuriöse Bourgeois immer als seinen Rivalen neben sich erblickt, will nicht blos als ein lebendes Wesen am Leben erhalten, er will auch mit Liebe zum geistbewußten Menschen gebildet werden. Die Form einer Staatsverfassung und der Kampf der Parteien um die Entscheidung relativer Fragen ist bereits dem höhern pädagogischen Interesse der Humanität untergeordnet. Die Tendenzen der Massen werden ewig demokratisch, die Gefühle der Einzelnen aristokratisch, Monogamie aber, Privateigenthum und Bildung die unerläßlichen Bedingungen alles wahrhaften Glücks der Menschheit bleiben.

§. 821.

Die Weltgeschichte führt die Völker in's Gericht, um in ihnen die Menschlichkeit zur Existenz zu bringen und die Wiedergeburt ihrer Individualität durch die Idee der Menschheit zu be-

wirken. Aber die Geſchichte iſt ſelbſt noch mit der Endlichkeit des Entſtehens und Vergehens, mit der Beſchränktheit der Thaten, mit der Einſeitigkeit der Charaktere, mit dem Fanatismus der Leidenſchaften, mit der Plage des Uebels und der Eitelkeit des Böſen behaftet. Das Geſchehen befriedigt den Menſchen nur, indem es geſchieht. Auch nach dem Größten, ſobald es geſchehen und vorüber, fühlt er bald Langeweile, denn als Geiſt muß er eben ſchaffen. Der Geiſt kehrt daher von allem Geſchehen und Thun ſich immer wieder in ſich ſelbſt und ſucht nach einer ihn abſolut erfüllenden Gegenwart.

Dieſe Gegenwart findet er nur in ſeiner Abſolutheit, in welcher der Wille und das Handeln, die mannigfache Bedingtheit ſeiner objectiven Entäußerung und die unvermeidliche Unvollkommenheit aller ſocialen Zuſtände, ſich in der Ewigkeit des Schönen, des Heiligen und Wahren aufheben. Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft greifen über die Particularität der Volksthümlichkeit und Staatsformen hin. Die Menſchheit, durch die ſtrenge Zucht des ethiſchen Verhaltens von der Herrſchaft der Natur ſich befreiend und im Staat ſich eine geiſtdurchdrungene Heimath des Willens ſchaffend, erhebt ſich zum Genuß der Göttlichkeit, zur abſoluten Verſöhnung mit Gott als dem abſoluten Geiſt. Nur das Schöne, Gute und Wahre ſind der Endzweck der Geſchichte.

Dritte Abtheilung.

Der absolute Geist.

Theologie.

---

§. 822.

Die Weltgeſchichte wintzt die Völker von ihrer Endlichkeit und erzieht ſie zum Bewußtſein der Menſchheit als ihrer Gattung. Aber der Weltgeiſt als der Geiſt der Menſchheit hebt ſich zur Abſolutheit des Geiſtes auf, wie er ſich als dem Geiſt des Univerſums weiß. Der menſchliche Geiſt hat ſeine Wahrheit im göttlichen. Der göttliche Geiſt iſt das Weſen des menſchlichen, jedoch nicht blos als das ihm immanente, ſondern auch als das ihm transcendente.

§. 823.

Die Sphäre der Abſolutheit des Geiſtes enthält den Begriff ſeiner Schönheit, Heiligkeit und Wahrheit. Dieſer Inhalt iſt das Abſolutabſolute, was ſchlechthin ſich ſelbſt genügt. Allein für den Geiſt als erſcheinenden tritt noch wieder eine relative Beſonderung des abſoluten Inhaltes ein. Die Gewißheit, daß der menſchliche Geiſt einerſeits durch die Natur und Geſchichte bedingt, anderſeits aber als Geiſt mit dem göttlichen identiſch iſt und in dieſer Identität ſich über die Natur und Geſchichte erhebt, macht im Allgemeinen das aus, was man Religion nennen kann und weshalb die Wiſſenſchaft vom Begriff des Abſoluten ſchlechthin den Namen der Theologie verdient, den Ariſtoteles in der Metaphyſik der Unterſuchung über den Begriff des τὸ τί ἦν εἶναι gibt.

Im Beſondern iſt nun hier viel Streit über die Folge dieſer Begriffe, das Schöne, Heiligen und Wahren. Dieſer Streit liegt in ihrer Einheit begründet. In der Dialektik des Kunſt,

Religion und Wiſſenſchaft kann jede derſelben die Vermittelung für die Exiſtenz der andern werden. Die Kunſt erſcheint als abhängig von der Religion, ſofern ſie dem Cultus derſelben durch ihre Werke dient; als abhängig von der Wiſſenſchaft, ſofern ſie dem Künſtler die Bildung durch die Wiſſenſchaft nothwendig macht und die Kunſtproduction der Kritik unterwirft. Umgekehrt erſcheint die Religion als abhängig von der Kunſt, ſofern dieſelbe ihrem Inhalt für die Phantaſie objective Form gibt; als abhängig von der Wiſſenſchaft, ſofern dieſelbe die Wahrheit ihres Inhaltes wie die Angemeſſenheit ſeiner Form der Kritik unterwirft. Endlich aber erſcheint auch die Wiſſenſchaft als abhängig theils von der Religion, ſofern dieſelbe das Gemüth ſchon mit der Abſolutheit des Inhalts erfüllt; theils von der Kunſt, ſofern ihr dieſelbe in der Geſtaltung des abſoluten Inhalts den Weg bereitet.

Der qualitative Unterſchied der Kunſt von der Religion und Wiſſenſchaft iſt das ſinnliche Element, deſſen ſie für die Darſtellung des Schönen nicht entbehren kann. Der qualitative Unterſchied der Religion von der Kunſt und Wiſſenſchaft iſt die unmittelbare Gewißheit der ſubſtantiellen Einheit des Einzelnen mit dem Abſoluten. Der qualitative Unterſchied der Wiſſenſchaft von der Kunſt und Religion iſt die Vermittelung der Gewißheit der Wahrheit durch den Beweis.

§. 824.

Obwohl daher in dieſer Region der Abſolutheit eine Rangordnung der Begriffe keinen Sinn hat, ſo iſt doch richtig, daß für die Wiſſenſchaft die Kunſt ſich in die Religion und die Religion ſich in die Wiſſenſchaft aufhebt, weil die Religion von ihrer Erſcheinung durch die Kunſt und die Wiſſenſchaft von der Erſcheinung der Wahrheit im religiöſen Glauben abſtrahiren kann. Die Wiſſenſchaft wird ſelbſt die Freiheit und Selbſtſtändigkeit jedes dieſer Momente der Abſolutheit des Geiſtes vertheidigen, aber als Wiſſenſchaft nur mit ihrem eignen Begriff ſchließen. Mit der Religion hier zu ſchließen hat dieſelbe Scheinbarkeit für ſich, als mit ihr anzufangen, weil die Religion das Erhabenſte

im menſchlichen Geiſt iſt, allein wenn ſie auch ihrer Erhabenheit wegen ſich als den höhern Grund der Kunſt manifeſtirt und über das Schöne hinausgeht, ſo kann ſie doch nicht in der Wiſſenſchaft über dieſe ſich erheben, weil ſie ja hier als Gegenſtand des Erkennens ſelbſt einen Moment des Wiſſens ausmacht. Die Philoſophie ſteht von dieſer Seite über dem Glauben der Religion und kritiſirt ihn. Man verſteht weder die Religion noch die Wiſſenſchaft, wenn man im Begreifen der Religion eine Vernichtung derſelben und eine Anmaaßung der Philoſophie erblickt. Es iſt Pflicht für die Philoſophie, dieſe ſogenannte Anmaaßung zu haben und es iſt eine Wohlthat für die Menſchheit, daß es geſchieht.

Religion und Wiſſenſchaft kann
lung für die Exiſtenz der
als abhängig von der
durch ihre Werke
ſie dem Künſt
macht un
kehrt
d

Erſter Abſchnitt.

Das Schöne und die Kunſt.

§. 825.

Die Abſolutheit des Geiſtes ſetzt ſich unmittelbar als das Schöne, d. h. als die in ſinnlicher Form harmoniſch erſcheinende Freiheit des Geiſtes.

Das Schöne iſt daher 1) in ſeinem Begriff als das abſtracte Maaß jedes concreten Schönen zu faſſen; 2) als das Hervorbringen des Schönen durch die Thätigkeit des Geiſtes, die wir eben Kunſt nennen; 3) als das Reſultat dieſer Thätigkeit, als das Kunſtwerk, wie es ſich nach dem Mittel der Darſtellung verſchieden geſtaltet.

Die Wiſſenſchaft des Schönen und der Kunſt nennen wir ſeit hundert Jahren (Baumgartens Aeſthetik als die erſte erſchien gerade 1750) mit einem an ſich unpaſſenden, allein üblich gewordenen Namen Aeſthetik.

A.

Das Schöne.

§. 826.

Das Schöne iſt 1) poſitiv die in ſinnlicher Form harmoniſch erſcheinende Freiheit des Geiſtes; 2) negativ die in ſinnlicher Form disharmoniſch erſcheinende Unfreiheit und Zerriſſenheit

des Geistes; 3) die Aufhebung dieser Unform durch ihre Verachtung zu einem Spiel der Freiheit des Geistes. Das Schöne folglich das einfach Schöne oder das Häßliche oder das Komische.

I.

Das Schöne an sich.

§. 827.

Das Schöne ist die maaßvolle und harmonische Darstellung, welche sich die Freiheit des Geistes im Element der Sinnlichkeit gibt. Die Natur kann daher ebenfalls schön sein, weil der Geist es ist, der sie erschaffen und dem sie folglich in ihren Gestalten und Bewegungen den Reflex seiner Freiheit gibt. Das Naturschöne ist wesentlich symbolisch, namentlich im landschaftlichen Ausdruck und in der menschlichen Gestalt.

Das Schöne ist als Darstellung der Freiheit in sinnlicher Form durch sich selbst begrenzt, denn die Freiheit ist ihre eigene Nothwendigkeit und die Natur, durch deren Vermittelung die Freiheit in sinnlicher Gestalt erscheint, ist überall durch immanente Maaßbestimmung beherrscht. Alle logischen Bestimmungen vom Begriff des Maaßes gelten auch für das Schöne und eben so alle Bestimmungen des Naturmaaßes.

Eurythmie, Symmetrie und Harmonie sind die abstracte Grundlage aller schönen Gestaltung und Bewegung.

§. 828.

Geht die Gestaltung aus der maaßvollen Begrenzung zur Maaßlosigkeit über, so ist sie in diesem Uebergang erhaben; geht sie in die Vereinzelung und Verkleinerung der Maaßverhältnisse über, so wird sie gefällig.

§. 829.

Das Schöne an und für sich ist die vollkommene Einheit nicht nur des Geistigen und Sinnlichen, sondern auch der Mannig-

Erſter Abſchnitt.

Das Schöne und die Kunſt.

§. 825.

Die Abſolutheit des Geiſtes ſetzt ſich unmittelbar als das Schöne, d. h. als die in ſinnlicher Form harmoniſch erſcheinende Freiheit des Geiſtes.

Das Schöne iſt daher 1) in ſeinem Begriff als das abſtracte Maaß jedes concreten Schönen zu faſſen; 2) *als* das Hervorbringen des Schönen durch die Thätigkeit des Geiſtes, die wir eben Kunſt nennen; 3) als das Reſultat dieſer Thätigkeit, als das Kunſtwerk, wie es ſich nach dem Mittel der Darſtellung verſchieden geſtaltet.

Die Wiſſenſchaft des Schönen und der Kunſt nennen wir ſeit hundert Jahren (Baumgartens Aeſthetik als die erſte erſchien gerade 1750) mit einem an ſich unpaſſenden, allein üblich gewordenen Namen Aeſthetik.

A.

Das Schöne.

§. 826.

Das Schöne iſt 1) poſitiv die in ſinnlicher Form harmoniſch erſcheinende Freiheit des Geiſtes; 2) negativ die in ſinnlicher Form disharmoniſch erſcheinende Unfreiheit und Zerriſſenheit

des Geistes; 3) die Aufhebung dieser Unform durch ihre Herabsetzung zu einem Spiel der Freiheit des Geistes. Das Schöne ist folglich das einfach Schöne oder das Häßliche oder das Komische.

I.

Das Schöne an sich.

§. 827.

Das Schöne ist die maaßvolle und harmonische Darstellung, welche sich die Freiheit des Geistes im Element der Sinnlichkeit gibt. Die Natur kann daher ebenfalls schön sein, weil der Geist es ist, der sie erschaffte und dem sie folglich in ihren Gestalten und Bewegungen den Reflex seiner Freiheit gibt. Das Naturschöne ist wesentlich symbolisch, namentlich im landschaftlichen Ausdruck und in der menschlichen Gestalt.

Das Schöne ist als Darstellung der Freiheit in sinnlicher Form durch sich selbst begrenzt, denn die Freiheit ist ihre eigene Nothwendigkeit und die Natur, durch deren Vermittelung die Freiheit in sinnlicher Gestalt erscheint, ist überall durch immanente Maaßbestimmung beherrscht. Alle logischen Bestimmungen vom Begriff des Maaßes gelten auch für das Schöne und eben so alle Bestimmungen des Naturmaaßes.

Eurythmie, Symmetrie und Harmonie sind die abstracte Grundlage aller schönen Gestaltung und Bewegung.

§. 828.

Geht die Gestaltung aus der maaßvollen Begrenzung zur Maaßlosigkeit über, so ist sie in diesem Uebergang erhaben; geht sie in die Vereinzelung und Verkleinerung der Maaßverhältnisse über, so wird sie gefällig.

§. 829.

Das Schöne an und für sich ist die vollkommene Einheit nicht nur des Geistigen und Sinnlichen, sondern auch der Mensch-

verhältniſſe, indem die Erhabenheit in ihm zur Würde, die Gefälligkeit zur Anmuth wird.

II.

Das Häßliche.

§. 830.

In der Freiheit liegt die Möglichkeit der Negation des Maaßes ſowohl der Nothwendigkeit der Natur als des Geiſtes ſelber. Hiedurch entſteht das Häßliche. Die Schönheit der Maaßverhältniſſe verkehrt ſich in die Formloſigkeit ſei es des Geſtaltloſen, oder des Ungeſtalten und Verhältnißloſen.

Die Erhabenheit aber findet ihr Gegentheil an der Gemeinheit, die Gefälligkeit an der Widrigkeit.

Das Häßliche vollendet ſich in der Caricatur, in welcher ſich der Widerſpruch der Freiheit mit ihrem Weſen durch die Unförmlichkeit der Geſtalt und Bewegung ausdrückt.

III.

Das Komiſche.

§. 831.

Weder das Schöne an ſich, noch das Häßliche als ſolches ſind komiſch. Das Komiſche iſt die Auflöſung des Häßlichen, indem es ſich ſelbſt vernichtet. Die Verzerrung der Maaßverhältniſſe und des Ausdrucks in der Caricatur machen den Uebergang in's Schöne durch das heitere Gebiet ausgelaſſener Uebertreibung der Widerſprüche möglich.

§. 832.

Geſtaltung und Bewegung werden grotesk und burlesk. Der Ausdruck wird lächerlich, weil eine geſpannte Erwartung ſich in ein harmloſes Nichts auflöſt. Travestie und Parodie verſpotten die Maaßloſigkeit und Disharmonie.

§. 833.

Das Komiſche wird, indem es die Nullität des Scheines der Idee aufdeckt, der ſich an Stelle ihrer poſitiven Erſcheinung aufſpreizt, ſatiriſch, ironiſch, humoriſtiſch. Der Humor iſt die vollkommene Wiederherſtellung der Idee des Schönen in ihrer Einheit mit der Idee des Wahren und Guten und zwar ſo, daß er die ganze Tiefe der Entzweiung der empiriſchen Exiſtenz mit dem Weſen des Geiſtes in ſich aufnimmt, den Optimismus der abſoluten Freiheit affirmirt und die Verſöhnung des Geiſtes mit ſich ſelbſt, auch im Leiden, im Unglück, im Mangelhaften, im Endlichen überhaupt, als das Werk der in ſich unendlichen Subjectivität darſtellt. Auch das Häßliche iſt für ſeinen allüberwindenden Zauber keine Schranke, allein eben weil er die äußerſte Möglichkeit des Schönen, ſteht er auch beſtändig an der Grenze des Maaßes deſſelben.

B.

Die Kunſt.

§. 834.

Das Schöne exiſtirt ſowohl als das Natur- wie als das Kunſt-ſchöne. In der Natur iſt das Schöne aber inſofern zufällig, als dieſelbe nicht das Schöne als ſolches, ſondern das Leben zum Zweck hat. Das ſchlechthin Schöne wird durch den Geiſt hervorgebracht, der die Natur als Mittel verwendet und die Wahrheit ihrer Maaßverhältniſſe nach ihrem freien Begriff, unabhängig von der empiriſchen Zufälligkeit und Gedrücktheit, darſtellt. Der Geiſt ſetzt ſich das Schöne 1) als Ideal; 2) beſtimmt er das Ideal durch ſeine beſondere Formation, den Styl; 3) realiſirt er es als ein einzelnes relativ endliches Werk.

I.

Das Ideal.

§. 835.

Die Idee des Schönen wird zum Ideal, ſofern die Darſtellung der Freiheit im Element der Sinnlichkeit, die das Weſen des Schönen überhaupt ausmacht, auf die Hervorbringung durch den Geiſt bezogen wird. Ohne dieſe Beziehung bleibt die Idee in ihrem Begriff; mit dieſer Beziehung geht ſie aus ihrer theoretiſchen Ruhe in die Spannung des Seinſollens über.

§. 836.

Das Ideal unterſcheidet ſich von ſich ſelbſt nach den in der Idee des Schönen identiſchen Momenten des Sinnlichen und Geiſtigen. Die Abſtraction dieſer Elemente von einander erzeugt den Unterſchied des objectiven Ideals vom ſubjectiven und die Einheit des ob- und ſubjectiven im abſoluten.

1) Das objective Ideal enthält die Idealiſirung der Sinnlichkeit. Es copirt nicht die Natur, aber es bedingt ſich durch den Realismus der empiriſchen Erſcheinung. Pſychologiſch geht der Künſtler, der es zu realiſiren ſtrebt, von der Anſchauung aus, bleibt aber nicht bei ihr ſtehen, ſondern erhebt die Realität zur Wahrheit ihres Begriffs. Wir nennen das objective Ideal daher auch das naive.

2) Das ſubjective Ideal enthält die Realiſirung des Gedankens. Es drückt jedoch den Gedanken nicht als Gedanken rein ideell aus, aber es bedingt ſich durch den Idealismus der Abſtraction des Weſens der Erſcheinung. Pſychologiſch geht der Künſtler, der es als Symbol, als Zeichen, als Allegorie zu realiſiren ſtrebt, von der Vorſtellung aus, bleibt aber nicht bei ihr ſtehen, ſondern verſenkt ihren Inhalt in die ſinnfällige Verbildlichung. Wir nennen das ſubjective Ideal daher auch das didaktiſche.

3) Das abſolute Ideal enthält die Realiſirung der Darſtellung der Freiheit des Geiſtes im Element der Sinnlichkeit in

der Weise, daß die Freiheit als die absolute Nothwendigkeit die sinnliche Erscheinung schlechthin durchdringt und in solcher Verklärung als die überhaupt widerstandslose Macht über die objective Realität mit der siegreichen Kraft subjectiver Idealität hinausreift. Dies Ideal reicht daher schon, wie der Humor, an die Grenze der Kunst und steht auf dem Sprunge, seine transcendentale Verklärung der Erscheinung in abstracte Transcendenz fallen zu lassen. Wir nennen das absolute Ideal daher auch das sentimentale, den Rückgang der Freiheit in sich selbst aus ihrer Erscheinung zu bezeichnen.

§. 837.

Geschichtlich genommen herrscht im Kreis der Völker, welche die Gruppe der Nationalstaaten ausmachen, da sie von der natürlichen Individualität ausgehen, das objective Ideal und mit ihm der Reichthum der bildenden Künste. Im Kreise der theokratischen Staatenbildung, da sie von einer Abstraction des Verstandes ausgeht, herrscht das subjective Ideal und mit ihm die Poesie, das Wort, die musikalische Redefülle. Endlich im Kreise des Humanitätsstaates, da sein Princip der selbstbewußte Begriff des Geistes, herrscht das absolute Ideal und mit ihm die gleichmäßige Cultur aller Künste, allein so, daß sie die Tiefe des Geistes nicht mehr schlechthin auszudrücken vermögen, wodurch diejenige Ueberschwänglichkeit des Inhalts und Ueberbietung der Form erzeugt wird, die Göthe gewahrte, im Unterschied vom objectiven Ideal, als manierhaft bezeichnet hat.

II.

Der Styl.

§. 838.

Das Ideal verwirklicht sich innerhalb jeder Kunst und innerhalb jeder Nation, die es zu einer Kunst bringt, nach allen seinen Richtungen, denn es strebt immer nach seiner Absolutheit und mit diesem Streben tritt bei seiner Realisation auch die

Einseitigkeit seiner Unterschiede relativ hervor: Allein das Ideal, als die concrete Verwirklichung der Idee des Schönen, durchläuft in seiner Bildung auch verschiedene Stufen der Particularisation: den Styl.

Der Styl ist 1) durch den Unterschied der Momente der Idee des Schönen; 2) durch die Nationalität; 3) durch die Eigenthümlichkeit einer Epoche, einer Schule, eines Künstlers bedingt.

§. 839.

1) Der Unterschied der Momente der Idee des Schönen realisirt sich in der Bildung des Ideals so, daß a) das Erhabene dem strengen Styl zu Grunde liegt, der sich in der Härte und Sprödigkeit der Gestalt und Herbheit der Bewegung concentrirt; b) das Gefällige manifestirt sich im weichen Styl, der die Gestaltung abrundet und die Bewegung sänftigt; c) das Schöne an und für sich bestimmt den schönen Styl, in welchem die reinsten Maaßverhältnisse mit dem innigsten Ausdruck der Freiheit sich vereinigen.

Diese volle Schönheit, in welcher der geistige Gehalt die schlechthin adäquate Form erreicht, das Innere also ganz in das Aeußere aufgeht, nennen wir auch die classische.

Sie löst sich auf, wenn sie sich in ihre Elemente, Würde und Anmuth, zerfetzt und jedes derselben übertreibt, so daß α) das Element der Würde zum Kolossalen und β) das Element der Anmuth zum Piquanten wird. Jenes kokettirt mit der Erhabenheit, dies mit der Gefälligkeit.

§. 840.

2) Diese Unterschiede, die im Begriff der Idee des Schönen begründet sind, erhalten ihre besondere Färbung durch die Nationalität, deren Individualisirung alle Stufen des Styls durchdringt. Wir sprechen insofern ganz richtig von einem Englischen, Spanischen, Chinesischen, Griechischen Ideal u. s. w. Vergleichen wir die sehr ähnlichen Kunstwerke verschiedener Nationen, so entdeckt sich sogleich bei aller sonstigen Analogie die

durch Alles hindurchgehende Differenz des Nationalcharakters, z. B. in den Pyramiden und Palästen von Anahuak und denen von Memphis.

§. 841.

3) Die Nationalität des Styls vollendet sich aber in der Manier, mit welcher eine Epoche, eine Schule, ein Meister in einer Nation die Verwirklichung des Ideals behandelt. Diese Eigenthümlichkeit geht bis zum Idiosynkratischen fort, hat jedoch einen festen Anhalt in der Unterscheidung der Manier als des hohen, mittlern, und niedern Styls.

III.

Das Kunstwerk.

§. 842.

Alle diese Bestimmungen des Ideals und des Styls gehen in die concrete Existenz des einzelnen Kunstwerks über, das vom Genie und Talent des Künstlers hervorgebracht wird. Das Kunstwerk ist göttlich, denn obwohl es durch die Individualität des Künstlers und seiner Nation vermittelt wird, so ist es doch Ausdruck der Idee des Schönen an und für sich. Nur als von dieser begeistert, gelingt es dem Künstler, das Werk in freier Selbstständigkeit hinzustellen, so daß es sich selber trägt und hält, er von ihm, das seine Seele unsterblich in sich empfangen, beschrieben zurücktreten und es dem Genuß Anderer, der Andacht ihres Entzückens überlassen kann.

C.

Das System der Künste.

§. 843.

Das Kunstwerk unterscheidet sich in sich durch das Material, in welchem der Künstler das Ideal realisirt. Diese Realisirung macht ein in sich abgeschlossenes Ganze, ein System, aus, in dem sich die verschiedenen Künste unter einander bedingen und jede Kunst alle übrigen miterregt, weil sie an sich nur ein Moment der ästhetischen Totalität ist.

Das Kunstwerk ist 1) das räumliche, welches die Materie für das Auge plastisch; 2) das zeitliche, welches den Ton für das Ohr musikalisch; 3) das ideelle, welches die Vorstellung für die Intelligenz poetisch gestaltet.

I.

Plastik.

§. 844.

Die plastische Kunst bildet im Raum die Materie für die Anschauung 1) als Bau; 2) als Statue; 3) als Bild.

1) Die Architektur.

Die Architektur formirt die Masse als das bedeutungsvolle Gehäuse eines von ihm selbst getrennten, von ihm als Zweck der Umschließung vorausgesetzten Innern, sei dasselbe eine Leiche, sei es die Statue eines Gottes, sei es eine religiöse oder politische oder gesellige Handlung. Die räumliche Umschließung stellt Boden und Decke einander entgegen. Um die Decke zu tragen, bedarf sie eines verticalen Mittelgliedes. An der Besonderung desselben als Wand, Pfeiler, Säule entwickelt sich die ganze Baukunst.

2) Die Sculptur.

Die Architektur ſetzt das Leben ſich voraus. Die Sculptur ſtellt dagegen das Leben dar und zwar, da ſie es nur in Einem Moment erfaſſen und nur in unveränderlicher Gleichheit der Erſcheinung darſtellen kann, nach ſeiner ganzen Mangelloſigkeit. Das Werk der Sculptur muß auch den heftigen, den ſchmerzlichen Affect mit idealer Zügelung zur Anſchauung bringen, weil es ihn zu einer in ſich unendlichen Gegenwart erheben muß. Die nackte, menſchliche Geſtalt in idealer Ruhe einer allgemeinen Situation bleibt daher ihr Mittelpunct, von dem aus ſie aber in athletiſche Bewegtheit, in Gruppirungen, in Portraitirungen und in Thierbildungen übergehen kann. Die Säule der Architektur iſt ſchon die Vorbedeutung der Statue und ſo iſt innerhalb der Sculptur das Relief die Vorbedeutung des Bildes.

3) Die Malerei.

Die Sculptur ſtellt das Leben in ſeiner vollen Wirklichkeit, allein wegen der Starrheit und Einfarbigkeit ihres Materials doch nur in einer idealen Transparenz dar. Jede Statue hat etwas ſchattenhaft Ueberirdiſches an ſich. Das Bild entbehrt die palpablen Fülle der Statue, denn es ſtellt nur auf der Fläche dar, allein es vermag durch die Farbe die ganze Prägnanz des unmittelbaren Lebens, die ganze Gewalt individueller Charakteriſtik, die ganze Seele des ſtrahlenden Auges, die ganze Illuſion der ſinnlichen Erſcheinung darzuſtellen. Die Malerei ſchließt daher nichts, was ſichtbar werden kann, von ſich aus. Von der Blume ſteigt ſie bis zur Landſchaft, vom Stillleben ſteigt ſie bis zum Genre, vom Portrait bis zur geſchichtlichen Situation, ſelbſt des Schlachtgetümmels, von üppigſter Sinnlichkeit bis zur Transparenz der ätheriſchen Morbidezza eines verklärten Gottes.

II.

Musik.

§. 845.

Das Bild spricht bereits die Individualität der Dinge, der Pflanzen, Thiere und Menschen aus, wie sie im Licht erscheint. Allein die Innerlichkeit als Innerlichkeit, die unverstellte Aeußerung der individuellen Seele, drückt sich erst im Ton aus. Der Ton verräth das Geheimniß des Lebens. Er ist offen und doch räthselhaft. Er manifestirt die Eigenthümlichkeit ohne Zweideutigkeit und ist doch unergründlich. Die Musik, die ihm, seine Mannigfaltigkeit, durch Länge und Kürze, durch Dauer und Unterbrechung, durch den Wechsel der Höhe und Tiefe, durch die Harmonie des im Becken und in der Trommel dröhnenden, des in der Saite zitternden, des aus der Röhre schallenden, des aus der Menschenbrust strömenden Klanges, eine unendlich mannigfaltige Gestalt gibt, ist die Kunst, nicht nur Alles auszudrücken, was der Geist verspricht, sondern auch das, was ihm an ihm selber noch dunkel und in Worten noch unaussprechlich ist. Die Symbolik der Töne spricht auch das Unsagbare aus.

III.

Poesie.

§. 846.

Dies Wunder ist aber doch noch der Magie der Musik. Die Poesie vereint die musikalische Innerlichkeit mit der plastischen Anschaulichkeit, indem sie die Beweglichkeit des Tones, aber als das menschlichen, mit der Festigkeit der Vorstellung in der ideellen Räumlichkeit der Intelligenz verbindet. Die Sprache als das Mittel der poetischen Darstellung übertrifft an Klarheit jede andere Form der Manifestation des Geistes. Die Offenbarung der Sprache steht noch höher, als das offenbare Mysterium des Tones an sich.

Als Reproduction des Wesens der bildenden Kunst, nämlich der Anschauung, wird die Poesie zur epischen; als Reproduction des Wesens der musikalischen Kunst, nämlich der unmittelbaren Gemüthserregung durch den Ton, wird die Poesie zur lyrischen; als Einheit der epischen und lyrischen Poesie, als Anschauung einer Handlung, aber als einer unmittelbar gegenwärtigen, durch die Handelnden sich in dem Moment ihres Verlaufs individuell aussprechenden, wird sie zur dramatischen.

Der Unterschied des Tragischen und Komischen, den man gewöhnlich nur beim Drama betrachtet, geht durch alle diese Formen gleichmäßig hindurch.

Die Poesie strebt darnach, in jeder dieser Formen die andern darzustellen. Die epische Poesie kann rein episch sein, indem sie das Werden einer Handlung als einer vergangenen völlig objectiv darstellt, aber sie kann auch einen lyrischen Accent und eine dramatische Construction annehmen, so gut als die lyrische das Element der Anschauung oder den Dialog in sich hineinziehen und die dramatische das Pathos episch dem Gang der Begebenheit unterordnen oder lyrisch die Handlung in die Fülle des Pathos verschwinden lassen kann. Das wahrhaft drastische Drama wird das Gleichgewicht der Handlung und des Pathos der Handelnden darstellen. Alle Poesie drängt zum Drama, weil dasselbe die theatralische Kunst als diejenige möglich macht, in welcher der Mensch nach seiner Totalität dem Menschen das Wesen des Geistes zur unmittelbaren Anschauung bringt und alle Künste zu einem harmonischen Totaleffect sich zu verschmelzen vermögen.

§. 847.

Das Schöne wird durch die Kunst als die sinnliche Gestaltung des Absoluten hervorgebracht. Es ist göttlich und beweist diese Göttlichkeit auch empirisch dadurch, daß die Werke der Kunst, obwohl sie aus dem an sich beschränkten Geist der Nationen, der verschiedenen Epochen ihres Schicksals und aus der individuellen Kraft des Genius hervorgehen, doch diesen particu-

ihren Urſprung vergeſſen laſſen und allen Nationen, allen Zeiten und Culturen ſich zum Genuß darbieten. Das auf der höheren Stufe ſtehende Volk kann die Kunſtwerke aller ihm vorangegangenen Nationen und Epochen ſich aneignen. Die ächten Werke der Kunſt legt der Geiſt ſchon auf dem Altar der Menſchheit als völkerverbindende Weihgabe nieder. Die Dramen z. B. des Engliſchen Shakeſpeare und des Spaniſchen Calderon nicht nur, ſo individuell ſie einſt geboren ſind, auch die Medea des Euripides und die Antigone des Sophokles ſchreiten noch jetzt über unſere Bretter und nichts ſteht im Wege, daß dies nicht auch mit Kalidaſa's Sakuntala oder Urwaſi geſchehe!

Aber die Kunſt iſt noch von der Natur und vom Menſchen abhängig. Dieſe Bedingtheit iſt es, die ſich in dem ſchlechthin geiſtigem Verhältniß des Geiſtes zum abſoluten Geiſt aufhebt. Die Religion nimmt die Kunſt als Organ ihres Cultus in ſich auf, iſt aber an ſich gegen die Schönheit der Form zunächſt gleichgültig.

Zweiter Abſchnitt.

Das Heilige und die Religion.

§. 848.

Die Kunſt producirt die ſchöne Erſcheinung der Freiheit, die Religion producirt die abſolute Freiheit ſelber. Allerdings iſt die ethiſche Befreiung ihrem Gehalt nach auch abſolut, allein ſie iſt noch, weil ſie handeln muß, beſchränkt. Die Religion hingegen befreiet den Geiſt auch von der Geſchichte, die er ſich durch ſeine Thaten erzeugt und erhebt ihn zur abſoluten Verſöhnung durch die Selbſtgewißheit ſeiner ſubſtantiellen Einheit mit dem abſoluten Weſen, mit dem Geiſt des Univerſums, mit Gott.

Gott, das abſolute Subject, iſt für den einzelnen Geiſt, als ein nur relatives Subject, die abſolute Vorausſetzung. Der einzelne, erſcheinende Geiſt macht dieſelbe, weil ſie ein Moment nicht nur, vielmehr das Element ſeiner Exiſtenz iſt. Er *glaubt* an Gott, ohne ſich den Beweis dieſer Nothwendigkeit zu führen. Dies Glauben iſt empiriſch in aller Geſchichte eine eben ſo unläugbare Thatſache, als die Empirie nur irgend einer Naturerkenntniß gewährt und es iſt eine große Seltenheit, *dieſer Thatſache* nicht dieſelbe Anerkennung, als andern, zuzugeſtehen.

Die Religionen ſind höchſt verſchieden in der particulären Formation, welche ſie dem Glauben an Gott und welche ſie insbeſondere der Vorſtellung von Gott ſelber geben, alle aber ſind darin identiſch, daß ſie Gott als die abſolute Subſtanz ſetzen, die ſich als ſolche weiß und will, folglich Subject iſt und

als allwissende Macht alles Werden und Geschehen sich selbst gleich beherrscht. Dieser Inhalt kann, wie gesagt, sehr mannigfaltig, auch pantheistisch und polytheistisch, ausgedrückt erscheinen und für die oberflächliche Beobachtung daher sogar fehlen, wie wenn Reisende von wilden Völkern, ohne ihre Sprache, ohne den Sinn ihrer Zauberei und ihres Todtendienstes zu verstehen, zu versichern gewagt haben, daß sie keine Religion besäßen. Allein auf jenem Inhalt beruht die ganze Geschichte der Menschheit und kein Volk entbehrt desselben. Durch ihn erst, durch die Beziehung des Menschen auf einen persönlichen Gott, wird das Sittliche zum Heiligen bestimmt.

Es muß unterschieden werden 1) zwischen dem religiösen Proceß überhaupt; 2) zwischen dem Bewußtsein des Geistes in diesem Proceß und 3) zwischen den verschiedenen Gestalten, welche die Religion durch die Vermittelung des Bewußtseins des erscheinenden Geistes über sein Wesen annimmt. Diese Eintheilung läuft parallel mit der des Schönen und der Kunst.

A.

Der religiöse Proceß.

§. 849.

Der religiöse Proceß ist 1) der subjective in der Innerlichkeit des Gemüths; 2) der objective im Ausdruck des religiös erfüllten Pathos; 3) der absolute in der Organisation des Processes zur Ordnung eines gemeinsamen Cultus.

I.

Der subjective Proceß.

§. 850.

1) Der subjective Proceß der Religion beginnt mit der unmittelbaren Einheit des Menſchen mit Gott. Der noch geſchichtsloſe Menſch, der noch nicht gehandelt hat, iſt noch mit ſich, mit der Welt, mit Gott in unbefangener Einheit. Der Geiſt aber in ihm läßt ihn ſich als natürliche Individualität wahrnehmen und ſich von der Natur als Geiſt unterſcheiden: er ſchämt ſich. Der Lebensproceß und der Widerſtand der Natur läßt ihn ſeine Beſchränktheit und Bedingtheit erfahren: er fühlt im Schmerz den Widerſpruch des Endlichen. Der Tod endlich läßt ihn beſtürzt daſtehen und regt ihn an, über die Endlichkeit der Erſcheinung hinaus die Exiſtenz des abgeſchiedenen Geiſtes als eines unſterblichen vorauszuſetzen.

§. 851.

2) So fängt die Einheit an, ſich aufzulöſen. Aber erſt durch die Egoität hebt ſie ſich wirklich auf. Der einzelne Geiſt geht aus ſeiner Natürlichkeit in ſich. Dies Inſichgehen iſt nothwendig, denn er muß ſich ſeiner ſelbſt bewußt werden. Dies iſt der freie Unterſchied des Menſchen von Gott. Aber dieſer Unterſchied kann durch die Willkür in die Entzweiung übergehen. Der Geiſt kann böſe werden. Selbſt wenn er hierbei in der Verſuchung ſtehen bleibt, ſo reicht ſie doch hin, ihn erfahren zu laſſen, daß er die Allgemeinheit und Nothwendigkeit ſeiner Freiheit und damit die Einheit zwiſchen ſich und ſeinem göttlichen Weſen actu vernichten könne. Der Unterſchied von Gott wird zur Unfreiheit des Geiſtes.

§. 852.

3) Die Entzweiung des einzelnen Geiſtes mit dem abſoluten Geiſt macht ihn unſelig, denn ſie erfüllt ihn mit dem Gefühl des abſoluten Widerſpruchs. Aus dieſem Gefühl heraus iſt ein

umgekehrtes Insichgehen, als das des Bösewerdens, in ihm möglich, nämlich das des Insichgehens in sein ewiges Wesen. Der Schmerz der Reue verzehrt das negative Thun und reinigt den Geist zur Beseligung der Wiedereinheit mit dem absoluten Geist. Dies Gefühl der Versöhnung mit Gott wird dann auch weiter zum Gefühl der Einheit wieder mit der Welt und mit sich, so daß weder die Endlichkeiten der Natur und Geschichte, noch die eigenen Mängel und Schwächen dieser Seligkeit als dem Selbstgenuß der absoluten Freiheit etwas anzuhaben vermögen.

II.

Der objective Proceß.

§. 853.

Einheit, Entzweiung und Versöhnung des einzelnen Geistes mit Gott sind der wahrhafte Inhalt aller Religion. Dieser Inhalt gibt sich eine objective Existenz durch den Rapport, in welchen sich das religiöse Subject mit Gott setzt. Der Geist sucht ausdrücklich die Schranken zwischen Gott und sich niederzuwerfen und das Endliche, in dessen Täuschung er sich eingelassen, zu vernichten.

Der objective Proceß der Einigung des Geistes mit dem Geist besteht im Allgemeinen darin, daß er ausspricht, Eines mit ihm sein zu wollen. Der Geist ruft dem Geist, vergegenwärtigt ihn sich, sich ihm, schildert ihm seinen Zustand und läßt mit diesem heiligen Sprechen alle Engheit und Besonderheit seines Gemüths auf: er betet.

Indem die Begeisterung ihn durchdringt, wird auch seine Geberde der innern Bewegung und dem gesprochenen Wort gemäß. Er wirft sich nieder in den Staub, er kniet, breitet sehnsüchtig die Arme zur Gottheit aus, tanzt und versucht die Selbstischkeit seines individuellen Lebens durch die festliche Raserei eines gliederlösenden Taumels abzuschütteln.

Den Ernst seines Strebens zur Einigung mit dem Gotte

wurkundet der Geiſt ſchließlich durch das freie Vernichten des Endlichen, das ihm als das Seinige inhärirt. Dies Vernichten beweiſt durch die That, daß der Geiſt von dem Endlichen frei und der Einigung mit dem Gotte würdig iſt. Das Opfer ſteigert ſich daher von Pflanzen zu Thieren, von Thieren zu Menſchen; mit dieſer Spitze geht es von der Aeußerlichkeit in die Innerlichkeit über; an die Stelle des blutigen Opfers treten ſymboliſche Surrogate; der Menſch wendet ſich gegen ſeine eigene Individualität und langt endlich dabei an, den Egoismus ſeiner Geſinnung zu opfern.

III.

Der abſolute Proceß.

§. 854.

Der ſubjective Proceß der Verſöhnung des Geiſtes mit dem Geiſt gibt ſich im Gebet, in Weihhandlungen und im Opfer die Realität eines objectiven Ausdrucks. Wie aber der einzelne Geiſt in der Wirklichkeit ſeiner Erſcheinung nur Glied eines ethiſchen Organismus iſt, ſo muß er auch als religiöſer über ſeine Einzelheit hinaus mit andern Geiſtern ſich identiſch ſetzen. In ſolcher Gemeinſchaft erſt, als Geiſt vom Geiſt gewußt und als ſich ſelbſt in der Einheit des Geiſtes wiſſend, wird der religiöſe Proceß zum abſoluten. Der Gott iſt in ſeiner Gemeinde actu gegenwärtig.

γ) Der ſubjective Proceß der Religion wird von der Gemeinde als ihre identiſche Anſchauung geſetzt und als ihr gemeinſames Werk vollbracht. Die Gemeinde iſt weder eine für die Unterhaltung, wenn auch über Gott und göttliche Dinge, zuſammengetretene Geſellſchaft, eine theologiſche Societät, noch ein Verein zur Bewirkung beſtimmter, wenn auch wohlthätiger, Zwecke. Die religiöſe Gemeinde iſt die nothwendige Einheit der im Grunde der Abſolutheit ihres identiſchen Glaubens Vereinigten. Sie kann mit der natürlichen Einheit der Familie oder mit der vom Bedürfniß erzeugten, inſofern künſtlichen

Einheit der bürgerlichen Gemeinde zuſammenfallen; aber ſie kann auch dieſes Glücks entbehren und ihre Glieder aus verſchiedenen Familien und bürgerlichen Gemeinden in ſich verſammeln. Sie iſt aber, wie die bürgerliche, für ihre Angelegenheiten, autonomiſch und autokratiſch.

2) Der objective Proceß der Religion wird in der Gemeinde zum Prieſterthum. Sie erſchafft ſich ein ſelbſtbewußtes Organ, ſich ihr Weſen, die Einheit ihres Geiſtes, zur Anſchauung zu bringen. An und für ſich iſt freilich die Vermittelung der Verſöhnung das Thun der ganzen Gemeinde, allein durch den Prieſter wird dieſe Vermittelung auch ausdrücklich als Vermittelung geſetzt. Die Prieſter können nicht blos durch ihre Virtuoſität im Beten, in der heiligen Mimik, im Opfern, von den Laien ſich objectiv unterſcheiden, ſo daß ſie nur relativ während des Vollbringens jener Acte aus der Einheit mit ihnen heraustreten, wie namentlich in der natürlichen Gemeinde der Familienvater ſelbſt auch der Prieſter iſt, ſondern ſie können auch durch eine künſtliche Iſolirung eine hierarchiſche Herrſchaft ſich anmaaßen. Dieſe Anmaaßung liegt aber nicht im Begriff des Prieſterthums an ſich. Der Prieſter braucht ſo wenig ein Pfaffe, als ein Souverain ein Despot zu ſein.

3) Die Gemeinde organiſirt die heiligen Handlungen zu lebendigen religiöſen Kunſtwerken, in deren Entfaltung die heiligen Geräthe, Ceremonieen, Bewegungen, Worte und Geſänge zu Momenten ihrer feierlichen Totalität werden. Dieſe Handlungen, die Subſtanz ihres Cultus, vertheilt ſie durch eine periodiſche Abfolge, in deren Epochen ſie, je nach ihrem Standpunct, mit mehr oder weniger Deutlichkeit, den Proceß der Wiedergeburt der Gemeinde durch den Gott ausdrückt. Und dieſe Periodicität bindet ſie endlich an eine beſtimmte Localität, die nicht an ſich heilig iſt, die ſie aber durch ihren Cultus heiligt.

Wie ſie den Einzelnen zum Begehen der heiligen Handlungen reinigt, wie ſie ihn der Gewöhnlichkeit entnimmt, ihn durch ihre Weihe dem Genuß des Göttlichen aufſchließt, wie ſie die Gemeinheit ſelbſt vom Eſſen und Trinken tilgt, wie ſie ſich ihre

eigene Zeit, gleichſam die Ewigkeit in der profanen Weltlichkeit, erſchafft, ſo auch im Raum ihren eigenen Raum.

Mit der freien Natur fängt ſie an, ſchränkt ſich aber durch die Architektur mit Beſtimmtheit in ſich ab, umgürtet den Opferplatz mit Mauern, überdacht den Altar und bringt ſo ein Werk hervor, das ſchon in ſeiner Form das Weſen des Gottes manifeſtirt, deſſen Dienſt es gewidmet iſt. Dieſe Eigenthümlichkeit vermag die Natur niemals auszudrücken. An die Architektur ſchließen ſich die andern bildenden Künſte an und *vergegenwärtigen* dem Geiſt der Gemeinde ſeine Vorſtellungen in ſinnlicher Unmittelbarkeit, ſo daß zuletzt der ſubjectiven Phantaſie wenig mehr zum Nachdichten übrig bleibt.

Wie reich aber auch die Kunſt den religiöſen Cultus ausſchmücke, ſo bleibt doch dieſe ganze Breite ſeiner äſthetiſchen Ausbildung ein verſchwindendes Accidens der Subſtanz aller Religion, der Verſöhnung des ſündigen Menſchen mit dem heiligen Gotte. Dieſe Subſtanz iſt jedoch für das Subject der Veränderung ihrer Erſcheinung je nach dem Standpunct ſeiner theoretiſchen Entwicklung unterworfen.

B.

Die religiöſe Phänomenologie.

§. 855.

Der religiöſe Proceß iſt ein ſolcher, der den *ganzen* Menſchen und die *ganze* Gottheit miteinander in Beziehung ſetzt. Ihre gegenſeitige Entäußerung iſt eine *reale*, nicht ein bloßer Gedanke der Einheit. Allein dieſer Proceß iſt in ſeiner formalen Entwicklung an die *Geſetze* der *Intelligenz* gebunden. Die Religion muß deshalb in den Formen des theoretiſchen Geiſtes für das Bewußtſein erſcheinen. Dieſe Formen ſind die Anſchauung, die Vorſtellung und der Gedanke.

§. 856.

Jede Religion kann durch die Stufenfolge dieſer Formen hindurchgehen und damit den Standpunct ihres Bewußtſeins über ſich verändern, ohne deswegen ihren principiellen Standpunct aufzugeben. Es iſt ein großer Irrthum neuerer Religionsphiloſophen, die Veränderung der theoretiſchen Formen bereits als eine Veränderung der Religion ſelber anzuſehen. Die Chineſiſche Religion z. B., nämlich die Staatsreligion, iſt weſentlich noch Zauberreligion; dieſe niedrige Stufe hat ſie jedoch nicht gehindert, dieſelbe durch alle Geſtalten der theoretiſchen Intelligenz hindurchzuführen. Die Religionsphiloſophie der Chineſen hat immer noch den Magismus zu ihrem Inhalt. Zu ſagen, daß ihre Philoſophie noch nicht wirkliche Philoſophie ſei, iſt eine leere Ausflucht. Die Chineſiſchen Philoſophen haben ſo gut gedacht, als die Griechiſchen und Chriſtlichen, allein ihr Denken bewegt ſich principiell innerhalb der Chineſiſchen Weltanſchauung und hat an derſelben ſeine Schranke. Es iſt gerade ſo mit den heutigen katholiſchen Religionsphiloſophen. So hoch ſie ſtehen, den Chineſen gegenüber, ſo müſſen ſie doch auch noch dem Magismus huldigen, da er im kirchlichen Exorkismus, in der materiellen Transſubſtantiation, in der Seelmeſſe und in der Prieſterweihe ſie noch bedingt. Oder wie hoch ſteht nicht ein Proklos in der Speculation und doch iſt er principiell nicht über den Standpunct des Helleniſchen Polytheismus hinaus. Wir ſagen zwar, daß er die Götter allegoriſirte, allein er ſelber verhielt ſich zu ihnen nicht als zu Allegorieen, denn wir wiſſen, daß er ſo gut, als Apollonius von Tyana, ſorgfältig ihnen allen ihre Opfer, Weihungen und Gebete mit kalendermäßiger Scrupuloſität darbrachte und den Philoſophen für den Hierophanten aller Culte erklärte.

§. 857.

Da eine empiriſche Religion allen Zufälligkeiten der Geſchichte unterworfen iſt, ſo wird es möglich, daß ſie in ihrer Entwicklung jene Formen theils nicht in conſequenter Reinheit

theils nicht vollſtändig zur Darſtellung bringt. Jenes nicht, wenn ſie mit einer andern Religion ſich vermiſcht, wie z. B. die Jüdiſche erſt aus dem Aegyptiſchen, dann aus dem Phöniziſchen, dann aus dem Perſiſchen Cultus Elemente in ſich aufnahm; dieſes nicht, wenn ſie von einer andern, höher ſtehenden Religion in ihrem Gang unterbrochen wird, wie es z. B. der Fall iſt mit allen Religionen der Naturvölker, die von den Europäern beſiegt und damit dem Chriſtenthum zugeführt werden.

§. 858.

So lange eine Religion auf dem Standpunct 1) der Anſchauung ſteht, iſt ſie Gefühlsreligion; 2) auf dem Standpunct der Vorſtellung nennen wir ſie Phantaſiereligion; 3) auf dem des Denkens Begriffsreligion.

§. 859.

1) Das religiöſe Gefühl wird durch die Aufmerkſamkeit zur Anſchauung befreiet und ſeinem Inhalt nach a) theils in zufällige Dinge — als Fetiſche; b) theils in die Elemente; c) theils in organiſche Geſtalten gelegt. Aus der Thierform geht der Bildungsweg hier durch halbthieriſche Geſtalten und durch phantaſtiſche Mißformen doch ſchon der menſchlichen Geſtalt mit rohen Andeutungen entgegen. Weil die Religion dieſe Formen unmittelbar aus der Natur aufnimmt, ſo nennen wir ſie auch auf dieſem Standpunct Naturreligion.

§. 860.

2) Die Anſchauung wird durch ihre Verinnerung zum Bilde und das Bild kann durch die ſubjective Freiheit des Geiſtes in die mannigfachſte freie Combination gebracht werden.

Der Geiſt geht nun über die unbeſtimmte Hypoſtaſe der Gottheit in Steinen, Bergen, Quellen, Thieren, Stangen, Fratzen u. dgl. zur beſtimmten Perſonification fort, indem er ſich die abſolute Geſchichte der Welt, ihre Entſtehung, ihre dermalige Exiſtenz und ihren einſtigen Untergang in einem gewiſſen Zuſammenhang vorſtellt. Dieſe Vorſtellung iſt der My-

thus, der als primitiver wesentlich kosmogonisch ist und erst allmälig zum heroisch-ethischen übergeht, bis auch dieser in den allegorischen sich auflöst. Im Mythus werden die Götter zu Momenten des totalen Processes und empfangen nun durch die Phantasie die individuelle Ausbildung der Rolle, die ihnen von einer Religion für die Welterbauung, Weltregierung und Weltauflösung zugetheilt ist.

An die Götter reihen sich die Symbole als Ausdruck ihrer besondern Functionen und als Formen des Rapportes an, welchen die Menschen mit ihnen unterhalten. Man kann freilich sagen, daß die Steine, Bäume, Wasserfälle, Thiere u. s. f. für die Naturreligion insofern einen symbolischen Charakter haben, als sie in diesen endlichen Gestalten sich die unendliche Gottheit zur Anschauung bringt. Allein ein Symbol als Projection einer Vorstellung in einer Anschauung entsteht erst mit der Mythik. Erscheint es mit dem Gott in persönlicher Verbindung, so ist es sein Attribut; da es aber als ein einzelner Gegenstand, als ein Ei, ein Schlüssel, eine Peitsche, ein Rad, eine Schaale, ein Scepter, eine Mauerkrone, eine Frucht u. s. w. auch isolirt werden kann, so ist es auch der selbstständigen Darstellung fähig.

Der Mittelpunct aller religiösen Phantasie ist der mythologische Anthropomorphismus. Weil die Gestalt des Menschen die concrete Form der Existenz des Geistes ist, so arbeitet die Phantasie dieselbe aus der anfänglichen Vermischung mit Thierformen und monströsen Ungeheuerlichkeiten, die in Vielgliedrigkeit oder Verzerrung dem Gott seine Transcendenz zu sichern bemüht sind, immer klarer heraus.

Die Religion ist für ihre Gestaltung durch ihren principiellen Standpunct gebunden. Es ist jedoch zu bemerken, daß die Phantasie in der Ausgestaltung der religiösen Fundamentalformen den Gesetzen der Schönheit zu folgen strebt und durch ihre ästhetische Consequenz die Mythen und Symbole allmälig umbildet.

§. 861.

3) Die Kunstreligion der Phantasie hebt sich durch sich selbst auf, indem durch sie der Inhalt einer Religion der Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Denkens zugeführt wird. Erst zwar befestigt die Kunst einen Glauben, dann aber verräth sie denselben, weil sie ihn durch die Schönheit faßlich macht. Erst schafft sie ihm einen imponirenden Nimbus, dann löst sie ihn selbst in die Vermenschlichung auf und befreundet die Menschen mit den erst unnahbaren Göttern. Der Geist als der die Kunst producirende verliert sich in ein Spiel mit der Anschauung und Vorstellung, während doch der Inhalt der Religion seiner subjectiven Freiheit entnommen sein sollte. Viele Religionen suchen sich daher auch instinctiv gegen solche Auflösung durch kanonisch fixirte Typen ihrer Göttergestalten und Symbole zu schützen, was aber den Geist nicht aufhält, zur Entsinnlichung der Religion fortzuschreiten und ihr Wesen sich in der Form des Begriffs zur Erscheinung zu bringen.

Den Uebergang aus der Epoche der Phantasie zur Epoche des Begriffs nennen wir die Aufklärung schlechthin, weil der Geist sich durch den Gedanken klar wird, daß alles Endliche und Vergängliche nur ein Bild und Gleichniß des an und für sich ewigen, in sich unendlichen Geistes zu sein vermag. Der Dogmatismus der positiven Religion wird durch den Skepticismus eines relativen Atheismus in allen seinen Widersprüchen erschüttert. Der Zweifel am Glauben reinigt den Glauben von seinen Vorurtheilen, Mißverständnissen und logischen Unförmlichkeiten. Aller Atheismus ist bedeutungsvoll nur als Form einer berechtigten Polemik gegen Entstellungen des religiösen Ideals, als absolut aber ist er ohnmächtig, wenn nicht gar lächerlich.

Die Auflösung der Vorstellung in den Begriff ist nicht eine Auflösung in Nichts, sondern die Entwicklung des Inhalts der Vorstellung zur abstracten Form des Gedankens. Abstract nennen wir diese Form, der Bildlichkeit der Phantasie gegenüber. Im Verhältniß aber zur Freiheit des Geistes ist sie die concretere. Der denkende Geist kann daher sowohl die Anschauung der Na-

turformen als die Vorſtellung und die aus ihr wieder hervorgehenden Anſchauungen mit vollkommenem Verſtändniß genießen. Die religiöſe Kunſt vermag noch fortzubeſtehen, wenn auch die Geſchichte einer Religion bereits bei ihrem Begreifen, beim Philoſophiren über ſie angelangt iſt.

C.

Das Syſtem der Religionen.

§. 862.

Der religiöſe Proceß des Einzelnen wie der Gemeinde durchläuft alſo in ſeiner theoretiſchen Geſtaltung die Phaſen der Anſchauung, der Vorſtellung und des Gedankens. Dieſe Geſchichte kann in jeder Religion ſich entwickeln und ſogar in den verſchiedenen Perioden der einzelnen ſich relativ und concentriſch wiederholen. Von dieſer Geſchichte iſt die Geſchichte der Religion zu unterſcheiden, wie ſie das Weſen des religiöſen Proceſſes zur welthiſtoriſchen Erſcheinung bringt. Es exiſtiren nicht unbeſtimmt viele Religionen, ſondern durch das Weſen des Geiſtes iſt die Mannigfaltigkeit ihrer Geſtaltung eben ſowohl ſyſtematiſirt, als die Geſtaltabänderungen der Pflanze und des Thiers, des Staats und der Kunſt.

Der Unterſchied der Religionen beruht nämlich auf dem Begriff des Geiſtes. Der abſolute Geiſt iſt die Einheit ſeiner als der abſoluten Subſtanz mit ſich als dem abſoluten Subject. Es iſt ſchon geſagt worden, daß keine Religion zu exiſtiren vermag, ohne dieſen Inhalt zu haben. Alle Religionen ſind hierin identiſch; ſonſt wären ſie gar nicht Religion. Allein eben in jenem Begriff liegt die Möglichkeit, ſeine Einheit in eines ſeiner Momente zu legen, ſtatt ſie in ihrer idealen Totalität zu faſſen. In der Geſchichte der Religion werden die Momente als Einſeitigkeiten mit aller Entſchiedenheit ausgebildet, bevor ſie ſich

als Einheit für sich setzen. Und innerhalb dieser Einheit wiederholt sich dann beständig jene Unterscheidung, wie ihre Aufhebung in immer neuen Formen. Einen so gestaltlosen Pantheismus oder so naturlosen Monotheismus, als viele Compendien in ihren Paragraphen darbieten, hat es in der Wirklichkeit nie gegeben.

§. 863.

Die Religion ist daher 1) die Religion der absoluten Substantialität; 2) die Religion der absoluten Subjectivität; 3) die Religion der absoluten Geistigkeit.

§. 864.

Die Religionen, die auf dem ersten Standpunct stehen, nennen wir auch mit einem technisch gewordenen Ausdruck ethnische; die auf dem zweiten befindlichen *monotheistische*; die auf dem dritten *christliche*.

Die beiden ersten Formen bilden unter sich einen symmetrischen Gegensatz, der sich in der dritten aufhebt.

§. 865.

Eine gründlichere Untersuchung geschichtlicher Religionen wird immer zeigen, daß jede die wesentlichen Elemente der Religion überhaupt enthält. Jede hat ein kosmologisches, anthropologisches, prophetisches, soteriologisches und eschatologisches Moment. Die specifische Modalität jedoch, in welcher eine einzelne Religion diese besonders Bestimmungen der Religion überhaupt zur Erscheinung bringt, ist eine unendlich mannigfaltige. Die Wissenschaft der Religion kann sich daher für die Eintheilung nicht durch die Particularität der localen Modification bestimmen lassen. Wenn aber diese untergeordnete Rücksicht verlassen und zu einer logischen Eintheilung übergegangen wird, so ist sehr wohl zu bemerken, daß eine blos *formal logische* Ableitung ungenügend bleiben und die logische Ableitung vielmehr zugleich eine *reale* sein muß.

Der Unterschied der Religionsformen läßt sich als Unterheil

ſo ausdrücken, daß 1) der Ethnicismus auf dem aſſertoriſchen Urtheil beruhet: der Menſch iſt Gott, weil bei ihm die Wirklichkeit des ſubjectiven Momentes immer in den einzelnen Menſchen fällt, in den Zauberer, in den Brachmanen, in den Lama, in den Mithrastämpfer u. ſ. w. Die Subſtanz als das allgemeine Sein zerſtreuet das Moment der Subjectivität in die Vielheit von Subjecten, deren keines ſie nach ihrer ganzen Tiefe erſchöpft. 2) Der Monotheismus beruhet auf dem kategoriſchen Urtheil: Gott iſt Gott, weil bei ihm die Beſtimmung, daß Gott Subject iſt, die Beſtimmung der Subſtantialität erſt als Folge ſetzt. Gott iſt ſich ſelbſt Subject und daher über die ſteinernen, hölzernen, ſilbernen und goldenen Götter des ethniſchen Cultus unendlich erhaben. Er weiß ſich als den Einen, widerſtandloſen, als den in allem Wechſel ſich Gleichen, der da iſt, der da war und der da ſein wird. Die Exiſtenz des Menſchen iſt ein Werk ſeiner Gnade und der Menſch vermag zu ihm, dem abſoluten Willen, nur bittend ſich zu verhalten, nicht aber irgendwie ihn magiſch zu beſtimmen, wie der Ethnicismus dem Menſchen ſolche theurgiſche Macht vindicirt. 3) Das Chriſtenthum endlich beruhet auf dem Urtheil: Gott iſt Menſch. Die Subſtanz iſt an und für ſich Subject. Die Wirklichkeit der Subjectivität fällt primitiver Weiſe in Gott, wie im Monotheismus, aber ſo, daß zugleich das Weſen des Menſchen als mit der Subſtantialität Gottes identiſch gewußt wird, auf welcher Identität, jedoch als einer unmittelbaren, der Ethnicismus beruhet. Weil Gott ſeinem Weſen nach Menſch iſt, ſo wird er es auch und manifeſtirt ſich dadurch als Geiſt.

§. 866.

Die Menſchwerdung Gottes iſt daher für alle Religionen das Centrum ihrer Geſtaltung. Die ethniſchen ſo gut als die monotheiſtiſchen haben die Tendenz zum Chriſtenthum. Die kämpfenden, leidenden und ſterbenden, aber auch aus ihrer Erniedrigung wiederauferſtehenden Götter des Ethnicismus, ein Wishnu, Mithras, Oſiris, Adonis, Melkarth, Herakles, Dionyſos u. ſ. w., ſind an ſich daſſelbe Element, wie der verkannte

Prophet, der geſchmähete, kranke und leidende Meſſias, der Friedefürſt des Monotheismus. Nicht die abſtracte Anthropologie und nicht die abſtracte Theologie, ſondern die concrete Theanthropologie iſt die Wahrheit aller Religion.

§. 867.

Der Glaube der Religion iſt ſchon die abſolute Gewißheit der abſoluten Wahrheit, allein er iſt es noch in der Form des Gefühls, der Anſchauung, der Vorſtellung, der Auctorität, der Tradition. Dieſe Formbeſtimmtheit iſt nicht nur kein Vorwurf für die Religion, ſondern ein nothwendiges Moment ihrer Bildung, dem ſie ſo wenig, als jeder andere Inhalt des Geiſtes, auszuweichen im Stande iſt. Die Religion ſelber iſt es, die aus der Sphäre der Phantaſie in die des Begriffs übergeht und ſo zur Wiſſenſchaft wird. Die Wiſſenſchaft wird zur Kritik der poſitiven Religion und zur ideellen Reconſtruction des Univerſums.

Dritter Abſchnitt.

Das Wahre und die Wiſſenſchaft.

§. 868.

In der Religion befreiet ſich der Geiſt von aller Aeußerlichkeit und Endlichkeit ſeiner Geſchichte und von dem ſinnlichen Element, worin er als künſtleriſcher noch die maaßvolle Erſcheinung des Abſoluten hervorbringt. Der religiöſe Geiſt kann auch das Schöne in ſich aufnehmen, allein in ſeiner Tiefe iſt er darüber hinaus. Er kann aus goldenen und ſilbernen Schaalen opfern, allein nicht auf ſie, nur auf das Opfer und zuletzt nicht auf die Materie des Opfers, ſondern auf das Herz des Opfernden kommt es an. Aber die ganze Religion beruhet auf einer Vorausſetzung, nämlich, daß Gott ſei. Der Glaube freilich zweifelt nicht daran, allein der Zweifel entwickelt ſich aus ihm und es entſteht für den erſcheinenden Geiſt die Frage nach der Wahrheit des religiöſen Glaubens. Wie derſelbe im Beſondern beſtimmt ſei, iſt hierbei zunächſt gleichgültig, denn ob der Menſch zu einer Puppe, zur Sonne, zu einem Thier, zu dieſem oder jenem Gott, zu einem als unſichtbar vorgeſtellten geſtaltloſen Weſen u. ſ. w. bete, macht hierin keinen Unterſchied. Immer ſetzt er die Gottheit als im Sein, im Wiſſen und Wollen abſolut voraus.

§. 869.

Das abſolute Intereſſe des Geiſtes concentrirt ſich daher in dem Problem, ob er als abſoluter exiſtire? Die Wiſſenſchaft enthüllt dem Menſchen ſo viel Illuſionen und es fragt ſich,

ob nicht die Voraussetzung des Glaubens, daß die absolute Substanz als absolutes Subject existire, ebenfalls nur eine Illusion sei? Auf der Wahrheit jener Voraussetzung basiren sich die wichtigsten Acte und Thaten der Menschheit. Daß kein Osiris, kein Zeus, kein Baal, kein Ahuramazdao, kein Brahma u. s. w. so existiren, wie sie vorgestellt werden, diese Falschheit ist es nicht, die in's Gewicht fällt, denn mit allen jenen Vorstellungen ist immer das absolute Wesen gemeint. Der wahre Gott ist der allnamige, der allverstehende, der allgegenwärtige. Die Falschheit, die es hier gilt, ist die, daß die Menschheit in der Religion den Standpunct einer relativen Verrücktheit einnehme, insofern sie sich darin nur zu einer von ihr gemachten, aus ihrer Unwissenheit und Unbehülflichkeit entsprungenen Vorstellung verhalte, die einen Mißverstand der Philosophie involvire, indem nur der Mensch selber der absolute Geist sei.

§. 870.

Dies Problem der speculativen Theogonie, den Beweis für das Dasein Gottes zu behandeln, ist die höchste Aufgabe der Philosophie und sie ist eben darum auch Theologie im erhabensten Sinn.

Die Lösung dieses Problems kann aber nicht empiristisch gelingen; indem man einige Momente aus dem phänomenologischen Gange einer Religion herausgreift und dieselben einer einseitigen Kritik unterwirft.

Es erhellt vielmehr, daß die Idee in der Entwicklung der Totalität ihrer Momente allein die würdige Lösung jenes Problems anbahnen kann, auf dessen Schaale gewogen alles menschliche Wissen erst recht gewogen wird. Wie sinkt gegen ihren Ernst alle Kleinmeisterei der Gelahrtheit, aller scholastische Wust der Philosophasterei in Nichts zusammen!

Die systematische Darstellung der Philosophie ist der Versuch, die eigene Organisation der Idee so darzulegen, daß sie als die in sich fortschreitende, sich selbst fortgestaltende erscheint. Das Wissen schauet deshalb hier, am Ende der Entwicklung, auf seinen Anfang zurück und geht aus der Dialektik aller Processe

der Idee in ſich als in ihr einfaches und unſinnliches Emphyreum zurück.

§. 871.

Die gefundenen Haupturtheile ſind 1) die Vernunft iſt das Abſolute; 2) die Natur iſt das Abſolute; 3) der Geiſt iſt das Abſolute.

Dieſe Urtheile haben ſich uns in ihrem Zuſammenhange dahin erwieſen, daß 1) die reine Vernunft als Begriff der Idee ſich nicht als das Abſolute ſchlechthin, ſondern nur als das logiſche Abſtractum des Abſoluten manifeſtirte; daß daher 2) die Natur, weil der Begriff der Vernunft in ihr zu objectiver Exiſtenz gelangte, als das Abſolute geſetzt werden mußte, die Entwicklung aber der Natur an ihrem Element, dem Raum, der Zeit und der Materie, ihre Schranke offenbarte, deren Aeußerlichkeit ſich 3) im Geiſt aufhob, weshalb der Geiſt nunmehr als das Abſolute erſchien.

Allein im Geiſt entdeckte ſich der Unterſchied a) des ſubjectiven; b) des objectiven; c) des abſoluten. Der ſubjective entſprach dem Begriff der Abſolutheit nicht, weil er noch von der Natur abhängig iſt und von ihrer Beſchränkung durch ſeine Arbeit und Bildung ſich befreien muß. Der objective taucht das Individuum im Strom der Gattung unter, allein eben dieſe Gattung iſt auch nicht abſolut, da ſie eine Geſchichte hat. Die Geſchichte hebt ſich in der Geſchichte durch den Cultus des Schönen, Heiligen und Wahren auf. Dieſer Cultus erhebt den Geiſt über die Unruhe des Werdens und Thuns in die Sphäre des Ewigen und gerade hier iſt es, wo das Univerſum ſich als das gottbeſeelte manifeſtirt, indem das Urtheil ſich ſchließlich als apodiktiſches ſo geſtaltet: der abſolute Geiſt, der ſich als den abſoluten weiß, iſt Gott.

Gott iſt der abſolute Geiſt.

Der Menſch kann auch nicht auf dem Standpunct der Gattung ſich das Prädicat des abſoluten Geiſtes geben, denn in der politiſchen Freiheit iſt er unendlich bedingt; in der Production des Schönen von ſeiner Genialität, im Genuß der Kunſt vom

Zufall ihrer Existenz, in der Religion von der welthistorischen Tradition, in der Wissenschaft von seinem Suchen und Forschen und von äußerlichen in der Natur gegebenen Schranken abhängig. Das Studium der Wissenschaft, mit dem ihr gebührenden Ernst getrieben, vernichtet den Dünkel der Selbstvergötterung am Gründlichsten und läßt erkennen, daß dem erscheinenden Geist wohl die Absolutheit zukommt, weil er Geist ist, daß aber der absolute Geist schlechthin nur Gott als das absolute persönliche Wesen ist, welches durch diese Absolutheit als die Einzigkeit seiner unerschaffenen, ungewordenen, ewig sich gleichen, das All raum- und zeitlos durchathmenden Individualität allen endlichen, gewordenen, geschichtlichen und beschränkt individuellen Geistern ungleich ist.

§. 872.

Hier ist daher der organische Ort, wo die Geschichte der Philosophie sich entwickeln kann, denn diese Geschichte ist die selbstbewußte Erinnerung des Menschengeistes an alle die Kämpfe und Anstrengungen, die er schon gemacht hat und noch machen wird, sich des Inhalts der absoluten Wahrheit auch in absoluter Form gewiß zu werden. Aus der kritischen Geschichte der Geisterschlachten und Gedankenrevolutionen der Menschheit muß sich dann als Resultat der Standpunct ergeben, auf welchem das relativ letzte System steht; das relativ letzte, weil immerfort der in sich unendliche, rastlos thätige Geist neue Philosophieen und neue Systeme hervorbringen wird, denn nur im Hervorbringen vermag seine göttliche Natur sich genugzuthun.

Erläuterungen.

Wenn Regierungen den Kammern Gesetze zur Berathung vorlegen, so pflegen sie denselben die Motive hinzuzufügen. In diesem Sinn der Motivirung der hier gemachten Vorlage, eines Codexes der Gesetze der Vernunft, der Natur und des Geistes, sei es erlaubt, einige Erläuterungen hinzuzufügen.

Nachdem ich in den Jahren 1848 und 1849 zu Berlin in der Erfahrung des Weltlaufs wieder einen großen Schritt vorwärts gethan hatte, ward mir das Glück zu Theil, wieder in meine Professur nach Königsberg zurückkehren zu dürfen. Aus dem Tumult der Revolution, aus den Berathungen des Staatsministeriums, aus dem Kampf parlamentarischer und anderer Verhandlungen, aus der Mitte einer leidenschaftlich bewegten Hauptstadt, in die Stille meiner Faustischen Einsiedelei zurückgerettet, ward ich dazu gedrängt, meine frühern wissenschaftlichen Errungenschaften einer Gesammtrevision zu unterziehen und mir für mein Amt gleichsam eine neue Verfassung zu geben. Schon als ich in Berlin den Entschluß faßte, den grünen Tisch im Ministerium wieder mit meinem Katheder zu vertauschen, regte sich in mir der lebhafteste Wunsch nach einer solchen Selbstkritik und wissenschaftlichen Befestigung. Allein sehr begreiflich fand ich in Berlin nicht die Muße zu solcher Retroperspective; es blieb bei vereinzelten Ansätzen in einigen ruhigeren Augenblicken; hier im contemplativen Königsberg aber ging ich ungesäumt an's Werk.

Der Grund seiner Ausarbeitung hängt also zunächst mit meiner Geschichte psychologisch zusammen, mich wieder ganz in der Wissenschaft heimisch zu machen, mir in ihr eine klare Stellung und meinen Zuhörern endlich ein oft von ihnen gewünschtes Handbuch zu schaffen.

Für meine Zuhörer hatte ich früher im Allgemeinen Hegel's Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften als Handbuch vorausgeſetzt. Noch 1845 hatte ich deſſen Verlagshandlung zu einer Neuausgabe in Einem Bande vermocht und dieſelbe rechtfertigend bevorwortet.

Es waren aber mehre Uebelſtände damit allmälig verbunden:

1) die ungleiche Ausführung der einzelnen Theile;

2) die den Text begleitende, zwiſchenlaufende, auf den damaligen Stand der Wiſſenſchaft, ja auf damalige Zeitverhältniſſe bezügliche Polemik;

3) das Mißverhältniß zu einzelnen Ausführungen der ſpäter gedruckten Vorleſungen über die Aeſthetik und Religionsphiloſophie;

4) das Verhältniß der Hegel'ſchen Arbeit zu den inzwiſchen von ſeiner Schule wie von den Gegnern derſelben gemachten Fortſchritten der Wiſſenſchaft, nach welcher nicht Weniges, namentlich in der Naturphiloſophie, der Umgeſtaltung bedurfte.

Ich habe nun ſeit einigen zwanzig Jahren alle Disciplinen der Philoſophie in den mannigfaltigſten Formen vorgetragen und mir vorgeſetzt, einige derſelben ausführlicher zu behandeln, wie ich dies auch dem Publicum im Vorwort zum fünften Band meiner Studien am 15. September 1847 ausſprach. Dieſe Darſtellungen werde ich zwar mit wiſſenſchaftlicher Strenge, jedoch in einer freien Form halten, für welche mir als Ideal eine Vereinigung der Göthe'ſchen Anmuth und Klarheit in didaktiſchen Auseinanderſetzungen mit der dialektiſchen Kraft und architektoniſchen Geſtaltungsfülle der Hegelſchen Phänomenologie vorſchwebt.

Um jedoch ſolchen Monographieen den Boden zu bereiten, ſchien es mir ſehr zweckmäßig, eine kurze ſcholaſtiſche Darſtellung der Wiſſenſchaft überhaupt voranzuſchicken, weil ich dadurch der läſtigen Breite überhoben würde, das Verhältniß jeder Monographie zur ſyſtematiſchen Totalität in's rechte Licht zu ſtellen.

So habe ich denn dies Syſtem der Wiſſenſchaft zum Prodromus größerer Arbeiten gemacht. Ich habe alle kritiſche Auseinanderſetzung, die ſonſt ſo vielen Raum einzunehmen

pflegt, aus ihm fortgelassen und die That reden lassen. Ich wünsche, daß meine Arbeit als der Versuch Anerkennung finden möge, die speculative Wissenschaft in ihren Hauptmomenten klar und organisch entwickelt zu haben. Als eine Probe der Klarheit würde ich die Uebersetzung dieses Buchs in andere Sprachen ansehen. Ich denke hierbei zunächst an die Engländer und Franzosen, die in diesem Buch die wichtigsten Resultate der Deutschen Wissenschaft zusammengedrängt finden würden. Ich habe Unglück im Uebersetztwerden. Die Uebersetzer haben Arbeiten von mir übersetzt, von denen ich es nicht erwartete, aber solche nicht, bei denen ich es gewünscht hätte. Und auch sonst hatte ich kein Glück dabei. Meine Encyklopädie der theologischen Wissenschaften wurde z. B. gerade in dem Augenblick nach der ersten Ausgabe in's Dänische übersetzt, als ich eben den Druck einer zweiten wesentlich verbesserten und umgearbeiteten hatte anfangen lassen! Möge diese Schrift ein günstigeres Geschick haben!

Zur Erläuterung derselben bemerke ich nun im Besondern Folgendes:

Bei der Benennung der drei Hauptwissenschaften der Vernunft, der Natur und des Geistes habe ich die alten Benennungen der Griechen: Dialektik, Physik und Ethik in Erinnerung gebracht, um der Wahrheit jener Trichotomie auch die Auctorität der Geschichte hinzuzufügen.

Die Reform, die ich mit der logischen Wissenschaft vorgenommen, ist von mir historisch-kritisch begründet im dritten Theil meiner Studien, Leipzig 1846 unter dem Titel: Die Modificationen der Logik, abgeleitet aus dem Begriff des Denkens.

So viel mir bekannt ist, existirt außer meiner Schrift keine ähnliche, worin nämlich alle Möglichkeiten der Formation principiell erschöpft und die Verschiedenheit der Gestaltung immer auch als eine geschichtliche Thatsache nachgewiesen worden. Trendelnburg hat sich im Vorwort zu seiner Geschichte der Kategorienlehre, Berlin 1846, p. IX., etwas abfällig über mein

Unternehmen geäußert, indem er darin nur Collectaneen der logischen Literatur mit dialektischen Ueberschriften erblickt. Ich hoffe von dem liebenswürdigen Historiker, daß er jetzt schon besser über meine Arbeit denkt, nachdem er sich durch genaueres Eingehen überzeugt haben wird, daß ich keine Geschichte der Logik habe schreiben und mit ihm nicht habe rivalisiren wollen. Daß meine scharfe Zeichnung der besondern Gestalten der Logik mit ihrem literarischen Nachweis allerdings auch dem Historiker nützen könne, habe ich mit Vergnügen aus der interessanten Schrift des Herrn Prantl in München ersehen: Die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philosophie. München 1849.

Wenn aber die von mir vorgenommene Reform der Logik in ihrer Ausführung auch mir angehört, namentlich der ganze dritte Theil, den ich als die Lehre von der Idee die Ideologie genannt habe, so ist doch der Keim meines Gedankens nicht mein Eigenthum, sondern gehört in seinem Ursprung Hegel selber an.

Als ich 1840 dessen philosophische Propädeutik herausgab, wurde ich außerordentlich von der Eintheilung frappirt, die er in der Oberclasse von der Logik gegeben S. 150 bis 169, nämlich:

1) als ontologische Logik:
2) als subjective Logik;
3) als Ideenlehre.

Seitdem ließ mich dieser Gedanke nicht mehr los. Die Art jedoch, wie Hegel den Begriff des Lebens und des Erkennens auch dort behandelt, machte mir fortwährend viel Schwierigkeit, bis ich Hegels Irrthum in dieser Hinsicht klar einsah. Ich hoffe, daß meine Darstellung die logische Ideenlehre für immer von ihr fremdem Inhalt gereinigt hat. Wie die Idee des Lebens positiv zu behandeln sei, habe ich im Abriß der Biologie in diesem System §. 450—68 gezeigt; das analytische und synthetische Erkennen hat §. 650; die Idee des Guten im Eingang des Begriffs des objectiven Geistes §. 663—89, in höherer Potenz aber als der Begriff des Heiligen in der Religion, den

organischen Ort gefunden.' Die Iwenlehre ist merkwürdiger Weise noch von Niemand in der Hegelschen Schule bearbeitet worden und man wird mir die Unvollkommenheiten meiner Neugestaltung auch aus diesem Grunde nicht zu hoch anrechnen dürfen.

Was die Begründung meiner Darstellung der Metaphysik anbetrifft, so habe ich dieselbe in Noack's Jahrbüchern für speculative Philosophie I, f. p. 167 — 183 unter dem Titel gegeben: Die Metaphysik in Deutschland seit 1831. Eine kritische Uebersicht.

---

§. 79. Die wichtige Lehre von den Maaßverhältnissen habe ich weiter ausgeführt in der Abhandlung: Die Knotenlinie der Maaßverhältnisse, in meinen Studien, Thl. II. 1844, S. 62 — 95; wo auch viel Beispiele gegeben sind.

Die Einleitung in die Naturphilosophie habe ich auch nach einer Darstellung vom Jahr 1843 ausführlicher in meinen Studien V, 1848, S. 233 — 269 abdrucken lassen. Hier habe ich auch S. 270 — 83 eine Uebersicht der Schriften zur Naturphilosophie 1832 — 42 gegeben.

Die §. 306 — 308 enthaltenen Gedanken über das Uebel in der Natur und seine Ueberwindung durch die Geschichte sind ausgeführt in meiner Abhandlung: Die Verklärung der Natur, eine skeptische Untersuchung, 1836; abgedruckt in meinen Studien, Berlin, I, 1839, S. 155 — 205.

---

§. 310. Für die Eintheilung der Natur ist mein Aufsatz: Hegel's Eintheilung der Naturwissenschaften in meinen Kritischen Erläuterungen des Hegel'schen Systems, Königsberg 1840, S. 91 — 106 zu vergleichen.

Ebendaselbst S. 107 — 136 ist die Lehre vom Raum und von der Zeit ausgeführt.

Für die Naturphiloſophie hat die Hegel'ſche Schule unglaublich wenig gethan und gerade für ſie iſt das Meiſte zu thun. Nichts hat Hegel's Philoſophie ſo ſehr beim großen Publikum geſchadet, als einige naturphiloſophiſche Paradoxien, die von ſeinen Schülern überall debitirt wurden, ohne über ſie hinauszukommen. Es blieb mir daher, beim Mangel faſt aller Vorarbeiten, nichts übrig, als die ganze Naturphiloſophie umzuſchmelzen und neu zu geſtalten. Nächſt der Theologie iſt dieſer Theil meines Buchs vielleicht ſein wichtigſter. Ich glaube darin den Principien und der Methode Hegel's treu geblieben zu ſein und bilde mir nicht etwa ein, eine neue Philoſophie der Natur geſchaffen zu haben. Ich beſchränke mein Verdienſt theils auf den Zufall, daß ich eine leidenſchaftliche Liebe zur Natur und daher viel Phantaſie für dieſelbe beſitze, während es Hegel mehr nur in die Tiefe des Geiſtes zog; theils darauf, eine Kenntniß der Reſultate der empiriſchen Naturforſchung unſerer Tage haben erwerben zu können. Und auch hier iſt mein Verdienſt nur ein halbes, denn ich verdanke dem Umſtande ſehr viel Anregung, daß meine Facultät mich mit den herrlichſten Zierden der Naturwiſſenſchaften, einem Baer, Beſſel, Meyer, Rathke, Moſer, Dulk, Neumann, Jacoby, Burdach, in Berührung gebracht und mir dadurch viel Unterweiſung gewährt hat, die ſich lange in unſerer trefflichen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft concentrirte. Ich ſage: concentrirte, denn leider ſcheint auch ſie ſeit 1848 ſich noch nicht wieder ganz erholt zu haben. Jener trefflichen Männer, von denen Baer jetzt in Rußland weilt, Beſſel und Burdach traurig dahingeſchieden ſind, und dieſer vielſeitig belehrenden Geſellſchaft, kann ich daher nicht umhin, hier auf das Dankbarſte zu erwähnen.

Gleich die Belehrung über die rückſchreitende Metamorphoſe §. 464 verdanke ich theils der mündlichen Mittheilung, theils der von ihm über dieſen Gegenſtand herausgegebenen ausführlichen Abhandlung meines verehrten Collegen Rathke.

Es hätte ſcheinen können, als wenn nach Humboldt's Kosmos eine Naturphiloſophie überflüſſig werden dürfte. Allein

da Humboldt wesentlich deskriptiv verfahren mußte, um eine physische Welterbeschreibung zu liefern, so gehen seine Interessen mit denen der Philosophie in Ansehung der Methode und Darstellung auseinander. Dies ist auch schon begriffen in Dr. Gustav Biedermann: die speculative Idee in Humboldt's Kosmos. Ein Beitrag zur Vermittelung der Philosophie mit der Naturforschung. Prag 1849. In dieser sinnigen Schrift ist auch Hegel's speculative Tendenz würdig anerkannt.

Dem Abschnitt, die Gestalt der Erdoberfläche, §. 491 bis 515, hoffe ich, wird man die Liebe anfühlen, mit welcher ich ihn gefertigt habe. Wie unendlich viel ich in diesem Theil der Wissenschaft den unsterblichen Heroen der Geographie, der Trias Humboldt, L. v. Buch und Ritter verdanke, brauche ich hier kaum noch zu sagen, wenn ich nicht gern auch öffentlich diesen großen Männern für die Entzückungen danke, die sie meinem wissensdurstigen Geist bereitet. Aber ich muß auch noch zwei andern Deutschen danken: Kohl und Kapp. Kohl's Werk heißt: der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Mit 24 Steindrucktafeln. Dresden und Leipzig 1845. Dies classische Werk scheint mir noch gar nicht so unter uns bekannt und von Geographen, Historikern und Militairs so genutzt zu sein, als es verdient. Wie zäh' ist die Auctorität bei uns, wenn sie sich einmal zur Existenz gebracht hat; aber wie schwer hält es, daß das Gute bei uns zur Auctorität werde! Kapp's Werk: Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem innern Zusammenhang. 2 Bde. Braunschweig 1845, ist ein aus der Ritter'schen und Hegel'schen Anschauung entsprungenes Werk, voll von Kenntniß, Geist und Frische, dem aber, daß auch Hegelsche Philosophie darin waltet, die gerechte Würdigung erschwert zu haben scheint. Da ich selber zur Hegel'schen Schule gehöre, so muß ich mich mit ihm kurz auseinandersetzen. Kapp scheint mir den Fehler gemacht zu haben, die Geographie

zu sehr aus dem historischen Standpunct zu nehmen und eben deswegen habe ich mich bemühet, die Erdoberfläche ganz unbefangen ohne alle Einmischung der Geschichte zu betrachten. Man opfert dabei viel Reize, allein die Strenge der Wissenschaft fordert unter anderen Tugenden auch die der bewußten Enthaltsamkeit. Kapp z. B. ordnet Nordafrika, Frankreich, Nordamerika, Ostindien und Australien England unter! Das geht nicht. Das ist zu historisch und verletzt die Selbstständigkeit des Objects. Kapp's Buch ist eine Apotheose des Oceans und seiner völkerbefreienden, Menschheit erziehenden Macht. Hat man erst gesehen, wie dieser Gedanke ihn trägt und begeistert, so gewinnt sein Buch eine unendliche Anziehungskraft. Der Geograph Kapp ist übrigens Oberlehrer am Gymnasium zu Minden und nicht mit dem sonst bekannten Professor Kapp in Heidelberg zu verwechseln, wie von Unkundigen geschehen.

Wenn ich aber mich bemüht habe, die reinen Naturformen in ihrer objectiven Fortgestaltung anzugeben, so bin ich doch weit entfernt, dem Zusammenschauen von Natur und Geschichte, dem geographisch-historischen Blick irgendwie entgegen zu sein; im Gegentheil und ich hoffe, diese Synthese selbst an sehr bestimmten Aufgaben, z. B. in meiner Topographie des heutigen Paris und Berlin, Königsberg 1850, gezeigt zu haben. Ich habe hier nur das Recht der Wissenschaft auf ihre Grenze wahren wollen. Unter den Lehrbüchern der Geographie zeichnen sich neuerdings das von Witt, Königsberg 1849 und das von M. v. Kalckstein durch bewußte Beachtung derselben aus.

Den ersten Theil der Philosophie des Geistes, die Psychologie, habe ich ausführlich in einer Monographie behandelt, deren zweite Auflage, Königsberg 1843 erschienen ist. Dies der naheliegende Grund, warum Manches sehr kurz gehalten. Der reine, durch keine historische Rücksichtnahme unterbrochene Fluß der hier gegebenen Darstellung dürfte auch seine eigenthümlichen Verdienste haben und Vieles in seiner Kürze schärfer prägnanter. Die Vergleichung mit Erdmann's Grundriss der Psychologie für Vorlesungen, 3te Aufl. Halle 1847, hat mich

nicht bestimmen können, meinen Gang, der im Wesentlichen der Hegel'sche ist, zu verlassen.

Ich suche den Grund darin, daß ich in diesem System einerseits die Natur, anderseits den Willen selbst noch habe abhandeln können, wodurch in jener Beziehung Wiederholungen, in dieser Vorwegnahmen überflüssig geworden sind. Den Charakter z. B. halte ich für ein ethisches Product und gliedere ihn der Moralität ein §. 10. Erdmann nimmt ihn in die Psychologie hinein, was er vielleicht nicht thun würde, wenn er auch die Moral vorzutragen gehabt hätte.

---

§. 585. Eine ausführliche Charakteristik der Aethiopischen Race habe ich in den Studien Th. II, S. 42—81 gegeben.

---

§. 591. Die hier angedeutete Ansicht über die Stellung des Weibes zum Manne habe ich 1826 weiter ausgeführt in der Abhandlung: Die Emancipation des Weibes, aus dem Standpunct der Psychologie betrachtet. Abgedruckt in meinen Studien I, S. 91—115.

---

§. 629. Die in diesem Paragraphen gegebenen Bestimmungen über die sogenannte Association der Vorstellungen berühren absichtlich die Schulstreitigkeiten über diesen Punct mit keiner Silbe, weil ich überhaupt die ganze in dieser Schrift gemachte Darstellung streng sachlich halten und deswegen alles Hereinziehen der Ansichten anderer Philosophen vermeiden wollte. Das Philosophiren in der unaufhörlichen Erinnerung an die Meinungen Anderer ist zwar an der Tagesordnung. Allein eben darum scheint mir eine ganz objective Darstellung einmal um so wünschenswerther. Das Historische muß der Historie, das Kritische der Kritik überlassen bleiben. Alles an seinem Ort und zu seiner Zeit. Wie ich hier gerade gegensätzlichen Ansichten gegenüberstehe, habe ich ausgesprochen in der Abhandlung: über die Psychologie als Naturwissenschaft in der Allge-

meinen Monatsschrift für Literatur von Roß und Schwetschke 1850, März, S. 157—169.

Bei der Vergleichung der hier gegebenen Bearbeitung des Begriffes des objectiven Geistes mit der Hegel'schen wird man sehr bedeutende Abweichungen nicht nur im Einzelnen, sondern auch im Ganzen bemerken. Niemals jedoch habe ich einen Punct der Hegelschen Lehre aufgegeben, ohne mir nicht meiner Berechtigung vollkommen bewußt zu sein. So lang' ich konnte, stritt ich für Hegel.

Noch im März 1842, in der Kritik des Vatke'schen Werkes: Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade, in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Nr. 41—44, bemühete ich mich, Hegels Eintheilung festzuhalten. Allein je mehr ich die Nothwendigkeit einer Reform seiner Ideenlehre erkannte, um so mehr wirkte diese Einsicht auch auf die übrigen Theile der Philosophie.

Ich kämpfte lange mit mir über die Stellung der Moral. Diese Wissenschaft hatte ich früh zu cultiviren angefangen; wozu der Grund in meiner theologischen Periode gelegt ward. Schon in Halle hatte ich sie mehrfach in extenso vorgetragen. Hier in Königsberg habe ich sie bis 1838 einige Male combinirt mit der Pädagogik vorgetragen, bis ich diese im Sommer 1844 zum erstenmal isolirt vortrug und zugleich für die neue Ausgabe meiner theologischen Encyklopädie eine neue Bearbeitung der in ihr mitenthaltenen theologischen Ethik vornahm.

Seit dieser Zeit häuften sich meine Zweifel gegen die Trennung der Sphäre des persönlichen und dinglichen Rechts von derjenigen Sphäre, die Hegel der Sittlichkeit vindicirte. Ich erkannte endlich, daß die Einleitung, die Hegel seiner Philosophie des Rechts gegeben, dem wesentlichen Inhalt nach den ersten abstracten Theil der praktischen Philosophie ausmachen, die Moral ihren Platz behaupten, das Recht aber das erste Moment des Systems der Sittlichkeit ausmachen müsse. Der Begriff des Guten an sich und der Begriff des sich für sich bestimmenden Subjectes sind in dem Recht als der objectiven Entäußerung des

Willens identiſch geſetzt. Die Grundbeſtimmung deſſen, was Hegel Sittlichkeit nennt, iſt von mir nicht alterirt, wohl aber habe ich dem Recht das Recht nicht verſagen können, in der Identität mit der Sittlichkeit zu erſcheinen.

Die Art, wie Hegel die Imputationslehre und die Römiſche Geſchichte behandelt hat, mußte ihn in ſeiner Auffaſſung beſtärken und vom abſtracten Recht zur Moral übergehen laſſen. Allein zu dieſem Uebergang, dem Michelet in ſeinem Syſtem der Moral 1828 eine ſehr gelehrte Unterſtützung gab, kam Hegel wiederum nur, weil er den Begriff der Strafe aus dem Bereich des abſtracten Rechts fortließ.

Gerade die Socialtheorieen unſerer Zeit müſſen dazu dienen, den tiefen Zuſammenhang des perſönlichen und dinglichen Rechts mit der Sittlichkeit einleuchtend zu machen. Die Nordamerikaner verſtehen ſich beſſer auf die Freiheit, als die franzöſiſchen Utopiſten. Sie halten das Privateigenthum für den objectiven Grundpfeiler ihrer Freiheit. Das Privateigenthum macht Luſt und Liebe zur Arbeit, die ſie freilich oft nur erſt als to make money auffaſſen. Eine kritiſche Ueberſicht der Hauptpuncte der Entwicklung der jetzigen praktiſchen Philoſophie mit Einſchluß der Franzöſiſch-ſocialiſtiſchen habe ich in Noack's Jahrbüchern für ſpeculative Philoſophie II, 5, p. 1000—1017 unter dem Titel: Aphorismen zur Geſchichte der modernen Ethik, gegeben.

Vergl. hier noch zu §. 753 meine Abhandlung: die Nothwendigkeit des Luxus. 1835. Abgedruckt in meinen Studien I, 27—56.

---

§. 742. Ich habe mich hier mit den drei Worten begnügt, daß hier der Ort der Pädagogik ſei, weil ich dieſer Wiſſenſchaft eine monographiſche Behandlung unter dem Titel: Die Pädagogik als Syſtem, ein Grundriß, Königsberg, 1848, gewidmet habe. Ich hoffe darin ein Beiſpiel gegeben zu haben, wie jede beſondere Wiſſenſchaft des Geiſtes doch wieder auch Totalität iſt. Den Standpunct unſerer jetzigen Nationalerziehung

habe ich geschildert in meiner Rede zur Festfeier von Pestalozzi's hundertjährigem Geburtstag, Königsberg, 1846.

---

§. 788. Man wird aus diesem Paragraphen unschwer entnehmen können, daß ich die constitutionelle Erbmonarchie für diejenige Form der Verfassung halte, über welche hinaus wir noch keine höhere gefunden haben. Allerdings halte ich dafür, daß die Form der Verfassung eines bestimmten, geschichtlich gegebenen Staates nicht a priori, sondern nur a posteriori und a priori zugleich, aus Geschichte und Vernunft, bestimmt werden kann. Der Aberglaube an irgend eine von der Geschichte durch die in ihr schon weiter entwickelte Vernunft bereits verurtheilte Form ist eben durch die Geschichte zu oft und schmerzlich widerlegt worden. Logisch aber genommen erblicke ich in der constitutionellen Erbmonarchie die Synthese des Gegensatzes der absoluten Monarchie und der absoluten Republik. Während des Jahres 1848 hatte ich so oft mündlich und schriftlich hören müssen, nicht nur daß die Republik das Ideal aller Staatsform überhaupt sei, sondern daß dies auch in der Philosophie bereits apodiktisch ausgemacht worden. Dies veranlaßte mich zu einer Abhandlung, die ich 1849 in der damals von Dr. Oldenberg redigirten Deutschen Reform zwischen dem 29. März und 11. April unter dem Titel: Republik und constitutionelle Monarchie, habe abdrucken lassen. Mein Grundgedanke darin ist der, daß die absolute Monarchie die natürliche Einheit des Staates, die absolute Republik die gesetzliche Gleichheit der Staatsbürger, die constitutionelle Monarchie die Freiheit des Staates als das System der selbstbewußten Sittlichkeit befestigt, weil sie nicht, wie die abstracte Monarchie, von dem nur dynastischen Familienthum, nicht, wie die abstracte Republik, nur von der atomistischen Person, sondern vom Begriff des Geistes einer Nation ausgeht. Ruge, der 1848 ganz trunken von dem Französischen Republicanismus war, hatte noch 1840 in den Halleschen Jahrbüchern für Deutsche Wissenschaft und Kunst Nr. 154, S. 1229 Hegel über die beschränkte Ableitung der Primoge-

nitur des Fürſten getadelt und dieſelbe aus der Nothwendigkeit abgeleitet, daß ein Volk die Einheit und Continuität ſeiner Geſchichte in der Familie des Staates durch die Erbfolge des Monarchen zum Ausdruck bringen müſſe.

Ueber den Begriff der Familie in ſeinem Zuſammenhang mit dem Begriff der Souverainetät hat, meines Bedünkens, Niemand ſo vortrefflich geſprochen, als Schleiermacher in der Abhandlung: über die Begriffe der verſchiedenen Staatsformen, in den Schriften der Akademie 1814; wieder abgedruckt in den Sämmtl. Werken, dritte Abth. Zur Philoſ. Bd. III, S. 246—86. Den Zuſammenhang dieſer Entwicklung mit Schleiermachers übrigen Arbeiten auf dem Felde der Ethik habe ich auseinandergeſetzt in der Abhandlung: Schleiermacher als Ethiker und Politiker 1840, abgedruckt in meinen Königsberger Skizzen 1842, II. S. 211—42.

Nicht umhin kann ich, hier die ſonderbare Meinung zu erwähnen, als ob ein rechter Philoſoph nur die Republik für die vernünftigſte Staatsform halten könne, da nämlich die Geſchichte der Philoſophie dieſe vulgäre Meinung nichts weniger als beſtätigt. Sehr viel Unterſtützung hat dieſelbe unſtreitig dadurch erhalten, daß Platon's Politie gewöhnlich unter dem Titel der Republik citirt wird. Aber dieſe Idealrepublik des göttlichen Platon ertrüge heut zu Tage Niemand mehr in ganz Europa, denn ſie iſt eine Militairariſtokratie, in welcher der arbeitende Stand dem ſtehenden Heere als bloßes Mittel geopfert wird und die Herrn Philoſophen die höhern, an kein poſitives Geſetz gebundenen, ſouverainen Polizeibeamten ausmachen. Platon's Gerechtigkeit, denn dieſes Wort iſt eigentlich das Stichwort ſeiner Unterſuchung — beruhet noch nicht auf dem Begriff der Freiheit, ſondern auf einer vagen pſychologiſchen Vorausſetzung. Ich nehme keinen Anſtand, zu behaupten, daß ich in den Geſetzen, obwohl ſie dem Platon nur zweifelhaft zugeſchrieben werden, ein viel größeres Maaß von Vernunft und Freiheit finde. Außerdem aber erinnere ich daran, wie ſehr Platon im Grunde, wenn man den Dialog Politikos erwägt, für die Monarchie eingenommen iſt.

Weil nun aber Platon in der Politie wie in den Gesetzen, sich sehr viel mit dem socialen Detail der besondern Einrichtungen, mit der endlichen Zweckmäßigkeit, beschäftigt hat, so sind ihm die Verfasser politischer Romane, wie Campanella in seiner Urbs solaris, Th. Morus in seinem Utopien, Sidney in seiner Geschichte der Sevaramben, bis auf Cabet in seinem Icarien darin gefolgt. Und dergleichen Visionen gelten nun, zumal sie sich leicht lesen und beurtheilen lassen, bei der Menge auch für Philosophie.

Eigentlich philosophische Auctoritäten sind aber für die Republik schwer zu citiren, da Rousseau wohl ein poetischer Kosmopolit, aber doch wohl nicht ein Philosoph in dem Sinne war, den man, wenn man sich auf die Philosophie beruft, damit verbindet.

Aristoteles und Cicero waren für die gemischte Staatsverfassung d. h. sie waren schon über die bloße Monarchie, aber auch über die bloße Republik hinaus. Baco, Hobbes und Locke, Leibnitz, Wolff und Kant, Fichte und Herbart, Schleiermacher und Steffens, Schelling und Hegel, waren sämmtlich Anhänger der monarchischen Staatsform; die Deutschen Philosophen seit Kant unter der Voraussetzung der Repräsentativverfassung. Spinoza scheint sich zur Demokratie geneigt zu haben, war aber nichts weniger, als exclusiver Republicaner. Ich sage, er scheint sich zur Demokratie geneigt zu haben, denn sein Tractatus politicus handelt nur von der Monarchie und Aristokratie; von der Demokratie ist nur der erste Anfang da, dann bricht die Schrift ab. Spinoza aber mit seinem Tiefblick sucht zu zeigen, wie jede dieser Formen eingerichtet werden könne, damit in ihr die Freiheit sich realisire. Auch die Monarchie hält er dazu für tauglich. Das imperium aristocraticum scheint ihm nur aptius zu diesem Zweck und die Demokratie, in welcher der Bürger das Stimmrecht nicht durch Wahl, sondern gesetzlich als ein ihm sonst inhärirendes ausübt, wird nach ihm in der Praxis doch immer wieder auf eine gewisse Aristokratie hinauslaufen (eodem redibit). Bei den Franzosen hat Jean Bodin in seinem gelehrten Werk: de

la republique, in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, zuerſt die conſtitutionelle Regierungsform geahnt, hauptſächlich durch ein genaues Studium der Alten geleitet. Er bleibt der reſpectable Vorgänger Montesquieu's. Sein Zeitgenoſſe La Boëtie iſt durch eine Schrift berühmt geworden, die jedoch, wenn man ſie kennt, nicht ſowohl, wie Viele glauben, die nur nach Titeln ſich Vorſtellungen von Büchern machen, ohne dieſe ſelber auch nur geſehen zu haben, eine politiſche, als vielmehr eine moraliſche Unterſuchung iſt. Dieſe Schrift: de la servitude volontaire ou le Contr' Un, bemühet ſich nur, die Erſcheinung zu erklären, wie in der Geſchichte, da offenbar die Mehrheit immer ſtärker, als Einer ſei, doch die Tyrannei ſo oft habe wiederkehren können. La Boëtie nimmt aber die Tyrannen in allen Verfaſſungen, auch in den republicaniſchen, durch und findet den Grund für ihre Exiſtenz in der Trägheit und Schlechtigkeit der Menſchen. Für Frankreich ſcheint mir dies Büchlein allerdings charakteriſtiſch, denn ſo oft es auch ſchon die Form ſeiner Verfaſſung geändert hat, ſo ſcheint es doch immer noch, um nicht im Parteikampf auseinanderzufallen, eines Tyrannen bedurft zu haben.

Wenn es ſich nun aber ſo mit der Geſchichte der Philoſophie verhält, daß ihre vornehmſten Vertreter nicht Republicaner waren, ſollte denn die Meinung des mit ihr unbekannten großen Publicums, daß ein Philoſoph wenigſtens in der Theorie Republicaner ſein müſſe, ſo gar nichts auf ſich haben? Ich denke doch wohl. Man will nämlich damit wohl ausdrücken, daß der Philoſoph niemals dem Despotismus, komme er nun von Oben oder Unten, das Wort reden dürfe. Das iſt richtig. Man ſpricht ſo vom Philoſophen, wie man auch einen Menſchen, der die Kunſt der Selbſtbeherrſchung und Entſagung, die Kunſt der in Gott ſeligen Zufriedenheit übt, im gemeinen Leben ſchon einen Philoſophen nennt. Die Liebe zur Freiheit wird immer ein vorzügliches Kriterium bleiben, den ächten Philoſophen vom Pſeudophiloſophen zu unterſcheiden.

§. 791. ff. Bei diesem inhaltschweren Miniaturbilde der Weltgeschichte ist es mir besonders auf zweierlei angekommen:

1) darauf, die Entwicklung consequent innerhalb der Idee des Staates zu halten. In diesem Standpunct der Behandlung stimme ich ganz mit Kant und Hegel überein, wie ich dies früher schon in meiner Abhandlung: über das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte, Königsberg 1835, und in meiner Geschichte der Kant'schen Philosophie, Leipzig 1840, S. 264 ff. näher begründet habe. Wie ich aber mit ihnen übereinstimme, mußte ich hier, zumal bei dem großen Mißbrauch, der mit dem Wort: Philosophie der Geschichte, getrieben wird, durch die That zeigen.

2) Sodann kam es mir darauf an, einen Hauptmangel der Hegel'schen Auffassung der Geschichte zu beseitigen. Als ich 1837 Hegel's Philosophie der Geschichte in den Halle'schen Jahrbüchern einer ausführlichen Kritik unterwarf, die in meinen Kritischen Erläuterungen des Hegel'schen Systems, Königsberg 1840, S. 149 – 177, wieder abgedruckt ist, fing die Skepsis gegen Hegel in diesem Punct bei mir an und wuchs seitdem beständig fort. Ich glaube nämlich, daß Hegel mit den Juden niemals aufs Reine gekommen ist. Seine innere Unsicherheit über sie hat ihn daher dazu gebracht, sie in der Philosophie der Geschichte sogar nur als eine Provinz des Persischen Reichs zu behandeln, während er sie anderwärts, z. B. in der Religionsphilosophie, zwischen Aegyptier und Griechen stellt. Ich würde aber die Juden nicht so, wie geschehen, jetzt haben stellen können, wären mir nicht die neuern Untersuchungen über die Phöniker und Aegyptier von Movers, Röth, Bunsen, Lepsius u. A. zu Hülfe gekommen, namentlich aber auch die Untersuchungen über die Juden in Vatke's biblischer Theologie.

Nun konnte ich aber diese höhere Einsicht nicht gewinnen, wenn ich nicht die Abstraction des Gegensatzes überhaupt aufgab, den man zwischen Orientalisch und Occidentalisch ziemlich unbestimmt hergebracht hat. Schon in der Vorrede zur Uebersetzung von Krischna Misra's Prabodha chandrodaya,

Königsberg 1842, habe ich diesen Sprachgebrauch als einen solchen kritisirt, von dem wir uns, nachdem er eine Zeitlang uns gedient hat, allmälig werden entwöhnen müssen, weil er zu einer Menge von Vorurtheilen, namentlich zur Ausmalung falscher Contraste dient, die sich bei einer gründlicheren Kenntniß des sogenannten Orientes widerlegen. Ich habe dort namentlich auch bemerkt, daß wir mit Orientalisch im Grunde den tropischen Typus der Landschaft und Lebensart bezeichnen wollen. Das nördliche Afrika, südlich von uns gelegen, erscheint uns daher sehr Orientalisch, Kamtschatka und Sibirien aber, sehr östlich von uns gelegen, gar nicht.

Was nun §. 816. den Islam speciell angeht, so ist meine Auffassung weiter motivirt in der Abhandlung: über die eigenthümliche Weltstellung des Islam in meinen Studien, II, S. 96—121. — Wegen des Mittelalters aber §. 819 habe ich mir wohl erlauben dürfen, so kurz zu sein, weil ich demselben in meiner: Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter, Halle 1830, eine so umfassende, theilweise zur Ergänzung und Berichtigung der Hegel'schen Phänomenologie des Geistes bestimmte Bearbeitung habe zu Theil werden lassen, auf welche ich hiermit verweise.

Bei dem Schönen und der Kunst §. 825 ff. bemerke ich, daß ich meine Grunddifferenz von Hegel 1836 in der Kritik seiner Aesthetik in den Berliner Jahrbüchern ausführlich dargelegt habe, wiederabgedruckt in meinen kritischen Erläuterungen des Hegelschen Systems, Königsberg 1840, S. 177 bis 216.

Diese Grunddifferenz besteht darin, daß es Hegel 1) an einer Metaphysik des Schönen fehlt und 2) daß er das Symbolische, Classische und Romantische nicht nur mit der Orientalischen, Griechischen und Christlichen Kunst schlechthin identificirt, sondern ihnen auch als Eintheilung das System der Künste subordinirt.

Was das Erstere anbetrifft, so ist dieser Mangel nunmehr allgemein anerkannt. Hegel läßt das Ideal, aber nicht die Idee

zu ihrem Recht kommen. Daraus entſpringen dann andere Fehler. Viſcher hat dieſem Mangel in ſeiner großartigen Bearbeitung der Aeſthetik, im erſten Theil derſelben, Reutlingen und Leipzig, 1846, bereits abgeholfen, ſo wie er auch im zweiten Theil den Begriff des Naturſchönen in einer bis jetzt unübertroffenen und vollſtändigen Weiſe abgehandelt hat. Daß ich jedoch mit Viſcher im Beſondern oft nicht übereinſtimmen kann, wird ſchon aus dem hier gegebenen kurzen Grundriß erhellen. Der Hauptpunct der Differenz zwiſchen ihm und mir iſt der, daß er das Komiſche für den Gegenſatz des Erhabenen hält. Er conſtruirt ſo:

1) Das einfach Schöne.
2) Das Schöne im Widerſtreit ſeiner Momente;
   α) das Erhabene;
   β) das Komiſche.
3) Das Schöne in der Rückkehr aus dieſem Widerſtreit zu ſich.

Ich conſtruire ſo:

1) Das Schöne an ſich;
2) das Häßliche;
3) das Komiſche.

Das Häßliche ſcheint mir der wahre Gegenſatz des Schönen, das Negativſchöne zu ſein, weshalb wir ja auch ſtreiten können, ob etwas häßlich oder ſchön ſei. Der wahre Gegenſatz des Erhabenen aber ſcheint mir nicht das Komiſche, ſondern das Gefällige zu ſein, ſo daß dem Großen das Niedliche, dem Mächtigen das Spielende, dem Majeſtätiſchen das Reizende entgegenſteht. Das Komiſche aber ſetzt das Häßliche voraus. Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur Ein Schritt, aber dieſer muß durch ein Moment des Häßlichen hindurch, wie dies Weiße richtig geſehen hat, als er ſich 1830 in ſeinem Syſtem der Aeſthetik als Wiſſenſchaft, Leipzig, 2 Bde., zuerſt das Verdienſt erwarb, das Häßliche in die Aeſthetik ſyſtematiſch einzureihen, nachdem es von Ariſtoteles bis auf ihn immer nur occaſionell behandelt worden war. Nur beengt er ſeinen Begriff durch die Contrapoſition mit dem Erhabenen, ſtatt mit dem

Schönen überhaupt, und durch eine Identification des Häßlichen mit dem Böſen. Wie es zu gehen pflegt, daß man für die Erziehung und Bildung verwahrloſter Subjecte ſich am Lebhafteſten zu intereſſiren pflegt, ſo geſteh' ich, iſt es mir mit dem Häßlichen ergangen, ſeit ich erkannte, wie ſehr es noch vernachläſſigt iſt. Mein Ziel iſt hier ein ganz beſtimmtes geworden, eine Aeſthetik der Caricatur, für die ich ſeit Jahren ſammle, die Ausarbeitung aber mir immer in die vielleicht ruhigeren Zeiten eines noch höhern Alters verſchiebe, zumal ich ſie mit einem Atlas illuſtriren möchte, um zartere Beſtimmungen auch durch die Vermittlung der Anſchauung gründlich zu erledigen. In ſolcher Beſchäftigung, die ich im Stillen neben wichtigern fortlaufen laſſe, habe ich den ungeheuren Umfang des Häßlichen in der Kunſt mit ſtaunendem Blick einigermaaßen überſehen lernen, aber auch den intimen Zuſammenhang des Komiſchen mit ihm immer deutlicher erkannt. Ich halte daher den Begriff des Humors für das Ultimatum in der Metaphyſik des Schönen, weil, nach meiner Anſicht, der Humor auch mit dem Ernſten göttlich heiter ſpielt, aber in dieſem Spiel wieder alle Stufen des Schönen bis zum Erhabenen hin durchlaufen kann.

Was aber das Zweite angeht, ſo halte ich das Symboliſche, Maſtiſche und Romantiſche für ganz allgemeine Beſtimmungen der Entwicklung der Phantaſie überhaupt, die in allen Künſten und bei allen Völkern zum Vorſchein kommen können und verweiſe deshalb auf meine Pſychologie 2te Auflage S. 287 ff.

---

§. 848. Wenn ich hier die ſogenannten wilden Völker wegen ihrer Religioſität in Schutz nehme, ſo beruhet dies Urtheil auf einer ausführlichen Unterſuchung, die ich 1831 in Iſerlohn unter dem Titel: die Naturreligion, ein philoſophiſch-hiſtoriſcher Verſuch, herausgegeben habe. Meine Anſichten haben nach der ethiſchen Seite hin eine Beſtätigung und Erweiterung in der trefflichen Arbeit Fallati's erhalten: Keime des Völkerrechts bei wilden und halbwilden Völkern in Robert Mohl's Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſen-

schaft VI, 1, Tübingen 1850, S. 151—242. Faßati liefert darin ein Seitenstück meiner Naturreligion mit ausdrücklicher, mich hoch erfreuender Zustimmung zu derselben.

---

§. 865. Die hier angegebenen Fundamentalurtheile habe ich 1836 in Bruno Bauers Zeitschrift für speculative Philosophie und Theologie unter dem Titel: Eine Parallele zur Religionsphilosophie, ausgeführt; wieder abgedruckt in meinen Studien I, 1839, S. 116—154. Das Mangelhafte der Hegel'schen Eintheilung der Religionen ist das Fehlen eines festen Eintheilungsgrundes, so daß psychologische, ethische, ästhetische und andere Gesichtspuncte abwechseln.

---

§. 861. Diesem wichtigen Punct der Typik der religiösen Kunst habe ich eine eigene Abhandlung gewidmet, welche den Titel führt: Entwurf einer Theologie der Kunst. 1844. Abgedruckt in den Studien V. 1848. S. 127—160. Als ich sie verfaßte, war mir leider das umfassende und interessante Werk: Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu, par M. Didron, Paris, 1843, 4, das mit so instructiven Zeichnungen ausgestattet ist, noch unbekannt. Ich habe am angegebenen Ort für die Bildung der religiösen Vorstellung das Schwanken derselben zwischen Materialismus und Hyperidealismus und für die religiöse Kunst die Epochen 1) der Typik, 2) der Naturwahrheit, 3) der idealen Individualität nachgewiesen.

---

§. 866. Der Inhalt dieses Paragraphen hat seine besondere Erledigung gefunden in dem Abschnitt meiner theologischen Encyklopädie, 2te Aufl. Halle, 1845, S. 37—89.

Die Vertheidigung meiner Ansichten nach Außen hin habe ich in der Polemik gegen Strauß' Glaubenslehre in den Berliner Jahrbüchern 1841 zusammengefaßt, wovon ich 1845 zu Leipzig einen Sonderabdruck unter dem Titel: Kritik der Principien der Strausschen Glaubenslehre, veranstalten ließ.

Der letzte Abſchnitt, der vom Begriff der Philoſophie handelt, iſt am Kürzeſten ausgefallen, weil er im Weſentlichen nur der abſolute Reflex der vorangegangenen totalen Entwicklung iſt. Indeſſen iſt dieſe Kürze nur relativ und der Inhalt einer eben ſo mannigfaltigen und weitreichenden Ausführung, wie jedes Moment des Ganzen, fähig.

Es ſind beſonders zwei Puncte, die darin hervortreten: 1) der Beweis für das Daſein Gottes und 2) die Geſchichte der Philoſophie.

ad 1) Das Problem, was man mit dem Ausdruck Beweis für das Daſein Gottes bezeichnet, iſt das höchſte von allen. Was hilft alle Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht bis zu dieſer Frage aufſteigt, die von der Menſchheit, trotz der Offenbarung poſitiver Religionen und trotz des Nihilismus atheiſtiſcher Doctrinen, immer wieder aufgeworfen werden wird und welche daher der Chineſiſchen und Indiſchen Philoſophie ſo wenig fremd geblieben iſt, als der Griechiſchen und Chriſtlichen. Die Griechiſche Philoſophie hat im zehnten Buch der dem Platon zugeſchriebenen Geſetze eine meiſterhafte, wenn gleich faſt unbeachtete und ungenannte Behandlung dieſes Problems gegeben und der Kern der Ariſtoteliſchen Metaphyſik drehet ſich ebenfalls darum. Welche Bedeutung dies Problem in der neueren Philoſophie bei allen Wendpuncten derſelben gehabt hat, brauche ich hier nur zu erwähnen. Wem es um eine Collection des hier einſchlägigen Materials zu thun iſt, findet ſie Fortlage's Darſtellung und Kritik der Beweiſe für das Daſein Gottes. Heidelberg 1840. Allerdings bedarf aber dieſer Theil der Speculation einer Umgeſtaltung, die ihm aus der Syſtematik und Dialektik der Philoſophie erwachſen muß. Ueberblickt man nämlich das ganze Syſtem, ſo enthält daſſelbe eine Reihe von Definitionen des Abſoluten in der Weiſe, daß mit der einfachſten und inhaltloſeſten angefangen und mit der reichſten, quo majus cogitari non potest, geſchloſſen wird. Das Sein, das Denken, die Idee; die Materie, die Kraft, das Leben; der Menſch, die Geſchichte, der abſolute Geiſt bilden dieſe Stufenfolge. Die Beſchränktheit der dem letzten Urtheil vorangehenden Definitionen

hebt ſich von ſelbſt auf; dieſe an ſich beſchränkten Defuſionen ſind wahr, vollkommen wahr, allein ſie ſind nicht die ganze Wahrheit. Aus dieſem Grunde eben gehen ſie in ein höheres Urtheil über, das in ſeiner Wahrheit die ihrige mitenthält. Die Hauptſache in Betreff des Beweiſes der Exiſtenz Gottes iſt die Umkehrung im Verhältniß von Subject und Prädicat. Es wird alſo zuerſt geſetzt:

Das Sein iſt Gott.

Aber die Entwicklung zeigt, daß nicht das Sein Gott iſt, vielmehr ergibt ſie das Sein als Prädicat Gottes, alſo:

Gott iſt das Sein.

Dieſer Proceß erneuet ſich auf jedem Standpunct. Es zeigt ſich z. B. daß das Sein ſich zum Denken aufhebt, alſo gurtheilt werden muß:

Das Denken iſt Gott.

Aber dies Urtheil muß wiederum in das höhere Urtheil verbeſſert werden:

Gott iſt das Denken.

Erſt in dem letzten Urtheil: der abſolute Geiſt iſt Gott, wird Subject und Prädicat ſchlechthin gleich und bedarf der Umkehrung nur noch in Bezug auf den erſcheinenden Geiſt, dem zwar auch, ſeinem Weſen nach, die Abſolutheit zukommt, der aber nicht ſelber und unmittelbar Gott iſt.

Dieſe Beweisführung halte ich für die einzige, welche den Atheismus, auch den Feuerbach's, wiſſenſchaftlich zu widerlegen im Stande iſt und habe ſie daher weitläufiger entwickelt in dem erſten Abſchnitt meiner theologiſchen Encyklopädie 1845, S. 19—37. Ich habe dieſem Abſchnitt die Ueberſchrift gegeben: die theogoniſche Phänomenologie. Ich ſehe nämlich den Hauptfehler bei Feuerbach, Strauß u. A. darin, daß ſie den religiöſen Proceß nur von Seiten der Form des Bewußtſeins betrachten, die reale Bedeutung aber ſeines Verhältniſſes zu Gott leugnen. Dieſe Actualität im Rapport zwiſchen dem Menſchen und Gott, die für Feuerbach nur eine intellectuelle und moraliſche Unvollkommenheit des Menſchen, wünſche ich durch das Epitheton theogoniſch auszudrücken.

ad 2) Hier wäre ferner der systematische Ort für die Begründung der Geschichte der Philosophie. Sie müßte als eine wahre Genesis des Wissens das Ende in den Anfang zurückkehren lassen. Es würde sich schon zeigen, daß die speculative Behandlung der Geschichte der Philosophie der objectiven Geschichte in keinerlei Wege untreu zu werden hat, vielmehr, als die Geschichte des denkenden Geistes, erst recht mit Geist sich nur dann darstellen läßt, wenn sie die historische Wahrheit mit Ehrfurcht ergreift. Eine solche Geschichte würde aber als eine Skizze hier keinen Werth haben; sie müßte als Seitenstück zu diesem System eine parallele, in gleichem Umfang gehaltene Entwicklung abgeben.

Sofern es aber darum zu thun wäre, daß ich selbst mich historisch rechtfertigen sollte, darf ich mich wohl auf meine kritisch-historischen Schriften berufen, namentlich aber auf den letzten Abschnitt in meiner Geschichte der Kant'schen Philosophie 1840 und auf Hegel's Leben, Berlin 1844.

Diese Erläuterungen sollen natürlich kein Commentar sein, vielmehr nur über die Behandlung des Ganzen wie einzelner Momente die nöthigste Aufklärung geben. Als ein Encheiridion mußte die Darstellung des Buches selber sich der Kürze befleißen, die denn nicht selten die feineren Vermittlungen zu Voraussetzungen macht. Dies trifft namentlich die Eintheilungen. Gern erkläre ich, daß ich bei denselben auf die Trichotomie als solche gar keinen Werth lege, als erblickte ich darin eine besondere dialektische Schönheit. Ich hoffe, daß die Zeiten vorüber sind, wo das Publicum oder Hegelianer in der Dreiheit an sich schon Hegelsche Philosophie sahen und wo Sallet spotten konnte:

Vernünftig ist, was wirklich ist,
Und wirklich, was vernünftig,
Mit dem Bestehenden den Zwist
Vermeide, Jüngling, künftig!
Die Gegensätze bring zur Einheit,
Zur absoluten Allgemeinheit.

Wohl aber wünsche ich, daß die Eintheilungen, auch wo ihre Ableitung nicht ausführlicher gegeben ist, als natürliche befunden werden mögen, die eben deswegen dann auch dreitheilige sein müssen. Die Trichotomie ist die Nothwendigkeit der Dinge selber, wie alle Philosophen, die mit der Methode sich beschäftigt haben, wohl erkannten. Die Kantische Philosophie hat über ein Menschenalter hindurch an die Behandlung der Gegenstände nach den Kategorieen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität gewöhnt und insofern eine tetradische Eintheilung, wie in anderer Beziehung durch die Gegensätze von Sinnlichkeit und Verstand, von Verstand und Vernunft, von Theoretischem und Praktischem, von Physischem und Ethischem u. s. f. eine dichotomische Eintheilung in Schwung gebracht. Allein genauer besehen, ist gerade sie die Urheberin der Triplicität des Begriffs, weil die Eintheilung der einzelnen Kategorieen bei ihr eine trichotomische ist. Die Quantität z. B. ist Einheit, Vielheit, Allheit; die Qualität Affirmation, Negation, Limitation u. s. f. So arbeitete sich in ihr die Trias der Eintheilungen immer mehr hervor. Sie schob zwischen Verstand und Vernunft die Urtheilskraft ein und wurde sich in Fichte des Ganges von der These durch die Antithese zur Synthese vollkommen bewußt. In der Schelling'schen Philosophie blieb die Trichotomie herrschend. In der Krause'schen ist sie es im Grunde auch. Leider hat dieselbe die üble Angewohnheit, alle Dinge durcheinander zu mischen und durch die Behandlung desselben Gegenstandes erst in analytischer, dann in synthetischer Form, in eine wirklich höchst langweilige Breite zu verfallen, die ihre oft sinnigen Bemerkungen und Expositionen

ungenießbar werden läßt. Es ist sehr leicht, über Eintheilungen zu spotten, aber es ist sehr schwer, die wahrhaften zu finden, wie man bald inne werden kann, wenn man Trichotomieen, die schon das Bürgerrecht erlangt haben, in Frage stellt und etwas Anderes für sie setzen soll.

Errata.

Da die vorkommenden Druckfehler nicht eigentlich sinnentstellende sind, so wird der geneigte Leser sie im Lesen selber verbessern. Es soll daher nur bemerkt werden, daß

S. 267 die Nr. 1 bei den Isothermen falsch ist und Nr. 2 heißen muß;

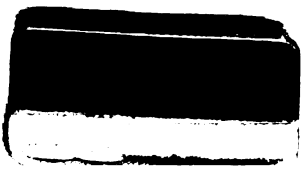
daß S. 554, Z. 16 v. U. statt den gradirten: begradirten zu lesen ist; endlich

daß S. 602, Z. 15 v. U. statt Jacoby: Jacobi gelesen werden muß; ich meine den unserer Facultät auch entrissenen Mathematiker.

Gedruckt bei C. J. Dallowski.

89094555158

b89094555158a



G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)

B89094555158

B89094555158A